# Völkerpsychologie.

Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze

von

## Sprache, Mythus und Sitte

von

**Wilhelm Wundt.**

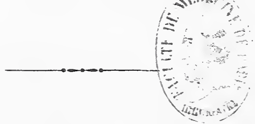
---

Erster Band.

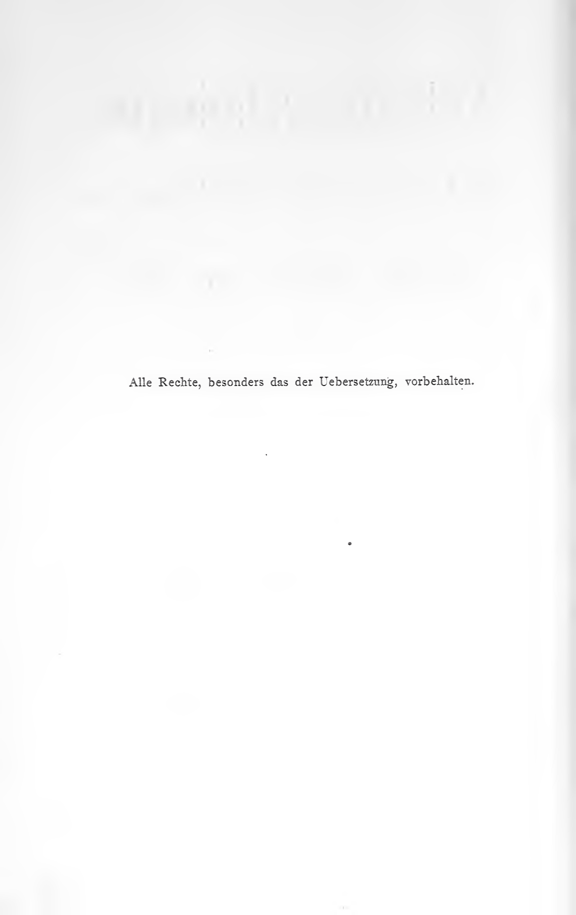
## Die Sprache.

Zweiter Theil.





Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1900.



# Inhalt.

# Sechstes Capitel.

# Die Wortformen.

## I. Begriff und Eintheilung der Wortformen.

### 1. Aeuſsere und innere Wortform.

Mit dem Begriff der Wortform lässt sich ein zweifacher Sinn verbinden. Betrachtet man ein einzelnes Wort losgelöst von dem Zusammenhang der Rede, so kann es immer noch in seiner Form Merkmale bieten, aus denen seine allgemeine Bedeutung im Satze unzweideutig hervorgeht, wenn sich auch selbstverständlich die besonderen Beziehungen, in denen es sich zu andern Wörtern befindet, nicht mehr erkennen lassen. So sehen wir einem griechischen oder lateinischen Worte, auch wenn es uns isolirt gegeben wird, in der Regel ohne weiteres an, ob es Substantiv, Adjectiv, Verbum, Adverbium u. s. w. ist, und welche Casus-, Numerus-, Modus-, Tempusform es besitzt, falls es nicht zur Classe der unflectirbaren Redetheile gehört. Alle diese äußerlich erkennbaren Merkmale, die das Wort nur durch seine Stellung im Satze gewinnen kann, die aber gleichwohl ihm selber anhaften, können wir die äußere Form des Wortes nennen. Nun kann es sich aber bekanntlich schon in den uns geläufigen Sprachen ereignen, dass das einzelne Wort jene Merkmale theilweise oder vollständig einbüßt. So sind z. B. unsere Wörter *gebe* und *Gabe* zwar noch, das erste als eine verbale, das zweite als eine substantivische Wortform zu erkennen; ihre nähere Stellung bleibt jedoch unsicher: *gebe* kann Indicativ oder Conjunctiv des Präsens, und *Gabe* kann jede Casusform des Singulars sein. Vollends ein Wort wie das englische *like* (gleich, Gleiches) kann Adverb, Adjectiv, Substantiv oder (in der Bedeutung 'gefallen') Verbum sein, ohne dass der Wortform diese

verschiedene begriffliche Stellung anzusehen wäre. Nichtsdestoweniger kann es keinem Zweifel unterliegen, dass ein solches Wort jedesmal die Bedeutung einer ganz bestimmten Wortform, eines Nomens, Verbums, Adverbs u. s. w., hat, und dass ihm unter den geeigneten Bedingungen eine bestimmte Casus-, Tempus-, Numerusbedeutung u. s. w. zukommt. Doch es gewinnt dieselbe erst durch das Verhältniss, in das es im Zusammenhang der Rede zu andern Wörtern tritt. Diese dem Wort durch seine Stellung im Satze verliehene begriffliche Bestimmtheit können wir hiernach die *innere* Wortform nennen. Nach den Verhältnissen der Formbestimmung in Sprachen, die, wie das Deutsche und Englische, bald durch äußere, bald nur durch innere, aus der Verbindung mit andern Wörtern hervorgehende Merkmale die Wortform erkennen lassen, werden nun aber auch die Erscheinungen in solchen Sprachen zu beurtheilen sein, denen die äußeren Unterscheidungsmerkmale überhaupt fehlen. Von ihnen werden wir zwar sagen können, dass sie keine *äußeren* Wortformen besitzen; wir werden ihnen aber nicht die Wortformen überhaupt absprechen dürfen, da selbst in diesen Sprachen *innere* Wortformen stets existiren und im Satze in der Regel durch bestimmte Merkmale der Wortstellung deutlich geschieden werden. Für die Begriffe Nomen und Verbum, Substantiv und Adjectiv, für die verschiedenen Casus-, Tempusformen u. s. w. sind also nicht die äußeren Formelemente allein, sondern ebenso sehr die Merkmale der inneren Wortform maßgebend; und den Besitz einer bestimmten grammatischen Kategorie können wir einer Sprache immer erst dann absprechen, wenn es nicht nur keine äußere, sondern auch keine *innere* Wortform gibt, die jene Kategorie ausdrückt. Wenn z. B. die Casusform des Genitivs nur dadurch gekennzeichnet ist, dass das im Genitivverhältniss stehende Wort dem Nomen, zu dem es gehört, regelmäßig nachfolgt oder vorangeht, so ist das gerade so gut eine formale, die Wortform charakterisirende Eigenschaft, als wenn die gleiche Wirkung durch ein angehängtes Casussuffix erreicht wird.

Die Merkmale, die den formalen Werth eines Wortes in diesem allgemeinen Sinne bestimmen, sind demnach von *doppelter* Art: sie sind erstens *syntaktische*, insofern sie auf dem meist durch die Wortstellung ausgedrückten Verhältniss zu andern Wör-

tern beruhen; und sie sind zweitens Bildungsmerkmale, insofern sie an dem Aufbau des Wortes selbst zu erkennen sind, wobei sie dann bald in der Anfügung kennzeichnender Elemente, bald in charakteristischen Lautvariationen der ursprünglichen Elemente des Wortes bestehen. In einer gegebenen Sprache kann die Wortform durch beide Eigenschaften zugleich bedingt sein, wie im Sanskrit. Es können aber auch bloß die syntaktischen Merkmale ausgebildet sein, wie im Chinesischen. Oder es können endlich vorzugsweise die Bildungsmerkmale des einzelnen Wortes die Wortform andeuten, wie im Griechischen und Lateinischen. Unter dem vorwaltenden Einfluss dieser beiden klassischen Sprachen pflegt die Grammatik den Begriff der »Wortform« auf die engere Bedeutung der äußeren Wortform einzuschränken. Die psychologische Betrachtung wird jedoch nicht umhin können, hier an dem allgemeineren Begriff festzuhalten. Da jedes Wort nur im Zusammenhang der Rede entsteht, so hat es von Anfang an eine bestimmte formale Bedeutung. Ob es diese Bedeutung durch äußere oder durch innere Merkmale oder durch beide zugleich gewinnt, erscheint dem gegenüber als ein secundäres Moment. Natürlich bleibt es einer ausschließlich auf die Bildungsweise des einzelnen Wortes gerichteten Untersuchung, wie sie sich die sogenannte »Formenlehre« der Grammatik als Aufgabe stellt, unbenommen, neben jenem allgemeineren auch den engeren Begriff der Form zu verwenden, der sich aus einer isolirenden Analyse der Wortformen als nothwendige Consequenz ergibt. Nur darf man dabei nicht vergessen, dass diese Analyse selbst auf einer Abstraction beruht, und dass es daher nicht gerechtfertigt ist, eine Sprache »formlos« zu nennen, wenn das aus dem Zusammenhang des Satzes losgelöste Wort keinerlei Formbestimmung mehr erkennen lässt[1]). Dies isolirte Wort existirt eben in der wirklichen Sprache überhaupt nicht, sondern in ihr hat jedes Wort neben seinem sonstigen Begriffsinhalt stets auch eine bestimmte formale Bedeutung. Aus der bei dieser Bildung der Wortformen wirksamen Verbindung äußerer Beziehungen und innerer Eigenschaften des Wortes geht aber zugleich deutlich hervor, dass

[1]) Ueber diesen Begriff »formloser Sprachen« vgl. Cap. V. S. 551 f.

die psychologische Analyse der Formenbildung eng zusammenhängt mit der syntaktischen Fügung der Worte und demnach bereits mitten hineinführt in eine Psychologie der Syntax.

Da Wortbildung und Formenbildung in der wirklichen Sprache nothwendig zusammenfallen, so sind es nun nicht sowohl die sprachlichen Erscheinungen selbst als vielmehr die ihnen gegenüber zur Geltung kommenden psychologischen Gesichtspunkte, durch die sie sich in unserer Betrachtung von einander scheiden. Hat es die Untersuchung der Wortbildung mit der Frage zu thun, wie Worte überhaupt entstehen, ohne Rücksicht auf ihre logische und grammatische Stellung, so hat die Untersuchung der Formenbildung den einzelnen Bedingungen nachzugehen, die jenen besonderen Wortbildungsprocessen zu Grunde liegen, aus denen die einzelnen, durch syntaktische Verbindung und Lautgestaltung ausgezeichneten Wortformen entspringen. Mögen diese beiden Fragen noch so sehr in einander greifen, so scheiden sie sich doch vor allem in psychologischer Hinsicht. Denn nicht nur sind die psychophysischen und psychischen Bedingungen der Wortbildung im wesentlichen von allgemeingültiger Art, auch die einzelnen Erscheinungen dieses Vorganges, die Laut- und Wortwiederholung, die Wortzusammensetzung, die verschiedenen Arten der Neuschöpfung, pflegen bei den verschiedenen Wortclassen, ebenso wie in den verschiedenen Sprachen und Sprachperioden, in wesentlich übereinstimmender Weise wiederzukehren. Dies ist zugleich der Grund, weshalb wir bei der Untersuchung der Wortbildung von dem Princip, dass die psychischen Kräfte der Sprachbildung an keinen bestimmten Ort und an keine bestimmte Zeit gebunden sind, in ausgiebigster Weise Gebrauch machen konnten, indem wir diesen Process an solchen Erscheinungen zu zergliedern suchten, die möglichst unserer unmittelbaren Beobachtung oder sicheren Nachweisung zugänglich sind, und deren einzelne Stadien sich als Veränderungen darbieten, die einer verhältnissmäßig nahen geschichtlichen Vergangenheit angehören.

Dies verhält sich anders bei dem Problem der Entstehung der Wortformen. Wohl können auch Wortformen, wenngleich im allgemeinen unter beschränkteren Bedingungen, neu entstehen; besonders aber und in ausgedehntestem Maße können Wörter ihre Form ändern, indem Ableitungen aus ihnen gebildet werden, die

einer andern Wortkategorie angehören. Doch diese unserer Beobachtung zugängliche Entstehung ereignet sich stets in Anlehnung und nach dem Vorbilde bereits vorhandener Wortformen. Die Frage dagegen, wie und unter welchen Bedingungen eine bestimmte Wortkategorie, ein Nomen, Verbum oder eine Partikel, entstanden sei, und unter welchen weiteren Bedingungen sie sich zu den verschiedenen Modificationen entwickelt habe, vermöge deren sie fähig wird, die einzelnen Unterformen jener Begriffe auszudrücken, diese Frage führt unvermeidlich auf das Problem der ursprünglichen Wortbildung zurück. Sie ist, da uns jene Grundformen des Wortes, wenn nicht überall in gleicher Deutlichkeit, doch in ihren allgemeinen Grundzügen von Anfang an in jeder Sprache entgegentreten, fast ihrem ganzen Umfange nach ein prähistorisches Problem. Damit ist sie nothwendig zugleich allen den Zweifeln ausgesetzt, die mit den Anfängen der Sprachgeschichte verbunden sind. Umsomehr ist es erforderlich, dass auch hier die psychologische Betrachtung der Sprache einen Weg einschlage, auf dem sie soviel als möglich davor bewahrt bleibt, ihre Schlüsse auf Voraussetzungen zu gründen, die innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschung selbst noch als offene oder umstrittene gelten. Einen solchen Weg eröffnet uns aber, wo die gesicherten Zeugnisse der Sprachgeschichte versagen, die Beobachtung der verschiedenen Entwicklungsformen und Entwicklungsstufen, in denen uns in den gegenwärtig existirenden Sprachen, vor allem auch in denjenigen der Natur- und primitiven Culturvölker, die Ausbildung der Wortformen begegnet.

## 2. Uebersicht der Wortformen.

Wenn wir den Begriff der Wortform in dem oben bezeichneten allgemeineren Sinne feststellen, wonach für das Wesen dieser Form ebensowohl die Merkmale in Betracht kommen, die das Wort selbst nach seiner Loslösung aus dem Satze besitzt, wie diejenigen, die es nur durch seine syntaktische Stellung im Satze gewinnt, so folgt daraus von selbst, dass es die Function des Wortes im Satze ist, die für die Wortform die entscheidende Bedeutung hat. Mögen zwei verschiedenen Sprachen angehörige Wortbildungen noch so verschieden gestaltet sein: sobald sie die gleiche Function

im Satze besitzen, so ist damit auch ausgesprochen, dass sie zu einer und derselben Classe von Wortformen gehören. Innerhalb einer solchen Classe werden dann aber allerdings wieder verschiedene Gruppen von einander gesondert werden können, für die nun die durch die Bildungselemente des Wortes und die durch die Wortfügung gebotenen Merkmale in Betracht kommen. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, dass die Classen allgemeiner Wortformen unmittelbar mit jenen allgemeinen Begriffsformen zusammenfallen müssen, die wir schon bei der Geberdensprache als maßgebend für jede Art der Gedankenäußerung kennen lernten [1]). Zunächst sind es also die drei Kategorien der Gegenstands-, der Eigenschafts- und der Zustandsbegriffe, nach denen sich auch die Wortformen einer Sprache scheiden lassen, und außerhalb deren es in keiner Sprache fundamentale, als Träger bestimmter Begriffe dienende Wortformen geben kann. Dazu kommen dann außerdem noch jene durch die Zugehörigkeit zum Satze bedingten Beziehungen der Begriffe, die, falls die syntaktischen Functionen an dem Worte selbst zum Ausdruck kommen, in seiner Zusammensetzung aus Grundelementen und Beziehungselementen hervortreten. So gehört der einzelne Casus eines lateinischen oder griechischen Nomens durch die in ihm enthaltenen Grundelemente und durch ihnen meist noch beigefügte unbestimmtere Beziehungselemente, die mit jenen zusammen den sogenannten »Wortstamm« bilden, der allgemeinen Classe der Nomina und, insofern die stammbildenden Beziehungselemente durch ihre Eigenthümlichkeiten innerhalb der Sprache gewisse Unterschiede darbieten, zugleich einer bestimmten Unterclasse der Nomina an. Durch die specielleren Beziehungselemente, die das einzelne Casusverhältniss zum Ausdruck bringen, fällt aber außerdem das Wort in das Gebiet einer bestimmten Casusform. Auf diese Weise bilden die Wortformen überhaupt ein System von Begriffen, in welchem sich allgemeineren speciellere Formen unterordnen, und wobei je nach dem Charakter der Sprache diese Unterordnung eine mehr oder minder weitgehende sein kann. Daneben treten jedoch die Beziehungselemente, wie bereits früher (Cap. V, S. 546) bemerkt wurde, in allen Sprachen auch noch als selb-

[1]) Vgl. Cap. II, S. 188.

ständige Wörter auf, die dann in der Wortfügung eine den Beziehungselementen des einzelnen Wortes analoge Rolle übernehmen. Begrifflich lässt sich dies dadurch ausdrücken, dass man den oben erwähnten drei fundamentalen Kategorien der Gegenstands-, Eigenschafts- und Zustandsbegriffe als eine vierte die der Beziehungsbegriffe beifügt. Dabei muss jedoch bemerkt werden, dass dieselbe in doppelter Hinsicht eine minder selbständige Stellung in der Sprache einnimmt: einmal deshalb, weil der Beziehungsbegriff sehr häufig mit einer der drei andern Begriffsformen zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt, wo er nun eine Unterform eines solchen Hauptbegriffs hervorbringt; und sodann, weil dem Beziehungsbegriff niemals eine selbständige Vorstellung entspricht, er vielmehr stets andere Vorstellungen, zwischen denen die Beziehung stattfindet, voraussetzt.

In den meisten Sprachen haben sich auf diese Weise vier entweder durch determinirende Merkmale des Wortes selbst oder durch die syntaktischen Verbindungen desselben deutlich unterschiedene Wortformen entwickelt, die jenen Begriffskategorien genau entsprechen: den Gegenstandsbegriffen das Substantivum, den Eigenschaftsbegriffen das Adjectivum, den Zustandsbegriffen das Verbum, endlich den Beziehungsbegriffen die Partikel.

Bei der Betrachtung dieser sprachlichen Formen der Begriffe tritt uns nun aber sofort die Beobachtung entgegen, dass dieselben nicht von Anfang an und ein für allemal fest gegen einander begrenzt sind. Das Substantivum und das Adjectivum fließen selbst in den uns näher liegenden Cultursprachen so vielfach in einander, dass schon die Grammatik Substantiv und Adjectiv unter dem Gesammtnamen des Nomens zusammenzufassen pflegt. Die Partikeln vollends bilden ein Gemenge von Wortformen sehr verschiedener Art, die nur durch ihre äußere Eigenschaft, stabil zu sein, d. h. der an Nomen und Verbum vorkommenden Abwandlungen zu entbehren, sowie durch mannigfache Uebergänge, die zwischen ihnen stattfinden, zusammenhängen. Ueberblickt man aber den weiteren Umkreis verschiedener Entwicklungsformen der Sprache, so werden selbst die Grenzen zwischen Nomen und Verbum vielfach unsicher. Allgemein können so die verschiedenen Wortformen in doppelter Weise in einander fließen: einmal durch

den Uebergang der einzelnen Formen in einander; und sodann dadurch, dass verschiedene Gedankeninhalte überhaupt ganz oder theilweise in übereinstimmenden Begriffsformen gedacht und in Folge dessen auch in gleichen Wortformen ausgedrückt werden. Das erstere ist eine Erscheinung, die hauptsächlich den begrifflich entwickelteren, das zweite eine solche, die ausschließlich den unentwickelteren Sprachen angehört. Wenn man dieses Verhältniss nicht selten so aufgefasst hat, als wenn nur bei jenen feste Wortkategorien existirten, bei diesen von solchen noch nicht die Rede sein könne, so ist das sicherlich psychologisch falsch. Bestimmte Begriffs- und demnach auch Wortkategorien sind hier wie dort vorhanden. Aber in den entwickelteren Sprachen ist die Anzahl der Wortformen eine mannigfaltigere, und diese bilden innerhalb jener vier allgemeineren Formclassen ein geordnetes und mannigfach gegliedertes System, wenn auch immer noch ein fortwährendes Ueberfließen aus einer Form in die andere stattfinden kann. Innerhalb der unentwickelteren Sprachen dagegen ist die Zahl der Wortformen eine beschränktere, und diese Beschränkung kann sich in den Anfängen des sprechenden Denkens sichtlich sogar auf die Hauptformen erstrecken, indem der Gegenstandsbegriff und sein sprachlicher Träger, das Nomen, zuerst weit über das Verbum vorherrscht, ja in einem frühesten Stadium wahrscheinlich allein vorhanden ist. Wenn wir die psychologische Betrachtung der Wortformen nach den in den ausgebildeteren Sprachen überall deutlich abzugrenzenden Grundformen der Nomina und Verba scheiden und diesen noch die Partikeln als eine den stabileren Beziehungsformen der Begriffe entsprechende Wortclasse anschließen, so hat dies demnach nicht die Bedeutung einer allgemeingültigen Eintheilung, sondern es soll damit nur eine vorläufige Gliederung der Betrachtung erzielt werden, für die es auch hier zweckmäßig scheint, zunächst von den bekannten Verhältnissen der uns geläufigen Sprachen auszugehen.

## II. Allgemeine Entwicklung der Nominalbegriffe.

### 1. Ursprünglichkeit des Nomens.

Die Bedeutung der Gegenstandsbegriffe für die Entwicklung des menschlichen Denkens tritt uns schon in dem Einzelbewusstsein deutlich entgegen. Die Eigenschaft kann nur in ihrer Verbindung mit dem Gegenstand, an dem sie haftet, gedacht werden; und dasselbe gilt in noch höherem Maße von Zuständen und Vorgängen, die einen Wechsel der Gegenstandsvorstellungen oder ihrer Beziehungen zu einander ausdrücken, lauter Begriffe, die natürlich die Unterscheidung und Benennung der Gegenstände selber voraussetzen. Diesem Verhältnisse entspricht es, dass das Nomen substantivum in der Sprache aller Völker der eigentliche Träger des Gedankens, und dass es diejenige Wortform ist, die sich immer und überall vollständig entwickelt hat, während die andern, namentlich das Verbum, in vielen Fällen mehr oder minder unausgebildet geblieben sind. Allerdings pflegt man dieses Verhältniss wohl auch so auszudrücken, dass in jenen Sprachen die Unterscheidung der Wortkategorien überhaupt eine unvollkommene sei, und dass daher in ihnen das Wort gleichzeitig nominale und verbale Bedeutung besitze. Aber der Aufbau des Satzes zeigt doch in solchen Fällen deutlich, dass der nominale Begriff der ursprüngliche ist, an den sich Formen, denen wir eine verbale Deutung geben können, erst als secundäre Modificationen des Ausdrucks angeschlossen haben, sei es dadurch, dass Partikeln hinzutreten, die dem Begriff die Nebenvorstellung eines zeitlichen Vorgangs und den Hinweis auf eine handelnde Person beifügen, oder dass das Pronomen, das in seiner ursprünglichen, an das Nomen gebundenen Form eine possessive Bedeutung hat, durch eine geringe lautliche Veränderung den Uebergang in einen Verbalbegriff anzeigt, oder dass endlich, neben der äußeren Verbindung mit dem Personalpronomen, auch noch Partikeln, die einen Ort, eine Richtung, eine Wiederholung, ein Leiden und dergl. ausdrücken, dem Nominalstamm die verbale Bedeutung verleihen. Sogar in die vollkommeneren Wortbildungen mancher, an Verbalformen reicher Sprachen, wie z. B. solcher der ural-altaischen und in gewissem Maße selbst

der älteren Glieder der indogermanischen Sprachgruppe, erstrecken sich die Spuren dieser größeren Ursprünglickeit des Nominalbegriffs in dem breiten Raum, den in ihnen Verbalnomina einnehmen, und in manchen Fällen in der Verwendung des Possessivpronomens in Verbindung mit einer Nominalform zum Ausdruck der vollendeten Handlung.

### 2. Substantiv und Adjectiv.

Die Ursprünglichkeit, die dem Nomen substantivum als dem Träger des Gegenstandsbegriffs zukommt, bewährt sich nun vor allem in seinem Verhältniss zu derjenigen Wortkategorie, die am unmittelbarsten mit ihm zusammenhängt, zum Adjectiv. Der engen begrifflichen Beziehung entspricht es, dass hier selbst in solchen Sprachen, in denen sich Nomen und Verbum als scharf getrennte Wortformen gegenüberstehen, in den indogermanischen und semitischen, Substantiv und Adjectiv ursprünglich nicht sowohl durch bestimmte Merkmale der Wortform, als durch den Bedeutungsinhalt des Wortes von einander geschieden sind. Eben aus diesem Bedeutungsinhalt, aus dem die attributive und prädicative Anwendung hervorgeht, ergeben sich dann aber auch von selbst die in den entwickelteren Sprachen herrschend werdenden Unterschiedsmerkmale: die Wandelbarkeit des grammatischen Geschlechts, eine unmittelbare Folge der Abhängigkeitsbeziehung vom Substantiv, und im Indogermanischen die Ausbildung der Steigerungsformen, — beides übrigens Merkmale, die gelegentlich auch dem Substantivum zukommen können [1]). In andern Sprachen treten dazu noch mannigfache weitere Erscheinungen, die jene Loslösung der Eigenschaft vom Gegenstand in verschiedenen Stadien ihrer allmählichen Entstehung erkennen lassen. Dahin gehört zunächst die Thatsache, dass die für das Adjectiv charakteristische Abhängigkeit vom zugehörigen Substantiv keineswegs von vornherein fixirt ist. So ist in vielen amerikanischen und in den polynesischen Sprachen das Adjectiv eigentlich nur ein Nominalstamm, der dem Nomen regens unverändert beigefügt wird, und der in den amerikanischen Sprachen

[1]) Brugmann, Grundriss, II, S. 420.

außerdem noch, wenn er prädicativ gebraucht wird, durch zugefügte, die Handlung andeutende Partikeln direct in ein Verbalnomen übergeht, während im Polynesischen die Natur des Eigenschaftsbegriffs dazu gedrängt hat, vorzugsweise die adjectivisch gebrauchten Nominalstämme in reduplicirten Formen anzuwenden. Durch diese wird dann theils Steigerung der Eigenschaften im Sinne unserer Comparation, theils aber überhaupt nur eine emphatische Hervorhebung angedeutet. Als eine Uebergangsstufe zu der durch die Abhängigkeit vom Substantiv sich einstellenden Wandelbarkeit des Adjectivs kann dann wohl eine solche Erscheinung angesehen werden, wie die in der Sprache der Aṭhapasken sich findende doppelte Form des Adjectivs, wonach dieses dem zugehörigen Substantiv vorausgehend ein unveränderlicher Nominalstamm bleibt, ihm nachfolgend aber vom Substantiv regiert wird[1]). Dieser Erscheinung entspricht eine andere, bei der Vergleichung der verschiedensten Sprachgebiete sich aufdrängende Thatsache: es ist die, dass überhaupt in der Mehrzahl der Fälle solche Sprachen zur Wandelbarkeit des Adjectivs gelangen, die es dem Substantiv f o l g e n lassen, während das vorausgehende Adjectiv leichter dauernd den Charakter eines dem Substantiv adhärirenden zweiten Nomens bewahrt. So z. B. in den Drāwida- und in den uralischen Sprachen, in denen das vorangestellte Adjectiv durchweg der Motion ermangelt, so weit nicht, wie im Finnischen, muthmaßlich fremde Einflüsse eingewirkt haben[2]). In der äußeren Succession des abhängigen auf das regierende Wort scheint also das Gefühl der Abhängigkeit selbst erst entstanden zu sein, während umgekehrt, wenn das Adjectiv vorausgeht, die Eigenschaft mehr noch als eine unmittelbar dem Gegenstand immanente Einheit gefühlt wird. Dabei mag übrigens dahingestellt bleiben, ob die Postposition schon eine Wirkung des Gefühls der Abhängigkeit ist, oder selbst zu deren Ursachen gehört und ihrerseits aus andern Bedingungen, etwa aus der stärkeren Wirkung der Gegenstandsvorstellung auf die Aufmerksamkeit, ihren Ursprung genommen hat. Für das letztere spricht der Umstand, dass uns deutliche Spuren jener den Gegen-

---

[1]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, II, 1, S. 186, 196.

[2]) Müller a. a. O. II, 2, S. 213 f., 373 f.; IV, 1, S. 113 f., 185.

stand mit seinem Attribut zu einer unmittelbaren Einheit verbindenden Denkweise auch in solchen Sprachen, in denen die Postposition besteht, in verschiedenen Erscheinungen begegnen. Hierher gehört vor allem, dass in einer Reihe sonst ganz unabhängiger Sprachen, wie im Baskischen, in polynesischen und manchen afrikanischen (Nuba, Teda, Kanuri u. a.), die Suffixe, die die Modificationen der Gegenstandsbegriffe anzeigen, nicht mit dem Substantiv, sondern mit dem ihm nachfolgenden Adjectiv verbunden werden[1]). So wird in vielen polynesischen Sprachen der Plural durch die Reduplication des postponirten Adjectivs ausgedrückt: z. B. im Samoa *laau tele* großer Baum, *laau telele* große Bäume, im Maori *ika pai* ein guter Fisch, *ika papai* gute Fische. Solche Formen repräsentiren offenbar noch eine Stufe des Denkens, wo zwar die Eigenschaft, die ein Gegenstand besitzt, bereits in ihrer Besonderheit unterschieden wird, wo aber doch beide, Eigenschaft und Gegenstand, noch so fest in der Anschauung an einander gebunden sind, dass Modificationen, die nur dem Gegenstand zukommen können, wie die Zahl, ohne weiteres als gleichzeitige Bestimmungen der Eigenschaft gedacht werden.

Hiernach werden auch die dem einzelnen Nominalbegriff zugehörigen begrifflichen Modificationen ursprünglich im allgemeinen als dem Substantiv wie dem Adjectiv zugehörig empfunden worden sein, aus welcher relativen Gleichwerthigkeit sich dann erst durch die vorwiegende Bedeutung der Gegenstandsbegriffe für das Denken das Substantivum als der herrschende Begriff allmählich dem Adjectivum als dem von ihm abhängigen gegenüberstellte. Dies bestätigen mannigfache Erscheinungen, die auf indogermanischem Gebiet gerade diejenige Eigenschaft des Adjectivums bietet, die es hier vorzugsweise dem substantivischen Nomen gegenüber kennzeichnet: die Bildung der Steigerungsformen. Dahin gehört vor allem, dass die gleichen Suffixe, die der Bildung dieser Relationsbegriffe des Adjectivs dienen, ursprünglich auch in Verbindung mit dem Substantiv vorkommen, und dass diese Suffixe sichtlich ihre comparative Bedeutung erst secundär, wahrscheinlich eben in Folge der Sonderung des Eigenschafts- von dem Gegen-

[1]) Müller ebend. III, 2, S. 1: II, 2. S. 22, 118: III, 1, S. 34: I, 2, S. 189, 199.

standsbegriff, angenommen haben, während sie zuvor einfachen Artunterscheidungen der Nomina oder sogenannten Stammbildungen dienten[1]). Auf ähnliche Entstehungsbedingungen weisen gewisse abweichende Comparationsformen hin. Solche finden sich bemerkenswerther Weise vorzugsweise bei solchen Adjectiven, bei denen die Werthabstufung eine hervorragende Rolle spielt, indem sie zugleich in der Entwicklung contrastirender Begriffe sich ausspricht, wie groß und klein, gut und böse. Bei ihnen finden sich fast regelmäßig an Stelle der Comparationssuffixe des gleichen Wortes ganz abweichende Wortstämme für die Steigerungen des gleichen Begriffs: wie *gut* und *besser*, *viel* und *mehr* im Deutschen, *bonus melior optimus*, *malus pejor pessimus*, *parvus minor minimus* im Lateinischen, ἀγαθός ἀμείνων ἄριστος im Griechischen u. a.[2]). Dass diese sogenannten »Suppletiverscheinungen« in der Comparation gerade bei solchen Adjectiven vorkommen, die einerseits zu einer sehr alten Schicht von Eigenschaftsbezeichnungen, anderseits aber zu den am häufigsten gebrauchten Wörtern gehören, charakterisirt sie von vornherein als alterthümliche Erscheinungen. Denn der häufige Gebrauch ist es, der überall älteren Wortformen die Widerstandskraft verleiht, durch die sie gegenüber den ausgleichenden Wirkungen der Association Stand halten; und da, wie oben bemerkt, bestimmte Beziehungselemente ihre Bedeutung als Comparationszeichen sichtlich erst dadurch empfangen haben, dass sie an einen und denselben Wortstamm sich anlehnten, so ist in dem Gebrauch verschiedener Wortstämme für das, was wir heute »Steigerungsformen« nennen, offenbar dies eingeschlossen, dass es sich hier ursprünglich überhaupt nicht um Gradabstufungen eines Begriffs, sondern um verschiedene Begriffe handelte. Mit andern Worten: die Suppletivformen im Gebiete der Comparation erscheinen als Ueberlebnisse einer älteren Sprachstufe, auf der Steigerungsformen des Adjectivums überhaupt noch nicht existirten, oder von der, was damit zusammenfällt, Gradunterschiede immer

---

[1]) Vgl. Brugmann, Grundriss, II, S. 420 ff. Ferd. Sommer, Die Comparationssuffixe im Lateinischen. Indogermanische Forschungen, herausgegeben von Brugmann und Streitberg, XI, S. 1 ff.

[2]) H. Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. Akademische Rede. Heidelberg 1899.

zugleich als Qualitätsunterschiede aufgefasst und demnach als solche durch gänzlich verschiedene Wörter bezeichnet wurden. Dies entspricht aber durchaus einer concreten Form des Denkens, wie sie in der großen Mehrzahl der Sprachen noch heute besteht, in denen daher eigentliche Comparationsformen des Adjectivs fehlen[1]). Dem entspricht nun durchaus die Erscheinung, dass bei jenen Begriffen, die der Bildung suppletiver Comparationsformen unterliegen, zu einem und demselben sogenannten Positiv mehrere Comparative hinzutreten können: so im Griechischen zu ἀγαθός die Formen ἀμείνων, βελτίων, λῴων, κρείττων. Hier drückt eben sichtlich jedes dieser Wörter eine andere qualitative Färbung des Begriffs aus, d. h. diese Formen sind überhaupt nicht bloße Steigerungsformen, sondern sie bezeichnen daneben und in erster Linie andere, dem unbestimmteren ἀγαθός gegenüber mannigfaltigere Eigenschaften. In diesem Umstand, den der Begriff 'gut' mit andern eine solche ältere Comparationsweise darbietenden, wie 'schlecht, groß, klein, hoch, niedrig', in gewissem Grade theilt, liegt wohl zugleich die Erklärung für die Erhaltung eines älteren sprachlichen Zustandes in diesem Fall. Attribute wie 'der gute, der große' oder ihre Gegensätze haften ganz vorzugsweise an menschlichen Persönlichkeiten, und sie bewahren daher leichter als andere, auf beliebige Objecte bezogene Eigenschaftsbegriffe einen absoluten, sie der Vergleichung entziehenden Charakter; zudem aber haben sie, als lobende oder tadelnde Prädicate, von frühe an die Neigung, zu stabilen Redeformen zu werden, in denen qualitative wie quantitative Differenzen verschwinden. Umgekehrt tragen Ausdrücke, die, wie jene alten Comparativformen ἀμείνων βελτίων λῴων, ausdrücklich der Vergleichung dienen, an und für sich die Tendenz der Differenzirung

[1]) Comparationen in unserem Sinne sind in der That ganz auf das indogermanische Sprachgebiet beschränkt. Den in weiter Verbreitung vorkommenden Steigerungen des Eigenschaftsbegriffs durch Wort- und Lautwiederholung (Cap. V, S. 587 f.) fehlt die für unsere Comparation charakteristische Dreistufigkeit; zudem bildet sie nur eine besondere Anwendung der über alle Wortformen übergreifenden Begriffssteigerung durch Reduplication. Auch die Weise, wie in vielen Sprachen, u. a. im Semitischen, durch Partikeln in der Bedeutung *vor*, *mehr* oder durch den emphatischen Gebrauch des Artikels und der Demonstrativpronomina Eigenschaftsbegriffe stärker betont werden, ist mit den indogermanischen Comparationsformen unvergleichbar.

in sich, da die Vergleichung ebenso auf die Unterscheidung, wie Lob oder Tadel auf die Verwischung der Unterschiede gerichtet sind. Dies alles sind aber zugleich Momente, die in diesen Fällen begünstigend auf die Erhaltung der ursprünglichen Ausdrucksformen einwirken mussten. Im weiteren Gebiet der Eigenschaftsbegriffe dagegen konnte, sobald nur einmal erst irgend welche ursprünglich stammbildende Suffixe durch associative Uebertragung in comparativer Bedeutung an andere Wortstämme sich anlehnten, jeder solche Vorgang ein Associationscentrum werden, von dem aus der gleiche Process weiter und weiter sich ausdehnte. So vollziehen sich hier Formangleichungen, die in ihren psychischen Bedingungen vollständig den früher (in Cap. IV) betrachteten Erscheinungen der Lautangleichung analog sind.

### 3. Artunterscheidungen der Nominalbegriffe.

#### a. Allgemeine Artunterscheidungen.

Wie die Comparationsformen ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Grad-, sondern Artunterschiede sind, so erscheint die Sprache überhaupt ursprünglich erfüllt von Unterscheidungen der Gegenstände und Eigenschaften, bei denen das Verwandte oder ähnlich Erscheinende durch lautliche Angleichung verknüpft wird. Dabei geschieht diese Angleichung regelmäßig so, dass die Grundelemente des Wortes zunächst den individuellen Begriffsinhalt ausdrücken, während Beziehungselemente, die als Suffixe oder Präfixe zu ihnen hinzutreten, und die für eine bestimmte Begriffsclasse übereinstimmend sind, die Art oder Gattung bezeichnen, welcher der Begriff angehört. So weichen die uralten indogermanischen Verwandtschaftsnamen *Vater*, *Mutter*, *Bruder*, *Schwester*, *Tochter*, *Schwager* in ihren die specielle Bedeutung tragenden Lautbestandtheilen sämmtlich von einander ab; aber durch die übereinstimmende Endung sind sie zu einer Gruppe verbunden. Mit dieser Endung muss sich daher in einer frühen Zeit die Vorstellung der Verwandtschaft verknüpft haben. Sicherlich ist das, nach allem was wir über die Vorgänge der Begriffsbildung wissen, nicht so geschehen, dass sofort für eine solche Gruppe von Wörtern ein derartiges, die Begriffsclasse bezeichnendes Suffix auf einmal entstand: dies würde voraussetzen, dass

der Wortbildung selbst bereits ein deutlich ausgebildeter Begriff vorausgegangen wäre. Die psychologisch einzig mögliche Weise sich den Vorgang zu denken besteht vielmehr darin, dass von der Bildung eines Verwandtschaftsnamens zu der eines andern eine Association der beiden Vorstellungen und der sie begleitenden Gefühle herüberreichte, die eine Angleichung derjenigen Lautelemente des Wortes bewirkte, die nicht dem Ausdruck des besonderen Inhaltes der Vorstellung dienten. Auf dem Wege der successiven associativen Angleichung also, nicht auf dem der simultanen Bildung übereinstimmender Begriffszeichen kann allein ein solches einer Classe von Vorstellungen gemeinsames determinirendes Lautzeichen entstanden sein; und der Begriff der Zusammengehörigkeit der Objecte ist darum auch nicht der Bildung dieser determinativen Elemente vorausgegangen, sondern er hat sich vollkommen gleichzeitig mit ihnen entwickelt, denn er ist eben nichts anderes als der beim Uebergang von einem Gegenstande zum andern unmittelbar sich einstellende Ausdruck der Zusammengehörigkeit, welche letztere zunächst vielmehr auf gewissen begleitenden Gefühlen von übereinstimmender Färbung als auf einer eigentlichen Vergleichung beruhte.

Analog werden wir nun überall die Entstehungsweise jener Stammbildungssuffixe des Nomens aufzufassen haben, die in den indogermanischen Sprachen gewisse Gruppen der Nomina vereinigen und gegenüber andern abgrenzen. Dabei sind aber freilich in andern Fällen die Motive, die diese Associationen bewirkt haben mögen, nicht mehr so deutlich zu erkennen, wie in dem Beispiel der Verwandtschaftsnamen. Es mag sein, dass hier vielfach eine bloß äußerliche Lautangleichung in die ursprünglichen Begriffsclassen störend eingegriffen hat. Das konnte um so leichter geschehen, je mehr überall mit der Fixirung der Wortvorstellungen die ursprünglichen Bedeutungen dieser determinirenden Elemente verblassten, ein Vorgang, der außerdem durch den vielfach eingetretenen Bedeutungswandel der Wörter, sowie durch die Bildung neuer Beziehungen zwischen den Begriffen begünstigt wurde. Immerhin lassen sich in den älteren Formen der indogermanischen Sprachen da und dort noch solche für die Zusammenfassung gewisser Wortgruppen dereinst bestimmende Motive wahrnehmen. So wenn im Lateinischen mittelst des Suffixes *-ter* von Substantiven Adjectiva

abgeleitet werden, die durchweg eine locale Bestimmung ausdrücken, wie *campester*, *silvester*, *paluster*, *pedester* etc., oder wenn ein idg. Suffix *-lo* sich vorzugsweise in Adjectiven erhalten hat, die eine Thätigkeit, und in Substantiven, die einen Thäter oder ein Werkzeug bezeichnen, wie in *credulus*, *tremulus*, *agilis* (von *credo*, *tremo*, *ago*), *figulus*, *speculum*, *cingulum* etc. (von *fingo*, *specio*, *jacio*[1]). In den meisten Fällen freilich haben sich die einstigen Motive solcher übereinstimmender Bildungen verwischt, indem die gleichen Determinationselemente ganz verschiedenen Begriffsbildungen als Grundlagen zu dienen scheinen.

Wo nun überhaupt eine zusammengesetzte, das Wort aus Grund- und Beziehungselementen aufbauende Wortbildung besteht, da scheinen auch analoge, dem Wortstamm beigegebene Artunterscheidungen vorzukommen; und selbst in den wortisolirenden Sprachen fehlen sie nicht ganz: nur werden sie hier durch besondere Hülfswörter ausgedrückt, die zunächst den Begriff, dem sie beigegeben sind, näher determiniren, dann aber durch ihr übereinstimmendes Vorkommen bei den Gliedern einer Wortgruppe zugleich in Classenbezeichnungen übergegangen sind[2]).

In besonders charakteristischer Form, in der uns die muthmaßliche Urbedeutung der nominalen Stammbildungssuffixe unserer Sprachen noch theilweise klar ausgeprägt entgegentritt, bieten aber solche Artunterscheidungen der Nominalbegriffe die Classenpräfixe der Bantusprachen. Hier werden die sämmtlichen Nomina durch Präfixe in neun oder zehn Classen gesondert, deren Bedeutung sich freilich nur bei einigen noch erhalten hat. Wahrscheinlich sind es ursprünglich verschiedene Gruppen von Menschen, Pflanzen, Thieren, Werkzeugen, Ortsbestimmungen u. s. w. gewesen, die dieser Ordnung zu Grunde lagen. Im jetzigen Zustand der Sprache sind hauptsächlich noch die Unterscheidungen persönlicher Wesen, sowie

---

[1]) Vgl. die Zusammenstellungen von Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 359 ff.

[2]) Misteli, Typen des Sprachbanes, S. 175 ff. Statt des von M. gebranchten Ausdrucks »Wurzelgruppen« dürfte freilich »Wortgruppen« die angemessenere Bezeichnnng sein. Ausgangspunkte der Erscheinung, die sich in dieser Form im Chinesischen erst in der Umgangssprache ausgebildet hat, sind wohl im classischen Chinesisch die »Synonymcomposita« einerseits und die mannigfachen zur Unterscheidung der Redetheile dienenden Hülfswörter anderseits. Vgl. G. von der Gabelentz, Chinesische Grammatik, 1881, S. 124, 170 ff.

die der Abstammungen und der Verwandtschaftsverhältnisse deutlich zu erkennen, ferner Collectiv-, Diminutiv- und Werthbezeichnungen (erhabene und niedrige Gegenstände). Alle diese Elemente sind, ähnlich unseren Stammbildungssuffixen, in ihrer Lautform veränderte und verkürzte Wortbestandtheile[1]).

Alle diese Erscheinungen eröffnen uns einen weiten Ausblick auf frühe Zustände des sprachbildenden Denkens, von denen uns freilich meist nur schwache Spuren zurückgeblieben sind. Neben dem eigenen Begriff des Gegenstandes und neben den Beziehungen, in die er selbst oder der noch nicht sicher von ihm geschiedene Eigenschaftsbegriff zu den ihn unmittelbar umgebenden Bestandtheilen des Satzes tritt, sehen wir überall zugleich Beziehungen zwischen den verschiedenen Nominalbegriffen einer Sprache hervortreten, durch welche die gesammten in nominalen Wortbildungen ausgedrückten Vorstellungen in gewisse Classen geordnet werden. Dieses primitive Begriffssystem geht dann in der Regel verloren, bis auf die Spuren, die in der dauernden Verwandtschaft der entsprechenden Begriffe zurückgeblieben sind; und in den meisten Fällen hat sich selbst diese Verwandtschaft gelockert, da eine kommende Zeit neue Beziehungen zwischen den Vorstellungen herstellte. Indem jedoch die Zeichen der alten Begriffsclassen in Stammbildungssuffixen und ähnlichen wortbildenden Elementen fortdauerten, konnten die an die Stelle der alten getretenen neuen Unterscheidungen wohl nur selten einen ähnlichen Ausdruck in der Sprache finden. So ist auch in dieser Beziehung der Laut dauerhafter als seine ursprüngliche Bedeutung. Wie das Wort ein äußeres, dem Begriff selbst fremdes Symbol geworden ist, so sind nicht minder die Beziehungen verschwunden, die die Bezeichnungen der Begriffsclassen dereinst mit ihren Bedeutungen verbanden; und da in diesem Fall großentheils selbst

[1]) Misteli, Typen des Sprachbaues, S. 305, und bes. Brincker, Zeitschr. für afrik. nnd ocean. Sprachen, III, 1897, S. 318 ff. Aehnliche Classenpräfixe kommen in manchen Negersprachen vor: so im Togogebiet (Christaller, Zeitschr. für afrik. und ocean. Sprachen, I, 1895, S. 23 ff.). Eine analoge Rolle wie den Classenpräfixen scheint ferner auf polynesischem Sprachgebiet vielen Partikeln zuzufallen. Neben Partikeln von präpositionaler, conjunctionaler oder pronominaler Bedeutung finden sich nämlich hier auch solche, die lediglich die allgemeine Kategorie des nachfolgenden Wortes bestimmen. Vgl. das Partikelverzeichniss in Humboldts Kawi-Werk, III, S. 638 ff.

die unterscheidenden Merkmale, nach denen dereinst jenes Begriffssystem ausgeführt wurde, untergegangen sind, so haben solche Determinativzeichen zumeist überhaupt jede Bedeutung verloren, selbst die äußere, die dem Wort als solchem dem Begriff gegenüber zukommt. Nur eine große Classe von Begriffen ragt aus jenem verschollenen System der Urzeiten der Sprache noch in seiner lebendig gebliebenen Bedeutung in spätere Zeiten, und in seinen letzten Nachwirkungen bis in unsere heutige Sprache hinüber: das sind gewisse Werthbegriffe, die ihren Ausgangspunkt in der Werthschätzung des Menschen selbst besitzen.

### b. Werthunterscheidungen und grammatisches Geschlecht.

Die im allgemeinen vorkommenden Fälle einer Werthunterscheidung, die sich heute noch theils in ihrer ursprünglichen Bedeutung, theils in den Nachwirkungen nachweisen lassen, die sie in gleichgültig gewordenen Sprachgewohnheiten hinterließen, dürften die folgenden sein:

1. Unterscheidung höherer und niederer Gegenstände. Sie ist in ihrer ausgeprägtesten Form in der Sprache der Irokesen zu finden. Die erste Kategorie, die höhere, umfasst Gott, andere höhere Wesen und Männer, die niedere Kategorie alles andere, also Frauen und Kinder so gut wie Thiere und sachliche Objecte[1]).

2. Unterscheidung menschlicher Wesen (mit Einschluss der Frauen) von allen andern Gegenständen. Sie findet sich ziemlich rein ausgeprägt, nur mit theilweiser Zurechnung der Kinder zu der zweiten Kategorie, bei dem afrikanischen Stamm der Fulbe. Die Werthunterschiede der Nomina werden hierbei nicht bloß durch präfigirte Laute angedeutet, sondern es kommen auch beim Verbum verschiedene Pronominalelemente zur Anwendung. Analoge Unterschiede des Verbalausdrucks, jedoch ohne die begleitenden Determinationselemente des Nomens selbst, finden sich übrigens auch in einigen amerikanischen Sprachen[2]).

3. Unterscheidung belebter und unbelebter Wesen. Sie wird wiederum bei einigen Indianerstämmen, aber in der

---

1) Müller a. a. O., II, 1, S. 206 f.
2) Ebend. III, 1, S. 3, 21; II, 1, S. 269.

Regel nur partiell ausgebildet, beobachtet: bei den Dakota z. B. werden beide Kategorien bloß dadurch unterschieden, dass der Plural der belebten Wesen durch ein Suffix angezeigt wird, das sonst fehlt[1]. Vermischt mit der Geschlechtsunterscheidung beim Menschen und mit der Unterscheidung von Menschen und Thieren findet sich das Gleiche auch in einigen nordkaukasischen Sprachen[2].

4. Unterscheidung von Mann und Weib und Uebertragung dieser Unterscheidung auf alle andern Gegenstandsbegriffe. Diese Erscheinung findet sich, verbunden mit genereller Geschlechtsbezeichnung der Gegenstände, in den semitischen und hamitischen Sprachen.

5. Unterscheidung dreier Genera, bei denen theils die Unterscheidung der Geschlechter, theils die von Person und Sache, theils aber auch andere Werthunterschiede ursprünglich eine Rolle gespielt zu haben scheinen. Die Hauptclasse der Sprachen mit drei Geschlechtern ist das Indogermanische. Außerdem kann noch die Sprache der Hottentotten in einem allerdings wesentlich modificirten Sinne hierher gezählt werden. Während nämlich im Indogermanischen jedes Nomen nur ein Geschlecht hat, das übrigens durchaus nicht mit dem natürlichen Geschlecht zusammenzufallen braucht, und das überdies nicht selten bei einem und demselben Worte wechselt, können sich im Hottentottischen mit jedem Wort die drei Geschlechtsbezeichnungen verbinden, wobei im allgemeinen das Commune den Gegenstand ohne Nebengedanken, das Femininum ihn mit einer erniedrigenden, das Masculinum mit einer erhöhenden Nebenbedeutung bezeichnet, so dass also z. B. Wasser neutr. Wasser überhaupt, Wasser fem. Wasser zum Gebrauch (Waschwasser, Trinkwasser etc.), Wasser masc. ein großes Wasser (einen Fluss) bedeutet[3].

Diese Typen zeigen deutlich, dass die sogenannte Geschlechtsunterscheidung nur ein Glied in einer Reihe ähnlicher Unterscheidungen ist. Sie machen überdies wahrscheinlich, dass theils

---

1) Müller a. a. O., II, 2, S 215.
2) Ebend. III, 2, S. 102.
3) Ebend. I, 2, S. 13 f.

durch die Vermischungen mit Determinativbildungen andern Ursprungs, theils in Folge sonstiger Einflüsse frühe schon Uebertragungen dieser Unterscheidung stattgefunden haben, die den ursprünglichen Sinn derselben unsicher machten. Dabei haben die alten grammatischen Bezeichnungen des »Masculinum, Femininum und Neutrum« entschieden ungünstig auf die Erkenntniss dieses ursprünglichen Sinnes gewirkt. Geht man nämlich von denjenigen Fällen aus, in denen sich die Erscheinung aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihrer primitivsten Stufe darbietet, so ist nicht das natürliche Geschlecht, sondern die einfache Werthunterscheidung, die Gegenüberstellung einer höheren und einer niederen Classe von Objecten maßgebend. Zur ersten Classe werden bald, je nach den besonderen Culturbedingungen, die lebenden Wesen im Gegensatze zu den leblosen Dingen, bald die Männer, besonders die erwachsenen Männer, im Gegensatze zu den Frauen und Kindern gezählt. Diese Auffassungen bewirken dann aber leicht weitere Gliederungen, die über die ursprünglich einer solchen Werthabstufung nächstliegende Zweizahl hinausgehen. So ergibt sich als ein natürlicher Erfolg dieser Doppelwirkung namentlich auch die den indogermanischen Sprachen eigene Dreitheilung, bei der das Neutrum gegenüber den beiden Geschlechtern ursprünglich der Ausdruck für das Leblose gewesen zu sein scheint, während die semitischen und hamitischen Sprachen bei der auf den primitiven Werthgefühlen beruhenden bloßen Zweitheilung stehen geblieben sind. Außerdem ist aber in diesen drei Sprachgruppen noch eine andere Wirkung der Werthstufen auf die sprachlichen Formen eingetreten, die mindestens in dieser Ausdehnung sonst nicht vorkommt: die Unterscheidung nach solchen Kategorien hat sich nämlich über die gesammten Nominalbildungen der Sprache ausgedehnt, und es ist dadurch ihre ursprüngliche Bedeutung offenbar sehr frühe schon gänzlich verwischt worden. Denn unvermeidlich musste es auf diese Weise kommen, dass Objecte, denen an sich überhaupt keine Werthprädicate beigelegt waren, vermöge ganz anderer hinzutretender Associationsmotive bald dieser, bald jener Kategorie zufielen.

Solche Motive hat man nun in der Regel nach dem Vorbilde Jacob Grimms in einer Art poetischer Uebertragung der männlichen

und der weiblichen Eigenschaften auf die Dinge gesehen[1]). Diese Interpretation scheitert aber schon daran, dass, wie eigentlich die Existenz des Neutrums bereits andeutet, die Unterscheidung des Geschlechts selbst nur als ein besonderer Fall einer allgemeineren und weitgreifenderen Unterscheidung nach der Werthschätzung der Objecte zu stande gekommen ist. Wo irgend eine sachliche Beziehung zwischen dem grammatischen und dem natürlichen Geschlechte besteht, da wird sie darum eben auch nur aus dieser Versetzung in die gleiche Werthclasse entstanden sein. Wenn z. B. der Irokese die Götter und seine Schutzgeister und sich selbst in die obere, die Frauen mit den Thieren und sachlichen Dingen in die untere Classe versetzt, so beruht das sicherlich nicht darauf, dass er die Götter sämmtlich als männliche, die Thiere und Sachobjecte als weibliche Wesen betrachtet, sondern vielmehr darauf, dass er sich selbst für ein höheres Wesen hält, die Frau aber an Werth den Sachen gleichstellt. Wo daher überhaupt Motive einer realen Association ursprünglich vorhanden gewesen sind, da ist die Gegenüberstellung der beiden Geschlechter deren Wirkung, nicht Ursache, und die Association selbst beruht auf allen den Motiven, die einem Naturmenschen eine bestimmte Classe von Gegenständen quantitativ werthvoller oder auch qualitativ von anderer Werthbeschaffenheit erscheinen lassen als andere.

Zu diesen realen Associationen, von denen wir wohl vermuthen dürfen, dass sie die ursprünglicheren waren, da sie innerhalb primitiver Culturbedingungen noch ziemlich unverhüllt zu Tage treten, müssen jedoch bei einzelnen Stämmen frühe schon andere, formale Associationen hinzugetreten sein, darin bestehend, dass bestimmte Wortformen anderen, ihnen in den formbildenden Elementen ähnlichen auch im Artikel und in den attributiv beigegebenen Adjectiven sich anglichen. So konnten vermöge einer von der Form auf den Inhalt übergreifenden Lautassimilation, die den in Cap. IV behandelten Angleichungen verwandt war, ein ursprünglich indifferentes Wort der Geschlechtskategorie zugeführt werden, der

[1]) Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 358. Das Masculinum soll danach das »frühere, größere, festere, sprödere, thätige«, das Femininum das »kleinere, weichere, stillere, leidende«, das Neutrum das »erzeugte, gewirkte, stoffartige, collective« u. dergl. bezeichnen.

einige Gegenstände von ähnlicher Lautform vermöge ihrer specifischen Merkmale angehörten. Auf diese Weise mögen im Indogermanischen Wörter mit dem Suffix *-a* oder griech. -η, wie *mama*, γυνή, auf andere wie *terra*, *ërda* (Erde), γαῖα, σελήνη, solche wie θεός, *equus* auf ὕπνος, *fluvius* u. s. w. assimilirend eingewirkt haben[1]). In der That kann eine Ausbreitung der Genusunterscheidung auf die sämmtlichen Nominalbildungen, wie sie die indogermanischen und semitischen Sprachen aufweisen, kaum anders als durch eine ganz überwiegende Betheiligung solcher formaler Angleichungsvorgänge entstanden sein. Dabei konnten dann natürlich diese Angleichungen an verschiedenen Orten oder in verschiedenen Zeiten auch nach verschiedenen Richtungen wirken, so dass das Genus eines und desselben Wortes nicht immer constant blieb. Die Veränderungen, welche die Suffixe in Folge des Lautwandels erfuhren, machten vollends die ursprünglichen Associationsmotive mehr und mehr hinfällig, daher scheinbar zufällige Associationen und der durch einzelne Schriftsteller zur Herrschaft gebrachte Usus schließlich bei dem einzelnen Wort über den Charakter des Genus entscheiden. Wir sagen heute ohne jede Rücksicht auf das wirkliche Geschlecht *das Weib*, *die Maus*, *das Pferd* u. s. w. Am längsten hat sich wohl in den indogermanischen Sprachen noch das Neutrum eine reale Beziehung zur Charakterisirung des Leblosen bewahrt[2]).

Allgemein lässt sich demnach die »Genusbezeichnung« auf eine doppelte Reihe von Associationen zurückführen: 1) auf reale, die von dem Werthinhalt der Vorstellungen, also von Grundelementen der Wörter ausgehen, aber auf bestimmte Beziehungselemente (Genussuffixe) herüberwirken, so dass die Wortvorstellungen gleicher Werthgattung einander angeglichen werden. Dies ist der Zustand, der sich auf primitiveren Stufen noch relativ unverändert erhalten hat. Doch treten dazu sehr frühe schon und

---

[1]) Brugmann, Techmers Zeitschrift, IV, 1889, S. 100 ff.

[2]) Bezeichnend für diese Willkür, die nothwendig bei dem allmählichen Versagen der ursprünglichen Associationsmotive in der Genusbezeichnung einreißen musste, sind die großen Schwankungen, die schon von althochdeutscher Zeit her das Genus im Deutschen zeigt, sowie der gewaltige Einfluss Luthers auf die endliche Fixirung des Sprachgebrauchs. Vgl. H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, I, S. 271 f.; II, S. 85 ff.

in ihrem Einflusse immer mehr zunehmend: 2) formale Associationen, die umgekehrt von bestimmten Beziehungselementen, z. B. Suffixbildungen, ausgehen und auf andere die Stellung des Wortes charakterisirende Beziehungselemente, wie die Suffixe des zugehörigen Adjectivs, den Artikel, abhängige Demonstrativ- und Relativpronomina, einwirken. Durch diese ihre Ausbreitung können die formalen Associationen auch auf die Bedeutungsfärbung des Wortes immer noch einen gewissen Einfluss ausüben. Dies zeigt sich daran, dass solche secundäre Geschlechtswörter wie *Helios*, *Selene*, oder, neben den ihnen nachgebildeten *Sol*, *Luna*, in römischer Zeit sogar *Victoria*, *Pax*, *Bonus Eventus* u. a. in mythologische Gestalten umgewandelt worden sind. Doch müssen wohl besondere affecterregende Einflüsse hinzukommen, wie sie bei dem Eindruck der Himmelserscheinungen oder bei den Verkörperungen von Schutz- und Schicksalsgöttern stattfanden, um eine solche Association ins Leben zu rufen. In der ungeheuren Mehrzahl der Fälle dagegen ist offenbar die Genusbezeichnung unserer Sprachen ungefähr ebenso bedeutungslos geworden, wie jene allgemeineren artbezeichnenden Suffixe, die uns als unverstandene Reste primitiver Begriffsordnungen zurückgeblieben sind.

### 4. Zahlwörter und Zahlsysteme.

Ganz im Gegensatze zu diesen theils abgeblassten, theils völlig umgewandelten Art- und Werthunterscheidungen hat die Unterscheidung der Anzahl der Gegenstände in der Sprache ihre ursprüngliche Natur im wesentlichen beibehalten, während in dem Umfang, in dem sie angewandt wird, sowie in den Hülfsmitteln des Ausdrucks allerdings große Veränderungen eingetreten sind. Dabei hat sich die Zahlbezeichnung in zwei, zuweilen in deutlicher Beziehung zu einander stehenden Formen entwickelt: 1) als selbständiges Zahlwort, und 2) als Zahlausdruck des Nomens (Numerus). Unter diesen beiden Formen hat die Entwicklung des selbständigen Zahlworts, neben ihrer eigenartigen Natur, in mancher Beziehung eine für das psychologische Verständniss der Numerusunterscheidungen des Nomens wegweisende Bedeutung.

Bei der Entwicklung der Zahlbegriffe spielt jedoch sichtlich der

Umstand eine wichtige Rolle, dass die Geberde als das einfachere und leichter verständliche Ausdrucksmittel die Ausbildung der sprachlichen Benennungen unter den Verhältnissen einer ursprünglichen Cultur nicht selten zurückgehalten hat. Hierfür ist es besonders bezeichnend, dass gerade unter denjenigen Stämmen, bei denen die Geberdenmittheilung neben der Rede oder als Ersatz derselben am weitesten verbreitet ist, bei den amerikanischen und afrikanischen, am häufigsten eine mangelhafte Ausbildung der Zahlwörter angetroffen wird. Daraus auf einen Mangel des »Zahlensinns« zu schließen, oder überhaupt auf solchen primitiven Stufen nach dem Vorhandensein der Zahlwörter die Ausbildung der Fähigkeit des Zählens zu bemessen, ist darum nicht erlaubt. Wenn der Chiquito-Indianer nur für die Eins einen bestimmten Ausdruck hat, andere Zahlen aber durch Emporheben der Finger angibt, oder wenn die Tarahumara (in Altmexico) ebenfalls die Zahlen mittelst der Finger angeben, diese Gesten aber auch noch durch bestimmte Laute begleiten, so bekundet das kaum einen wesentlichen Unterschied in den Zahlvorstellungen dieser Völker[1]). Dass die Zahlwörter weit über diese direct zu beobachtenden Erscheinungen hinaus auf die ursprüngliche Beihilfe der Fingersprache hinweisen, bezeugt übrigens schon die ungeheure Verbreitung des decimalen Zahlsystems auf der Erde, sowie die Thatsache, dass, wo das eigentliche Decimalsystem fehlt oder durch eine andere Zählweise ergänzt wird, die abweichenden Ausdrücke meist nach der quinaren oder vigesimalen Methode gebildet sind. Dabei ist offenbar die erste als eine bloß auf eine Hand beschränkte, die zweite als eine auf die Zehen der Füße ausgedehnte Zählweise anzusehen, wie denn bei den Indianern in der Geberdensprache zuweilen die 20 durch Ausstrecken der zehn Finger gegen die Füße angegeben, in der Sprache der Eskimos dieselbe Zahl durch die Wortverbindung »einen Menschen beendet« ausgedrückt wird[2]).

[1]) F. Müller, Grundriss, II, 1, S. 183, 407. Pott, Die quinare und vigesimale Zählmethode, 1847, S. 10.

[2]) Müller a. a. O., II, 1, S. 179. Spuren einer Verbindung des vigesimalen mit dem decimalen System finden sich übrigens noch auf indogermanischem Gebiet in den besonderen Wortstämmen für Zwanzig, die im Indischen, Arischen, Griechischen, Lateinischen und Altirischen vorkommen, im Unterschied vom Slavischen und Germanischen, wo die 20 aus der 10 gebildet ist.

Dennoch sind diese durch die Geberdezeichen nahe gelegten decimalen, quinaren und vigesimalen Zählweisen nicht die einzigen, sondern bei einigen südamerikanischen und den meisten australischen Ureinwohnern finden sich Spuren eines Zusammenhangs der Zahlwörter mit den drei Personen des Pronomens. Dieser Zusammenhang ist allerdings nur ein begrifflicher. Denn Zahlen und Pronomina werden durch verschiedene Wörter ausgedrückt; beide sind also in ihrer sprachlichen Form unabhängig von einander entstanden. Aber die nämliche Unterscheidung der eigenen Person von dem Angeredeten und von einem Dritten, auf der die Bildung der Singularformen des persönlichen Pronomens beruht, scheint, sobald einmal überhaupt besondere Zahlbegriffe in der Sprache ausgedrückt wurden, hier den ersten Anstoß zu ihrer Bildung gegeben zu haben. Uebrigens ist auch diese primitivste Zählweise zuweilen mit Bruchstücken des quinaren und vigesimalen Systems verbunden, die dann sichtlich aus anderer Quelle stammen und sich daher den drei ersten Zahlen als eine von ihnen ganz verschiedene Zählweise nur äußerlich anschließen. So hat das Abiponische selbständige Zahlausdrücke nur für 1 und 2, 3 wird durch Verbindung beider (2 + 1) gebildet; diesen ursprünglichen Zahlwörtern steht dann aber eine Reihe ergänzender Sachwörter gegenüber, wie: 'Zehen des Straußes' = 4, 'Finger einer Hand' = 5, 'Finger beider Hände' = 10, 'Finger beider Hände und Zehen beider Füße' = 20 [1]).

Die concreten Vorstellungen, die so überall, wo wir die Zahlwörter auf ihre einstige Bedeutung zurückverfolgen können, für die abstracten Zahlbegriffe eintreten, erinnern unmittelbar an die Art und Weise, wie noch heute bei unsern Kindern das Verständniss der Zahlen theils von selbst entsteht, theils geflissentlich erweckt wird. Hat das Kind zuerst einen, zwei, drei Aepfel u. s. w. gezählt und dann das gleiche Verfahren an beliebigen andern Gegenständen wiederholt, so löst sich ihm allmählich der in diesen

---

[1]) Pott, Zählmethoden, S. 4 ff. Müller, Grundriss, II, 1, S. 23, 31, 37, 43 ff. und ebend. S. 416. Eine merkwürdige Ausnahme bilden die Tasmanier, die selbständige Zahlwörter bis zur 4 besitzen und daraus die 5 als 4 + 1 bilden. (Müller ebend., S. 89.) Vielleicht aber, dass auch hier das Wort für 4 ursprünglich irgend einen viertheiligen Gegenstand bedeutet. Angaben über einige andere abweichende Zählweisen vgl. noch bei Fritz Schultze, Psychologie der Naturvölker, 1900, S. 56.

Verbindungen constant bleibende Bestandtheil, die Zahl, von den wechselnden Einzelvorstellungen. Hier bildet sich daher der Zahlbegriff wesentlich dadurch, dass sich diese Wortassociationen allmählich mit dem deutlichen Gefühl eines übereinstimmenden Vorgangs bei allem Zählen einzelner Gegenstände verbinden. Dadurch associirt sich aber das Zahlwort selbst, als das bei allen diesen einzelnen Zähloperationen constante, mit der Auffassung jenes übereinstimmenden Vorgangs. Diese Entwicklung ist demnach durchaus an die Existenz bereits vorhandener abstracter Zahlwörter gebunden. Darum würde es offenbar auch hier nicht zutreffend sein, wollte man die Vorgänge der individuellen ohne weiteres auf die der generellen Entwicklung übertragen. Beide stimmen freilich darin überein, dass sich die abstracten Begriffe allmählich aus concreten Vorstellungen entwickeln. Die Art, wie dies geschieht, ist aber eine wesentlich abweichende, wie dies schon daraus hervorgeht, dass das Kind von frühe an die Zahlwörter von seiner Umgebung aufnimmt, während bei dem Naturmenschen aus den concreten Einzelvorstellungen und ihren Namen die Zahlwörter selbst erst hervorgehen. Dies kann nur so geschehen, dass ein Gegenstandswort, wie z. B. 'Zehen des Straußes', auf irgend andere viertheilige Gegenstände übertragen wurde, indem sich das Bild der Straußzehen jedesmal mit dem neuen Gegenstand associirte. Je häufiger sich dieser Process wiederholte, um so mehr konnte sich aber dann die das Wort begleitende Sachvorstellung verdunkeln und so schließlich das Wort selbst als bloßes Zeichen der Zahl zurücklassen. Während sich demnach beim Kinde das Zahlwort allmählich aus einer größeren Anzahl von Sachvorstellungen, mit denen es von Anfang an associirt ist, als ein selbständiges Begriffszeichen loslöst, geht hier, bei der ursprünglichen Entstehung der Zahlbegriffe, umgekehrt das einen einzelnen Gegenstand bezeichnende Wort durch Uebertragung auf andere in gleicher Weise getheilte Gegenstände schließlich selbst in ein Zahlwort über. Dort besteht also der Process in einer Elimination der concreten und wechselnden Sachvorstellungen aus ihrer Verbindung mit dem Zahlwort, hier in einer associativen Uebertragung einer bestimmten einzelnen Sachvorstellung auf andere. Selbstverständlich kann aber bei dem letzteren Process das Zahlwort viel länger seine concrete sinnliche Bedeutung bewahren, da hier stets die ursprüngliche Sach-

vorstellung zunächst noch mit den andern, ähnlichen Gegenständen oder Gegenstandsgruppen associirt wird. Der Wilde, der eine Vereinigung von zwanzig Menschen wieder einen 'ganzen Menschen' nennt, überträgt das Bild dieses Menschen, seiner Finger und Zehen, auf jene Gesammtheit, und es ist daher nicht sowohl der abstracte Begriff der Zahl als die Association solcher Sachvorstellungen selbst, mittelst deren die Dinge zahlenmäßig geordnet werden. Die Loslösung des Zahlbegriffs kann sich darum hier nur vollziehen, indem die sachliche Bedeutung des Wortes verblasst und dieses so in ein wirkliches Zahlwort übergeht. Auf diese Weise bilden die Zahlbegriffe belehrende Beispiele für die Abhängigkeit abstracter Begriffbildungen von dem Wandel der Wortbedeutungen. Auch hier ist aber diese Abhängigkeit sicherlich nicht als eine solche aufzufassen, bei der einem der zusammenwirkenden Momente die Priorität vor dem andern zukäme, sondern beides, die Verdunkelung der ursprünglichen Wortbedeutung und die Bildung der abstracten Begriffsform, greifen unmittelbar in einander ein. Die Zahl kann nur abstract werden, weil die Sachvorstellung, mit der sie ursprünglich zusammenfiel, allmählich schwindet, und dieses Schwinden ist wiederum von den associativen Uebertragungen des Wortes abhängig.

Im Hinblick auf die decimale Zählweise pflegt man anzunehmen, jeder Zahlausdruck bis zur Zehn entstehe aus dem ihm unmittelbar vorausgegangenen durch Hinzunahme einer weiteren Einheit. Dass diese mathematische Ableitung nicht mit der ursprünglichen Entstehung der Zahlbegriffe zusammentrifft, zeigt jedoch die Beschaffenheit der Zahlwörter selbst, bei denen dieses additive Princip gerade auf den primitiven Stufen des Denkens höchstens zur Ausfüllung von Lücken verwendet wird. Nach ihrer ursprünglichen Bedeutung erweisen sich vielmehr die grundlegenden Zahlbegriffe stets als einheitliche Vorstellungen, die sich zumeist auf diejenigen Theile des eigenen Körpers beziehen, die bei der Geberdensprache als die natürlichen Ausdrucksmittel der Zahlwerthe dienen. Auch ist für diese Entwicklung das Verhältniss der quinaren und vigesimalen Zählweisen zur decimalen überaus charakteristisch. Jene stehen nämlich keineswegs, wie man nach diesen Benennungen glauben könnte, der letzteren als selbständige Formen gegenüber, sondern zu einer allgemeinen Verbreitung sind, wo überhaupt die Sprache über die Bildung der

drei ersten Zahlwörter hinausgekommen ist, nur zwei Zählweisen gelangt: eine vollkommenere, die ausschließlich die Zehn zur Grundlage der Zahlbildung gemacht hat, und verschiedene unvollkommenere, die entweder statt der Zehn oder neben ihr 5 und 20 als selbständige Zahlvorstellungen enthalten. Die quinare Zählweise ist daher in der Regel zugleich vigesimal und nicht selten außerdem auch noch decimal. Nur bei einigen Negerstämmen scheint die Fünf wirklich, ähnlich wie bei der Mehrzahl der andern Völker die Zehn, die einzige Grundlage des Zahlsystems zu sein[1]).

Diese Mannigfaltigkeit der grundlegenden Zahlbegriffe bei den unvollkommenen Zählweisen erklärt sich im Hinblick auf die oben geschilderte psychologische Entwicklung ohne weiteres daraus, dass bei ihnen die Begriffe noch durchaus an der Vorstellung der einzelnen Körpertheile festhaften, die bei der Geberdensprache die nächsten Substrate bestimmter Zahlgrößen bilden. Da sich aber dabei neben der Vorstellung der einen Hand die der vier Gliedmaßen leichter als ein selbständiger Totalbegriff erhalten kann als die der zwei Hände, so ergibt sich daraus die besonders häufige Verbindung des quinaren mit dem vigesimalen System. 'Die Hand', 'die zwei Hände', 'der ganze Mensch', diese drei Ausdrücke bezeichnen deutlich die Motive der Bevorzugung des ersten und des dritten dieser Gesammtbegriffe. Dass die vollkommenere Zählweise gerade die zwischen ihnen liegende mittlere Vorstellung, die als bloße Verdoppelung der einen Hand zunächst keine selbständige Bedeutung erlangt hatte, zur Grundlage nahm, wird man

[1]) Rein ausgeprägt findet sich das quinare System nach den von Fr. Müller mitgetheilten Zahltabellen eigentlich nur bei den Dinka-Negern, wo die Zahlen zwischen 5 und 10 durch die Additionen 5 + 1, 5 + 2 u. s. w., 10 aber durch 2 . 5, 20 durch 2 . 10 ausgedrückt wird (Müller, I, 2, S. 55). Bei den meisten andern Negerstämmen ist das Quinarsystem nur durch die additive Bildung der Zahlen zwischen 5 und 10 angedeutet, 10 und zuweilen auch 20 werden aber durch besondere Wörter ausgedrückt, bei den Wolof z. B. 20 = »Mensch« (a. a. O. S. 102). Es handelt sich also hier um Verbindungen theils mit dem Decimal-, theils auch mit dem Vigesimalsystem. Das Gleiche gilt von denjenigen nordasiatischen und amerikanischen Sprachen, in denen von der decimalen abweichende Zählweisen vorkommen: sie zeigen meist Combinationen des quinaren und vigesimalen, einige auch des quinaren und decimalen Systems, andere solche aller drei Systeme. (Vgl. Müller a. a. O. II, 1, S. 123, 145, 161, 179; II, 1, S. 281, 293, 297 ff.)

wohl auf die gleichzeitige Wirkung zweier Motive zurückführen dürfen: zunächst auf den bei zunehmender Weite des Gesichtskreises ungenügenden Umfang der Fünfzahl, und sodann auf die bei oft wiederholten Zahlangaben durch die Geberde ungleich leichtere Verwendung der Hände. Von dem Augenblicke an, wo überhaupt das Geberdenspiel zur Vorherrschaft gelangt war, lag daher die Angabe aller größeren Zahlen durch sie allein nahe genug. Die Loslösung des alle weiteren Zahlvorstellungen tragenden Begriffs von dem einzelnen Körpertheil förderte aber ihrerseits wieder die weitere begriffliche Entwicklung: sie ließ das sinnliche Object, da es nicht mehr ein einzelnes war, in der Anschauung zurücktreten; und sie legte zugleich die weitere und weitere und schließlich unbegrenzte Fortsetzung jenes Verfahrens fortwährender Zufügung neuer Zahlgesammtheiten nahe, die in der Hinzunahme der zweiten Hand zur ersten ihr Vorbild fand. Dabei blieben immerhin die Spuren des Ursprungs der Zahlen von 1 bis 3 aus einer davon wesentlich verschiedenen Quelle auch noch in den Zahlenbezeichnungen des Decimalsystems erhalten. Sind doch diese Spuren selbst in den indogermanischen und semitischen Sprachen erkennbar, in jenen in der Flectirbarkeit dieser Zahlen, die sich dann ursprünglich auch noch auf die Vier erstreckte, in diesen in der überall wiederkehrenden Erscheinung, dass die Ein- und die Zweizahl adjectivisch gedacht und daher im gleichen Geschlecht mit dem zugehörigen Nomen verbunden werden, während sich die übrigen Zahlen durch abweichendes Genus unterscheiden. Dazu kommt in beiden Sprachgebieten die duale Form des Zahlwortes für Zwei, die direct auf die Beziehung zum Pronomen hinweist. Durch diese Beziehung wird natürlich nicht ausgeschlossen, dass, wie die 5 und die 10 durch die ganze Hand und die beiden Hände, so jene ersten Zahlen in der Geberde durch das Ausstrecken einzelner Finger angedeutet wurden. Doch im primitiven Verkehr verbinden sich diese Geberdezeichen naturgemäß in der Regel mit hinweisenden Bewegungen auf die Personen der Umgebung, auf die gerade sie am häufigsten angewandt werden. Erst von der Fünf und der Zehn an erweitert sich der Gesichtskreis auch auf abwesende Personen und Objecte, die nicht selbst durch die Geberde zu erreichen sind. Diese Verschiedenheit des Ursprungs

macht es übrigens begreiflich, dass gerade jene primitivste aller Zählweisen, die noch vor der quinaren liegt, in einzelnen Fällen für sich allein erhalten geblieben ist[1]).

### 5. Numerusbezeichnungen des Nomens.

Der Entwicklung der selbständigen Zahlbegriffe und Zahlwörter gehen die Zahlunterscheidungen des Nomens und Pronomens auf ihren früheren Stufen deutlich parallel. Wo es zu einer Ausbildung umfassenderer Zahlbegriffe überhaupt nicht gekommen ist, wie bei vielen der südamerikanischen und australischen Eingeborenen, da fehlt es auch an der Unterscheidung der Einzahl und Mehrzahl, oder diese fällt ganz mit den spärlichen Zahlbezeichnungen zusammen, über welche die Sprache verfügt. In ihrer weiteren Entwicklung schlägt jedoch die Ausbildung der Einheits- und Mehrheitsbegriffe sehr viel mannigfaltigere Wege ein als die der Zählweisen, denen die Abhängigkeit von der schon in der Geberdensprache in ähnlicher Weise sich einstellenden Verwendung der Hände und allenfalls noch der Füße engere Grenzen setzt. Dagegen bietet die Unterscheidung des einzelnen Gegenstandes von einer Mehrheit, als eine viel unbestimmtere, auch der Ausdrucksform einen weiteren Spielraum.

#### a. Mangelnde oder ausnahmsweise Numerusunterscheidungen.

Versucht man es, die einzelnen Ausdrucksmittel, die hier überhaupt vorkommen, in eine aufsteigende Reihe zu ordnen, so bildet die niederste Stufe der gänzliche Mangel einer Unterscheidung, wie er im absoluten Sinne allerdings nur sehr selten, im relativen dagegen, das heißt wechselnd mit gelegentlichen und in besonderen Fällen vorkommenden Ausdrucksformen, sehr

[1]) Ueber den etymologischen Ursprung der Zahlwörter im Indogermanischen gibt es nur unsichere Vermuthungen. Vgl. darüber W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache,[2] S. 576 ff. Brugmann, Grundriss, II, S. 464 ff. Bedeutsam ist es aber vielleicht, dass nach Brugmann (a. a. O. S. 493) in den Sonderbezeichnungen für 20, wie aind. visati, lat. viginti, die Silbe vi- ein Collectivum aus zwei disparaten Hälften auszudrücken scheint: 'die beiden Zehn', d. h. wohl Finger und Zehen — ein Anklang an den 'ganzen Menschen' gewisser primitiver Zählweisen (s. oben S. 25).

häufig ist[1]). So ist es eine in den central- und südamerikanischen Sprachen verbreitete Erscheinung, die mit der oben erwähnten Werthunterscheidung der Objecte in lebende und leblose (S. 19 f.) eng zusammenhängt, dass nur die höhere Werthclasse durch besondere Pluralsuffixe ausgezeichnet ist, während bei der niederen der bloße Nominalstamm das Object überhaupt ausdrückt, gleichgültig ob es in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht wird[2]). In andern Fällen kommt eine ähnliche sporadische Bezeichnung des Plurals dann vor, wenn die Mehrheit emphatisch betont werden soll[3]). Dieser relative Mangel der Mehrheitsbezeichnung dürfte zu einer andern Erscheinung in Beziehung stehen, in der eine schon bei den Zahlwörtern erwähnte Eigenschaft des primitiven Denkens zum Ausdruck kommt: damit nämlich, dass eine Vielheit überhaupt nicht als eine Summe einzelner Objecte, sondern als ein collectives Ganzes gedacht wird. Demnach kann dann das einzelne Wort ebenso für ein Einzelobject wie für irgend eine Classe oder Gruppe gleicher Objecte eintreten, und die Nebenvorstellung, ob das eine oder das andere der Fall sei, kann unausgesprochen bleiben. Natürlich wird das aber wieder vorzugsweise dann geschehen, wenn das Object einer geringeren Werthstufe, also z. B. einer Gruppe lebloser Gegenstände angehört. Einen Beleg hierfür bieten gewisse afrikanische Sprachen, in denen entweder der bloße Nominalstamm an und für sich eine plurale Bedeutung hat, die dann, wenn ein begrenzendes Demonstrativsuffix hinzutritt, in die Singularbedeutung übergeht, oder in denen auch umgekehrt der Singular durch den Nominalstamm, und der Plural durch ein hinzugefügtes Präfix von collectiver Bedeutung ausgedrückt wird. Eine charakteristische Vereinigung dieser beiden Ausdrucksformen zeigt die Sprache der Bari-Neger, in der durchweg bei Objecten, die in der Mehrzahl vorzukommen pflegen, und bei denen nur selten das Einzelne als solches die Aufmerksamkeit fesselt, wie Finger, Affen, Fliegen,

---

[1]) Als einzige Beispiele von völligem Mangel des Numerus finde ich in Fr. Müllers Grundriss einige australische Stämme (II, 1, S. 5, 35, 43) verzeichnet. Man darf wohl vermuthen, dass auch hier, wie bei den Zahlwörtern, die Geberde gelegentlich den Mangel der Sprache ersetzt.

[2]) Fr. Müller, II, 1, S. 261, 283. (Mexikanisch und verwandte Sprachen.)

[3]) So bei den Ainos. Ebend. II, 1, S. 143.

Bienen u. s. w., der Nominalstamm collective, bei andern aber, die häufiger als einzelne in Betracht kommen, wie Dach, Fluss, Haus, Tag, Wolf u. dergl., singulare Bedeutung hat. Dabei kann dann im ersten Fall das Collectivwort durch ein begrenzendes Demonstrativsuffix in einen Singular, im zweiten Fall der Singular durch ein Suffix von erweiternder Bedeutung in einen Plural übergehen[1]).

### b. Demonstrativpronomina, Zahl- und Collectivwörter als Numerusbezeichnungen.

Statt solcher Demonstrativzeichen von bald beschränkender, bald erweiternder Bedeutung, als deren Vorläufer man wohl entsprechende Geberden betrachten darf, können nun auch die Personalpronomina der dritten Person, meist in verkürzten Suffixformen, in ähnlicher Function mit dem Nominalstamm verbunden werden. Diese der vorigen an Verbreitung überlegene Art der Numerusbezeichnung führt dann von selbst zu einer gleichzeitigen und schärferen Kennzeichnung von Singular und Plural, indem diese jetzt durch die Singular- oder Pluralformen des Pronomens ausgedrückt werden, also ‘der Mann’ durch *Mann er*, ‘die Männer’ durch *Mann sie*. Da die gleichen verkürzten Pronominalformen die Suffixe des Verbums bilden, so sind das zugleich Ausdrucksmittel, durch die wieder die Kategorien von Nomen und Verbum in einander fließen. (Vergl. oben S. 9). Da sich ferner sehr allgemein neben dem Singular und Plural bei dem selbständigen Gebrauch des Pronomens ein Dual entwickelt hat, so ist dies einer der Wege, auf denen auch in die Zahlunterscheidung des Nomens die Form des Duals Eingang findet[2]).

Der Entstehung aus Elementen von demonstrativer oder pronominaler Bedeutung steht psychologisch, als ein Vorgang, durch den der ursprünglich mehrdeutige Nominalstamm eine Numerusunterscheidung gewinnen kann, die Hinzufügung von unbestimmten Collectivbegriffen zum allgemeinen Ausdruck der Mehrheit und

[1]) Müller I, 2, S. 70, 110.

[2]) Ebend. I, 1, S. 2, 36; II, 1, S. 49, 65, 147.

von Zahlwörtern zum Ausdruck der Einzahl oder gewisser Mehrheitsbegriffe von beschränktem Umfang am nächsten. Diese Art der Numerusbildung schließt sich augenscheinlich unmittelbar an die primitivste aller Zählweisen an, die nach der Anzahl der am häufigsten im Verkehr unterschiedenen Personen nur die Zahlen von 1 bis 3 umfasst. Dadurch steht sie auf der einen Seite mit der vorhin betrachteten Anwendung des Personalpronomens der dritten Person, auf der andern aber auch mit der Bildung der Zahlwörter in naher Verbindung. Besonders diese letztere Beziehung ist eine so enge, dass bei Völkern, bei denen jene primitive Zählweise nicht überschritten ist, wie bei den australischen Kamilarois, eigentlich der Numerus des Nomens und das Zahlwort noch vollständig zusammenfallen, indem die Zahlen 1, 2 und eventuell 3, die mit dem Nomen verbunden einen Singular, Dual und vorkommenden Falls einen Trial bilden, nur noch durch ein Wort ergänzt werden, das eine unbestimmt größere Vielheit ausdrückt, und das ebenso gut als ein unbestimmtes Zahlwort, das größere Zahlen bezeichnet, wie mit dem Nomen verbunden als Zeichen des Plurals betrachtet werden kann[1]). Wo sich sonst Spuren dieser Numerusbildung erhalten haben, wie bei den Malayen und Polynesiern, manchen afrikanischen, nordsibirischen und amerikanischen Stämmen, da sind durchweg die Zahlwörter bald nach dem decimalen System, wie in den oceanischen Sprachen, bald nach dem quinaren und vigesimalen, wie in den meisten andern Fällen, weiter entwickelt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber diese Entwicklung eine secundäre, oder die hinzugekommenen Zahlbezeichnungen mögen wohl auch von außen aufgenommen sein, da gerade bei diesen Bestandtheilen des Wortschatzes die Uebertragung durch den Verkehr naturgemäß eine große Rolle spielt. Demnach ist wohl anzunehmen, dass überall da, wo das Zahlwort bei der Bildung der Numerusbezeichnung betheiligt ist, ursprünglich diese überhaupt von den Zahlausdrücken nicht geschieden war. Wie sich übrigens von dieser gemeinsamen Grundlage aus die Zahlwörter sehr frühe schon ausgesondert haben, so sind an verschiedenen Punkten auch die Numerusbezeichnungen durch bestimmte

[1]) Müller II, 1, S. 28 ff.

oder unbestimmte Zahlausdrücke mit andern Benennungsweisen, z. B. mit der durch Pronominalsuffixe, vermischt worden [1]).

Bei diesem Ursprung der Numerusbezeichnung aus Zahlausdrücken ergänzen sich nun die unbestimmten Mehrheitsangaben und die bestimmten Zahlwörter in dem Sinne, dass die ersteren als allgemeine, die letzteren als specielle Ausdrucksformen dienen. Dabei bewährt wieder besonders bei den Ausdrücken der ersten Art der Plural seinen Charakter als Collectivum. Denn es sind stets concrete Collectivbegriffe, wie *Menge*, *Haufe*, *Schaar*, *Bündel* u. s. w., die dem Nomen, mag dieses nun eine Person oder Sache bezeichnen, die Bedeutung eines unbestimmten Plurals verleihen [2]). Dem gegenüber bilden dann die eigentlichen Zahlwörter begrenztere Vielheitsbegriffe, wobei jedoch ein gegebenes Zahlwort nicht bloß die genau ihm entsprechende Anzahl, sondern auch irgend eine annähernde bedeuten kann. Unter diesen besonderen Zahlen bleiben wieder die drei ersten, also die der Ausbildung der vollkommeneren Zahlsysteme vorausgegangenen, fortan durch ihren häufigen Gebrauch bevorzugt. Auf diese Weise haben sie sich in den oceanischen Sprachen zu den Numerusformen des Dual und Trial ausgebildet, die beide ursprünglich mit den entsprechenden Zahlwörtern zusammenfallen, und von denen der Trial in den melanesischen Sprachen auch begrifflich seinen einstigen Charakter noch mehr bewahrt, während er sich in den polynesischen allgemein zu einem Plural geringeren Umfangs erweitert hat.

### c. Lautverdoppelung und Lautdehnung als Numerusbezeichnungen.

Neben der pronominalen und numeralen lässt sich eine dritte ursprüngliche Ausdrucksweise für den Plural des Nomens unterscheiden, die wir kurz die onomatopoetische nennen können.

---

[1]) Ueber die Numerusbezeichnung in den malayo-polynesischen Sprachen vgl. Müller a. a. O. II, 2, S. 3, 16. Vermischungen mit der Pronominalbezeichnung finden sich in einigen melanesischen Sprachen, während in andern bloß die im Polynesischen allgemeine Mengenbezeichnung zu finden ist. Vgl. Müller II, 2, S. 56; v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, I, S. 23; II, S. 62, 150 u. a. Beispiele aus andern Sprachgebieten s. bei Müller I, 2, S. 120 (Ibo); II, 1, S. 125 (Jukagiren); II, 1, S. 185 (Athapasken), 215 (Dakota).

[2]) Vgl. das Verzeichniss solcher Ausdrücke für die polynesischen Sprachen bei Humboldt, Kawi-Sprache, III, S. 720 ff.

Sie besteht in Lautvariationen des Wortes, die den Eindruck wiederzugeben scheinen, den die größere gegenüber der kleinern Anzahl auf das Gefühl hervorbringt. Bei der onomatopoetischen Ausdrucksweise des Numerus bleibt darum in der Regel der Singular ohne besondere Bezeichnung, da eben nur eine Mehrheit, ein Plural oder Dual, als eine Steigerung des dem Gegenstand an und für sich zukommenden Gefühlstones empfunden wird. Es gibt zwei Arten dieser Hervorhebung der Mehrheit: die Lautwiederholung und die Lautverlängerung. Die erstere kann sowohl als Reduplication der Anfangssilbe des Wortes wie als solche der Endlaute vorkommen. Jenes ist der weitaus häufigere Fall. Er findet sich in mehreren amerikanischen Sprachen, z. B. *pitin* Plur. *pipitin* Mädchen (Sahaptin), oder *teodi* Mann, *teteodi* Männer (Sonorisch), sowie im Polynesischen, wo im gleichen Sinne auch die volle Wortwiederholung vorkommt, z. B. *fulu* Haar *fulufulu* Haare (Samoa). Ebenso wird im Mandschu und im Japanischen der Plural in der Regel durch Verdoppelung des ganzen Wortes mit oder ohne Lautvariation ausgedrückt, z. B. jap. *jama* Berg, *jamajama* Berge, *kuni* Land, *kuniguni* Länder. Dagegen sind Reduplicationen der Endsilbe in pluraler Bedeutung selten. Sie finden sich im Polynesischen, aber nur, wie es scheint, bei gleichartiger Uebertragung auf ein zu dem unverändert bleibenden Nominalstamm hinzutretendes Adjectiv, z. B. *taata maitai* ein guter Mann, *taata maitatai* gute Männer (Tahiti)[1]. Lautverlängerungen, die im Gegensatze zur Lautverdoppelung ausschließlich am Ende des Wortes auftreten, finden sich als reiner Ausdruck des Plural, unvermischt mit Suffixbildungen, ebenfalls sehr selten, am deutlichsten ausgeprägt im Mexikanischen, wo sich die nahe Beziehung zur Lautwiederholung außerdem in der zuweilen vorkommenden Vermischung beider Erscheinungen zu erkennen gibt. So heißt im Mexikanischen *siwatl* Weib, *siwā* Weiber, und zugleich mit Reduplication *teotl* Gott, *teteō* Götter[2]. Diese Beispiele deuten zugleich an, weshalb die Verdoppelung naturgemäß die Anfangs-, die Verlängerung die Endlaute trifft. Beide sind eben Ausdrucksmittel,

[1]) Müller II, 1, S. 242, 248, 271; II, 2, S. 13, 267, 310. Vgl. dazu oben Theil I, Cap. V, S. 585 ff.

[2]) Müller II, 1, S. 261 f.

von denen jedes den Theil des Wortes ergreift, bei dem es im Fluss der Rede die höchste Wirkung übt. Das ist aber für die Reduplication der Anfang des Wortes, da hier durch die ähnlich einem Auftakt wirkende Verdoppelungssilbe das ganze folgende Wort gehoben wird. Für die Verlängerung dagegen ist es der Endlaut, dem allein die folgende Wortpause zureichenden Raum zur Entwicklung lässt. Diese enge Beziehung zur Affectbetonung des Wortes tritt gerade im Mexikanischen auch darin noch höchst bezeichnend hervor, dass diese Sprache drei Stufen solcher Lautsteigerung für den Plural besitzt, bei deren Anwendung der Werth der Objecte von bestimmendem Einflusse ist: bei leblosen Gegenständen nämlich ist der Plural überhaupt nicht von dem Singular verschieden, Einzelbegriff und Collectivbegriff fallen im Ausdruck zusammen; bei lebenden Wesen gewöhnlicher Werthstufe, wie in dem obigen Beispiel des Weibes, genügt die Lautverlängerung; bei solchen höherer Werthstufe, bei den Göttern oder bei gewissen für heilig gehaltenen Thieren, wie dem Schakal, kommt auch noch die Verdoppelung als das höchste Mittel der Steigerung hinzu.

d. Numerusunterscheidung durch specifische Beziehungselemente.

Neben den Pronominalelementen, den Zahl- und Collectivausdrücken, den Lautverdoppelungen und Lautdehnungen finden sich weit verbreitet, als eine letzte Classe von Numerusunterscheidungen, sinnmodificirende Elemente, in der Regel Suffixe, seltener Präfixe, von abstracter Bedeutung. Wenden sich die zwei ersten der genannten Ausdrucksformen an die sinnliche Vorstellung, die dritte, die onomatopoetische, an das Gefühl, so lässt sich diese vierte, als eine rein begriffliche bezeichnen. Das Suffix als solches hat hier zu dem was es bedeutet gar keine erkennbare Beziehung mehr, so dass es für die Vorstellung und für den unmittelbaren Gefühlseindruck völlig gleichgültig wäre, wenn z. B. die Zeichen von Singular und Plural mit einander vertauscht würden. Ein solcher Umtausch ist nur deshalb unmöglich, weil sich beide begrifflich in ihrer bestimmten Bedeutung fixirt haben. Hierin besteht eben die »abstracte« Natur dieser Beziehungselemente; und

hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den vorangegangenen Numerusunterscheidungen. Auch diese haben sich freilich als Begriffszeichen fixirt; aber ihre ursprüngliche Bedeutung steht zugleich klar im Bewusstsein, so dass die Wirkung, die sie ausüben, begrifflich und sinnlich zugleich ist. Denn ein Wortbestandtheil, der mit der Zahl Zwei zusammenfällt, kann natürlich nur einen Dual bedeuten, ein solcher, der mit einem Personalpronomen der dritten Person im Plural übereinstimmt, kann nur ein Zeichen der Mehrzahl sein; und selbst die onomatopoetischen Formen sind insofern eindeutig, als der Uebergang vom einfachen zum verdoppelten oder gedehnten Laut, sobald er überhaupt als Ausdrucksmittel des Numerus vorkommt, nur dem Uebergang zu einem Mehrheitsbegriff entsprechen kann, nicht umgekehrt.

Die Erscheinung der rein begrifflichen Einheits- und Mehrheitssuffixe steht nun vollkommen damit in Einklang, dass in der Regel auch das Wort selbst, der Nominalstamm, dessen Zahlbedeutung durch jene Suffixe bestimmt wird, in seiner Lautgestalt zu einem bloß begrifflichen Zeichen geworden ist. Ebenso erklärt es sich hieraus, dass diese abstracten oder abstract gewordenen Numerusbezeichnungen in primitiven so gut wie in hochentwickelten Sprachen vorkommen, und dass sie nicht selten vermischt mit den sinnlichen Hülfsmitteln oder innerhalb einer sonst mangelhaften, auf gewisse ausgezeichnete Fälle beschränkten Unterscheidung sich finden. So sind in den amerikanischen Sprachen Numerussuffixe, zum Theil auch -präfixe weit verbreitet. Aber bald werden sie nur sporadisch zur besonderen Hervorhebung der Zahl angewandt, bald haben die höheren oder belebten und die niederen oder unbelebten Objecte abweichende Pluralbezeichnungen[1]). Aehnliches findet sich bei manchen nordsibirischen Stämmen, darunter eine für die beschränkte Ausbildung der Mehrheitsbegriffe besonders charakteristische in der Sprache der Jakuten. Der Jakute bezeichnet nämlich Gegenstände bloß dann durch ein Pluralsuffix, wenn sich die Bedingungen ihres Vorkommens in räumlicher und sonstiger Beziehung wesentlich unterscheiden. Kleider z. B. benennt er im Singular, so lange sie, auch wenn es deren viele sind, von einem

---

[1]) Müller II, 1, S. 194, 227.

einzigen Individuum getragen werden; er wendet aber den Plural an, wenn sie mehreren Personen angehören[1]).

Da die Numerusunterscheidung durch abstracte Beziehungselemente sichtlich eine Endstufe in der Entwicklung dieser Ausdrucksform ist, so wird man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, sie sei überall aus einer der ursprünglicheren Ausdrucksformen hervorgegangen. In der That sind die Spuren einer solchen Entstehung oft noch deutlich zu erkennen: so vor allem in den Fällen, wo Pronominalsuffixe der dritten Person in dieser Numerusverbindung mit dem Nomen in verkürzte Formen umgewandelt worden sind. Denkt man sich die hier stattgehabte Lautänderung noch um einen Schritt weitergeführt, so würde der ursprünglich inhaltvolle Wortbestandtheil in ein bloß formales Element übergegangen sein. Dabei kann an sich jede der oben erwähnten Numerusbezeichnungen des Nomens diese Umwandlungen erfahren. Am leichtesten tritt sie aber doch bei denjenigen ein, die von Anfang an von den selbständigen Zahlbegriffen am weitesten entfernt sind, da sie leichter in ihrer realen Bedeutung verblassen. Dies trifft vor allem für die Demonstrativ- und Pronominalsuffixe und für die Verlängerungen der Endlaute zu. Zugleich sind aber in solchen Fällen die Spuren der ursprünglichen Formen oft so verwischt, dass die Dual- und Pluralendungen als Zusätze zu dem Nominalstamm erscheinen, über deren einstige Bedeutung höchstens noch Vermuthungen möglich sind. So vor allem auch in den semitischen und indogermanischen Sprachen, wo man bei den ersteren meist an onomatopoetische Verlängerungen des Stamms, bei den letzteren an Pronominalcompositionen zu denken geneigt ist[2]).

---

[1]) O. Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, S. 244.

[2]) Die Dual- und Pluralsuffixe der semitischen Sprachen, wie Dual hebr. *-ājim*, arab. *-āni*, Plur. hebr. *-im*, *-ôt*, arab. *-ūna*, *-ātu*, erinnern an onomatopoetische Erscheinungen, wie sie im Mexikanischen vorkommen (s. oben S. 36). Bei den Numerussuffixen des Indogermanischen hat man theils Pronominalcomposition, theils feminische Collectivbildungen von ursprünglich singularer Bedeutung angenommen. Danach würde z. B. in lat. *is-ti* die Endung *-ti* aus idg. **toi* = *to-i* »dieser jener« entstanden, Plurale des Neutrums, wie *juga*, *opera* u. s. w. würden aber als Feminina von collectiver und abstracterer Bedeutung anzusehen sein (juga eigentl. = 'Gejöche', opera = 'Gewerke'), ähnlich wie *familia* ein zu dem eigentlichen Plur. *famuli* gehöriges collectives Femininum ist (Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschr. XXV, S. 6 ff. und Zur Pluralbildung der Neutra, 1889).

### 6. Pronominalbildungen.

Nach ihrer begrifflichen Bedeutung wie nach ihrer sprachlichen Form nehmen die Pronomina gegenüber dem eigentlichen Nomen eine eigenartige und je nach ihrer besonderen Function abweichende Stellung ein. Diese besondere Function sondert die Pronomina vor allem in zwei Gruppen: in Wortbildungen, die den Begriff der Person zu ihrer selbständigen Grundlage haben, und in andere, die irgend welche gegenständliche Begriffe, Sachen oder Personen, stellvertretend andeuten. Die erste Gruppe wird durch die Personal- und Possessivpronomina, die zweite durch die Demonstrativ- und Interrogativpronomina gebildet, an die sich auch das Indefinitum und das Relativum, wo letzteres zur Ausbildung gelangt ist, anschließen. Unter allen diesen Formen kommt das persönliche Pronomen seinem Begriffsinhalte nach dem substantivischen Nomen am nächsten: es bezeichnet die Personen der Unterredung, die, wenn sie auch den sonstigen Gegenständen gegenüber eine abgesonderte Stellung einnehmen, doch im weiteren Umfang zur Gesammtheit der selbständigen Gegenstandsbegriffe gehören. Dagegen steht schon das Possessivum in engerer Verbindung mit andern, namentlich sachlichen Objecten, zu denen es als eine attributive Bestimmung hinzutritt. Die Formen der zweiten Gruppe, deren Mittelpunkt das Demonstrativpronomen bildet, schließen sich endlich durch ihre bloß substituirende Function der Classe der Hülfswörter nahe an, wie denn in manchen Sprachen an ihrer Stelle bloße hinweisende Partikeln vorkommen.

Persönliches und possessives Pronomen bilden in jeder Beziehung eng verbundene, mit seltenen Ausnahmen auch in ihrer Lautgestalt zusammengehörige Wortformen. Dabei ist das »Personale« durch seinen Namen zureichend charakterisirt: es bezeichnet die Personen der Unterredung, das ich und du, wir und ihr, und in vielen Fällen die »dritten Personen«, auf die sich die Rede bezieht. Nicht in gleich zutreffender Weise kennzeichnet der Name »Possessivum« die dem Personale zugeordnete Pronominalform. Denn der Besitz ist zwar der häufigste, auf ursprünglichen Culturstufen fast der einzige Anlass einer solchen attributiven Anwendung des Personenbegriffs. Gleichwohl umfasst diese neben ihm noch

manche andere Beziehungen, die mit dem Besitz zusammen zutreffender durch den allgemeineren Begriff der »Zugehörigkeit« ausgedrückt werden können.

Zwischen dem Personale und Possessivum kann nun ein doppeltes Verhältniss vorkommen. Entweder ist jenes die ursprüngliche, das Possessivum die irgendwie aus ihm abgeleitete Form; oder es geht umgekehrt die Entwicklung des Possessivum voran, und das Personale schließt sich an sie an. Der erste dieser Fälle ist der weitaus häufigere, und man pflegt ihn wohl auch, gestützt auf die logische Erwägung, dass das Mein und Dein ein Ich und Du voraussetze, als das allgemeingültige und selbstverständliche Verhalten zu betrachten. Doch derartige logische Reflexionen sind hier schon deshalb nicht entscheidend, weil nirgends die Wörter ursprünglich isolirt existiren, in der Zusammensetzung des Satzes aber ein Begriff ebenso gut zuerst in attributiver Beziehung zu anderen Begriffen wie in relativ selbständiger Stellung möglich ist.

### a. Entwicklung des persönlichen aus dem possessiven Pronomen.

In der That treten uns in einigen Sprachgebieten Erscheinungen entgegen, die auf eine Entwicklung des Personalpronomens aus dem Possessivum hinweisen. So sind die persönlichen Pronomina des Grönländischen zusammengesetzte Wortbildungen, die sich in einen Demonstrativausdruck *hier*, *dort* und in ein Possessivsuffix, das in dieser Bedeutung auch in Verbindung mit dem Nomen vorkommt, zerlegen lassen: danach würde *ich* durch *mein hier*, *du* durch *dein dort* übersetzt werden können. Aehnliche Verhältnisse finden sich in der Sprache der Papúas, wo es eigentlich nur ein Pronomen reflexivum gibt, das durch Zusammensetzung eines adjectivischen Possessivwortes und eines substantivisch gebrauchten Reflexivwortes *selbst* gebildet wird, also *ich* = *mein selbst*, *du* = *dein selbst* u. s. w.[1]). Außer durch die gegenständliche Form des Denkens, die sichtlich dieser Ausdrucksweise zu Grunde liegt, scheint die Bewahrung derselben besonders durch solche Sprachformen begünstigt zu werden, in denen die Agglutination

[1]) Müller II, 1, S. 169; I, 2, S. 35.

der Worte des Satzes zu einem zusammenhängenden Ganzen vorherrscht: so in den amerikanischen Sprachen des Nordens wie Südens, in denen sich mehrfach die Spuren eines derartigen, der eigentlichen Personalpronomina entbehrenden Urzustandes erhalten haben. Indem bei der agglutinativen Satzform das Pronomen immer nur in Verbindung mit andern Wörtern vorkommt, hat es sich zuweilen noch nicht vollständig aus den attributiven Beziehungen zu ihnen gelöst, so dass es diese Beziehungen auch in seinen isolirten Gebrauch hinübernimmt, wobei für das Wort, an das sich sonst das Possessivpronomen anlehnt, nun in der Regel eine Reflexiv- oder Demonstrativpartikel eintritt. In solchen Fällen erscheint daher das Personalpronomen lediglich als eine Erweiterung der mit Nomen oder Verbum verbundenen Possessivaffixe durch reflexive oder emphatische Zusätze: so besonders in der Sprache der Dakota und der Irokesen[1]). Dabei sind es häufiger die Dual- und Pluralformen, die eine vollständige Identität von Possessivum und Personale darbieten, eine Thatsache, die in Anbetracht des Umstandes, dass diese Mehrheitsformen, besonders der Dual, durchgängig leichter eine ältere Sprachstufe bewahren, sowie des andern, dass in den Conjugationsformen dieser Sprachen die Pronominalelemente vielfach eine possessiv-attributive Bedeutung besitzen, gleichfalls eine Priorität der Possessivpronomina anzudeuten scheint[2]). Uebrigens zeigt das Reflexivum, wie es zuweilen den Uebergang des Possessivum in das Personale oder in ein Aequivalent des letzteren vermittelt, auch

[1]) Müller II, 1, S. 208, 217. Bei den Irokesen zeigt das Possessivum die volleren, das Personale die verstümmelten Formen der gleichen Wortstämme, genau die Umkehrung einer, wie wir unten sehen werden, bei primärer Entwicklung des Personale weit verbreiteten Erscheinung. Bei den Dakota stimmen die Pronominalstämme überein, das Personale besitzt aber emphatische Zusätze, wie sie noch in zahlreichen andern amerikanischen Sprachen vorkommen. Riggs (Dakota Grammar p. 11) übersetzt daher *ich* mit *ich bin*, *du* mit *du bist*, was offenbar, da das pronominale Element mit dem Possessivum identisch ist, zutreffender mit *mein dasein*, *dein dasein*, analog wie im Grönländischen, wiedergegeben würde.

[2]) Eine Uebereinstimmung der Dual- und Pluralformen des persönlichen Pronomens mit dem Possessivum findet sich nicht nur auf amerikanischem Gebiet, sondern namentlich auch in der Sprache der Hottentotten (Müller I, 2, S. 11). In der Ketshua-Sprache ist der Plural des persönlichen Pronomens eine eigenthümliche Mischform, indem dem Singular in der Regel der Plural des Possessivums suffigirt wird (von Tschudi, Organismus der Ketshua-Sprache, 1884, S. 184 ff.). Daneben kommt dann aber auch noch ein Plural mit dem gewöhnlichen Pluralsuffix des Nomens vor.

noch in vielen Sprachen, die im übrigen ein selbständiges Personalpronomen hervorgebracht haben, eine Affinität zum Possessivum: es treten dann gerade da, wo die Person besonders hervorgehoben werden soll, Ausdrücke wie *mein selbst*, *dein selbst*, oder auch, in concreterer Gestaltung, *mein Haupt*, *mein Leib*, *dein Leib* u. dergl. auf[1].

Diese Formen stehen bereits solchen Erscheinungen nahe, bei denen der possessive Ausdruck zweifellos einer regressiven Entwicklung angehört. Hier entwickelt sich dann der selbständige Begriff der Persönlichkeit nicht aus einer possessiven Verbindung, sondern es wird umgekehrt das persönliche Pronomen durch eine possessiv-attributive Verbindung allmählich verdrängt. Es mag sein, dass manche der zuletzt erwähnten Umschreibungen bereits in dieses Gebiet gehören. Mit Sicherheit sind aber zu einer solchen rückläufigen Entwicklung die weit verbreiteten possessiven Vertretungen des Personalpronomens in der ceremoniellen Rede zu zählen. Sie sind stets die Producte einer höheren Cultur, und innerhalb derselben Ausdruck einer Ständescheidung, die zunächst zwischen den Angehörigen verschiedener Gesellschaftsclassen und dann allmählich auch, vermöge der solchen Sitten eigenen Ausbreitung, zwischen Gleichgestellten besondere Höflichkeitsformen entstehen lässt. Der vorgebliche Abstand der Personen der Unterredung wird so durch ehrende oder eventuell auch das eigene Ich erniedrigende Prädicate ausgedrückt, hinter denen sich nun wieder der eigentliche Personenbegriff in Gestalt des attributiv gebrauchten oder hinzugedachten Possessivums verbirgt. In Ostasien hat die chinesische Cultur mit ihrem patriarchalischen Despotismus und mit der hohen Achtung vor Alter, Geschlecht und persönlichem Verdienst, die dem chinesischen Charakter eigen ist, den Ausgangspunkt solcher ceremonieller Redeformen gebildet, die sich über das ganze indochinesische Sprachgebiet, Japan und die malayischen Stämme

[1]) So in der Buschmannsprache, in der zu stärkerer Hervorhebung eine emphatische Partikel von einem Possessivpräfix und -suffix umgeben wird: *ṅ-* mein, *eī* Reflexivwort, *ṅ-eī-ṅ* = *mein selbst* (Müller IV, S. 9). Aehnliche Erscheinungen im Baskischen, wo an Stelle des Reflexivums das Wort *Haupt* fungirt: *mein Haupt*, *dein Haupt* u. s. w. für ich, du (ebend. III, 2, S. 16), und auf afrikanischem Gebiet bei manchen Nuba-Völkern, z. B. in der Sprache der Barea, wo Ausdrücke wie *mein Leib*, *meine Stirn*, *mein Rücken* u. s. w. das Pronomen vertreten (Leo Reinisch, Die Barea-Sprache, 1874, S. 47 f.).

verbreitet haben. In der chinesischen Umgangssprache ist so das persönliche Pronomen durch Redeformen wie *der kleine jüngere Bruder*, *der Geringe*, *der Dummkopf*, für ich; *der grosse ältere Bruder*, *der Weise*, *der Alte* für du verdrängt worden.

Im Japanischen haben diese bald mit bald ohne Possessivelemente gebrauchten erniedrigenden oder verherrlichenden Substantiva, wie *meine Selbstsucht*, *das unvernünftige Gewächs* und *die Herrlichkeit*, *der geehrte Körper*, offenbar so frühe schon um sich gegriffen, dass sich ein persönliches Pronomen überhaupt nicht mehr nachweisen lässt[1]). Wahrscheinlich hat also hier das chinesische Höflichkeitsceremoniell bereits zu einer Zeit auf die Cultur eingewirkt, wo sich eine Litteratur noch nicht ausgebildet hatte, so dass die dereinst vorhandenen Pronominalbildungen gänzlich in Vergessenheit geriethen. Nicht in gleichem Umfang, aber doch im gleichen Sinne hat sich übrigens dieser Verdrängungsprocess auch noch an andern Stellen der Erde und zu andern Zeiten vollzogen: so im Mexikanischen, wo das persönliche Pronomen selbst verschiedene Formen für den Verkehr mit Gleichen oder Niedrigeren und für den mit Höhergestellten besitzt, und wo außerdem Respectsausdrücke in possessiver Form mit gehäuften lobenden Prädicaten, wie *mein-geliebter-verehrter-Herr-Priester-Vater*, vorkommen[2]). Das uns nächstliegende Beispiel solcher Rückbildung sind aber die aus dem byzantinischen Hofceremoniell in die modernen Sprachen übergegangenen Redeformen wie *Seine Majestät*, *Eure Durchlaucht*, *Hoheit*, *Wohlgeboren* u. s. w., und die gelegentlich analog gebildeten Bescheidenheitsausdrücke, wie *meine Wenigkeit*. Die unabhängige Entstehung dieser Erscheinung beweist, dass sie kein bloßes Zufallsproduct einer auf Abwege gerathenen Cultur ist, sondern dass immerhin allgemeinere psychische Motive auch hier nicht fehlen. Zunächst liegen diese natürlich in der substantivischen Form ehrender oder demüthiger Ausdrücke, an die sich dann das Pronomen in attributiver Gestalt anschließen muss. Außerdem aber genügte die directe Anrede mit dem für Alle gleichen per-

---

[1]) Müller II, 1, S. 408 f., 313 f. Aehnlich dem Japanischen verhalten sich das Siamesische und Annamitische (ebend. S. 373, 394) und auf malayischem Gebiet das Javanische (S. 121).

[2]) Müller II, 1, S. 263, 299. Misteli, Typen des Sprachbaues, S. 133.

sönlichen Pronomen einem imperialistischen Hofceremoniell nicht, um den Abstand der Redenden auszudrücken. Aus einem ähnlichen Motiv also, wie die modernen Sprachen an die Stelle der zweiten die dritte Person oder den Plural treten lassen, ist hier das Personale in das Possessivum übergegangen: indem die Person ganz hinter jenen substantivischen Ausdrücken zurücktritt, überträgt sich die in diesen angedeutete Distanz der Begriffe auf die Personen der Unterredung selbst. Gerade in diesem Grundmotiv, in der engen attributiven Verbindung der Persönlichkeit mit einem Gegenstandsbegriff, liegt aber wiederum die Annäherung dieser Ausdrucksformen raffinirter Cultur an die primitiven Anfänge der Ausbildung des Persönlichkeitsgefühls. Nur dass in jenen Anfängen die Persönlichkeit wirklich verschwindet, während sie in der Höflichkeitssprache der Culturvölker bloß vorgibt, verschwinden zu wollen.

### b. Selbständige Formen des Personalpronomens.

In weitaus der Mehrzahl der Sprachen zeigt, wie schon bemerkt, das persönliche Pronomen alle Merkmale relativer Ursprünglichkeit, während sich das Possessivum an dasselbe anlehnt, oder als eine Ableitung aus ihm erscheint. Dabei bietet aber theils das Personale selbst deutlich verschiedene Formen der Ausbildung dar, die sich psychologisch einer bestimmten Entwicklungsreihe einordnen lassen; theils zeigt die Entstehungsweise des Possessivums aus dem Personale Unterschiede, die ebenfalls mit Entwicklungsstufen in der Begriffsunterscheidung zusammenhängen.

Das die selbständige Entwicklung des Personalpronomens beherrschende Princip ist seine Differenzirung gegenüber dem Nomen substantivum. Je mehr es in seiner Formbildung mit den allgemeinen Formen des Substantivs zusammenfällt, in den gleichen Casusformen und mittelst der gleichen Formelemente flectirt wird, und eventuell auch noch den Numerus- und Genusunterschieden des Nomens angeglichen ist, um so weniger ist offenbar das persönliche Pronomen zu einer selbständigen Begriffsform geworden, sondern es gilt als ein Gegenstand unter andern. Seine besonderen Merkmale haben sich noch nicht so deutlich ausgeprägt, dass sie einen Ausdruck in der Sprache fänden. Darum

steht diese Stufe, so sehr sie äußerlich von dem Zustand des völligen Aufgehens der Persönlichkeit in Possessivausdrücken entfernt zu sein scheint, ihr doch innerlich nahe. Sie ist in gewissem Sinne nur ein anderer Ausdruck des nämlichen gegenständlichen Denkens. Sie ist jedoch die verbreitetere Ausdrucksform und findet sich in Sprachen von sonst sehr verschiedenem Bau: in afrikanischen, polynesischen, australischen, amerikanischen, wie endlich besonders ausgeprägt in den Sprachen des Kaukasus, der Basken und mehrerer Drāwida-Völker[1]).

Diese in der mangelnden Differenzirung gegenüber dem Nomen liegende Rückständigkait des Denkens schließt übrigens auch hier nicht aus, dass nach anderer Richtung das Personalpronomen in derartigen Sprachen reich entwickelt sein kann: das zeigt sich z. B. in der Mannigfaltigkeit der Partikeln, durch die das Polynesische Modificationen des Begriffs ausdrückt, oder in dem großen Reichthum der Casusformen des Pronomens der kaukasischen Sprachen. Es sind das aber Entwicklungen, die dem Pronomen nicht eigenthümlich sind, sondern in denen es mit der Gesammtheit der Gegenstandsbegriffe auf gleicher Linie steht[2]).

Von dieser Stufe der Indifferenz aus vollzieht sich nun der Process der Differenzirung gegenüber dem Nomen auf doppeltem Wege: erstens indem beim Pronomen Casusformen in Wegfall kommen, die beim Nomen erhalten bleiben, und zweitens indem die Ausdrucksmittel der Casus überhaupt andere werden. Beide Veränderungen sind in der Regel verbunden, und sie bieten sich in den verschiedensten Gradabstufungen dar, von den nur geringen Abweichungen an, die z. B. das Malayische, manche amerikanische und nordsibirische Sprachen zeigen, bis zu so bedeutenden Unterschieden

[1]) Als specielle Beispiele seien hier angeführt die Flexionen des Personalpronomens im Kanuri (Bornu, Müller I, 2, S. 197, 199), Lake Macquarie (ebend. II, 1, S. 7 f.), Ketshua (Inka, ebend. II, 1, S. 372), Polynesisch (ebend. II, 2, S. 23), Kunama (Nuba-Rasse, ebend. III, 1, S. 57), Baskisch (ebend. III, 2, S. 12 f.), Sinhalesisch (III, 1, S. 148), Kasikumükisch (III, 2, S. 90). Nicht hierher zu zählen ist das Chinesische, da sich in ihm das persönliche Pronomen zwar in dem Ausdruck der Modificationen des Begriffs durch Hülfswörter materiell nicht von den übrigen Nominibus unterscheidet, dagegen durch die Wortstellung deutlich gesondert wird (G. von der Gabelentz, Chines. Gramm. S. 173 ff.).

[2]) Vgl. unten Nr. III, 2.

der Pronominalflexion, wie sie im Indogermanischen und Semitischen zu finden sind. Bei diesem äußersten Grad der Differenzirung verbinden sich dann im allgemeinen zwei Bedingungen: der Schwund der Formen einerseits, und der Eintritt verschiedener Wortstämme, also »Suppletiverscheinungen« anderseits, wie z. B. in unserem *ich*, lat. *ego* gegenüber dem *meiner*, *mir*, *mich* u. s. w. (*mei mihi*, *me*)[1]). Hiernach stellt sich überhaupt dieser Differenzirungsprocess als ein Product äußerer und innerer Einflüsse dar. Als ein äußeres Moment wirkt wohl die Häufigkeit des Gebrauchs, durch die im allgemeinen das Personalpronomen jeder andern Classe selbständiger Begriffswörter überlegen ist. Dieser Einfluss findet seinen Ausdruck darin, dass zuweilen gerade beim Personal-, und von ihm ausgehend beim Possessivpronomen, abgekürzte Casusbezeichnungen vorkommen. Auf innere Ursachen weist dagegen die Bildung der verschiedenen Casusformen des Pronomens aus abweichenden Wortstämmen hin, wie sie sich besonders im Indogermanischen und Semitischen findet. Eine Sprache, die für das *ich*, *mir*, *mich* u. s. w. Flexionsformen des gleichen Stammes besitzt, zeigt damit, dass in ihr die erste Person nicht zu einem Subject des Denkens geworden ist, das sich in seiner selbständigen Bedeutung aus allen seinen Beziehungen in wesentlich anderer Weise aussondert, als es irgend welche andere Denkobjecte thun, die an sich die nämlichen bleiben, ob sie nun als Subjecte der Aussagen oder in Casusbeziehungen vorkommen mögen. Die gleichförmige Behandlung des Personalpronomens mit andern Nominalbegriffen repräsentirt also auch hier wieder eine Form des Denkens,

---

[1]) Rücksichtlich der Suppletiverscheinungen überhaupt vgl. oben S. 13. Als Sprachen, die mehr oder minder ausgeprägt Uebergangszustände der Differenzirung darbieten, seien hier beispielsweise erwähnt: Jenissei-Ostjakisch (Müller II, 1, S. 112), Jukagirisch (ebend. S. 127), Samojedisch (II, 2, S. 170 ff.), die ural-altaischen Sprachen (II, 2, S. 215, 275 ff.), von amerikanischen Sprachen das Mutsun (II, 1, S. 258), Taraskisch (S. 284) u. a. Ganz abweichende Casusbezeichnungen hat z. B. auch die Sprache der Fulbe (III, 1, S. 9). Inwieweit in solchen uns ferner liegenden Sprachen secundäre Angleichungen der Pronominal- an die Nominalsuffixe oder auch umgekehrt dieser an jene stattgefunden haben mögen, wie sie für das Indogermanische angenommen werden (vgl. Brugmann II, S. 773 ff.), muss hier natürlich dahingestellt bleiben. Die allgemeine Thatsache, dass sie nach dem Verhältniss der Pronominal- zur Nominalflexion thatsächlich divergirende Entwicklungsreihen der Formenbildung darbieten, wird davon nicht berührt.

die jener Stufe, wo das selbständige Personale in Possessivformen aufgeht, näher steht. Charakteristisch ist es in dieser Hinsicht, dass die Ausdrucksweise durch verschiedene Wortstämme weit allgemeiner für die Mehrheitsformen des Pronomens Platz gegriffen hat, bei denen schon die Bedingungen der objectiven Anschauung eine qualitative Verschiedenheit der Vorstellungen mit sich führen. Wohl kommt es hier in einzelnen Fällen, namentlich in Sprachen mit ausgedehnter Anwendung onomatopoetischer Ausdrucksformen, vor, dass der Plural als eine bloße Wiederholung der Einzahl empfunden und dem entsprechend auch hier durch Verdoppelung oder Lautdehnung ausgedrückt wird[1]. Aber gerade diese, begrifflich scheinbar so nahe liegende Ausdrucksweise der Mehrzahl ist eine der seltensten Anwendungsweisen der Reduplication. Ebenso geschieht es nun verhältnissmäßig selten, dass der Plural und Dual des Personale aus demselben Wortstamm gebildet sind wie der Singular[2]. Meist wird, auch wo sonst die Formen des Pronomens auf das engste an die des Nomens sich anlehnen, die Mehrzahl als ein inhaltlich anderer Begriff aufgefasst als die Einzahl, ganz wie bei unserem *ich* und *wir*. Häufig ist auch das Verhältniss dies, dass in der ersten und zweiten Person die Wortstämme der Numeri abweichen, in der dritten aber übereinstimmen, ein Vorkommen, welches sich daraus erklärt, dass die dritte Person, wie sie sehr oft durch ein Demonstrativum ersetzt wird, so überhaupt in der Vorstellung den Objectbegriffen näher steht[3].

Insofern in diesen Ausdrucksformen der Einheit und Mehrheit oder auch des Subjectcasus und der abhängigen Casus durch besondere Wortstämme eine mannigfaltigere Unterscheidung als bei dem Nomen zur Geltung kommt, stehen nun hiermit noch einige

---

[1] Vgl. Theil I, Cap. V, S. 586.

[2] Beispiele einer an die Singularformen sich anschließenden Bildung des Plurals des Pronomens bieten mehr oder minder deutlich manche afrikanische und amerikanische Sprachen: vgl. z. B. Sprache der Wolof (Müller I, 2, S. 90), Tedā (S. 188), ferner das Ketshua (II, 1, S. 372), Muiska (ebend. S. 351), Chiquito (S. 398) u. a. Besonders aber gehören hierher die ural-altaischen und die Mehrzahl der Drāwida-Sprachen. Doch weichen in den meisten Fällen die determinirenden Pluralzeichen von denen des Nomens ab.

[3] Man vgl. die Declination des Personale in der Sprache der Awaren (Müller III, 2, S. 71), und der Kasikumüken (ebend. S. 90 f.).

weitere, allerdings auf gewisse Sprachgebiete beschränkte, in ihrem unabhängigen Vorkommen aber doch auf allgemeingültige Bedingungen hinweisende Erscheinungen in naher Beziehung. Dahin gehören in erster Linie der Inclusiv und Exclusiv und die zuweilen vorkommenden Differenzirungen des Pronomens der dritten Person. In zweiter Linie kann hierher die besondere Affinität bezogen werden, die das Pronomen zu beschränkteren, dem Plural an die Seite tretenden Mehrheitsausdrücken zeigt, nämlich zur Bildung des Duals und in einigen Fällen auch noch eines Trials.

Der Inclusiv und Exclusiv ist eine weit zerstreut vorkommende Erscheinung. Abgesehen von der malayo-polynesischen Rasse, aus deren Sprachen er am besten bekannt ist, findet er sich auf afrikanischem Gebiet in beschränkterer Verbreitung, häufiger auf amerikanischem, endlich in einigen kaukasischen und Drāwida-Sprachen[1]). Die Bedeutung ist augenscheinlich eine ganz analoge wie die der Bezeichnung des Plurals und Duals durch besondere von dem Singular abweichende Wortstämme. Wie das *wir* dem *ich* gegenüber nicht als ein Numerusunterschied im gewöhnlichen Sinne, sondern als ein qualitativ verschiedener Begriff erscheint, so kehrt in beschränkterem Umfange ein analoger qualitativer Unterschied wieder, wenn sich die erste Person des Dual auf den Redenden und den Angeredeten oder statt dieses auf irgend einen dritten bezieht: das *ich und du* und das *ich und er* haben hier einen verschiedenen Inhalt. Wahrscheinlich ist es daher der Dual, von dem die Unterscheidung überhaupt ausgegangen und auf den Trial und Plural hinübergewandert ist. Für diese Entwicklung spricht besonders auch die Thatsache, dass im Polynesischen der Exclusiv mit der ersten, der Inclusiv mit der zweiten Person des Singulars lautlich zusammenhängt, und dass, dem analog, bei den Algonkin-Stämmen der Exclusiv eine Erweiterung

[1]) Auf afrikanischem Gebiet bei den Hottentotten (Müller I, 2, S. 10), bei dem Stamm der Fulbe (ebend. III, 1, S. 9), in Amerika bei den Algonkin-Stämmen (II, 1, S. 197), den Choktaw (ebend. S. 234), Tschinuk (255), Inka (383), innerhalb des Drāwida-Gebiets bei den Kolh-Stämmen (III, 1, S. 114), ferner in der Sprache der Awaren im Kaukasus (III, 2, S. 71). Außerdem im ganzen Umkreis der malayo-polynesischen Sprachen (II, 2, S. 23, 59, 119 f.).

der ersten, der Inclusiv eine solche der zweiten Peɹson des Singulars ist[1]).

Wie die zwei ersten Personen durch diese wechselnden Beziehungen, in die sie zu dem Dual oder Plural der ersten treten, die Begriffe dieser Mehrheitsformen differenziren können, so gewinnt nun bei der dritten Person wiederum leichter als bei der ersten und zweiten die besondere Beschaffenheit des Gegenstandes oder der Person einen Einfluss auf den Ausdruck. Hierher gehören vor allem die Unterschiede des Lebenden und Leblosen und sonstige dem grammatischen Geschlecht verwandte Verhältnisse, die vorzugsweise in dieser an und für sich nicht auf Personen als solche beschränkten Form des Pronomens ihren Ausdruck finden, ebenso wie übrigens auch das grammatische Geschlecht viel seltener bei der ersten und zweiten als bei der dritten Person auftritt[2]). Von solchen beschränkteren Unterscheidungen ist nun kein allzu großer Schritt mehr zu mannigfachen weiteren Ausdrucksformen, wie sie sich namentlich in manchen amerikanischen Sprachen vorfinden. So werden aus der Sprache der Tscherokesen nicht weniger als neun Formen der dritten Person angeführt, in denen ausgedrückt ist, ob diese steht, sitzt, umhergeht u. s. w.; und in der Sprache der Abiponer werden nicht nur diese verschiedenen Zustände, die meist in dem begleitenden Verbum näher bestimmt sind, sondern neben dem Genus auch anwesende und abwesende Personen unterschieden[3]).

---

[1]) Vgl. hinsichtlich des Polynesischen oben Theil I, Cap. III, S. 334, Anm. 1, über die Verhältnisse bei den Algonkin Müller II, 1, S. 197: in der Kri-Sprache z. B. *nita* ich, *nita-nan* wir (dich ausgeschlossen), *kita* du, *kita-now* wir (dich eingeschlossen). Aehnlich in den andern Sprachen dieser Stämme (Odzibwe, Lenni-Lenape u. s. w.).

[2]) Ganz verschiedene, aus abweichenden Wortstämmen abgeleitete Formen für Personen nnd unpersönliche Objecte hat z. B. die Sprache der Fulbe (Müller III, 1, S. 9), der Kolh (ebend. S. 114) u. a. Das Hottentottische hat im Dual und Plural ein Masc., Fem. und Comm., aber allerdings in der oben (S. 20) angeführten, von sonstigen Gennsunterscheidungen wesentlich abweichenden Bedentung (I, 2, S. 10). Eine große Zahl von Pronominalelementen für die dritte Person findet sich endlich in den Bantu-Sprachen, wo jene theils die collective von der einfachen Einheit und von der Mehrheit unterscheiden, theils aber auch sonstige Modificationen des Begriffs auszudrücken scheinen, deren Bedeutung sich, wie die der Wortclassen dieser Sprachen überhanpt (s. oben S. 17 f.), verdnnkelt hat.

[3]) Müller II, 1, S. 224 (Tscherokesen), 398 (Chiqnitos), 414 (Abiponer).

Hieran schließt sich endlich das Vorkommen des Trials als eine durchaus verwandte Erscheinung. Denn augenscheinlich tritt in ihm eine analoge Bevorzugung der »dritten Person« hervor, wie sie in jener Fülle von Ausdrucksformen sowie in anderer Weise in der Unterscheidung eines Inclusiv und Exclusiv zu bemerken ist; daher denn auch das Sprachgebiet, in welchem die letzteren Formen am verbreitetsten vorkommen, das der malayo-polynesischen Sprachen, den Trial ausgebildet hat. In der gewöhnlichen Entwicklung des Personalpronomens, wie sie z. B. im Indogermanischen und Semitischen beobachtet wird, und bei der überhaupt die dritte Person meist keinen besonderen, von dem Demonstrativpronomen unterschiedenen Ausdruck fand, sind die beiden Personen, zwischen denen eine Wechselrede sich abspielt, das ich und du, für die Bildung der Formen allein maßgebend. Stellen sich die Unterredenden in einem Collectivausdruck andern gegenüber, so schließen sich an jene zwei Singularformen zunächst die entsprechenden Dualformen, 'wir beide' und 'ihr beide', an. Sie sind beim Pronomen wahrscheinlich überall älter als der an sich abstractere Plural, der nicht selten auch noch die Spuren seines Ursprungs aus ihnen erkennen lässt. Aus dieser Zusammenfassung der Unterredenden in eine collective Einheit ist wohl unter der Wirkung der Doppelheit gewisser Objecte, wie der beiden Augen, Arme, Hände, Brüste u. s. w., die Uebertragung der Dualformen vom Pronomen auf das Nomen zu stande gekommen, während umgekehrt der bei objectiven Gegenständen zuerst ausgebildete Pluralbegriff von diesen wiederum auf das Personalpronomen überging. In diese dem Ursprung des letzteren so nahe liegende Entwicklung eines reinen Dualis kann nun in doppelter Weise die Anwesenheit dritter Personen eingreifen: erstens indirect, indem das 'wir beide' des Dual bald die beiden sich Unterredenden, bald den Redenden allein und einen Dritten jedesmal in eine Collectivvorstellung zusammenfasst. So entsteht der Inclusiv und Exclusiv, der sich dann nach der Ausbildung der Pluralformen auch auf diese überträgt. Oder direct: zwischen Dual und Plural schiebt sich eine Uebergangsvorstellung ein, in die neben dem *ich und du* nur eine einzelne dritte Person aufgenommen wird. So entsteht der Trial, in dem

die sämmtlichen drei Personen des Singular zusammengefasst werden. Die Entstehung des Trial hängt daher einerseits eng mit der Entwicklung des Begriffs der drei Personen, anderseits aber auch mit der der primitivsten Zahlvorstellungen zusammen, die, wie wir sahen, gleichfalls auf diese Dreiheit zurückgeht (S. 26). Dem entspricht die Bildungsweise dieser Formen, welche zeigt, dass der Dual mittelst der Zahl *zwei*, der Trial mittelst der Zahl *drei* aus der Einheit abgeleitet ist. Da mit dem Wachsthum des geselligen Verkehrs die umfassenderen Mehrheitsbegriffe gegenüber diesen beschränkteren eine zunehmende Bedeutung gewinnen, so ist es übrigens begreiflich, dass der Trial in den polynesischen Sprachen vollständig in den Plural übergegangen, auf malayischem Gebiet aber theils ganz verschwunden ist, theils die Bedeutung eines auf wenige Personen beschränkten Plurals angenommen hat. Als selbständige Form neben Dual und Plural hat er sich hauptsächlich im Melanesischen erhalten. Doch ist er auch hier in seiner Bedeutung zum Theil mit dem Plural zusammengeflossen. Diese Weiterentwicklung zum Plural ist offenbar ein Vorgang, dem in andern Sprachen die in manchen Spuren erhalten gebliebene Entwicklung des Dual zum Plural entspricht: die beschränktere Mehrheitsvorstellung scheint überall die ursprünglichere zu sein, die dann entweder in die umfassendere überging oder, falls diese sich selbständig bildete, später von ihr verdrängt wurde [1]).

c. Uebergang des persönlichen in das possessive Pronomen.

Der nur in seltenen Fällen oder in vereinzelten Spuren erhaltenen Entwicklung des personalen aus dem possessiven Pronomen steht die umgekehrte Erscheinung, die Entstehung des possessiven aus dem selbständigen persönlichen Pronomen, als die regelmäßige gegenüber. Dabei kann diese Entwicklung auf drei verschiedenen Wegen erfolgen: 1) durch einfache Abkürzung und Lautreduction, 2) aus einer Casusform des Personale, und zwar in

---

[1]) Müller II, 2, S. 23, 59, 119 ff. H. C. von der Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, I, S. 25 ff.

der überwiegenden Zahl der Fälle aus dem Genitiv, und endlich 3) durch die Ableitung einer selbständigen adjectivischen Wortform.

Der erste dieser Uebergänge ist der häufigste. Er wird offenbar unmittelbar dadurch nahe gelegt, dass das Possessivum im allgemeinen stärker als das Personale von dem Nominalbegriff, an den es sich anlehnt, oder, wo es sich mit einem Verbum verbindet, auch von diesem attrahirt wird. Es hat daher von Anfang an eine größere Neigung mit dem ihm verbundenen Wort zu einer Worteinheit zu verschmelzen. Dabei finden sich aber in den Graden dieser Verschmelzung die verschiedensten Abstufungen, von einem Ausgangspunkte an, wo die Possessivaffixe überhaupt noch vollständig mit dem Personalpronomen identisch sind, bis zu einer Grenze, bei der ihr lautlicher Zusammenhang mit diesem ganz unkenntlich geworden ist und daher die Möglichkeit eines andersartigen Ursprungs vorliegt[1]).

In einer zweiten Reihe von Fällen besteht der Ursprung des Possessivum aus dem Personale darin, dass jenes der Genitiv des letzteren oder, was damit dem Begriff nach zusammenfällt, dass das Personale selbst mit einem ihm verbundenen Besitzausdruck, wie

[1]) Beispiele deutlicher Entwicklung des Possessivum aus dem Personale durch Lautverstümmelung bieten auf afrikanischem Gebiet die Sprachen der Dinka (Müller I, 2, S. 50), der Wolof (S. 90), Ibo (S. 119) u. s. w. In den meisten dieser Fälle finden sich daneben noch andere, der zweiten der oben erwähnten Formen (Genitiv oder entsprechende Partikelverbindungen) zugehörige Ausdrucksweisen. Bei den Mande-Negern sind Personale und Possessivum identisch, ausgenommen bei Personen der Verwandtschaft, Theilen des eigenen Leibes u. dergl., wo abgekürzte Possessivformen eintreten, ein Verhältniss, welches wieder deutlich solche Lautverstümmelungen als Wirkungen häufigen Gebrauches erscheinen lässt (Müller II, 2, S. 148). Aehnliche Verkürzungen aus dem Personale, bei denen es aber, wie im letzteren Fall, wohl zweifelhaft sein kann, was das frühere gewesen sei, der possessive oder der personale Ausdruck, finden sich vielfach auf amerikanischem Gebiet (vgl. z. B. Algonkin ebend. II, 1, S. 198, Caraïben S. 326, Chiquitos S. 400 f. und viele andere). Ebenso gehören hierher die uralischen und ein Theil der altaischen Sprachen (II, 2, S. 218, 277). Possessivformen, die ihren lautlichen Zusammenhang mit den Personalformen völlig verloren haben, sind im ganzen selten. Sie finden sich in einigen afrikanischen und amerikanischen Sprachen: so bei den Tibbu (I, 2, S. 186), Otomi, Totonaken, Maya (II, 1, S. 278, 289, 307). Auch hier handelt es sich wahrscheinlich um Wirkungen des Gebrauchs, da gelegentlich nur die mit Verwandtschaftswörtern oder Theilen des eigenen Leibes verbundenen Possessiva eine solche sie von dem Personale völlig entfernende Lautform besitzen: so in der Sprache der Mosquito (II, 1, S. 315, 414).

'Sache', 'Eigenthum', oder einer hinweisenden Partikel von entsprechender Bedeutung verbunden ist. Da die gleichen Ausdrucksformen auch beim Nomen die Stelle des Genitiv vertreten (vgl. Nr. III, 6), so können sie alle als Ableitungen gleicher Art betrachtet werden. Indem nun aber in manchen Fällen der Genitiv beim Pronomen, ähnlich wie beim Nomen, nur durch die Wortstellung ausgedrückt wird, kann auch hier wieder das Possessivum in der Wortform vollständig mit dem Personale zusammenfallen [1]).

Verhältnissmäßig am seltensten scheint die dritte Form der Ableitung des Possessivum vorzukommen: die Bildung eines Adjectivums, das sich an das Personale anlehnt. Es ist diejenige in den indogermanischen Sprachen, zu der sich aber auch anderwärts, im Anschlusse an die vorige Form, in der Ueberführung des Genitivs in eine adjectivische Bildung Analogien vorfinden [2]).

Bei allen diesen Erscheinungen verräth sich hiernach der enge Zusammenhang zwischen Personale und Possessivum namentlich darin, dass selbst diejenigen Entwicklungen, die den Ursprung des Possessivum aus dem Personale deutlich erkennen lassen, überall auf indifferente Ausgangspunkte zurückführen, bei denen eine gegebene Wortform Personale und Possessivum zugleich ist.

---

[1]) Der Genitiv oder genitivische Ausdrucksweisen für das Possessivum finden sich theils allein, theils neben abgekürzten Possessivaffixen gebraucht in den Mande- und einigen andern Negersprachen (Müller I, 2, S. 148), in den Bantu- (S. 244), einigen australischen Sprachen (II, 1, S. 66), wo aber, in der Sprache von Encounter Bay, ausnahmsweise der Accusativ des Personale unter Hinzunahme besonderer Suffixe zum Possessivum wird (II, 1, S. 50), ferner in den polynesischen, in mehreren altaischen und amerikanischen Sprachen (II, 2, S. 23, 274; II, 1, S. 419, 357). Auf semitischem Gebiet erscheint der Ausdruck des Possessivum als eine Art Mischung zwischen der vorigen und dieser Ausdrucksform, insofern Suffixe, die aus dem Personale verkürzt sind, dabei aber zugleich im Genitivverhältniss zum vorangehenden Nomen stehen, das Possessivum bilden.

[2]) Solche adjectivische Possessivbildungen zeigt z. B. in sehr primitiver Weise das Melanesische, wo sich mit den sonst zum Ausdruck der Besitzverhältnisse gebrauchten Possessivsuffixen besondere Partikeln verbinden können, durch die jene Suffixe in selbständige Prädicatsadjective übergehen. Dabei findet dann außerdem noch eine qualitative Unterscheidung statt, die den Gradabstufungen des Demonstrativum oder jener des Pronomens der dritten Person, deren oben gedacht wurde, analog ist, indem drei Partikeln, *no*, *ke*, *me*, gebraucht werden, von denen *no* den Besitz überhaupt bedeutet, *ke* bei Dingen vorkommt, die gegessen, *me* bei solchen, die getrunken werden, oder aus denen getrunken wird (H. C. von der Gabelentz a. a. O., S. 27 f.).

So gehen die verkürzten Possessivsuffixe zum Theil offenbar als Wirkungen häufigen Gebrauchs aus einer mit dem persönlichen Pronomen ursprünglich identischen Form hervor, die demnach gleichzeitig Personale und Possessivum zu sein scheint. So ist ferner der genitivische Ausdruck des Possessivum in den einfachsten Fällen nur durch seine Stellung zu dem von ihm bestimmten Nomen vom selbständigen Personalpronomen geschieden. Dem entspricht es dann auch, dass die als Verkürzungen des letzteren entstandenen Possessivaffixe ihrerseits wieder durch Hinzutritt weiterer Wortelemente in selbständige Wortformen von adjectivischer und dann weiterhin von einer dem Personale analogen substantivischen Bedeutung übergehen können: das *mein*, *dein*, *sein* in den *meinigen*, *deinigen*, *seinigen*[1]). Wie sehr hier die Entwicklungen in der einen und der andern Richtung sich kreuzen können, dafür zeugt auch die Erscheinung, dass, ähnlich wie das Possessivum sehr häufig aus dem Genitiv des Personale entsteht, so umgekehrt die Reihe der Abwandlungsformen des selbständigen Personalpronomens durchbrochen werden kann, indem an die Stelle des Genitivs das Possessivum tritt[2]).

d. Demonstrativ- und Interrogativpronomen.

Die hinweisenden und fragenden Pronomina bilden in allen Sprachen eine Wortgruppe für sich, zwischen deren Gliedern mannigfache Zusammenhänge stattfinden, die aber zum Personal- und Possessivpronomen nur insofern Beziehungen zeigt, als das Pronomen der dritten Person in das Gebiet des Demonstrativums hinüberreicht und nicht selten mit ihm zusammenfällt. Den Hauptbestand dieser eigenartigen Wortgruppe bilden die Demonstrativa, die zu den frühesten und unentbehrlichsten Hülfsmitteln der Sprache gehören, und die theils für sich allein, theils in Verbindung mit andern Elementen die mannigfachsten, später durch besondere

---

[1]) Aehnliche Entwicklungen in primitiverer Form schon im Melanesischen, wo die Hinzufügung hinweisender Partikeln die Substantivirung vermittelt (v. d. Gabelentz a. a. O., S. 28). Ebenso bildet z. B. das Ketshna substantivische Besitzausdrücke durch die Hinzufügung bestimmter Suffixe zum Genitiv des Pronomens (v. Tschudi, Organismus der Ketshua-Sprache, 1884, S. 407).

[2]) Vgl. unten Nr. III, 6 b.

Pronominalformen vertretenen Functionen übernehmen können. So ersetzen sie auf primitiven Sprachstufen nicht nur häufig das Interrogativum, wo dann wohl nur die Betonung das unterscheidende Merkmal abgibt, sondern namentlich auch das Relativum. Zu dem Personale hinzutretend bilden sie ferner Reflexivformen, und mit dem Possessivum verbunden selbständige adjectivische oder substantivische Formen des Possessivbegriffs. Ebenso ist der Artikel, wo er als nähere Determination des Nomens vorkommt, überall eine Entwicklung aus dem Demonstrativum.

Das Demonstrativpronomen bietet hauptsächlich zwei Eigenschaften dar, die ein psychologisches Interesse beanspruchen. Erstens steht es offenbar ursprünglich dem Nomen ferner als das Personale. Dies zeigt sich darin, dass es in manchen Sprachen den Charakter einer deiktischen Partikel besitzt, die überall da, wo ein Hinweis oder auch eine besondere Betonung eines vorangehenden oder nachfolgenden Wortes gefordert ist, in den Zusammenhang der Rede eintritt. Indem diese Partikel theils auf Personen, theils auf Dinge verschiedener Art und verschiedenen Werthes bezogen wird, werden dann allmählich die an dem Nomen hervorgetretenen Werthprädicate auch auf das Demonstrativum übertragen, und dieses geht so in ein Pronomen über[1]). Eine zweite bemerkenswerthe Erscheinung, die das Demonstrativum bietet, ist die Unterscheidung verschiedener Grade der Entfernung, die sich zuweilen noch mit andern, qualitativen Differenzirungen des Ausdrucks verbinden kann. Auch durch diese Eigenschaft zeigt das Demonstrativum eine nahe Beziehung zu einer Classe von Partikeln, mit denen es begrifflich am nächsten verwandt ist, zu den Ortsadverbien; und wie bei diesen, so finden sich denn auch bei ihm nicht selten Lautmetaphern als Ausdrucksmittel solcher Entfernungsunterschiede[2]).

---

[1]) Spuren dieses Uebergangs finden sich namentlich in afrikanischen und amerikanischen Sprachen. So bei den Wolof (Müller I, 2, S. 92), Mande-Negern (S. 150), auf amerikanischem Gebiet bei den Athapasken (Müller II, 1, S. 187) u. a. Die Entwicklung von Werthunterscheidungen scheint auch hier besonders von der Anwendung verschiedener Partikeln für belebte und unbelebte Wesen auszugehen. Vgl. z. B. die Verhältnisse bei den Bari (Müller I, 2, S. 65), Hausa (S. 222), in den Bantu-Sprachen (S. 247), ferner in der Ketshua-Sprache (von Tschudi, Organismus der Ketshua-Sprache, S. 186 f.).

[2]) Vgl. Theil I, Cap. III, S. 331).

In den meisten Fällen beschränken sich diese auf zwei Stufen *dieser, jener — hic, ille*; doch sind auch drei nicht selten, und in einzelnen Fällen findet sich noch eine größere Anzahl[1]). Die analogen Unterschiede finden sich auch im Ausdruck der Interrogativa. Doch treten bei ihnen wohl im allgemeinen die localen Stufen mehr zurück, um dagegen qualitativen Abweichungen einen größeren Raum zu lassen — eine Eigenthümlichkeit, die in dem Charakter der Frage ihren leicht verständlichen Grund hat. Wie bei dem Hinweis der Ort, so steht naturgemäß bei der Frage nach einem unbekannten Gegenstand die Beschaffenheit desselben im Blickpunkt des Bewusstseins[2]).

Mit dem Demonstrativum und Interrogativum stehen das Indefinitum und das Relativum in engster Beziehung. Das Indefinitum, *irgend wer, irgend welcher, aliquis, quidam* (für **quisdam*), τὶς u. s. w., steht nach seinem begrifflichen Inhalt zwischen beiden mitten inne; in seiner sprachlichen Form lehnt es sich in der Regel an das Interrogativum an. Eine ähnliche Stellung nimmt das Relativum ein. Es ist im Unterschiede von den bisher betrachteten Formen ein verhältnissmäßig seltenes Erzeugniss der Sprache; und es hängt übrigens so sehr mit den Bedingungen der Satzfügung zusammen, dass erst bei dieser auf seine Entwicklung eingegangen werden kann[3]).

---

[1]) Als besondere Modificationen solcher Gradabstufungen seien erwähnt ein besonderes Demonstrativum für bekannte Objecte bei den Jenisseier Ostjaken (Müller II, 1, S. 115), die Verbindung von drei Entfernungen (nahe, fern und sehr fern) mit der Unterscheidung lebender und lebloser Gegenstände in der Kolh-Sprache (III, 1, S. 117), Demonstrativa für abwesende, für verschieden entfernte Objecte, und dazu noch für solche, die vom Redenden und Angeredeten gleichweit entfernt sind, im Sinhalesischen (III, 1, S. 150). Auch die oben (S. 50) erwähnten Variationen des Personalpronomens der dritten Person aus den Sprachen der Tscherokesen, Abiponer u. a. können um so mehr hierher gezählt werden, als in vielen amerikanischen Sprachen die dritte Person in ihrer Verbindung mit dem Verbalausdruck, gemäß dem stark agglutinirenden Satzbau dieser Sprachen, das Demonstrativum überhaupt zu ersetzen pflegt.

[2]) Charakteristisch ist in dieser Beziehung namentlich das Verhältniss in der Ketshua-Sprache, welche drei Entfernungsstufen für das Demonstrativum hat, bei dem Interrogativum aber keine Entfernungen, sondern drei substantivische Formen für Personen, für andere belebte Wesen und für Sachen, und außerdem zwei adjectivische für menschliche Personen und für Sachen und sonstige belebte Wesen besitzt (v. Tschudi a. a. O., S. 186 ff.).

[3]) Vgl. unten Cap. VII, Nr. IV, 4.

## III. Casusformen des Nomens.

### 1. Allgemeine Bedeutung der Casusformen.

#### a. Logische und localistische Casustheorie.

Bei den Unterscheidungen von Gegenstand und Eigenschaft, von Art und Zahl der Objecte handelt es sich überall um nähere Bestimmungen, die dem Nominalbegriff als solchem zukommen, und die daher mit der Stellung des Wortes im Satze nur indirect zusammenhängen. Dies ist wesentlich anders bei der letzten Classe dieser Begriffsformen, bei den Casusbildungen. Sie sind unmittelbar von den Beziehungen abhängig, in die die einzelne Vorstellung zu dem Ganzen des Gedankens gebracht wird. Gleich der Sonderung in Substantivum und Adjectivum, der Unterscheidung von Genus und Numerus ist aber auch die Casusbestimmung eine gewordene. Aus einem Zustande ursprünglicher Indifferenz heraus sind die verschiedenen Beziehungen des Nomens zu andern, begrifflich isolirbaren Bestandtheilen des Satzes, jede nach ihrem bestimmten Inhalt, entwickelt worden. Freilich können wir jenen ursprünglichen Zustand nirgends mehr in der Wirklichkeit antreffen. Doch weist die Thatsache, dass in solchen Sprachen, die nach allen sonstigen Eigenschaften einer weit zurückgebliebenen Stufe des Denkens entsprechen, die Casusbestimmung eine unvollkommene ist und in der Regel am Worte selbst nicht zum Ausdruck kommt, auf einen solchen Anfangszustand hin. Wie sehr überdies die Casusunterscheidung von wechselnden Motiven der Anschauung und des Denkens bestimmt wird, das zeigt die außerordentlich mannigfaltige Weise, in der in verschiedenen Sprachgebieten die Entwicklung der Casusformen erfolgte. Um so bedeutsamer ist es, dass es trotz dieser Mannigfaltigkeit auch hier an übereinstimmenden Zügen nicht fehlt, die auf allgemeingültige Gesetze des menschlichen Denkens schließen lassen.

Wie die Auffassung des grammatischen Geschlechts, so ist aber nicht minder die der Casusformen oft dadurch getrübt worden, dass man die Untersuchung einer einzelnen Sprache oder mindestens die eines einzelnen Sprachgebiets für zureichend hielt, um zur Erkenntniss des Wesens dieser Abwandlungsformen durch-

zudringen. So legte die ältere Grammatik ausschließlich den Gebrauch der Casus im Griechischen und im Lateinischen zu Grunde. Die überwiegend logische Betrachtungsweise, deren man sich in der grammatischen Behandlung dieser Sprachen befleißigte, begünstigte überdies das Vorurtheil, den aufgefundenen Casusformen komme eine logisch nothwendige Bedeutung und daher insoweit Allgemeingültigkeit zu, als nicht etwa secundäre Vermischungen und Rückbildungen eingetreten seien. Hierbei konnte nun aber diese logische Betrachtung wieder von zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen: einerseits waren es die abstracteren logischen Beziehungen von Subject und Object, von Bestimmendem und Bestimmtem; anderseits die concreteren, mehr anschaulichen Beziehungen von Raum und Bewegung, die sich als Grundlagen gewisser logischer Schemata verwerthen ließen. So entstanden die Gegensätze der gewöhnlich sogenannten logisch-grammatischen und der localistischen Casustheorie. Jene stellte dem Nominativ, als dem Subjectscasus, den Accusativ als den Casus des näheren, den Dativ als den des entfernteren Objects gegenüber, während der Genitiv als attributive, dem Adjectivum verwandte Form aufgefasst wurde. Die localistische Theorie dagegen betrachtete den Nominativ, da er Ausgangspunkt aller Ortsbestimmungen sei, in der Regel nicht als einen eigentlichen Casus, führte dann aber den Genitiv, Dativ und Accusativ auf die drei aller Ortsbestimmung zu Grunde liegenden Fragen woher, wo und wohin zurück. Kommen in einer Sprache Casus vor, die über dieses Schema hinausreichen, wie im Lateinischen der Ablativ, im Sanskrit außerdem der Localis und Instrumentalis, so suchte man dies aus einer Spaltung jener drei ursprünglichen Ortscasus zu erklären[1]. Da sich bei diesem Streit die Vertreter der localistischen Theorie darauf beriefen, dass alles Denken vom Sinnlichen ausgehe, und dass die ursprünglichste sinnliche Anschauungsform die räumliche sei, so pflegt man in der Bekämpfung des logischen Ursprungs der Casus ihren Gegensatz gegen die logisch-grammatische Theorie zu erblicken. Gleichwohl erhellt gerade aus dieser strengen Betonung

[1] Vgl. zur Geschichte dieser Casustheorien Hübschmann, Zur Casuslehre, 1875, S. 48 ff.

der Ursprünglichkeit der drei Casus des Wo, Woher und Wohin, dass auch bei ihr zunächst eine logische Unterscheidung maßgebend ist, die nur in diesem Fall auf einem andern Gebiete liegt.

### b. Dualistische Casustheorie.

Durch die vergleichende Sprachforschung sind diese Theorien der alten Grammatik hinfällig geworden. Entscheidend war hier vor allem der Nachweis, dass im Indogermanischen die größere Mannigfaltigkeit nicht ein Product späterer Entwicklung, sondern der ursprünglichere Zustand sei, und dass die Fülle der anfänglichen Casusformen einerseits weit über das Befürfniss der bloßen logisch-grammatischen Unterscheidung hinausgehe, anderseits aber auch nicht durchweg auf locale Beziehungen zurückgeführt werden könne. Gerade deshalb, weil im Griechischen und Lateinischen vielfach mehrere ursprüngliche Casus zusammenflossen, erschien es aber begreiflich, dass einzelne dieser verschmolzenen Casusformen gleichzeitig einer logischen und einer räumlich-anschaulichen Anwendung und Deutung fähig sind. Dies führte zu einer zwischen den Gegensätzen der älteren Theorien vermittelnden Auffassung. Von den acht Casus des Sanskrit ließen drei, der Nominativ, Accusativ und Genitiv, der erste als der Subjectscasus, der zweite als die adverbiale und der dritte als die attributive oder adnominale Bestimmung des Subjects, eine ausschließlich grammatisch-logische Deutung zu. Vier, der Dativ, Localis, Ablativ und Instrumentalis (oder Socialis), als Bestimmungen des Wohin, Wo, Woher und Womit, konnten localistisch aufgefasst werden. Dem achten, dem Vocativ, als dem Imperativ in nominaler Form, war von vornherein eine abgesonderte Stellung anzuweisen[1]). Ganz war damit freilich der alte Streit nicht erledigt, da immer noch die Frage aufgeworfen werden konnte, ob nicht doch die logischen Beziehungen ursprünglich zugleich als sinnlich anschauliche, also räumliche, aufgefasst worden seien. Denn zu den Casusformen der ersten Art kann oder muss nicht selten noch eine räumliche Nebenbestimmung hinzugedacht werden, während der Dativ, der Casus des entfernteren Objects, in vielen

---

[1]) Vgl. Fr. Holzweißig, Wahrheit und Irrthum der localistischen Casustheorie, 1877, S. 24 ff.

seiner Anwendungen gerade so gut wie der des näheren, der Accusativ, als ein rein grammatischer Casus zu deuten ist. Wenn die Mehrzahl der Indogermanisten den Dativ trotzdem den localen Casus zuzählten, so war also darin immer noch eine einigermaßen willkürliche Bevorzugung der localistischen Auffassung zu erkennen, eine Bevorzugung, die offenbar in dem psychologisch ansprechenden Gedanken der Priorität der sinnlich anschaulichen vor den logischen Verhältnissen begründet war[1]).

Kaum lässt sich daher verkennen, dass die Vorurtheile der alten Grammatik immer noch in gewissem Grade in dieser neueren Casustheorie fortwirken. So wichtig die Erkenntniss einer ursprünglichen Sonderung der zwei nach ihrer Function wesentlich abweichenden Casusformen sein mochte, jenes Streben nach einer logischen Schematisirung, die den lebendigen Sprachgebrauch in ein abstractes System zwingt, war damit nicht überwunden. Je mehr man geneigt war, alle Schwankungen der Casusbedeutung auf spätere, unter dem Einfluss des lautlichen Verfalls der Casusendungen eingetretene Trübungen einer ursprünglich reineren Unterscheidung zurückzuführen, um so mehr wandelte sich die neue Auffassung in ein friedliches Nebeneinander der beiden, dereinst sich bekämpfenden grammatischen Theorien um. Die logischen und die localen Casus, die letzteren durch den ursprünglich, wie man annahm, die räumliche Begleitung ausdrückenden Instrumentalis oder Socialis erweitert, erschienen nun als ebenso nothwendige Glieder eines vollständigen Begriffssystems wie in den älteren Theorien, nur dass eben das neue System die beiden alten gleichzeitig umfasste. Wie in diesen, so erschien auch in ihm das Ursprüngliche eigentlich als ein Zustand idealer logischer Unterscheidung, das Spätere als eine Reihe von Symptomen des Verfalls. So hat in dieser Auffassung der Casusentwicklung die indogermanische Sprachwissenschaft wieder der Romantik, die an ihrer Wiege gestanden, ihren Tribut gezollt.

---

[1]) Delbrück, Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, XVIII, S. 100 ff. Vgl. dagegen die neuere, der entgegengesetzten Auffassung zuneigende Ansicht Delbrücks in seiner Vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen (Grundriss von Brugmann und Delbrück, III), I, 1893, S. 184 f.

Gleichwohl fehlt es, abgesehen von den von Anfang an vorhandenen Vermischungen des Casusgebrauchs, nicht an Zeugnissen der Sprachgeschichte, die sich nur gewaltsam jenem zweitheiligen Schematismus fügen. Hierher gehört zunächst die schon erwähnte doppelte Stellung des Dativ, die ihn bald als den logischen Ausdruck des entfernteren Objects, bald als eine locale Bestimmung erscheinen lässt. Soll man hier annehmen, der logische und der locale Casus seien auf einer nicht mehr erreichbaren, noch früheren Sprachstufe geschieden gewesen, oder bei diesem Punkte versage die sonst vorhandene ursprüngliche Vollkommenheit der Unterscheidung? Nicht minder bedenklich erscheint es, dass für den Instrumentalis im Bereich der indogermanischen Sprachen zwei ganz abweichende Suffixe auftreten, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf zwei ursprünglich verschiedene Casus, einen eigentlichen Instrumentalis (mit dem Suffix *-a*, *-e*) und einen Socialis (*-bhi*, *-mi*) hinweisen. Damit wird die logische Symmetrie der localen Casus durchbrochen, und der eigentliche Instrumentalis lässt sich nicht mehr als eine zunächst räumliche Coexistenz auffassen, die dann erst auf das zugleich mit einer Thätigkeit angeschaute Hülfsmittel übertragen worden sei[1]. Vielmehr sind umgekehrt die Verhältnisse des Zugleichseins in Raum und Zeit und des Hülfsmittels offenbar erst secundär mit einander verbunden worden. Durch den so zu erschließenden reinen Instrumentalis wird dann aber auch die Berechtigung der Unterscheidung in grammatische und locale Casus und die aus der älteren localistischen Theorie übernommene Zurückführung der gesammten anschaulichen Casusbeziehungen auf Raumverhältnisse zweifelhaft. Die acht Casus des Urindogermanischen erscheinen nicht mehr als ein System von einer in seiner Beschränkung auf die logischen und räumlichen Grundverhältnisse idealen Vollständigkeit, sondern nur als eine verhältnissmäßig lange nachwirkende Entwicklungsphase, der möglicher Weise auch noch in andern Beziehungen reichere, die concreten Eigenschaften der sinnlichen Anschauung zur Geltung bringende Bildungen vorangegangen sind.

---

[1]) Holzweißig a. a. O., S. 38.

c. Psychologische Bedingungen der Casusentwicklung.

Trifft dies zu, so wird nun überhaupt das Casussystem der Sprache in jeder Periode als ein Product mannigfacher innerer und äußerer Einflüsse anzusehen sein, wobei unter den ersteren die logischen, unter den letzteren die räumlichen Verhältnisse zwar zu den wichtigsten gehören mögen, aber doch immer nur neben anderen Momenten sich geltend machen. Dies bestätigt sich vor allem auch darin, dass jene Unterscheidungen der logischen und räumlichen Grundverhältnisse da unterblieben sind, wo gewisse psychologische Nebeneinflüsse fehlten. So bildet psychologisch wohl derjenige grammatische Casus, auf dem sich das ganze Satzgefüge aufzubauen pflegt, der Nominativ, allgemein im Indogermanischen in den Formen des Neutrums mit dem Objectscasus, dem Accusativ, eine einzige Casusform.

Diese Thatsache ist logisch betrachtet absolut irregulär; psychologisch aber wird sie begreiflich, wenn wir uns daran erinnern, dass allem Anscheine nach in dem indogermanischen Neutrum ein Rest der weit verbreiteten, in vorgeschichtlicher Zeit auch auf diesem Sprachgebiet vorhandenen Werthunterscheidung des Leblosen vom Lebenden stehen geblieben ist[1]). Dann erscheint diese constante Objectsbezeichnung als eine unmittelbare Folge der Thatsache, dass es in den frühesten, den primitiven Lebensbedürfnissen dienenden Sprachäußerungen vorzugsweise sachliche, also leblose oder den leblosen gleich geachtete Gegenstände sind, die, den handelnden, lebenden Subjecten als Objecte der Thätigkeit gegenübertretend, das Verbum ergänzen. So hat hier die Häufigkeit des Gebrauchs diese eine Casusform derart befestigt, dass sie auch da noch sich geltend machte, wo eine größere Beweglichkeit des Denkens das sachliche Object zum Subject des Satzes erhob. Sodann aber hat diese im Subjects- und Objectscasus übereinstimmende Form des Neutrums überall da auch auf die lebenden Subjecte hinübergewirkt, wo diese im Satze als Objecte zu dem Verbum ergänzend hinzutraten, so dass hieraus die doppelte Gleichung hervorging:

Nom neutr. = Acc. neutr., Acc. masc. fem. = Nom. Acc. neutr.

---

[1]) Vgl. oben S. 23.

Wir dürfen wohl um so sicherer diese Erscheinungen als Nachwirkungen jener ursprünglichen Werthunterscheidungen der Gegenstände auffassen, als sie in analoger Weise in einer Reihe von Sprachen gerade solcher Völker vorkommen, bei denen jene Werthstufen noch heute eine Rolle spielen[1]). Als mitwirkendes Moment wird dabei immerhin auch anzusehen sein, dass das Suffix des Subjectscasus wahrscheinlich aus einem Demonstrativpronomen hervorging, dem ursprünglich zugleich eine persönliche Bedeutung zugekommen sein mag. Anderseits ist jedoch diese Bezeichnung selbst schon eine Wirkung ursprünglicher Werthunterscheidung. Darum ist es schwerlich zutreffend, wenn man diese Verhältnisse auf eine dereinst unvollkommene Trennung des Subjects- vom Objectscasus überhaupt bezog, indem man annahm, dem Neutrum werde bereits im Nominativ eine »mehr objective als subjective Natur« beigelegt[2]). Denn auch in den Sprachen, in denen sich die Erscheinung noch heute in ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit den Werthunterschieden der Gegenstände erhalten hat, pflegen um so bestimmter jene Casus durch die Stellung des Wortes im Satze unterschieden zu werden.

Wird schon in den Singularformen des Nomens das logische Schema der indogermanischen Casusformen vor allem durch das Uebergreifen des Dativ aus der Reihe der localen in die der grammatischen Casus und durch die Gleichheit des Subjects- und des Objectscasus im Neutrum durchbrochen, so wiederholen sich nun solche Erscheinungen in gesteigertem Maße bei den Dual- und Pluralformen, da im Dual nicht nur Subjects- und Objectscasus allgemein, ohne Rücksicht auf das grammatische

---

[1]) So namentlich in manchen amerikanischen Sprachen, wie in der Sprache der Tarasken (Müller II, 1, S. 283), der Totonaken (ebend. S. 289), und in den meisten Sprachen der Drāwida-Rasse (ebend. III, 1, S. 175 f.), wobei sich überdies der Nom. Acc. neutr. noch dadurch von dem Nominativ der belebten Wesen unterscheiden, dass der letztere durch ein Personalsuffix ausgezeichnet, der erstere aber überhaupt ohne Suffix ist, also mit dem reinen Stamm zusammenfällt. Eine analoge Erscheinung bieten die polynesischen Idiome, insofern sie den Nominativ nur dann, wenn er ein thätiges Subject ist, durch eine besondere Partikel hervorheben, sonst aber, gleich dem Accusativ, durch den bloßen Wortstamm ausdrücken (Müller II, 2, S. 18).

[2]) Bopp, vgl. Hübschmann a. a. O., S. 95.

Geschlecht, zusammenfallen, sondern auch für Genitiv und Locativ einerseits, für Dativ, Ablativ und Instrumentalis anderseits nur eine Wortform existirt, während sich im Plural eine ähnliche Coincidenz für den Dativ und Ablativ wiederholt. Daneben zeigen außerdem in beiden Numeris die Formen der Suffixe für die obliquen Casus eine so auffallende Aehnlichkeit unter einander und mit dem Instrumentalis-Suffix des Singular (*bhis* Instr. plur., *bhyas* Dat. Abl. plur., *bhyâm* Dat. Abl. Instrum. dual.), dass der Gedanke an irgend eine vorherrschende Bedeutung des Instrumentalis für die Mehrheits- und besonders für die Dualformen des Nomens nahe gelegt wird. Auch hier ließe sich ja denken, dass gewisse Bedingungen dereinst diesem Casus einen Vorzug der Häufigkeit des Gebrauchs verschafft haben, vermöge deren ihm die übrigen entweder vollständig, wie im Dual, oder partiell, wie im Plural, assimilirt wurden. Dabei bleibt nur wiederum dahingestellt, ob diese Aehnlichkeit erst auf Grund einer ursprünglich strengeren Differenzirung der Casus eingetreten, oder ob sie das Product einer selbst erst beginnenden Differenzirung sei, die im Dual fast ganz zurückgeblieben, im Plural relativ weiter fortgeschritten, und im Singular zu ihrer Vollendung gelangt wäre. Auch in diesem Fall lassen sich für eine solche dominirende Bedeutung des in der späteren Entwicklung fast ganz erloschenen Instrumentalis für frühere Stufen der Sprachbildung Zeugnisse aus weit abliegenden Gebieten beibringen. So ersetzt das Baskische das thätige Subject durchgehends durch den Instrumentalcasus. Statt *der Mensch hat es gethan*, sagt der Baske: *durch den Menschen wurde sein Thun*[1]; und die analoge Erscheinung findet sich in mehreren kaukasischen Sprachen[2]. Auch fällt in diesen und andern Sprachen der Instrumentalis mit weiteren Casus, wie dem Ablativ, Dativ, Locativ, zusammen, wobei wiederum jenem im allgemeinen die Vorherrschaft zu bleiben scheint[3]. Diese Erscheinungen dürften auch auf jenes Uebergreifen des Instrumentalis

[1]) Müller III, 2, S. 6.

[2]) So in der Sprache der Awaren (ebend. S. 68), der Artschi (ebend. S. 103) u. a.

[3]) So verwendet das Japanische für unsere Präpositionen *für* und *durch* den nämlichen Dativ-Instrumentalis; auch hier scheint der Begriff des Hülfsmittels, also der eigentliche Instrumentalis, das Bindeglied zu bilden.

in den Dual- und Pluralformen des indogermanischen Nomens Licht werfen, indem sie dasselbe zugleich in einen gewissen Zusammenhang mit der oben berührten Differenzirung der Nominativ- und Accusativformen bringen. Wie die Vorstellungen des persönlichen Wirkens und Bewirktwerdens in dem mythologischen Bewusstsein alle andern Verhältnisse der Dinge in die ihnen adäquaten Anschauungen umsetzen, so scheinen sie in der Sprache ursprünglich den vorherrschenden Einfluss auszuüben, was sich bei der Nominalbildung schon in dem überwiegenden Gebrauch des Instrumentalis sowie in der Anlehnung anderer Casusformen an ihn ausspricht. Ursache und Wirkung, die Bewegungen von einem Orte her und nach einem Orte hin werden so als Vorgänge aufgefasst, die sich den anschaulich gedachten Kategorien von Mittel und Zweck unterordnen. Diese Beziehungen treten erst dann zurück, wenn sich andere Begriffe schärfer zu sondern beginnen; und hieraus mag es sich erklären, dass der Instrumentalcasus eine allmählich absterbende, in den abstracteren Beziehungsformen aufgehende Form ist, die eben deshalb in dem gleichfalls eine alterthümliche Bildung darstellenden Dual ihre deutlichsten Spuren zurückgelassen hat.

Nicht minder verständlich ist es, dass die weitere Entwicklung der Casus überhaupt am vollständigsten innerhalb der Singularformen erfolgt ist. Auf das einzelne Subject bezieht sich von Anfang an die Mehrzahl der Aussagen. Der einzelne Gegenstand wird am schärfsten in seinen Beziehungen zu andern Objecten aufgefasst. Die Vielheit, an sich eine unbestimmtere Vorstellung, lässt auch in ihren äußeren Verhältnissen leichter verschiedene Beziehungsformen in einander fließen. Die allgemeingültige Natur dieser psychischen Bedingungen spricht sich wieder darin aus, dass dieser Vorrang der Singularformen fast auf allen Sprachgebieten wiederkehrt; in vielen unentwickelteren Sprachen außerdem noch darin, dass das einzelne Subject oder Object, Nominativ oder Accusativ des Singular, durch irgend eine hinweisende Partikel bezeichnet wird, während für den Begriff der Mehrheit in beiden Fällen nur der nackte Wortstamm eintritt[1]).

[1]) Vgl. das früher (S. 32) über die Unterscheidung der Einzahl und Mehrzahl Bemerkte.

d. Casusbegriff und Wortform.

Alle diese Erscheinungen, in denen die Entwicklung der indogermanischen Casus Analogien der mannigfaltigsten Art zu andern, weit entlegenen Sprachformen darbietet, zeigen deutlich, dass auch die auf Grund einer Betrachtung der Gesammtheit der indogermanischen Sprachen erwachsene dualistische Casustheorie, so sehr sie der einseitig aus dem Griechischen und Lateinischen abstrahirten logischen und localistischen überlegen sein mag, psychologisch unzureichend bleibt. Auch hier ist der Gesichtskreis ein beschränkter; er umfasst nur gewisse geschichtlich entwickelte Formen, deren Ursprünglichkeit mindestens zweifelhaft ist, und die in keiner Weise auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben können.

So kommt es, dass der logische Schematismus der grammatischen Casustheorien sich in erweiterter Gestalt in die dualistische hinein fortsetzt. An Stelle einer psychologischen Deutung bietet auch sie bloß eine logische Eintheilung der Formen. Je vollständiger man diese durchzuführen sucht, um so unvermeidlicher ergibt sich dann zugleich die Vorstellung eines Anfangszustandes von idealer logischer Vollkommenheit, dem gegenüber alle weitere Entwicklung als Verfall, jede abweichende Gestaltung entweder als »Formlosigkeit« oder im entgegengesetzten Fall als eine der zureichenden logischen Abstraction ermangelnde Ueberfülle beurtheilt wird[1]).

Dennoch sollte schon die Vergleichung mit den an sich doch wahrlich keine niedrige Entwicklungsstufe repräsentirenden semitischen Sprachen vor einer solchen einseitigen Beurtheilung schützen. Das Semitische kennt ursprünglich nur eine Suffixunterscheidung des Nominativ, Genitiv und Accusativ, und auch sie ist nur im Singular deutlich ausgebildet; alle andern Relationen der Nominal-

[1]) Auffallende Belege für diesen Standpunkt der Werthbeurtheilung enthalten namentlich die Schriften Steinthals und der von ihm beeinflussten Sprachforscher. So redet z. B. Misteli (Typen des Sprachbaues, S. 82) davon, dass in manchen Sprachen der Unterschied von Subject und Object »begreiflicher wenn auch ungehöriger Weise mit dem des frei-Thätigen und des Willenlosen identificirt werde«; dem grönländischen Satz ist nach ihm die mangelnde Unterscheidung von Subject und Prädicat »zur Last zu legen« (ebend. S. 145) u. s. w.

begriffe werden durch selbständige Präpositionen ausgedrückt. Vollends aber das Chinesische, eine nach Reichthum der Begriffe und strenger syntaktischer Gesetzmäßigkeit hoch ausgebildete Sprache, unterscheidet ursprünglich auch jene grammatischen Casus nicht am Worte selbst, sondern nur durch die Stellung im Satze; und locale oder sonstige äußere Bestimmungen werden theils durch beigefügte Substantiva von selbständiger Bedeutung, theils durch Hülfspartikeln ausgedrückt, die ursprünglich zum Theil wenigstens eine substantivische Bedeutung besessen haben[1]). Diese Verhältnisse bezeugen es deutlich, dass überhaupt die Casusunterscheidung und die Wortunterscheidung nach der Casusform zwei verschiedene Dinge sind, die sich nur in verhältnissmäßig seltenen Fällen vollständig decken. Ebenso sicher wie durch die Wortform kann das Verhältniss des einzelnen Begriffs zu andern Begriffen durch die Wortstellung oder durch bestimmte Partikeln, z. B. Präpositionen, ausgedrückt werden; und es kann vorkommen, dass eines dieser Hülfsmittel allein, oder dass zwei derselben oder alle drei gleichzeitig zur Charakterisirung des Casus dienen. Eine Casusunterscheidung im psychologischen und logischen Sinne ist natürlich in jedem dieser drei Fälle vorhanden. Der Ausdruck aller wesentlichen Beziehungsformen des Nominalbegriffs durch die bloße Wortform repräsentirt daher nur eine bestimmte sprachliche Entwicklungsform dieser Erscheinungen, und im allgemeinen innerhalb dieser Entwicklungsform wiederum nur eine bestimmte Entwicklungsstufe, wie gerade die Geschichte des indogermanischen Casussystems zeigt. Denn wenn in unsern neueren Sprachen die Wortformen der Casus bis auf geringe Reste verschwunden sind, so sind damit die Casus selbst nach ihrem psychologischen und logischen Begriffswerth nicht verloren gegangen, sondern sie sind im Gegentheil ungleich reicher geworden, indem nun Präpositionen weit über die in dem ursprünglichen Casussystem gezogenen Grenzen hinaus dem Ausdruck der Begriffsverhältnisse dienen. In diesem Sinne können es die durch Präpositionen und attributive Wortverbindungen vermittelten Begriffsbeziehungen unserer Sprachen mit den reichen Casussystemen der ural-altaischen und gewisser kaukasischer Völker sehr wohl auf-

---

[1]) G. von der Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 155 ff.

nehmen[1]). Die Frage ist daher falsch gestellt, wenn man sie als eine solche der Unterscheidung der Casusbeziehungen überhaupt auffasst. In Wahrheit muss sie lauten: welche Bedingungen sind es, die innerhalb bestimmter Formen und Perioden sprachlicher Entwicklung der Casusbezeichnung durch Modificationen der Wortform den Vorzug verleihen vor andern Arten des Ausdrucks, und welches ist der Ursprung dieser gewöhnlich im engeren Sinne als »Casus« bezeichneten Wortbildungen?

## 2. Entwicklungsstufen der Casusbildung.

Der einzige Weg, der zur Beantwortung der oben gestellten Frage führen kann, besteht in einer umfassenden Vergleichung der in verschiedenen Sprachen gebrauchten Ausdrucksmittel für die den Casusformen zu Grunde liegenden Beziehungsformen der Begriffe. Die eingehende Behandlung dieses Problems ist natürlich eine sprachwissenschaftliche, keine psychologische Aufgabe. Hier kann es sich daher nur darum handeln, ohne Anspruch auf Vollständigkeit das, was sich in den verschiedene Sprachen behandelnden Mittheilungen über diesen Gegenstand vorfindet, psychologisch zu verwerthen, wobei uns, wie bisher, namentlich Fr. Müllers grammatische Umrisse zur Führung dienen sollen. Wie sehr auch das so benützte Material intensiv und extensiv der Vervollständigung bedürftig sein mag, so springt doch bei der Ordnung desselben sofort ein Resultat in die Augen. Es ist dies, dass die gesammten Erscheinungen der Casusbildung, so weit sie auch im einzelnen von einander abweichen, doch im ganzen in eine Entwicklungsreihe sich ordnen lassen, deren einzelnen Stufen andere Erscheinungen, wie die mehr oder minder vollständige Scheidung von Nomen und

[1]) In den uralischen Sprachen (dem Finnischen, Esthnischen, Magyarischen u. s. w.) zählt man in der Regel 12 durch Casussuffixe unterschiedene Casus (Müller II, 2, S. 201 ff.). Diese Zahl wird aber noch übertroffen von gewissen kaukasischen Sprachen, wo z. B. die der Kasikumücken 47 oder, wenn man die abgeleiteten und zusammengesetzten Suffixe hinzunimmt, sogar 95 Casusformen unterscheiden lässt (ebend. III, 2, S. 85). Nichtsdestoweniger gibt es unter allen diesen Casus keinen, den man nicht mit Hülfe von Präpositionen und Umschreibungen in jede moderne Sprache sinngetreu übersetzen könnte.

Verbum, von Substantiv und Adjectiv, der Reichthum des Vocabulars, die Bildung abstracter Wörter und dgl., parallel gehen, Erscheinungen, nach denen wir im allgemeinen die Ausbildung einer Sprache bemessen können. Dabei zeigt sich aber zugleich, dass diese Entwicklung, wenn man den Reichthum der Casusbildungen des Nomens zum Maßstabe nimmt, in eine auf- und absteigende Reihe zerfällt.

Die Entwicklung beginnt mit Sprachen, bei denen Wortunterschiede, die den Casusbeziehungen entsprechen, ganz fehlen oder nur in schwachen Spuren vorkommen. Dieser erste Typus einer noch mangelnden oder nur spurweise entwickelten Casusbildung findet sich in zahlreichen afrikanischen Sprachen, wie in denen der Hottentotten, Buschmänner, der Dinka-, Bari-, Mande-Neger, der Wolof, Ewe u. s. w., ebenso bei den Papúas auf Neuguinea. Hierbei fehlt es im allgemeinen nicht an Ausdrucksmitteln, die bestimmte, den Casus analoge Modificationen des Nominalbegriffs bezeichnen. Aber die Partikeln, die dies leisten, bilden in der Regel relativ selbständige Wörter, die sich ebenso gut mit dem Verbum wie mit dem Nomen verbinden können, und die in manchen Fällen nach Laut und Bedeutung mit selbständigen Substantiven zusammenfallen. Verwachsen diese Partikeln in einzelnen Fällen fester mit dem Wortkörper, so kann dann diese Erscheinung wohl als beginnende Bildung einer Casusform durch Suffixe oder Präfixe gedeutet werden[1]).

Je zahlreichere, mit dem Wortkörper verschmelzende Elemente von verschiedener Bedeutung sich auf diese Weise bilden, um so näher rückt dann dieser erste einem zweiten, entwickelteren Typus, der sich durch excessive, eine Fülle concreter Beziehungen der Begriffe ausdrückende Casusbildungen auszeichnet. Er ist regelmäßig zugleich dadurch charakterisirt, dass diese reich entwickelten Casusbeziehungen vorzugsweise dem Ausdruck äußerer, localer, temporaler oder sonstiger sinnlich anschaulicher Verhältnisse dienen, während die sogenannten grammatischen Casus, der Nominativ, Accusativ, auch der Genitiv, häufig entweder gar nicht oder

[1]) Vgl. Steinthal, Die Mande-Neger-Sprachen, S. 123 ff., ferner über die Sprache der Kham-Buschmänner Müller IV, S. 5 ff.

nur partiell an dieser Entwicklung theilnehmen. Zu diesem Typus gehören die meisten Sprachen der amerikanischen Rasse, namentlich der Nordamerikaner, ferner, mit etwas spärlicherer Casusbildung, einen Uebergang von der vorigen zu dieser Stufe darstellend, die der Eingeborenen Australiens, sodann die oceanischen Sprachen und, mit dem höchsten Grad excessiver Casusbildung, das Baskische, die ural-altaischen und die kaukasischen Sprachen.

Der dritte Typus wird endlich durch die Sprachen gebildet, bei denen sich die Casusbildung auf wenige einfache Grundverhältnisse der Begriffe beschränkt, während als weitere Ausdrucksmittel der mannigfaltigsten Begriffsbeziehungen bestimmte, ausschließlich diesem Zweck dienende Partikeln in der Form von Präpositionen hinzutreten. Diese Sprachen lassen durchweg Spuren einer einst reicheren Casusbildung erkennen; sie gehören also in diesem Sinne, mit Rücksicht auf die Casusunterscheidung des Wortes selbst, augenscheinlich bereits einer regressiven Entwicklung an, welche letztere durchgängig auch in ihrer weiteren Geschichte sich geltend macht. Uebrigens zerfallen dieselben wieder in zwei Gruppen. Davon weist die eine, die der semitischen Sprachen, auf einen ursprünglichen Zustand sparsamer Casusbildung zurück, die sich zugleich wesentlich auf Casus von logischer Function (Nominativ, Accusativ, Genitiv) beschränkt. Den semitischen gleichen auch in dieser Beziehung die ihnen verwandten sogenannten hamitischen Sprachen: nur im ganzen mit minder ausgebildeter Unterscheidung der grammatischen Casus. Die zweite Gruppe umfasst die indogermanische Sprachfamilie, die einen ursprünglichen Bestand von Casusformen aufweist, der ebenso die inneren grammatischen wie die äußeren, localen, socialen, instrumentalen Beziehungen umfasst, bei dem aber gleichfalls, wenn auch in den einzelnen Sprachgebieten in verschiedenem Grade, diese Casusunterschiede theils zusammengeflossen theils gänzlich verschwunden sind, während in gleichem Maße selbständige Partikeln in Gestalt von Präpositionen und bei den grammatischen Casus die Flexionsformen des aus dem Demonstrativpronomen hervorgegangenen Artikels für sie eintreten. Durch diese größere Fülle ursprünglicher Casusbildungen repräsentirt das Indogermanische gegenüber dem Semitischen eine Art Uebergangsstufe zu

dem vorangegangenen Typus der excessiven Casusformen. Da der älteste geschichtlich erreichbare Bestand der indogermanischen Casus, wie er im Sanskrit erhalten blieb, auf den Ausdruck der allgemeinsten Unterschiede der Begriffsverhältnisse beschränkt ist, so lässt sich dann in diesem Sinne auch das Casussystem des Indogermanischen als ein Mittelglied zwischen jenen Zuständen des Mangels und des Reichthums an Wortformen betrachten, die uns in andern Sprachen begegnen. Dabei muss man aber eingedenk bleiben, dass dieses Casussystem selbst kein idealer Anfangszustand, sondern, wie alle andern Systeme, nur eine einzelne, durch besondere geschichtliche Bedingungen herausgehobene Phase einer continuirlich fortschreitenden Entwicklung ist.

Da die Ausbildung besonderer Wortformen für die Casusbeziehungen und der begriffliche Inhalt dieser Beziehungen, wie oben bemerkt, zwei verschiedene Dinge sind, so versteht es sich von selbst, dass jene aus dem stetigen Fluss der Entwicklung herausgegriffenen drei Stufen der mangelnden, der ausgebildeten und der wieder verschwindenden Casusformen des Nomens keineswegs von jeder Sprache durchlaufen werden müssen, falls diese überhaupt zu einer vollkommeneren, nach dem Reichthum an Begriffen und dem Ausdruck von Begriffsbeziehungen zu bemessenden Ausbildung fortschreiten sollte. Vielmehr finden sich auf jeder jener Entwicklungsstufen Sprachen, denen eine Ausbildung im letzteren Sinne nicht abzusprechen ist. Das classische Chinesisch ermangelt der eigentlichen Casusformen, und für die semitischen Sprachen lässt sich wenigstens kein Zustand nachweisen, wo andere als die logisch-grammatischen Verhältnisse durch bestimmte Lautänderungen des Wortes bezeichnet worden wären. Anderseits haben aber auch gewisse Sprachen mit sehr reicher Casusbildung, wie das Finnische, Türkische und Magyarische, namentlich im Vergleich mit andern Sprachen des gleichen Typus, eine verhältnissmäßig hohe begriffliche Entwicklung erreicht. Diese Thatsachen führen zu dem Schlusse, dass zwar jede Sprache, die in ihrem gegenwärtigen Zustand eine der beiden vollkommeneren Stufen einnimmt, irgend einmal die erste, aller Casusunterscheidungen ermangelnde Phase der Entwicklung zurückgelegt haben wird, dass aber die dritte Stufe ebensowohl erreicht werden konnte, nachdem die

Sprache die erste und zweite durchlaufen hatte, wie dadurch, dass sie sofort von der ersten ausgehend selbständige, von der Nominalform des Wortes gesonderte Wortgebilde zum Ausdruck der Begriffsbeziehungen erzeugte.

### 3. Classification der Casusformen.

Für die psychologische Beurtheilung der Casusentwicklung ist, wie dieses Verhältniss zur Begriffsentwicklung erkennen lässt, die logische Bedeutung der durch die Casus ausgedrückten Beziehungen von entscheidendem Werthe. Allerdings dürfen logische Reflexionen und Classificationen nicht mit psychologischen Motiven verwechselt werden, sondern jene bilden auch hier immer nur ein Schema, in das sich nachträglich die Enderfolge psychischer Vorgänge einordnen lassen, und das Anhaltspunkte zur Auffindung dieser Vorgänge abgeben kann. Nur in diesem Sinne darf daher auch dem in dem Streit der grammatischen Theorien eine so große Rolle spielenden Gegensatz der grammatischen und der localen Casusformen eine gewisse Bedeutung eingeräumt werden. Dabei sind aber die Bezeichnungen »grammatische« und »locale Casus« kaum geeignet, das wirkliche Verhältniss dieser beiden Formen zutreffend auszudrücken. Behauptet die localistische Theorie, alles Denken sei von Anfang an sinnlich anschaulich, ein logisch-grammatischer Casus im abstracten Sinne sei daher auf der Stufe der ursprünglichen Casusbildung unmöglich, so hat sie freilich in diesem Punkte Recht. Der Gegenstand, mag er nun Subject oder Object des Satzes, Nominativ oder Accusativ sein, wird stets irgendwo im Raume gedacht werden; das Besitzverhältniss, wie es in der Regel der Genitiv, die Beziehung des Verbums zu dem sogenannten »entfernteren Object«, wie sie der Dativ als grammatischer Casus zum Ausdruck bringt, — auch sie werden, da alle unsere Vorstellungen räumliche und zeitliche sind, überall zugleich als räumliche und zeitliche Verhältnisse vorgestellt werden. Aber das Räumliche erschöpft keineswegs alle sinnlich-anschaulichen Eigenschaften der Gegenstände. Die localistische Auffassung schließt daher von vornherein diese Formen der Wortbildung in zu enge Grenzen ein. Wie vielmehr bei den »grammatischen« Casus die Raumbeziehung nur

eine Nebenbestimmung ist, mit der sich von Anfang an die für ihren Gebrauch und ihre weitere Entwicklung wesentlicheren logischen Eigenschaften verbinden, so kann in den angeblich localen Casus das Räumliche hinter andern Verhältnissen, bald temporalen bald im weiteren Sinne conditionalen, wie Ursache, Zweck, Mittel u. dgl., zurücktreten. Und dass in diesem Falle das Temporale und Conditionale überall erst ein Product späterer, aus rein räumlichen Anschauungen entstandener Entwicklung sei, ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme. Schon im Indogermanischen widerspricht dem der muthmaßliche Ursprung des Instrumentalis aus zwei Casusformen, einem eigentlichen Instrumentalis und einem Socialis; und mehr noch gilt das von zahlreichen Casusbildungen anderer Sprachen mit reicherer Casusentwicklung. So drücken die uralischen Sprachen nicht bloß die Bewegung zu einem Gegenstande hin, von einem Gegenstande her oder an ihm entlang, das Hineingelangen in ihn, das Sein in ihm und das Zugleichsein, sondern auch das Fehlen des Gegenstandes sowie die Verwandlung in einen andern durch besondere Casussuffixe aus[1]). In einigen der kaukasischen Sprachen findet sich, neben ähnlichen Bildungen und neben einem gesonderten Instrumentalis und Socialis, auch noch ein Casus der Gleichheit und der Vergleichung (Aequativ und Comparativ), Formen, bei denen wiederum die räumliche Anschauung natürlich nicht fehlen wird, aber doch offenbar eine für den eigentlichen Begriffsinhalt nebensächliche Bestimmung ist[2]). Das Analoge begegnet uns endlich in noch gesteigertem Maße da, wo die Casusbildung gewissermaßen im Werden begriffen erscheint, indem zu dem Nomen verschiedene Partikeln oder als selbständige Substantiva vorkommende Wörter hinzutreten[3]).

Gleichwohl bleibt den räumlichen Eigenschaften, allen andern, auch den zeitlichen gegenüber, ein Vorzug, der das Uebergewicht der localen Formen begreiflich macht. Er besteht darin, dass diese andern Beziehungen immer zugleich räumlicher Art sind, während nur die räumlichen Verhältnisse auch für sich allein den

---

[1]) Müller II, 2, S. 207 ff.

[2]) Ebend. III, 1, S. 83 ff.

[3]) Vgl. z. B. die Nominalbildung in den Mande-Negersprachen bei Steinthal a. a. O., S. 86 ff.

Inhalt einer Anschauung und der von ihr getragenen Casusform bilden können. Den reinen Ortsbestimmungen des *wo*, *wohin*, *woher*, *womit zusammen*, sowie ihren in den Casussystemen vieler Sprachen zum Ausdruck kommenden Unterformen des *innen* und *außen*, *oben* und *unten*, *eine Richtung entlang*, *einen Weg zu Ende* u. s. w. liegen entweder räumliche Anschauungen zu Grunde, oder das Zeitliche ist mindestens eine zurücktretende Vorstellung. Alle übrigen Casus zerfallen dann aber mit Rücksicht auf diese Betheiligung der Raumanschauung in zwei wesentlich verschiedene Gruppen. Bei der einen bleibt das Räumliche eine Nebenbestimmung, die zu dem in der Casusform ausgedrückten Begriffsverhältniss in gar keiner unmittelbaren Beziehung steht, und bloß vermöge der allgemeinen räumlichen Eigenschaften unserer Vorstellungen auch ihm anhaftet. Hierher gehören die gewöhnlich sogenannten »grammatischen Casus«, zu denen wir nach Maßgabe ihres Gebrauchs in verschiedenen Sprachen den Nominativ, Accusativ, Genitiv, sowie den Dativ, insoweit er als Casus des entfernteren Objects vorkommt, rechnen müssen. Bei der zweiten Gruppe ist die der Casusform anhaftende Raumanschauung eine bestimmte, darauf beruhend, dass das in jener ausgedrückte Begriffsverhältniss mit räumlichen Vorstellungen von eindeutiger Beschaffenheit fest associirt ist. Solche eindeutige Associationen gehen allgemein die temporalen und conditionalen Verhältnisse der Begriffe mit den Raumverhältnissen ein, indem der Zeitpunkt als Raumpunkt, die Zeitstrecke als Raumstrecke, die Zeitbewegung als Raumbewegung gedacht wird. So haftet dem *wann* das *wo*, dem *seit wann* das *woher*, dem *bis wann* das *wohin*, dem *womit gleichzeitig* das *womit zusammen* als begleitende räumliche Vorstellung an. Das Temporale und Locale werden dann aber wieder zu ähnlich eindeutigen Nebenbestimmungen des Conditionalen, wenn wir unter diesem im weiteren Sinne alle Arten von Bedingungen des Seins und Geschehens zusammenfassen. Das *wie* (die Art und Weise) ist zugleich ein *wo* und *wann*, das *weil* oder *wegen* (die Ursache oder Bedingung) ein *woher* und *seit wann*, das *zu* oder *für* (der Zweck) ein *wohin* und *bis wann*, endlich das *mit* oder *mittelst* (das Hülfsmittel) ein räumliches und zeitliches *zusammen*. In unsern temporalen und conditionalen Präpositionen, bei denen überall die

ursprünglich locale Bedeutung durchschimmert, ist diese Vorherrschaft der räumlichen Beziehungsformen deutlich ausgeprägt; und wo die entsprechenden Casussuffixe mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bis auf ihren Ursprung zurückverfolgt werden können, da ergeben sich auch für sie Partikeln oder selbständige Nomina von localer Bedeutung als Ausgangspunkte. Freilich haben sich diese gerade auf dem indogermanischen Sprachgebiet durch lautliche Aenderungen und durch das Ineinanderfließen der Casusbeziehungen selbst so sehr verwischt, dass hier nur noch unsichere Vermuthungen möglich sind[1]. Doch so nahe liegend es in Folge der natürlichen Associationen des Räumlichen und Zeitlichen und der unmittelbaren Beziehung der Zeit auf die Bewegung im Raume schon für den Naturmenschen sein mag, sich die Zeitverhältnisse als Raumverhältnisse vorzustellen, so lässt sich daraus doch nimmermehr schließen, dass die Zeitvorstellungen überhaupt ursprünglich gefehlt hätten. Vielmehr werden hier von Anfang an die dem Raum entlehnten Beziehungsformen auch die Zeitvorstellungen umfasst haben; und nicht anders wird es sich mit den conditionalen Formen verhalten. Ein menschliches Denken, das der, zunächst allerdings nicht in abstracter Begriffsform entwickelten, aber doch alle concreten Anschauungen belebenden Kategorien von Ursache und Wirkung, von Zweck und Mittel entbehrte, ist für uns unfassbar. In dem primitivsten mythologischen Denken sind diese Kategorien bereits wirksam. Zum Ausdruck jener Beziehungen werden aber auch hier vorzugsweise solche Vorstellungen gewählt worden sein, die den sinnenfälligsten Bestandtheil dieses Gedankeninhalts, den räumlichen, entweder in allgemeinen Ortsbestimmungen oder, wahrscheinlich noch ursprünglicher, in Anlehnung an bestimmte sinnliche Gegenstände und ihre räumlichen Eigenschaften enthielten. In der That weisen die Suffixe oder suffixartigen Formen, in denen primitivere Sprachen die Casusbeziehungen ausdrücken, zuweilen auf einen Zustand zurück, wo selbst das Räumliche nur durch die Bezeichnung concreter Gegenstände ausgedrückt werden konnte, in welchen es als die von dem Redenden

[1] Vgl. hierüber Hübschmann, Zur Casuslehre, S. 93 ff., und Brugmann, Grundriss, II, S. 510 ff.

vorzugsweise appercipirte Nebenbestimmung vorkommt. So wenn die Mande-Negersprachen ein *rückwärts*, *hinter* oder, bei zeitlicher Wendung des Begriffs, ein *nach etwas* durch ein suffigirtes Wort bezeichnen, das als selbständiges Substantivum *Rücken*, *Hintertheil* bedeutet; oder wenn sie den Inhalt unserer Präposition *auf* durch *Nacken*, *Spitze* oder auch durch *Luft*, *Himmel*, ein *unter* oder *unten* durch *Erde*, *Boden* ausdrücken u. s. w.[1]. Dabei zeigt sich aber zugleich, dass die Sprache keineswegs alle solche Bezeichnungen in räumliche Begriffe überträgt, sondern dass sie gelegentlich auch sonstige Vorstellungen, bei denen das Räumliche keine wesentliche Rolle spielt, bevorzugen kann, sofern solche nur durch die concreten Bedingungen des Denkens irgendwie nahe gelegt werden. So wird in der gleichen Sprachengruppe der Begriff des Besitzes, wie wir ihn durch den Genitiv bezeichnen, durch *Hand*, der Inhalt unserer conditionalen Präpositionen *um*, *wegen*, *für* durch *Sache* oder *Wort* ausgedrückt, vermuthlich in Folge von Associationen, die wir uns durch manche unserer bildlichen Redeweisen, wie 'Hand an etwas legen', 'etwas zu seiner Sache machen', 'sein Wort für etwas einlegen' und dergl. nahe bringen können[2].

Erscheint auf diese Weise der Begriff der »localen Casus« in seiner gewöhnlichen Anwendung als ein unzulänglicher, nicht bloß für den dauernden Gebrauch, sondern auch für den Ursprung dieser wahrscheinlich von Anfang an locale, temporale und conditionale Begriffsbeziehungen in irgend einer sinnlich anschaulichen Art ausdrückenden Nominalbildungen, so beruht nun aber anderseits ebenso der Ausdruck »logisch-grammatische Casus« mindestens auf einer einseitigen Bevorzugung gewisser Begriffsverhältnisse. In der That kann man ja den räumlichen, zeitlichen und namentlich den conditionalen Beziehungen der Begriffe weder einen logischen noch einen grammatischen Werth absprechen. Dieser Werth mag ein qualitativ abweichender sein, für den Aufbau des Satzes im ganzen ist er schwerlich ein geringerer. Nur unter dem Gesichtspunkt einer gewissen logischen und grammatischen Gleichberechtigung der die Grundverhältnisse von Raum, Zeit und Bedingung ausdrückenden

---

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 201 ff.

[2]) Ebend. S. 101 ff.

Beziehungsformen wird auch von vornherein die Thatsache verständlich, dass die sogenannten »grammatischen« und »localen« Casus in vielen Sprachen ineinander geflossen sind oder stellvertretend für einander eintreten. Ebenso kann man diesen Einwand gegen die einseitige Betonung der grammatischen Natur gewisser Casus nicht dadurch beseitigen, dass man sie als die für den Aufbau eines Satzes unbedingt nothwendigen Beziehungsformen der Begriffe, die übrigen aber für relativ entbehrliche erklärt. Denn abgesehen davon, dass es Sätze gibt, in denen weder ein Subjects- noch ein Objectscasus vorkommt[1]), wird man schwerlich das gegenwärtig allgemein den grammatischen Casus zugezählte Genitivverhältniss als ein solches bezeichnen können, das unentbehrlicher wäre als das des Locativ, Ablativ oder des in localem Sinne gebrauchten Dativ.

Dagegen gibt es ein anderes Verhältniss, das jene beiden Arten der Casus überall zutreffend unterscheidet, während es zugleich bei der Entwicklung ihrer Ausdrucksformen eine wichtige Rolle spielt. Es besteht darin, dass bei der *einen* Art der Casus der *Nominalstamm als solcher*, ohne Hinzutritt irgend welcher in der Form von Suffixen, Präpositionen oder Postpositionen den Inhalt der Beziehung näher angebender Elemente vollkommen zureichend die Casusform ausdrücken kann, während bei der andern Art solche näher determinirende Elemente, die eine bestimmte, für das Begriffsverhältniss wesentliche Vorstellung enthalten, niemals fehlen können, falls nicht der Ausdruck überhaupt ein lückenhafter oder unbestimmter werden soll. Wir können dieses Verhältniss, unabhängig von allen Erwägungen über Ursprung und Werth der verschiedenen Casusformen, zum Ausdruck bringen, wenn wir die Casus der ersten Art als solche der *inneren Determination*, die der zweiten als solche der *äußeren Determination der Begriffe* bezeichnen. Der Nominativ, Accusativ, Genitiv und der Dativ als Casus des »entfernteren Objects« sind die Casus der *inneren Determination*. Subject und Object eines Satzes können der Unterscheidung durch die Wortform, also der äußeren Unterscheidung des Nominativ und Accusativ entbehren: die Stellung zum Verbum genügt, um dem Bewusstsein ihrer abweichenden

---

[1]) Vgl. unten Cap. VII, Nr. I, 2.

Function einen unzweideutigen Ausdruck zu geben. Ebenso kann bei dem Casus des entfernteren Objects die Stellung zum directen Objectsnomen, zum Accusativ, die Beziehung zu diesem und zu dem mit ihm verbundenen Verbalbegriff vollständig ausdrücken. Und ähnlich wie für diese drei Casus das Verbum das begriffliche Centrum bildet, nach dem sich ihre Bedeutung richtet, so ist der Genitiv ursprünglich überall nach einem andern Nomen orientirt, zu dem er eine attributive Bestimmung bildet. Gleich dem attributiv gebrauchten Adjectiv, das eine solche nur in anderer Form enthält, kann aber der Genitiv, weil auch die attributive Beziehung ihrer ganzen Bedeutung nach aus dem Inhalt der Begriffe selbst hervorgeht, der besonderen Casusbezeichnung entbehren. Höchstens bedarf es hier einer Unterscheidung, welcher der beiden verbundenen Begriffe den substantiell gedachten Gegenstand, und welcher das zu ihm hinzutretende Attribut bedeute, falls sich nicht auch dies aus dem Zusammenhang ergibt. Für diese Unterscheidung genügt daher wieder, ähnlich wie für die von Subject und Object, die bloße Wortstellung, wie sie sich, einmal durch bestimmte psychologische Motive entstanden, leicht durch associative Uebung als Regel fixirt.

Dies verhält sich nun wesentlich anders bei den Casus der äußeren Determination, zu denen alle übrigen außer den vier genannten zu rechnen sind, und als deren gemeinsames positives Merkmal dies anzusehen ist, dass die zu den beiden Begriffen hinzugedachte Beziehungsform in den Begriffen selbst noch nicht gegeben ist, sondern außerdem einen zu ihnen hinzutretenden besonderen Beziehungsbegriff voraussetzt, der bei einem und demselben Begriffspaar von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit sein kann. Darum kann es zwar in einzelnen Fällen auch hier vorkommen, dass die Beziehungsform unausgesprochen bleibt. Aber es ist dann auch der Ausdruck des Gedankens ebenso unvollständig, als wenn ein anderer wesentlicher Bestandtheil des Satzes unbestimmt gelassen wird. Solche Lücken finden sich in der That auf einer primitiven Entwicklungsstufe der Sprache gerade so wie in unserer täglichen Umgangssprache und in der Sprache des Kindes nicht selten. Gegenüber der eben gekennzeichneten Unabhängigkeit der inneren Determinationsformen von der äußeren Casusunterscheidung bleibt

aber der wesentliche Unterschied, dass solche Lücken stets durch associirte Vorstellungen, die keinen sprachlichen Ausdruck finden, ergänzt werden müssen, während dagegen die Wortstellung und die innere Beziehung zu andern herrschenden Begriffen hier niemals den thatsächlichen Inhalt der Vorstellung ausdrücken können [1]). Ein weiterer wichtiger Unterschied beider Casusarten besteht endlich darin, dass die Anzahl der Casus der inneren Determination allem Anscheine nach eine fest begrenzte ist. Es gibt keine Sprache, die über jene Vierzahl hinausgeht; es scheint aber auch keine zu geben, die, wenn wir die Auffassung der Casusverhältnisse als solcher, unabhängig von ihrer Ausprägung in besonderen Wortformen, beachten, hinter ihr zurückbleibt. Dem gegenüber ist die Zahl der Formen äußerer Determination eine unbegrenzte. Vor allem die räumlichen, dann aber auch die zeitlichen und endlich in einem gewissen Grade selbst die conditionalen Beziehungen können von der mannigfaltigsten Art sein. Dazu kommt, dass manche der hier möglichen Ausdrucksformen von gemischter Natur sind: so z. B. die Bewegung 'entlang' einem Gegenstande und der 'Begleitung' (der Prosecutiv und Comitativ der uralischen Sprachen), wo sich räumliche und zeitliche Anschauungen verbinden, oder die des 'Mangels' (der Caritiv des Baskischen), der 'Uebereinstimmung' und 'Aehnlichkeit' (der Aequativ und Comparativ der kaukasischen Sprachen), wo neben unbestimmteren räumlichen Verhältnissen offenbar die Begriffe der qualitativen Beschaffenheit (Art und Weise) sowie der Ursache und Wirkung eine Rolle spielen. Diese unbegrenzte Mannigfaltigkeit äußerer Beziehungsformen ist besonders auf jenen beiden Entwicklungsstufen der Casusbildung zu erkennen, wo die Sprache entweder über eine Fülle von Casussuffixen verfügt, oder wo sie, der specifischen Casusunterscheidung der Worte ermangelnd, in Präpositionen, deren Vorrath fortan durch Neubildung aus andern Wortformen ergänzt und vermehrt werden kann, einen großen Reichthum äußerer Beziehungsformen entfaltet.

---

[1]) Nach seiner logischen Seite habe ich dieses Verhältniss der Casus der inneren zu denen der äußeren Determination erörtert in meiner Logik[2], I, S. 144 ff. Obgleich diese Darstellung noch allzusehr unter dem Einflusse der indogermanischen Casuslehre steht, so wird doch das Grundverhältniss der beiden Casusformen zu einander davon nicht wesentlich berührt.

## 4. Casus der inneren Determination.

Die Constanz der vier Casus der inneren Determination verräth sich schon auf denjenigen Stufen sprachlicher Entwicklung, die wir nach allen sonstigen Eigenschaften als relativ ursprüngliche ansehen können, in einer Erscheinung, die zwar in das Gebiet der Satzfügung hinüberreicht, aber wegen ihres engen Zusammenhangs mit der Bildung der Wortformen schon hier hervorgehoben werden muss. Sie besteht darin, dass sich allgemein die primitiveren Formen der Sprache durch eine fest geregelte Stellung der Wörter im Satze auszeichnen. Diese Erscheinung, die mit dem Dogma von der »Formlosigkeit« solcher Sprachen wiederum schwer vereinbar ist, verliert das Auffallende, das man in ihr finden könnte, wenn man sich der Gesetzmäßigkeit erinnert, mit der schon die natürliche Geberdensprache ihre Zeichen an einander reiht[1]). Jene Gesetzmäßigkeit ist eben auch hier nicht der Ausdruck irgend einer intellectuellen Absicht oder gar einer logischen Reflexion, sondern die nothwendige Wirkung der associativen und apperceptiven Bedingungen, die den Verlauf der Vorstellungen und Affecte beherrschen. In der nämlichen Folge, in der sich die Vorstellungen, durch die äußere Wahrnehmung und durch ihre eigene Gefühlsstärke bestimmt, im Bewusstsein an einander schließen, finden sie zunächst auch ihren Ausdruck in der Sprache. Je primitiver das Denken, um so gleichförmiger machen sich aber jene Bedingungen geltend. Die größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Verbindungen ist ein Erzeugniss fortgeschrittener Entwicklung, keine ursprüngliche Eigenschaft. Dagegen sind für das primitive Denken die von der Sprache selbst ausgehenden Associationswirkungen, vermöge deren Verbindungen, die sich einmal aus irgend welchen Ursachen gebildet haben, fortwährend mit mechanischer Sicherheit in der gleichen Form wiederholt werden, um so wirksamer, je weniger in diesem Fall neue Motive des Denkens die eingeübten Verbindungen durchbrechen. So kommt es, dass gerade die primitive Sprache für die Casus der inneren Determination durchweg

[1]) Vgl. Theil I, Cap. II, S. 204 ff.

besonderer Casuszeichen gänzlich entbehrt, während doch die Casus selbst durch die Satzfügung deutlich unterschieden werden. In der Regel geschieht dies durch Voranstellung des Subjects, durch enge Verbindung des Objects mit dem Verbalbegriff, nicht selten auch durch ein regelmäßiges Verhältniss des entfernteren zum näheren Object, endlich durch die gleiche, fest bestimmte Stellung eines attributiv gebrauchten Nomens zu dem determinirten Begriff. Damit sind diejenigen Casusverhältnisse, die wir mit den Namen des Nominativ, Accusativ, des grammatischen Dativ und des Genitiv zu benennen pflegen, klar ausgedrückt[1]). Wird auch jeder dieser Begriffe nur durch den nackten Wortstamm repräsentirt, so empfängt doch jedes Wort durch das Verhältniss, in das es der Verlauf der Rede zu den andern Wörtern des Satzes bringt, seine kategoriale Bedeutung.

Kaum in irgend einer Sprache ist nun freilich der extremste dieser Fälle, die psychologische Unterscheidung der sämmtlichen vier Casus der inneren Determination durch die syntaktische Stellung, ohne jedes dem Worte selbst anhaftende Merkmal, vollständig verwirklicht. Am meisten nähern sich diesem Grenzfall gewisse afrikanische und amerikanische sowie die melanesischen Sprachen, außerdem die monosyllabische Sprachengruppe (Chinesisch, Tübetanisch, Barmanisch, Siamesisch, Annamitisch). Schon hier haben sich aber in manchen Fällen für einzelne Casus näher charakterisirende Elemente herausgebildet, die bald regelmäßig, bald wenigstens zeitweise die specifische Casusform ausdrücken. So werden in der chinesischen Umgangssprache speciell für den Accusativ und Genitiv charakteristische Partikeln gebraucht. Der Umstand aber, dass diese ganze Classe tief stehende und begrifflich hoch entwickelte Sprachen in sich vereinigt, beweist deutlich, dass die Erscheinung, wenn auch wahrscheinlich alle Entwicklung mit ihr beginnt, doch an sich keineswegs ein Zeichen mangelnder Ausbildung der Sprache ist, sondern dass sie eben in der Natur der inneren Determination der Begriffe ihre unter Umständen auch noch auf den späteren Sprachstufen wirksam bleibenden Ursachen hat.

---

[1]) Näheres über diese Wortstellungen vgl. Cap. VII, Nr. VI.

Wenn sich nun gleichwohl überall von Anfang an ein gewisser Trieb nach äußerem Ausdruck der inneren Beziehungsformen namentlich bei einzelnen Casus geltend macht, so scheinen hier hauptsächlich zwei psychologische Motive wirksam zu sein: einmal die von den Casusformen der äußeren Determination ausgehenden Associationen, durch welche die bei diesen entstandene Uebung, die Beziehungsform an eine bestimmte Wortform zu heften, allmählich alle Nominalbildungen ergreift, ein Vorgang, der durch die unten zu besprechenden Vermischungen der Casus der inneren und der äußeren Determination wesentlich unterstützt werden muss; und sodann die gerade bei reicherer Entwicklung sich mehr und mehr geltend machenden Antriebe zu mannigfachen Abänderungen der Wortfügung. Nicht aus der bewussten Absicht der Unterscheidung, sondern aus dem instinctiven Trieb nach Verständigung heraus mögen sich so zu den inneren Beziehungsformen sprachliche Elemente hinzugesellen, die an sich vielleicht völlig indifferent sind, indem sie zunächst bloß eine interjectionsartig emphatische oder eine demonstrative Hervorhebung einer Vorstellung bewirken, die aber allmählich durch associative Einübung zu constanten Elementen bestimmter Casusformen werden können[1]).

Ein Zeugniss für das erste der genannten Motive, für die von den Casusformen der äußeren Determination ausgehenden Associationswirkungen, darf man vielleicht darin sehen, dass in derjenigen

[1]) Als Beispiele primitiver Sprachen mit völlig mangelnder oder nur zeitweise und partiell gebrauchter Unterscheidung der vier inneren Determinationsformen seien hier genannt: die Sprache der Buschmänner (Müller IV, S. 5 ff.), der Ewe- (ebend. I, 2, S. 36), der Dinka- und Bari-Neger (S. 53, 73). Das Bari, das sich auch sonst als eine dem Dinka verwandte, aber entwickeltere Sprache zu erkennen gibt, unterscheidet sich aber schon durch eine specifische Bezeichnung des Genitivs. Unter den amerikanischen Sprachen nähern sich am meisten gewisse südamerikanische, wie die der Azteken (II, 1, S. 262), der Matlatsinken (ebend. S. 295), der Mixteken (S. 298), unter den oceanischen die melanesischen (II, 2, S. 57) in dieser Beziehung dem muthmaßlich ursprünglichen Zustand. Doch macht sich auch hier besonders beim Genitiv die Neigung zu besonderer Hervorhebung, in den amerikanischen Sprachen außerdem beim Nominativ oder Accusativ nicht selten die früher (S. 19 f.) erwähnte Werthunterscheidung belebter und unbelebter Wesen geltend. Von den formal entwickelteren Sprachen gehören hierher die der Nuba-Völker (Fulbe, Nuba u. s. w., a. a. O. III, 1, S. 8, 33) und neben dem Chinesischen, aber mit noch stärker hervortretender Anwendung auch von Casussuffixen, das Barmanische (II, 2, S. 355).

Sprachfamilie, in der von frühe an alle äußeren Casusformen durch selbständige, als Präpositionen gebrauchte Partikeln bezeichnet wurden, in der semitischen, der Gang der Entwicklung für den Ausdruck der inneren Determination der Begriffe, so weit er sich geschichtlich verfolgen lässt, als eine Umkehrung des gewöhnlichen Verlaufes erscheint. Ursprünglich unterscheidet das Semitische den Nominativ, Accusativ und Genitiv durch Suffixe, und das Dativverhältniss drückt es von Anfang an in allen Fällen durch eine Präposition aus. Jene Suffixe sind aber in den späteren Entwicklungen bis auf geringe Spuren verloren gegangen, und die Wortstellung ist als das einzige äußere Merkmal der grammatischen Casus zurückgeblieben[1]). Gerade in einer Sprachengruppe, in der von frühe an die von localen und ähnlichen äußeren Casussuffixen ausgehenden Associationswirkungen fehlten, sind also auch die specifischen Wortunterscheidungen der grammatischen Casus frühe wieder verschwunden. Angesichts der allgemeinen Entwicklung dieser Erscheinungen liegt übrigens die Vermuthung nahe, den einstigen Suffixbildungen sei hier gleichfalls in prähistorischer Zeit ein Zustand vorausgegangen, in dem die gemeinsame Muttersprache des Semitischen des unmittelbaren Ausdrucks der inneren Determinationsformen entbehrte. Da in andern Sprachen, besonders den indogermanischen, der Periode der Wortunterscheidung dieser Formen eine rückläufige Bewegung gefolgt ist, in der die unterscheidenden Flexionselemente mehr oder minder verloren gingen, so würde dann das Semitische nur ein besonders ausgeprägtes Beispiel dieser, hier schon in verhältnissmäßig früher Zeit eingetretenen regressiven Entwicklung sein, die, sobald die Sprache überhaupt eine gewisse Stufe erreicht hat, wahrscheinlich ebenso allgemeingültig ist, wie die vorangegangene Differenzirung der Wortformen.

Auf die psychischen Motive, die innerhalb dieser aufsteigenden Entwicklung dem ursprünglich aller näheren Bestimmungen entbehrenden Nominalstamm allmählich Elemente zuführten, die zu Ausdrucksmitteln der grammatischen Casus geworden sind, werfen nun vor allem diejenigen Erscheinungen ein deutliches Licht, die wir in solchen Sprachen vorfinden, die irgend eine Zwischenstufe

---

[1]) H. Zimmern, Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, 1898, S. 175 ff.

zwischen dem Anfangszustand ohne Ausdruck der Casus durch die Wortform und der vollen Ausbildung der letzteren einnehmen. Weitaus die meisten Sprachen, die auf unserer Erde gesprochen werden, bieten in Wirklichkeit solche Zwischenstufen. Nun ist freilich ein Zustand, bei dem gewisse grammatische Casus nur durch die Wortstellung, andere durch bestimmte Casussuffixe bezeichnet werden, an sich einer doppelten Deutung fähig: er kann der progressiven wie der regressiven Phase angehören. Je mehr aber eine Sprache sonst Merkmale eines primitiveren Denkens an sich trägt, um so eher werden wir vermuthen dürfen, dass es sich in ihr um beginnende Bildungen, nicht um Rückbildungen handelt. In der That bestätigt dies das Verhalten der einzelnen hierher gehörigen Casusbildungen.

## 5. Subjects- und Objectscasus.

### a. Nominativ und Accusativ.

In erster Linie gehört hierher die sehr verbreitete Erscheinung, dass von den begrifflich einander am nächsten stehenden Casus des Subjects und des Objects nur der eine durch ein besonderes Wortelement bezeichnet wird, während für den andern der bloße Wortstamm eintritt. In manchen Fällen ist der Nominativ der bevorzugte Casus, sei es, dass er durch eine angefügte emphatische Partikel oder durch ein mehr oder minder verstümmeltes Demonstrativpronomen oder auch durch das Pronomen der dritten Person bezeichnet wird[1]). Erscheinungen, die auf die Motive dieser Bevorzugung hinweisen, sind die zuweilen vorkommenden Beschränkungen des Nominativsuffixes auf das thätige Subject oder auf vernünftige Wesen, während sachliche Gegenstände unbezeichnet bleiben, oder endlich auf bestimmte einzelne Personen und Gegenstände, also auf die Singularformen des Nomens[2]). Diese Vor-

---

[1]) Hierher gehören die Sprachen einiger Stämme Australiens (Müller I, 2, S. 19, 28), der Eskimos (ebend. S. 167), der Polynesier und Melanesier (II, 2, S. 18, 57).

[2]) Die Beschränkung auf das Nomen agens findet sich im Polynesischen, die auf vernünftige Wesen in den Drāwida-Sprachen (Müller III, 1, S. 17 ff.). Eine Bevorzugung des Singular, die sich aber auch auf den Accusativ erstreckt, zeigen die ural-altaischen Sprachen (II, 2, S. 202, 268 ff.). Auch wirkt dieses Moment wohl zuweilen mit, wo das Nomen agens durch ein Suffix ausgezeichnet ist.

kommnisse beleuchten deutlich die Motive dieser Hervorhebung des Nominativs: sie bestehen offenbar darin, dass auf dem Subject der Aussage eine Gefühlsbetonung ruht, die in dem emphatischen oder demonstrativen Element ihren Ausdruck findet. Dass in solchen Fällen der Objectscasus unbezeichnet bleiben kann, ist dann außerdem wohl aus seiner engeren Verbindung mit dem Verbum zu erklären, vermöge deren das Object als ein dem Verbalbegriff zugehöriger Bestandtheil erscheint, der durch diesen in seiner Bedeutung völlig bestimmt wird.

Sehr viel häufiger ist nun aber das entgegengesetzte Verhalten, bei dem der Nominativ bloß durch seine Stellung am Anfang des Satzes gekennzeichnet ist, der Objectscasus dagegen bestimmte determinirende Elemente zu sich nimmt[1]). Es mag sein, dass hierbei die den Satz beherrschende Anfangsstellung dem Subject schon einen zureichenden Gefühlston verleiht, und dass bei dem Objectscasus Associationen mit äußeren, namentlich localen Beziehungsformen stärker wirken, da diese, wie wir unten sehen werden, bei der weiteren Entwicklung dieses Casus eine wichtige Rolle spielen. Doch die sonstigen begleitenden Erscheinungen, die den bei der einseitigen Bezeichnung des Nominativs erwähnten vollkommen gleichen können, beweisen, dass außerdem jedenfalls directe Motive mitwirken, die in diesem Fall das Object der Aussage zu dem bevorzugten Bestandtheil erheben. Hierher gehört in erster Linie die Thatsache, dass in den amerikanischen Sprachen diese Betonung des Objectscasus sichtlich mit der ihnen eigenen Werthunterscheidung der Objecte zusammenhängt: das Object wird hier in vielen Fällen nur dann durch eine besondere emphatische oder demonstrative Partikel ausgedrückt, wenn es ein lebendes oder ein sonst durch besondere Werthschätzung ausgezeichnetes Wesen ist; es wird dagegen bloß durch die enge Verbindung des No-

---

[1]) Für dieses Verhalten sind die Beispiele so zahlreich, dass es für diesen Fall einseitiger Affixbezeichnung geradezu das reguläre genannt werden kann. Hierher gehören zunächst mehrere Negersprachen (Müller I, 2, S. 176, 181), viele amerikanische Sprachen (ebend. II, 1, S. 249, 283, 370, 391), die altaischen Sprachen (II, 2, S. 268 f.), die Sprachen der Koreaner (II, 2, S. 323), der Nuba (III, 1, S. 33), der Sumale (III, 1, S. 88). Eine Bevorzugung des Objectscasus in der Suffixbezeichnung findet sich endlich auch in den hamitischen Sprachen (III, 2, S. 244 ff.).

minalstammes mit dem Verbum angedeutet, wenn es eine leblose Sache ist. In andern Fällen findet sich eine ähnliche Beschränkung des charakterisirenden Elementes auf bestimmte einzelne Objecte wie beim Nominativ. So ergibt sich als eine beide Casus ergreifende Wirkung dieses Motivs die Erscheinung, dass neben einem bestimmten, durch Suffixe unterschiedenen Subjects- und Objectscasus ein sogenannter »Casus indefinitus« vorkommt, der Subject und Object zugleich ausdrücken kann[1]). Eine weitere Erscheinung, die mit dieser wechselnden Bevorzugung des Subjects oder Objects zusammenhängt, besteht endlich darin, dass die Begriffe, die wir als Nominativ und Accusativ auffassen, zuweilen nur dann durch besondere Suffixe bezeichnet sind, wenn sie für das herrschende Subject oder Object der Handlung eintreten, dass sie aber, wo wir sie als Prädicate oder als Appositionen zu einem andern Subject verwenden, unterschiedslos durch den reinen Wortstamm ausgedrückt werden[2]). Anderemale ist es umgekehrt ein und dasselbe emphatische Suffix, das Subject und Object hervorhebt, so dass die Unterscheidung beider, obgleich ein Casussuffix existirt, wiederum nur durch die Wortstellung erfolgt. Das Suffix charakterisirt also hier die beiden Casus bloß gegenüber den anderen Bestandtheilen des Satzes, nicht in ihrem wechselseitigen Verhältniss[3]).

Endlich in noch andern Fällen bereitet sich die Differenzirung beider Casus dadurch vor, dass der Verbalausdruck, zu dem sie gehören, persönliche oder demonstrative Pronominalformen enthält, die Subject und Object der Aussage unterscheiden, und zu denen dann die entsprechenden Nominalausdrücke, die nun aller äußeren Casusbezeichnungen entbehren können, gewissermaßen als attributive Elemente hinzutreten. Der Satz *der Jäger tödtet den Löwen* wird also hier durch die Wortverbindung ausgedrückt: *Jäger Löwe tödten-er-ihn*[4]). Alle diese Erscheinungen, welche die

---

[1]) So in den ural-altaischen Sprachen (Müller II, 2, S. 202 ff.) und im Japanischen (ebend. S. 310).

[2]) So in der Sprache der Alëuten (Müller II, 1, S. 147).

[3]) So im Hottentottischen und in den Mande-Sprachen (Müller I, 2, S. 14, 151).

[4]) So in den malayischen Sprachen (Müller II, 2, S. 104, 134), in gewissen Sprachen der Drāwida-Rasse (III, 1, S. 109), in den kaukasischen und amerikanischen Sprachen (II, 1, S. 262 ff.).

Differenzirung des Subjects- und des Objectscasus begleiten, weisen darauf hin, dass bei beiden die Entstehung der Casusbezeichnung durch besondere Wortelemente zunächst der Ausdruck des stärkeren Gefühlstones ist, der auf ihnen ruht. Wenn dabei in den Fällen einseitiger Ausbildung dieser äußeren Werthzeichen diejenigen numerisch überwiegen, bei denen das Object der Handlung stärker betont wird, so scheint das, abgesehen von jenem Uebergewicht, welches das Subject durch seine Stellung im Anfang des Satzes von selbst besitzt, psychologisch darin begründet zu sein, dass auf primitiven Sprachstufen vorzugsweise die eigene Person und die Personen der nächsten Umgebung als Subjecte der Handlungen vorkommen, und dass dabei das Schwergewicht der Aussage weniger auf ihnen als auf den Objecten und ihren Eigenschaften ruht, ein Verhältniss, das, wie wir später sehen werden, meist auch in der Bildungsweise der Verbalformen, sowie in der Satzfügung seinen Ausdruck findet[1]).

Nachdem einmal in zahlreichen Fällen dem Object ein solcher Vorzug durch Elemente von hinweisender oder sonst auszeichnender Bedeutung geworden ist, musste sich aber auch hier vermöge der Associationen, die überall in der Sprache neue Formen nach bereits vorhandenen bilden, dieses Verhalten auf Fälle ausdehnen, wo jenes ursprüngliche Motiv nicht mehr wirkte. Da es sich dabei immer um Gegenwirkungen von Motiven handelt, die nach beiden Seiten gerichtet sind, so wird es zugleich verständlich, dass zuweilen beide Casusformen von frühe an neben einander sich ausbildeten, oder dass in Folge der ihn hervorhebenden Gefühlsmomente doch der Subjectscasus das Uebergewicht erlangte.

### b. Der Dativ als Casus des entfernteren Objects.

In vielen Fällen, in denen Nominativ und Accusativ der äußeren Casuszeichen entbehren, findet sich ein solches beim Dativ in der Form von Suffixen oder andern hinzutretenden Bestimmungen. Immerhin bildet auch bei diesem Casus die Thatsache, dass er

---

[1]) Siehe unten Nr. IV und Cap. VII.

nicht selten ausschließlich durch die Stellung im Satze charakterisirt ist, ein deutliches Zeugniss gegen die aus der alleinigen Beachtung späterer Mischformen hervorgegangene Auffassung desselben als eines ursprünglich localen Casus. Schlagend sind in dieser Beziehung nicht bloß die schon oben (S. 82) hervorgehobenen Fälle, wo die sämmtlichen vier Casus der inneren Determination der specifischen Wortbezeichnung ermangeln, sondern namentlich auch solche, in denen die beiden Casus des näheren und des entfernteren Objects allein durch ihre Stellung im Satze und durch ihre wechselseitige Stellung charakterisirt sind. Dabei werden in der Regel beide Objectsausdrücke unmittelbar mit einander verbunden, während zugleich das entferntere dem näheren Object voranzugehen pflegt und durch diese Stellung von dem letzteren begrifflich geschieden ist[1]). Nicht minder bezeichnend für das gleiche Verhältniss ist die Thatsache, dass, wo der Process der Suffixbildung bereits in das Gebiet der grammatischen Casus übergegriffen hat, die beiden Objecte, das nähere und das entferntere, durch ein und dasselbe Suffix bezeichnet sein können. Diese Gleichheit der äußeren Form weist auf ihre übereinstimmende Beziehung auf Objecte der Handlung hin, während die abweichende Stellung zum Verbum wiederum die begriffliche Unterscheidung der beiden Objecte andeutet[2]).

Eine andere Art beginnender Unterscheidung besteht darin, dass, wie beim Nominativ und Accusativ, Pronominalformen, die dem Verbalausdruck incorporirt werden, dem beigefügten Wortstamm die Stellung des entfernteren Objects anweisen. Den Satz *der Vater gab dem Sohn seine Waffe* drückt eine solche Sprache durch ein Wortgefüge aus: *Vater Sohn Waffe geben-ihm-ihn-er*[3]). Das augenfälligste Zeugniss für die in allen diesen Erscheinungen hervortretende Zugehörigkeit des grammatischen Dativ zu den Casus der inneren Determination ist endlich dies, dass sich die sonst

---

[1]) So z. B. bei gleichem Ausdruck beider Casus durch den Nominalstamm in vielen Sprachen der Negerrasse (Müller I, 2, S. 53, 59, 95), der Südamerikaner (II, 1, S. 262) und in einigen Sprachen des Kaukasus (III, 2, S. 51).

[2]) So im Hottentottischen (Müller I, 2, S. 14), in der Sprache der Nuba (III, 1, S. 33) und theilweise auch im Koptischen (III, 2, S. 244).

[3]) Hierher gehören die oben (S. 87, Anm. 4) erwähnten Sprachen.

unserem Dativ noch zukommenden äußeren, namentlich localen Beziehungen gelegentlich zu einer besonderen Casusform entwickeln können, neben der ein bloß durch die Wortstellung charakterisirter Casus des entfernteren Objects selbständig existirt[1]). Auf diesen Casus der inneren Determination haben dann aber allerdings in sehr vielen Fällen sichtlich von frühe an äußere Associationen eingewirkt. Von allen grammatischen Casus ist daher der grammatische Dativ weitaus am meisten mit äußeren Casusbeziehungen zusammengeflossen; und häufiger als die übrigen Casus der gleichen Art wird er durch bestimmte Suffixe oder andere äußere Casusbezeichnungen unterschieden.

### 6. Casus der attributiven Bestimmung.

#### a. Der Genitiv als adnominaler Casus.

In den meisten Sprachen hat der Genitiv durchaus die Bedeutung eines ursprünglich adnominalen Casus bewahrt. Dem entspricht es, dass auch er, gleich dem Nominativ und Accusativ, in zahlreichen Fällen nur durch die Stellung zu dem durch ihn bestimmten Nomen gekennzeichnet ist. Dabei kann dieser Mangel der specifischen Casusbezeichnung ebensowohl als ein sichtlich ursprünglicher Zustand wie als ein secundäres Erzeugniss vorkommen; letzteres durchgängig in den semitischen Sprachen, und auf indogermanischem Gebiet in den genitivischen Wortzusammensetzungen wie *Vaterhaus*, *Kirchthurm*, *ein Becher Wein* u. s. w.[2]). Die Leichtigkeit, mit der bei dem Genitivverhältniss solche Bildungen auch in der späteren Entwicklung auftreten, spricht schon für die hier den Begriffen innewohnende Kraft unmittelbarer innerer Determination. Wo aber die Aneinanderfügung der bloßen Wortstämme als

---

[1]) So in der Sprache der zur Nuba-Rasse gehörenden Barea (Müller III, 1, S. 69). Wenn Müller und Reinisch), Die Barea-Sprache, S. 37 f.) hier eine doppelte Casusform des Dativs annehmen, so ist dies immerhin vielleicht ein aus der Gewöhnung an unsere Casusbenennungen entspringender unzutreffender Ausdruck. Man könnte ebenso gut sagen: an Stelle unseres Dativ finden sich zwei verschiedene Casus. Uebrigens ist es eine auch noch sonst sich vielfach aufdrängende Bemerkung, dass die uns geläufigen Casusbenennungen nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit auf andere, in ihrer Structur wesentlich abweichende Sprachen übertragen werden können.

[2]) Vgl. Theil I, Cap. V, S. 608 f.

ursprünglicher Ausdruck des Genitivverhältnisses vorkommt, da kann der determinirende Begriff entweder dem determinirten vorausgehen oder ihm nachfolgen; doch bleibt in einer gegebenen Sprache diese Stellung in der Regel eine constante, und sie wird eben dadurch zu einem Zeichen für die im Bewusstsein vorhandene Unterscheidung der Casusbedeutung.

Durchmustert man nun die große Zahl der Sprachen, in denen das Genitivverhältniss keinen andern Ausdruck als den der Wortstellung gefunden hat, so scheint sich ein Uebergewicht für die Voranstellung des determinirenden Genitivbegriffs zu ergeben, analog wie das entferntere dem näheren Object, zu dem jenes ebenfalls eine Art adnominaler Bestimmung bildet, häufiger vorangeht als nachfolgt, und wie auch in den analogen Fällen von Wortzusammensetzung die gleiche Stellung wiederkehrt[1]).

b. Specifische Ausdrucksformen des Genitivs.

Auf die Entwicklung bestimmter determinirender Elemente für diese Casusform ist es nun sichtlich von entscheidendem Einfluss, dass seine ursprüngliche Bedeutung das Verhältniss des Besitzers zu seinem Besitze zu sein scheint. Innerhalb einer primitiven Cultur spielt ja dieses Verhältniss von frühe an eine hervorragende Rolle. Das Geräth, das Vieh und das Land, das der Einzelne oder die Horde ihr eigen nennen, von fremdem Besitz zu sondern, ist ein

[1]) Als Sprachgruppen, in denen in der Mehrzahl der Fälle der Genitiv voransteht, seien hier genannt zahlreiche Sprachen der Negerrasse, viele amerikanische, die polynesischen, die ural-altaischen, die monosyllabischen (Tibetanisch, Barmanisch, Chinesisch), die Nuba-, Drāwida-, die kaukasischen Sprachen, endlich in der hamito-semitischen Gruppe das Aethiopische, das sich überhaupt vor den ihm verwandten Idiomen durch freiere Wortstellung auszeichnet. Dem gegenüber ist freilich auch die Zahl der Sprachen nicht gering, in denen die entgegengesetzte Stellung vorherrscht: so im Semitischen, mit Ausnahme des Aethiopischen, in manchen amerikanischen und Negersprachen. Zuweilen finden sich in diesen Fällen die entgegengesetzten Verhältnisse sogar in sonst verwandten Gebieten. Charakteristisch für die unmittelbare Beziehung des vorangestellten Genitivs zu dem von ihm bestimmten Nomen ist hierbei besonders das Vorkommen beider Stellungen in einer und derselben Sprache, wo dann der vorangestellte Genitiv kein besonderes Determinativ hat, der nachgestellte durch ein Suffix ausgezeichnet ist: so in der Māba- und Tedā-Negersprache (Müller I, 2, S. 181, 188).

Bedürfniss ursprünglichster socialer Gliederung. Auf diesen Ausgangspunkt weisen nun auch diejenigen Erscheinungen hin, in denen sich durch den Hinzutritt gewisser das Genitivverhältniss andeutender Elemente der Uebergang zu einer specifischen Casusbezeichnung sowie eine Verbindung mit den Casus der äußeren Determination vorbereitet. Diese Erscheinungen sind höchst mannigfaltiger Art. Sie lassen sich jedoch zwei allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen: entweder bestehen sie in einem directen Ausdruck des Besitzverhältnisses, in welchem der Genitiv seine ursprüngliche Natur als Besitzcasus noch deutlich bewahrt hat; oder sie bestehen in hinweisenden oder eine Relation ausdrückenden Partikeln und Pronominalformen, Ausdrucksmitteln, die zugleich den Uebergang in einen allgemeineren Relationscasus vermitteln. Doch ist zu bemerken, dass die letztere, an sich allgemeinere Form ebensowohl wie die erstgenannte schon in höchst primitiven Sprachen vorkommt, und dass sich zuweilen beide neben einander in der gleichen Sprache finden. Auch ist es kein seltener Fall, dass eine Sprache, die sich irgend eines dieser Ausdrucksmittel bedient, daneben noch, besonders wo die Begriffe in engere oder in oft sich wiederholende Verbindungen gebracht werden, die bloße Aneinanderfügung der Nominalstämme anwendet. In allem dem geben sich diese verschiedenen Formen als Uebergangszustände zu erkennen.

Unter den Ausdrucksmitteln der ersten Art, der Beifügung eines das Besitzverhältniss andeutenden Ausdrucks, ist die Anwendung des Possessivpronomens das häufigste. Sie findet sich weit verbreitet über die Sprachen der Eingeborenen Amerikas, ferner in den altaischen Sprachen, im Malayischen, im Kumana und Sumala und als gelegentliches Vorkommniss noch vielfach sonst[1]). In der Mehrzahl der Fälle bewahrt dabei der Genitiv seine dem Subject vorausgehende Stellung: für *Haus des Pedro* also *Pedro sein Haus.* Doch kann auch das umgekehrte, manchmal sogar in

[1]) Vgl. hinsichtlich der amerikanischen Sprachen Müller II, 1, S. 185, 195, 207 ff., des Malayischen ebend. II, 2, S. 116, der altaischen Sprachen (Jakutisch, Türkisch u. s. w.) II, 2, S. 270 f., des Sumale III, 1, S. 81.

einer und derselben Sprache, vorkommen *Haus-sein Pedro*[1]. Gerade hier macht der Possessivausdruck, der den bestimmten vom bestimmenden Begriff deutlich unterscheidet, die freiere Bewegung der Glieder je nach ihrer Affectbetonung möglich. Das Possessivpronomen übernimmt so für das Genitivverhältniss eine analoge Rolle, wie sie beim Subjects- und Objectscasus dem Demonstrativum oder dem Personale der dritten Person zukommt[2]. Eine andere, dem Uebergang zur Ausbildung der Casuszeichen für äußere Beziehungsformen noch näher stehende Weise des Besitzausdrucks besteht darin, dass dem Genitiv unmittelbar ein Wort, welches Eigenthum bedeutet, beigefügt wird. Uebrigens ist diese nominale Ergänzung zwar weit seltener als die ihr psychologisch verwandte durch das Possessivpronomen, doch kommt auch sie in weit entlegenen Sprachen vor[3].

Die zweite Art ursprünglicher Ausdrucksmittel für das Genitiv-

---

[1]) Letzteres ist z. B. das Vorherrschende im Malayischen, das übrigens noch verschiedene andere Ausdrucksmittel für das Genitivverhältniss besitzt.

[2]) Die Affinität des Possessivpronomens zum Genitiv, da wo dieser dem ursprünglichen Charakter des Besitzcasus treu bleibt, bekundet sich auch noch in der Umschreibung des Genitivs durch den Dativ, als den Casus des entfernteren Objects, wie sie dialektisch im Deutschen und noch mannigfach sonst vorkommt: 'dem Peter sein Haus', ebenso vulgär-lat. *tribunus plebi* statt *tribunus plebis* u. s. w.

[3]) In dem Werke Fr. Müllers findet sich dieses Vorkommen verzeichnet: in einigen afrikanischen Sprachen (Ewe, I, 2, S. 132), in den Drāwida-Sprachen (III, 1, S. 177), im Siamesischen (II, 2, S. 372), gelegentlich auch auf amerikanischem Sprachgebiet (bei den Guarani, II, 1, S. 383), endlich eingeschränkt auf den prädicativen Gebrauch des Genitivs in der Sprache der Abchasen im Norden des Kaukasus (III, 1, S. 51), während hier für den attributiven Genitiv das Possessivpronomen verwendet wird. Für 'die Kuh ist meiner Mutter' sagt der Abchase: *die-Kuh ich meine-Mutter ihr Besitz ist*, für 'das Weib dieses Mannes' sagt er: *dieser Mann sein-Weib*. Diese Verwendung des Wortes 'Besitz' oder 'Sache' im Sinne eines determinirenden Elementes verräth zugleich die nahe Beziehung des Genitivverhältnisses zur Wortzusammensetzung. So würde im ersten Beispiel der genitivische Ausdruck von uns durch das eine Wort 'Mutterbesitz' wiedergegeben werden können. Als eine damit eng zusammenhängende Erscheinung ist es wohl aufzufassen, wenn in der Ketshua-Sprache der Genitiv als ein selbständiges Nomen behandelt werden kann, mit dem die Suffixe der übrigen obliquen Casus verbunden werden. Ein Genitiv wie 'des Vaters' kann eben hier als 'das was dem Vater zugehört' selbst wieder in die verschiedensten Beziehungen zu andern Begriffen gebracht werden. (J. J. von Tschudi, Organismus der Ketshua-Sprache, S. 365 ff.)

verhältniss besteht in Relativpartikeln oder in Demonstrativ- und Relativpronominibus[1]).

Während hierbei das Demonstrativzeichen lediglich die enge Verbindung der beiden Begriffe anzudeuten scheint und so am nächsten an die einfache Verbindung der Wortstämme sich anschließt, bilden die Relativpartikeln Elemente, die die Abhängigkeit des bestimmten vom bestimmenden Begriff ausdrücken: sie sind daher in diesem Sinne wohl unseren, innerhalb der rückläufigen Phase der Casusentwicklung genitivisch gebrauchten Präpositionen *(von)* analog. Dem entspricht es auch, dass in manchen dieser Sprachen entweder verschiedene qualitative Modificationen des Genitivverhältnisses durch verschiedene Relativpartikeln bezeichnet werden, wie im Polynesischen, oder dass in andern die Grade der Innigkeit der Verbindung irgend einen lautlichen Ausdruck finden, wie in einzelnen afrikanischen Sprachen. Dabei ist es nun freilich für den primitiven Charakter dieser Ausdrucksmittel gegenüber unsern Partikelbildungen charakteristisch, dass in keinem dieser Fälle die Verschiedenheiten der Beziehung etwa durch verschiedene unserer Präpositionen, sondern nur durch Umschreibungen wiedergegeben werden können, die unserm abstracten Genitiv concretere Verhältnisse substituiren, wie denn auch hierbei die Verschiedenheit des Ausdrucks statt der verbindenden Relativpartikel die Lautbestandtheile der Wortstämme selbst ergreifen kann. So gebraucht das Polynesische abweichende Relativpartikeln, je nachdem das

[1]) Relativpartikeln, die zwischen die beiden im Genitivverhältniss stehenden Begriffe eingeschoben werden, finden sich in der Sprache der Papúas (Müller I, 2, S. 36), in den polynesischen und melanesischen Sprachen, in denen zugleich mehrere Partikeln znm Ausdruck verschiedener Begriffsbeziehungen vorhanden sind, so dass hier eigentlich der Genitiv in mehrere Casus zerfällt (II, 2, S. 19, 58), endlich im Alt-Aegyptischen und in den ihm verwandten Idiomen (III, 2, S. 247); das Demonstrativpronomen, ebenfalls zwischen beide Nomina eingeschoben, in verschiedenen Negersprachen (I, 2, S. 73, 151, 224), da und dort auf amerikanischem Sprachgebiet (II, 1, S. 398, 425), endlich neben andern Formen, namentlich der bloßen Wortstellung, im Chinesischen (II, 2, S. 406). Eigentliche Relativpronomina als Ausdruck des Genitivs scheinen sich nicht zu finden, um so häufiger aber Verbindungen des Demonstrativpronomens mit dem Affix des genitivisch gedachten Nomens oder mit einer Relativpartikel, wobei diese die Stelle des solchen Sprachen überhaupt fehlenden Relativpronomens einnimmt: so im Hottentottischen (I, 2, S. 14) und in einigen Negersprachen (I, 2, S. 95.

Verhältniss als ein wechselnder oder als ein dauernder Besitz gedacht wird: bei dem *Haus des Mannes* wird also der Genitiv anders bezeichnet als bei dem *Haupt des Mannes*; und die Sprache der Wolof-Neger besitzt vier Formen des Genitivs, je nachdem der besessene Gegenstand sehr weit entfernt, mäßig entfernt, nahe oder in unmittelbarer Nähe ist; diese Gradunterschiede werden aber, während die Relativpartikel constant bleibt, durch die Lautsteigerung des dem Artikel analogen hinweisenden Suffixes ausgedrückt, das dem letzten der verbundenen Nomina angehängt ist[1]). In diesen Erscheinungen verräth sich zugleich die dem Genitivverhältniss weit mehr als irgend einer anderen Casusform eigene enge Verbindung der Begriffe, wie sie noch in unsern heutigen Sprachen in den nominalen Wortzusammensetzungen hervortritt. Als eine Aeußerung des nämlichen psychischen Motivs werden wir es betrachten dürfen, wenn sich in vielen Sprachen statt einer Relativpartikel das Demonstrativpronomen einschiebt, und wenn in noch andern diese beiden Ausdrucksformen verbunden werden. Eine Wortfügung wie *Herr Knecht dieser* für 'der Knecht des Herrn' gibt der Verbindung der Begriffe einen innigeren Ausdruck als die bloße Einschaltung der unflectirbaren Relativpartikel: *Knecht von Herr*. Dagegen ist die letztere Ausdrucksform kennzeichnender für den specifischen Inhalt des Genitivverhältnisses. Beides, die enge Verbindung der Begriffe und ihre Relation, kommt daher zur Geltung, wenn diese Elemente zusammen den Genitiv andeuten, wobei nun die Verbindung der determinirenden Bestandtheile so sehr als eine Einheit empfunden wird, dass beide mit einander verschmelzen können: *Herr Knecht dieser-von*. Offenbar gewinnt hier die Verbindung der zwei determinirenden Elemente zum Theil die begriffliche Bedeutung eines Relativpronomens: *Herr Knecht welcher (ist)*[2]). Dabei ist zu beachten, dass in

[1]) *Kar u burbā* Haus des Königs (sehr entfernt), *kar u burbă* dasselbe (entfernt), *kar u burbi* dasselbe (nahe), *kar u burbu* dasselbe (sehr nahe); *i* und *u* sind Relativpartikeln, *ba* das gewöhnlich gebrauchte Demonstrativsuffix des Singulars (Müller I, 2, S. 95).

[2]) Doch kann an die Stelle der Relativpartikel auch das (unserm Artikel entsprechende) Demonstrativsuffix treten, so dass zwei eng verbundene Demonstrativelemente, ein allgemeineres und ein speciell auf den genitivischen Begriff zurück-

den Sprachen, in denen diese Erscheinungen vorkommen, durchgängig ein eigentliches Relativpronomen fehlt: es wird entweder durch die unmittelbare Aneinanderreihung der Sätze oder durch das Demonstrativum ersetzt. Um so mehr wird man in jener Verbindung eine Art beginnender Bildung eines solchen sehen dürfen. Doch bleibt diese freilich noch ganz auf den einzelnen, zu einem solchen Ausdruck besonders anregenden Fall beschränkt. Wiederum kommen hier psychische Motive zur Wirkung, die, wenn auch in wesentlich abweichender Form, auch auf späteren Stufen der Sprachentwicklung nicht fehlen. Das Verhältniss des Genitivs scheint sich, je allgemeiner sein Inhalt wird, um so mehr dem des adjectivischen Attributs zu seinem Substantivum zu nähern, wie wir denn in unsern über ein ausgebildetes Relativpronomen verfügenden Sprachen sowohl den Genitiv wie das attributive Adjectiv im allgemeinen stets durch einen Relativsatz umschreiben können. In den indogermanischen Sprachen scheint diese Affinität der Casusform des Genitivs zum Adjectivum, wie man längst bemerkt hat, in der Verwandtschaft der Endungen nachzuwirken, die in einzelnen Fällen noch deutlich erkennbar ist[1]). Mit der Bildung solcher determinirender Elemente ist dann zugleich ein Zustand erreicht, in den alle diese specifischen Ausdrucksmittel des Genitivs schließlich übergehen können, und dem sie um so näher kommen, je mehr sich eine bestimmte Form durch häufige Wiederholung fixirt und in der Verbindung mit dem zugehörigen Nomen von den Vorstellungen losgelöst hat, die der ursprünglichen Bedeutung des Beziehungsausdrucks zu Grunde liegen. Jene Ausdrucksmittel des Genitivs selbst sind dann zu Casussuffixen geworden, die für sich allein nichts mehr bedeuten, in der Verbindung mit dem Nomen aber sofort ihren determinirenden Werth gewinnen. Dieser

---

weisendes, das Relativpronomen ersetzen. So im Hottentottischen: *ku-b gā-b di-ba*, wo *ba* die volle Wiederholung des (abgekürzten) Suffixes *-b* und *di* unabhängige Demonstrativpartikel ist, wörtlich: *der Herr der Knecht dort-dieser*

[1]) Vgl. Hübschmann a. a. O., S. 104. Die gleichen Beziehungen ergeben sich aus den oben (S. 54) erwähnten Entstehungsweisen des Possessivpronomens als Genitiv des Personale einer- und als eine aus diesem gebildete Adjectivform anderseits, sowie aus dem im Indogermanischen, besonders in den slavischen Sprachen, zu beobachtenden Wechsel zwischen Genitiv des Nomens und possessivem Adjectiv (Delbrück, Vergl. Syntax, I, S. 346).

Uebergang kann möglicher Weise bei jeder der concreten Bestimmungsformen eintreten. Am meisten scheinen noch diejenigen Ausdrucksmittel der Umwandlung zu widerstreben, die sich, wie ein hinzugefügtes Besitznomen oder das Possessivpronomen, auf andere in der Sprache ihre selbständige Bedeutung bewahrende Wörter zurückgehen. Am ehesten dagegen wird sich wohl die ursprüngliche Bedeutung da verdunkeln, wo irgend welche Demonstrativpartikeln allein oder in Verbindung mit pronominalen Elementen frühe zu festen Wortgebilden erstarren, die überhaupt selbständig nicht vorkommen und so mit dem Nomen, dessen Beziehungen sie ausdrücken, leichter zu einem Wortganzen verschmelzen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, dass vorzugsweise aus dieser zweiten Art ursprünglicher Ausdrucksmittel diejenigen Elemente hervorgegangen sind, die in der großen Mehrzahl der Sprachen theils allein, theils neben den erwähnten primitiven Formen diesen Casus bezeichnen: die specifischen Genitivsuffixe.

### c. Allgemeine Bedeutungsentwicklung des Genitivs.

Der Uebergang der Beziehungselemente des Genitivs in Suffixe hat zunächst die Wirkung, dass er diesem Casus einen weiteren begrifflichen Inhalt gibt, indem die ursprünglich auf dem Besitzverhältniss ruhende Bedeutung mehr und mehr in die einer allgemeinen attributiven Beziehung übergeht. Eigenschaft, Zugehörigkeit, Abhängigkeit, sofern das einem bestimmten Gegenstand Eigenthümliche, Zugehörige oder von ihm Abhängige nur selbst ein Gegenstand oder gegenständlich gedachter Begriff ist, werden nun zum specifischen Inhalt des Genitivverhältnisses. Insofern die Zugehörigkeit die allgemeinste unter jenen Bestimmungen ist, kann sie als diejenige betrachtet werden, die alle andern umfasst, darunter auch die ursprünglichste, die fortan eine der häufigsten bleibt, die des Besitzes.

Diese Erweiterung der Bedeutung ist nun aber keineswegs bloß das Product des Uebergangs ursprünglich concreter in relativ abstracte Determinationselemente oder gar der Vorgänge des Lautwandels, die hier wie überall den Bedeutungswandel begünstigen;

sondern sie ist zugleich eine Wirkung der Associationen und der auf diesen sich erhebenden Differenzirung der Begriffe, die sich an den ursprünglichen Casusgebrauch anlehnt. Auch die Eigenschaft gilt ursprünglich als ein Besitz. Das Zugehörige wird, wenn es nicht ein dauernder Besitz ist, mindestens als ein vorübergehender gedacht, wie das gesprochene Wort, oder als ein zukünftiger, wie die auferlegte Pflicht. Die hier vorliegende allmähliche Erweiterung des Verhältnisses wird auf das deutlichste durch jene Fälle beleuchtet, wo sich für diese verschiedenen Formen der Zugehörigkeit verschiedene Relationscasus entwickelt haben, die wir, vom Genitivbegriff ausgehend, nur als Genitive verschiedener Qualität bezeichnen können[1]). Wortverschmelzungen, eventuell durch Lautwandel unterstützt, und Vorstellungsassociationen, gefolgt von der Apperception der in den associirten Vorstellungen enthaltenen übereinstimmenden Begriffselemente, sind also die wesentlichen psychophysischen und psychischen Kräfte dieser Entwicklung. Für den allmählichen Gang derselben sprechen gerade beim Genitiv manche Fälle, wo die Suffixe noch in einem loseren Zusammenhang mit dem zugehörigen Nomen stehen, ein Uebergangszustand zwischen einem selbständigen Determinationsbestandtheil und einem Suffix, der sich in den altaischen Sprachen augenfällig daran zu erkennen gibt, dass, sobald im gleichen Satz mehrere Begriffe im Genitivverhältniss vorkommen, bloß das l e t z t e das entsprechende Suffix zu sich nimmt, das demnach zugleich zu allen vorangegangenen associirt wird[2]).

Durch die oben erwähnten Erscheinungen des Wandels und der zuweilen vorkommenden Spaltung der Beziehungsbegriffe, die in den verschiedensten Sprachen an das Genitivverhältniss geknüpft sind, erledigt sich wohl eine Streitfrage, die bei der Auffassung anderer Casus gleichfalls eine Rolle spielt, gerade hier aber wegen der außerordentlich weiten Begriffssphäre dieses Casus eine besondere Bedeutung erlangt

---

[1]) Hierher gehört die oben (S. 94, Anm. 1) erwähnte Erscheinung verschiedener Genitive im Polynesischen für d a u e r n d e und v o r ü b e r g e h e n d e Zugehörigkeit, sowie im Japanischen die Scheidung des Genitivs in einen P a r t i t i v und R e l a t i v, die beide durch ganz verschiedene Suffixe ausgedrückt werden. Verbindungen wie 'die Stärke des Mannes' (Partitiv) und 'das Fallen des Schnees' (Relativ) werden demnach hier als verschiedene Casus aufgefasst (Müller II, 2, S. 311).

[2]) Müller II, 2, S. 269.

hat. Auf Grund der Bedürfnisse grammatischer Interpretation hat nämlich die alte Grammatik und im Anschlusse an sie vielfach auch noch die neuere den Genitiv in eine ganze Reihe von Genitiven geschieden, je nach den besonderen in ihm ausgedrückten Beziehungen: in einen Genitivus possessionis, partitionis, qualitatis, materialis u. s. w., Formen, die man fast wie verschiedene Casus behandelte, welche gewissermaßen zufällig einen übereinstimmenden sprachlichen Ausdruck gefunden hätten. Dem gegenüber führte dann eine einseitig logische Auffassung, von der angenommenen »Einheit von Sprache und Denken« ausgehend, umgekehrt zu der Anschauung, dass eine gegebene grammatische Form jedesmal einem ganz bestimmten Gedankeninhalt entsprechen müsse, und dass demnach speciell auch das Genitivverhältniss überall nur ein einziges sei, wenngleich in verschiedenen Sprachen der Begriff dieses Verhältnisses möglicher Weise einen verschiedenen Inhalt gewinnen könne[1]). In dieser letzteren Auffassung ist nun sicherlich dies berechtigt, dass eine einzelne Sprache verschiedene Begriffsbeziehungen nicht auf eine und dieselbe Weise ausdrücken würde, wenn sie dieselben nicht als etwas Uebereinstimmendes fühlte, mag sie auch noch so weit davon entfernt sein, solche Uebereinstimmung in einen bestimmten Begriff zu fassen. In diesem Sinne mag man wohl zugeben, dass, wenn eine Sprache Genitivverbindungen gebraucht, wo eine andere nur äußere Determinationsverhältnisse anwendet, in beiden Fällen die Auffassung eine andere ist, indem dort eine innere Beziehung hervortritt, die hier jedenfalls minder deutlich gefühlt wird. So z. B. wenn wir die griechischen Genitivverbindungen λαμβάνω τῆς χειρός 'ich ergreife bei der Hand' und στοχάζομαι τοῦ σκόποῦ 'ich strebe nach dem Ziele' im Deutschen in äußere Casusformen übertragen müssen. Aber dem widerstreitet doch nicht, dass der Grieche zugleich äußere, namentlich räumliche Vorstellungen, ebenso wie umgekehrt der Deutsche eine innere Zugehörigkeit der Begriffe hinzudenkt. Gerade solche Fälle sind es daher offenbar, wo der Genitiv dem Uebergang in eine äußere Beziehungsform nahesteht, ein Uebergang, der eben schon in dem in ihm ausgedrückten

---

[1]) Vgl. über diesen Streit und seine Geschichte Hübschmann a. a. O., S. 56 ff.

allgemeinen Moment der »Zugehörigkeit« vorbereitet ist. Wie hier mit der inneren nothwendig eine äußere Beziehung associirt wurde, gerade so gut braucht aber umgekehrt, wenn ausschließlich die letztere zum Ausdruck kommt, die stillschweigend hinzugedachte innere Determination nicht zu fehlen. Auch hier dürfen wir nicht vergessen, dass die Sprache niemals alles ausdrückt, was in der Vorstellung vorhanden ist, sondern dass sie jeweils nur dasjenige Moment herausgreift, das in der Zeit der Ausbildung der sprachlichen Formen im Blickpunkt des Bewusstseins war. Eben darum weil dieses Verhältniss stets ein zeitlich bedingtes ist, kann nun aber auch auf einer späteren Stufe des Denkens die ursprünglich determinirende Vorstellung durch eine andere verdrängt sein, während die sprachliche Ausdrucksform bestehen bleibt, ein Vorgang des Bedeutungswandels, der im vorliegenden Fall abermals den Uebergang der genitivischen Casusform in einen Casus der äußeren Beziehung vermitteln kann. Einen je weiteren Umfang durch die oben geschilderte Entwicklung das im Genitiv ausgedrückte Begriffsverhältniss gewonnen hat, um so eher wird dieser Erfolg eintreten, da der allgemeiner gewordene Begriff leichter eine Fülle concreter Anschauungen in sich enthalten kann. So besitzt der Begriff des »Besitzes«, dieser ursprünglichste Inhalt des Genitivverhältnisses, eine geringere Affinität zu bestimmten räumlichen Anschauungen als der aus ihm entwickelte allgemeinere der »Zugehörigkeit«, der je nach Umständen zugleich ein Nebeneinander oder Nacheinander, eine Eigenschaft, Ursache oder Wirkung in sich schließt.

Aus dieser Erweiterung der Bedeutung erklärt sich endlich noch eine letzte Verwandlung, die diese Casusform namentlich in den indogermanischen Sprachen, am meisten im Griechischen, erfahren hat: sie besteht in dem Uebergang des ursprünglich adnominalen Casus in eine gleichzeitig adnominale und adverbiale Casusform. Der »Besitz« haftet an dem einzelnen Subject, meist an der einzelnen Persönlichkeit: das Besitzverhältniss ist daher seiner Natur nach ein nominales. Anders der Begriff der »Zugehörigkeit«. Bei ihm kann der einzelne Gegenstand nicht bloß als Attribut eines andern Gegenstandes, sondern nicht minder als zugehörig zu einer Handlung aufgefasst werden. Eine Wortverbindung wie 'des

Weges kommen' ist hier ebenso in dem der Casusform zu Grunde liegenden Allgemeinbegriff enthalten wie 'die Richtung des Weges', 'Zurücklegung des Weges' u. a. Wenn man diesen adverbialen Genitivgebrauch als eine Art »Ellipse« betrachtet hat, bei der jedesmal irgend ein Nominalbegriff zu ergänzen sei, z. B. 'die Richtung des Weges kommen' [1]), so mag ja in vielen Fällen dadurch der Sinn des Ausdrucks nicht geändert werden. Aber ebenso gewiss ist es, dass im Bewusstsein des Sprechenden jener interpolirte Hülfsbegriff in der Regel nicht existiren wird, und dass sich die Entstehung solcher adverbialer Verbindungen psychologisch vollkommen zureichend aus dem Bedeutungswandel der Casusform erklärt. Wiederum besteht jedoch in dieser Umwandlung in adverbiale Beziehungen eines der Momente, die den Uebergang des Genitivs in einen Casus der äußeren Determination unterstützen.

### 7. Casus der äufseren Determination.

Zwei Merkmale sind es, die, wie wir sahen, die Casus der äußeren von denen der inneren Determination scheiden: das eine ist die unbeschränkte Anzahl der hierher gehörigen Casusformen, das andere der regelmäßige Hinzutritt eines die Art der Beziehung angebenden besonderen Ausdrucks. Beide Merkmale entspringen unmittelbar aus der Natur der äußeren Determination der Begriffe. Da diese nicht bloß von der Function abhängt, die den Begriffen im Satze zukommt, so kann hier die Wortstellung zum Ausdruck der Beziehungsform nicht mehr genügen, und da zwischen je zwei so verbundenen Begriffen die verschiedensten äußeren Beziehungen möglich sind, so bedarf der Inhalt der letzteren einer besonderen unterscheidenden Bezeichnung.

Gleichwohl scheint die Entwicklung auch dieser Casusformen mit einem Zustand der Sprache zu beginnen, dem ein solcher Ausdruck der besonderen Beziehungsform noch mangelt, und wo daher die Art der Beziehung zwischen den verbundenen Begriffen mehrdeutig bleiben würde, wenn sie nicht aus dem ganzen Zusammenhang der Rede im allgemeinen leicht zu ergänzen wäre. Aus der

---

[1]) Hübschmann a. a. O., S. 110 f.

Situation, aus den der Mittheilung vorausgehenden Bedingungen ergibt sich, welche der an sich möglichen Beziehungen wirklich gemeint sei. Dennoch finden wir von einer solch lückenhaften Redeweise, wie sie uns in der Rede des Kindes und in der Geberdensprache entgegentritt, selbst in den unentwickelteren Sprachformen nur spärliche Andeutungen[1]). Augenscheinlich drängt vielmehr von frühe an gerade die sinnlich anschauliche Beschaffenheit der den äußeren Casusformen zu Grunde liegenden Verhältnisse zu einem Ausdruck in der Sprache, der nun sofort ein außerordentlich mannigfaltiger wird, weil jede besondere Gestaltung der Vorstellungen auch eine besondere Lautform fordert. So begegnet uns von Anfang an im Contrast zu der meist nur durch die Wortstellung angedeuteten Unterscheidung der grammatischen Casus eine Ueberfülle concreter Bezeichnungen für die äußeren Determinationsformen, die, lediglich aus singulären Anlässen entstanden, zunächst jeder logischen Ordnung zu spotten scheint. Dem entspricht die ursprüngliche Bedeutung dieser Casusbezeichnungen, wie sie sich namentlich in vielen Negersprachen, in den amerikanischen und oceanischen Sprachen bald klar erkennbar, bald in Andeutungen erhalten hat. In denjenigen Fällen nämlich, in denen dieser ursprüngliche Sinn eines Beziehungsausdrucks noch nachzuweisen ist, besteht er in der Regel in einem selbständigen Gegenstandsbegriff, also sprachlich in einem Wort von substantivischer Bedeutung. So wird etwa die Beziehungsform der Art und Weise, der Inhalt unserer Präposition 'wie', durch ein Wort, das *Weg* bedeutet, das locale 'in' oder 'zu' durch *Platz*, das 'vor' durch *Gesicht*, das 'hinten' oder 'nach' durch *Rücken*, das 'oben' durch *Nacken*, das 'unten' durch *Boden* ausgedrückt u. s. w. Auch findet sich zwischen solchen Ausdrucksformen von Casusverhältnissen und andern den Inhalt bestimmter Begriffe modificirenden Beiwörtern, solchen z. B. die einen Thätigkeits- in einen Gegenstandsbegriff oder diesen in jenen umwandeln, oder die eine Gradabstufung ausdrücken, gar kein Unterschied[2]). Aehnlich den Substantiven können dann aber auch solche

---

[1]) Vgl. übrigens hierzu Cap. VII, Nr. IV, 6 und Nr. V, 4.

[2]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 86 ff. Mitterrutzner, Die Sprache der Bari, 1864, S. 87 f. Müller I, 2, S. 56, 74.

Wörter, denen wir in unsern Sprachen nach ihren regulären grammatischen Verbindungsweisen den Charakter von Adjectiven und Adverbien zuschreiben, oder die eine verbale Bedeutung haben, als determinirende, den Präpositionen analoge Wortformen vorkommen, wie *hoch* im Sinne von 'auf', *lang* in dem von 'entlang', 'während', *gleichen* in dem von 'gleich', 'mit', 'bei' und dergl. Daneben finden sich freilich von frühe an Partikeln, die bald als Prä- bald als Postpositionen entweder für sich allein oder zusammen mit näher determinirenden Wortformen der obigen Art verwendet werden. In vielen Fällen sind diese Partikeln selbst wieder ursprünglich selbständige Wörter von substantivischem oder verbalem Begriffsinhalt. Nicht immer lässt sich jedoch der Ursprung derselben ergründen, namentlich dann, wenn sie von sehr unbestimmter Bedeutung sind und häufig erst durch die Beifügung anderer Wortformen, die dadurch ebenfalls in Partikeln übergehen, einen näher bestimmten Sinn empfangen[1]). Von diesem Punkte aus lässt sich nun auch die weitere Entwicklung in ihren allgemeinsten Zügen verstehen, wenngleich nicht in ihren einzelnen Stadien mit Sicherheit nachweisen. Je häufiger jene Aushülfswörter von ursprünglich selbständiger Bedeutung als bloß appositionelle Elemente Verwendung finden, um so mehr müssen, namentlich wenn zugleich lautliche Umwandlungen stattfinden, die einstigen Bedeutungen verblassen, indess die Veränderungen, die sie dem Begriff des Wortes, zu dem sie hinzutreten, verleihen, eine immer engere Verbindung mit diesem Worte verursachen, ein Vorgang, welcher dann seinerseits wieder den Lautwandel, der den Ursprung der Elemente unkenntlich macht, begünstigt. Mag aber der Lautwandel auch hier auf den Bedeutungswandel einen noch so entscheidenden Einfluss üben, so sind doch die psychischen Motive, welche die Umwandlung in Partikeln herbeiführen, vorher schon da, und wahrscheinlich wirken sie ihrerseits auf den Lautwandel wieder fördernd zurück.

---

[1]) Zeugnisse aus dem Gebiet der oceanischen Sprachen vgl. bei v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, II, S. 59 ff., und W. von Humboldt (Buschmann), Kawisprache, III, S. 638 ff. Auf amerikanischem Gebiet gehören hierher die in weiter Verbreitung vorkommenden sogenannten Postpositionen. Vgl. O. Stoll, Die Maya-Sprache, 1888, I, S. 32 ff. Middendorf, Die Aimarà-Sprache, 1891, S. 103 ff.

Durch die Vereinigung dieser Bedingungen erklärt es sich wohl, dass die ungeheure Mehrzahl der Sprachen dieses Stadium der Casusbildung durch Wortelemente von bloß formaler Bedeutung erreicht hat. Lautgebilde, die in der Regel dem Wort angefügt, seltener ihm vorangestellt werden, bezeichnen die Casusform, durch die der einzelne Gegenstand in irgend eine äußere Beziehung gebracht wird. Der Ursprung dieser Elemente ist hier in der Regel völlig unkenntlich geworden, und nur nach Analogie mit jenen Erscheinungen noch ursprünglicherer Sprachstufen können wir schliessen, dass sie dereinst wohl eine selbständige Bedeutung besaßen, mögen sie nun Nominal- oder Verbalbildungen oder primäre Partikeln hinweisender Art oder endlich Verbindungen beider gewesen sein. Lässt sich aber auch der Anfangszustand solcher durch gleichzeitige Begriffs- und Lautverschmelzung mit dem zugehörigen Nomen stark veränderter Casusaffixe nicht mehr auffinden, so sind doch die Spuren ihrer dereinstigen Selbständigkeit zuweilen noch daran zu erkennen, dass ihre Verbindung mit dem Nominalstamm eine losere ist, indem das nämliche Suffix auf mehrere vorausgegangene Wortstämme zugleich bezogen werden kann[1]). Diese Erscheinung, die sich gerade in den durch großen Casusreichthum ausgezeichneten altaischen Sprachen findet, lässt schließen, dass auch die dem Suffix zukommende Beziehung noch relativ gesondert von dem Gegenstand gedacht wird.

Indem nun die äußeren Casusformen die mannigfaltigsten anschaulichen Beziehungen der Gegenstände zum Ausdruck bringen, erklärt sich hieraus ebensowohl die unbeschränkte Bildungsweise dieser Formen wie die große Verschiedenheit, die sich zwischen den einzelnen Sprachen vorfindet. Aber bei allem Wechsel dieser Erscheinungen ist doch darin eine gewisse Regelmäßigkeit zu erkennen, dass, wo sich überhaupt die Casusbeziehungen auf dem Wege der Affixbildung zu bestimmten Wortformen verdichtet haben, gewisse äußere Casus immer wiederkehren, während andere zu den variableren Bestandtheilen gezählt werden müssen, da sie nur in einzelnen Sprachen vorkommen, und in andern durch Präpositionen oder Umschreibungen ersetzt werden. Nun wird man

[1]) Müller II, 2, S. 269.

die in der Wortbildung hervortretenden Casusbeziehungen unbedingt als diejenigen betrachten dürfen, bei denen die psychologischen Motive einer engeren Association der Gegenstandsbegriffe mit ihren äußeren Beziehungen am stärksten wirken. Unter diesen Motiven steht dann jedenfalls die Geläufigkeit der Beziehungen und, was damit zusammenhängt, die Menge einzelner Vorstellungen, die irgend einer anschaulichen Beziehungsform entsprechen, in erster Linie. Darum ist die Casusbildung durch feste Affixe keineswegs ein Maß für die psychologische Mannigfaltigkeit der dem Bewusstsein zugänglichen äußeren Beziehungsformen überhaupt. Wohl aber ist sie ein Maß für diejenigen unter ihnen, die sich durch Häufigkeit der Bedingungen und Fülle der sich mit ihnen associirenden concreten Erscheinungen auszeichnen. Diese Gesichtspunkte machen es verständlich, dass solche Formen wie der 'Prosecutiv' (die Bewegung einem Gegenstande entlang), der 'Terminalis' (der Fortschritt bis ans Ende desselben), der 'Illativ' und 'Inessiv' (das ins Innere dringen und darin sein) und viele andere sporadisch vorkommen oder auch fehlen können, dass aber, wo überhaupt ein einigermaßen vollständiges System äußerer Casus zur Ausbildung gelangt ist, ein Ablativ, Dativ, Locativ niemals fehlen. Dieselben Casusformen, die extensiv die verbreitetsten sind, treten uns aber zugleich zeitlich als diejenigen entgegen, die in der Periode des Untergangs äußerer Formen am längsten Widerstand leisten. Und hier hat es sich nun allerdings gefügt, dass das ursprüngliche indogermanische Casussystem gerade jene Stufe der Entwicklung darstellt, auf der sich, logisch betrachtet, die Unterscheidung der äußeren Casusformen auf den Ausdruck jener allgemeinen Bestimmungen von Raum, Zeit und Bedingung zurückgezogen hat, die als die vier anschaulichen Grundformen dieser Casus gelten können. Denn logisch geordnet gliedert sich das indogermanische Casussystem in die folgenden vier Casusformen, deren jede eventuell einen localen, temporalen oder conditionalen Begriff einschließen kann:

| | Raum | Zeit | Bedingung |
|---|---|---|---|
| Ablativ | woher | seit wann | warum |
| Locativ | wo | wann | wie |
| Dativ | wohin | bis wann | wozu |
| Instrum.-Socialis | wobei | womit zugleich | mit welchem Hülfsmittel. |

Freilich ist dieses System weder in dieser logischen Ordnung, noch auch aus irgend welchen, wirklich im Bewusstsein vorhandenen logischen Motiven entstanden, sondern man kann es in dieser Beziehung nur mit jenen durchaus zweckmäßigen und doch keines Zwecks sich bewussten organischen Bildungen vergleichen, bei denen ein Zusammenfluss nothwendig wirkender Bedingungen eben nur ein bestimmtes, seinen Bedingungen angepasstes Gebilde hervorbringen konnte. Indem nach dem allgemeinen Gang ihrer Entwicklung die Casusformen allmählich, unter fortwährendem Ersatz durch andere sprachliche Formen, vor allem durch Präpositionen, dem Untergang anheimfallen, müssen die seltener angewandten am frühesten verschwinden: sie sind die concreteren, zahlreichere Nebenbestimmungen enthaltenden. Daneben macht sich zugleich von selbst die Fähigkeit der allgemeineren Formen geltend, in die leer gewordenen Stellen mit einzutreten. So entsteht jenes allgemeine System, nicht weil es das allgemeine ist oder subjectiv als solches erkannt wird, sondern weil es die Formen umfasst, die dem allgemeinsten und häufigsten Gebrauch am meisten entsprechen.

Auch im Indogermanischen ist nun aber dieses Casussystem, eben weil es an sich kein Erzeugniss logischer Systematik, sondern höchstens eine durch ihre mittlere Stellung ausgezeichnete Phase regressiver Entwicklung überhaupt ist, in fortwährendem Wandel begriffen, in einem Wandel, der sich vornehmlich in den Erscheinungen des Ineinanderfließens der verschiedenen Casusbedeutungen und der allmählich eintretenden weiteren Reduction der Formen zu erkennen gibt. Von diesen Erscheinungen ist die zweite wieder eine nothwendige Wirkung der ersten. Indem die Anwendung der Casusformen derart schwankend wird, dass für ein und dasselbe Verhältniss mehrere als gleich passende Ausdrucksmittel erscheinen, führt dies nach demselben Princip, das für die vorangegangenen Stufen bestimmend gewesen ist, jedesmal zum Ueberleben derjenigen, die sich durch häufigen Gebrauch einen Vorrang erringen konnten. Wieder muss aber dieser Vorrang zunächst solchen Formen zukommen, denen jene Häufigkeit des Gebrauchs durch ihre größere Allgemeinheit gesichert ist. Demnach ist denn auch unter den obigen vier Casusformen diejenige am frühesten

geschwunden, die den concreteren Casusbildungen früherer Stufen am nächsten steht: der Instrumentalis-Socialis. Das *womit*, mag es nun als räumliches Zusammensein oder als Gleichzeitigkeit oder als Coexistenz von Mittel und Zweck oder als eine Verbindung aller dieser Momente gedacht werden, ist immer zugleich ein *wo*, *wann* und *wie*, und von frühe an schiebt sich der für das mythologische Denken wichtigsten Begriffsform dieses Casus, dem Hülfsmittel, die wirkende Ursache unter. Denn ihr ordnet sich das in die Beziehung von Mittel und Zweck gebrachte Geschehen um so leichter ein, je mehr sich zwischen den auf einander folgenden Ereignissen regelmäßige Beziehungen herausstellen. Unter ähnlichen Bedingungen konnten dann auch die Begriffe des *woher* und *wohin* theils mit dem *wo* theils mit einander zusammenfließen.

Alle diese Beziehungsbegriffe haben nun aber die Eigenschaft, dass sie sich in ihren räumlichen Bedeutungen am schärfsten sondern. Ihre zeitlichen Bedeutungen kommen gerade für ursprüngliche Sprachstufen fast nur als Nebenbestimmungen des Räumlichen in Betracht, da der einzelne Satz mit seinen Casusverbindungen in der Regel nur einer augenblicklichen Situation Ausdruck gibt, die Schilderung der Aufeinanderfolge von Zuständen und Vorgängen aber der Satzfolge überlässt. Dadurch fällt von selbst der Schwerpunkt der zeitlichen Bedeutungen der Beziehungsbegriffe späterhin auf diejenigen Gebilde, in denen sich die Function der Wortverbindung in die Satzverbindung herübererstreckt, auf die Conjunctionen, während sich die Casussuffixe und Präpositionen, als Verbindungsformen der Begriffe im einzelnen Satze, beinahe ausschließlich auf den Ausdruck räumlicher und conditionaler Beziehungen einschränken. Nur bei den Associationen, die sich zwischen diesen beiden Beziehungsformen ausbilden, wirken offenbar neben den räumlichen auch die an sie gebundenen zeitlichen Anschauungen als wesentliche Hülfsmomente. Denn die Entstehung des engen Zusammenhangs zwischen dem *woher* und *warum*, dem *wohin* und *wozu* lässt sich nur im Anschluss an jene die räumliche Vorstellung begleitenden und sich in sie umsetzenden zeitlichen Associationen der Wahrnehmung denken, vermöge deren die Ursache das der Wirkung Vorausgehende, der Zweck das dem Mittel Nachfolgende ist. Wie sich aber im Fließen der Zeit

das *woher* und *wohin* fortwährend vertauschen, indem das Zukünftige im nächsten Moment zum Vergangenen wird, so gewinnen auch die den Casus zu Grunde liegenden Begriffsbeziehungen erst in ihren conditionalen Formen jene Eigenschaft correlater Begriffe, vermöge deren jeder Begriff nicht nur logisch seinen Gegensatzbegriff als Ergänzung fordert, sondern auch psychologisch, bevor die Begriffsverhältnisse logisch zum Bewusstsein gebracht sind, durch den Verlauf der Ereignisse in der sinnlichen Wahrnehmung und die sich an diese anschließenden Associationen ihn wachruft. An solche Associationen schließt sich dann aber leicht eine Verschiebung der Vorstellungen, derjenigen analog, die wir bei den Wortverschmelzungen bereits kennen lernten, und die uns in noch ausgedehnterer Wirkung beim Bedeutungswandel begegnen wird[1]. Räumlich stehen sich das *wo*, *woher* und *wohin* streng geschieden gegenüber, da ein ursprünglicheres Denken weder geneigt noch fähig ist, jenen Ausgangspunkt aller Ortsbestimmungen zu verlassen, der das eigene Subject zum Mittelpunkt der Dinge macht. Und nicht bloß diese allgemeinsten Ortsbestimmungen, sondern auch die concreteren, die das oben und unten, rückwärts und vorwärts oder die verschiedenen Arten der Hin- oder Herbewegung als eigenartige Gestaltungen des Räumlichen ausdrücken, lassen in dem ursprünglichen Casussystem ihre Niederschläge zurück. Vertauschungen zwischen diesen Formen sind aber um so weniger möglich, je mehr das Verhältniss als ein bloß räumliches gedacht, und je reicher es an unmittelbar sinnlich anschaulichen Bestimmungen ist. So sind denn auch, wenngleich von einer ausschließlichen Geltung localer Casus niemals die Rede sein kann, in den Casussystemen der Sprachen, die durch einen großen Reichthum an Casusformen hervorragen, solche von rein räumlicher Bedeutung die vorwaltenden. Anders verhalten sich in dieser Hinsicht die conditionalen Beziehungsformen. Hier kann jede einzelne mindestens die sie ergänzende, leicht kann sie aber auch, wie bei der Beziehung des Hülfsmittels zur Art und Weise, zur Ursache und durch diese zur Wirkung mehrere andere anregen; und es kommt daher nun weit mehr auf die subjectiven, durch Affect und intensivere Apperception

[1]) Vgl. Cap. V, S. 613 ff. und unten Cap. VIII, Nr. IV.

bevorzugten Elemente als auf die objectiven Verhältnisse selbst an, unter welcher Beziehungsform ein bestimmter Thatbestand appercipirt wird. Haben sich aber solche Verbindungen einmal gebildet, so werden sie nun durch ihre Rückwirkung auf die bereits bestehenden Associationen der logischen mit den räumlich-zeitlichen Beziehungen und dieser wieder mit bestimmten sprachlichen Ausdrucksmitteln auf die äußeren Casusformen übertragen, um so an allen jenen Erscheinungen mitzuwirken, die nach ihrem Enderfolg als ein Ineinanderfließen verschiedener Casus und, was davon die weitere Folge ist, als eine Reduction der Casusformen erscheinen.

Diese psychologischen Ursachen wirken hier wie überall mit den Vorgängen des Lautwandels zusammen, die im selben Maße, in dem sich jene associative Verschiebung vollzieht, vielfach zugleich die Unterschiede der Casussuffixe vermindern oder ganz zum Verschwinden bringen. Obwohl nun diese beiden Vorgänge, der Wandel der Bedeutungen und die Ausgleichung lautlicher Unterschiede, ursprünglich unabhängig entstehen, so kann es doch nicht fehlen, dass sie im weiteren Verlauf überall in einander eingreifen, da einerseits ebensowohl kleinere Lautunterschiede unter dem Einfluss der Association der Bedeutungen verschwinden, wie anderseits die Entstehung ähnlicher oder übereinstimmender Lautformen Bedeutungsassociationen erweckt, sobald in den allgemeinen Eigenschaften der Beziehungsformen die Anlage zu ihnen gegeben ist. Wenn daher frühe schon der indogermanische Instrumentalcasus mit dem Locativ und Ablativ, und wenn dann weiterhin diese theils unter einander, theils mit dem Dativ zusammengeflossen sind, so ist das im allgemeinen aus der Wirksamkeit dieser beiden Bedingungen, insbesondere aber daraus verständlich, dass bei dem nahen Verhältniss dieser Casus zu einander hinreichende Anlässe zu den erwähnten Associationen geboten waren. Auch ist hierbei nicht zu vergessen, dass wir einen Zustand, wo das indogermanische Casussystem von allen diesen Einflüssen des Laut- und Bedeutungswandels unberührt war, nicht kennen, schon deshalb nicht kennen, weil ein solcher Zustand wahrscheinlich nie existirt hat. Vielmehr ist dieses System, wie jede Phase einer stetigen Entwicklung, ein Uebergangszustand, der einerseits gewisse Spuren

einer älteren, casusreicheren Periode, anderseits aber auch Eigenschaften, die das Ineinanderfließen der noch vorhandenen Formen bereits vorbereiten, erkennen lässt. Besonders dieser letztere Umstand macht es erklärlich, dass jenes logische Begriffsschema, dem sich die äußeren Casusformen der indogermanischen Sprachen einfügen, für keine dieser Sprachen vollständig zutrifft, und dass es daher zweifelhaft bleibt, ob es jemals für irgend eine Sprache genau zutreffend war. Höchstens kann man von ihm sagen, dass sich die Urbedeutungen der Casus, so weit sie sich aus ihren Anwendungen ermitteln lassen, um die in diesem Schema angegebenen Begriffe gewissermaßen wie um eine ideale Mitte bewegen, die zugleich mit dem häufigsten Gebrauche zusammentrifft. Dabei kommen aber von Anfang an in den Einzelanwendungen jeder Casusform mannigfache Abweichungen in der Richtung anderer Casusbegriffe vor, die theils durch Lautassociationen, theils durch Associationen der Bedeutung erzeugt werden. Unter den letzteren spielen die Associationen zwischen den Casus der äußeren und der inneren Determination eine besonders wichtige Rolle, so dass sie eine nähere Betrachtung erheischen[1]).

### 8. Associationen der äufseren mit den inneren Casusformen.

Indem Laut- und Begriffsassociationen verschiedener Casus besonders auch zwischen den äußeren und inneren Casusformen sich einstellen, führt dies naturgemäß zur Entstehung zwiespältiger Formen, die gleichzeitig eine innere und eine äußere Determination der Begriffe enthalten. Diese Entwicklung ist um so bemerkenswerther, weil sich bei ihr als primitiver Zustand regelmäßig ein solcher darbietet, der an der Scheidung der beiden Casusarten strenger festhielt. Freilich beruht aber diese scheinbare Ueberlegenheit nicht etwa auf einer vollkommeneren logischen Unterscheidung. Denn nicht durch die bestimmte Erkenntniss ihrer Function, sondern durch die Reihenfolge, in der sie

[1]) Man vergleiche hierzu das über die Urbedeutung der Casus auf Grund des Casusgebrauchs und über den »Synkretismus« der Casusformen Bemerkte bei Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, I, S. 172 ff. Dazu hinsichtlich der lautgeschichtlichen Verhältnisse Brugmann, Grundriss, II, 2, S. 566 ff.

im Fluss der Rede in den Blickpunkt des Bewusstseins treten, und durch die so ihnen aufgedrängte Stellung im Satze scheiden sich ursprünglich die inneren Casusformen; und diese ihnen durch den Mechanismus der Associationen und die Reihenfolge der Apperceptionen angewiesene Stellung ist es zugleich, die lange Zeit besondere Ausdrucksmittel für sie nicht aufkommen lässt, ihnen aber eben damit eine Eigenschaft verleiht, die sie scharf von den äußeren Casusformen trennt. Dazu kommt, dass die letzteren auch nach ihrem Bedeutungsinhalt jenen um so ferner stehen, und daher um so weniger Motive einer associativen Beziehung zu ihnen enthalten, je mannigfaltiger sie noch sind, und je mehr jeder einzelne der Ausdruck eines ganz concreten anschaulichen Verhältnisses ist. Dies wird erst anders, sobald in der Entwicklung der äußeren Casus durch die Wirkung der oben erwähnten Laut- und Bedeutungsassociationen die allgemeineren die Vorherrschaft erlangen, während gleichzeitig die inneren durch die Verschmelzung mit determinativen Elementen in ihrer lautlichen Gestaltung den äußeren näher gerückt werden. Durch das erste dieser Momente, die Reduction und Verallgemeinerung der äußeren Casusformen, werden begriffliche Associationen ausgelöst; durch das zweite, die gleichmäßige Ausbildung determinativer Elemente, werden auch hier Lautassociationen von ausgleichender Wirkung hervorgerufen. Dabei sind aber in diesem Fall wohl die erstgenannten Bedingungen, die psychologischen, die hauptsächlich entscheidenden. Denn die Associationsmotive, die bei ihnen zur Geltung kommen, sind von wesentlich anderer und wirksamerer Beschaffenheit als bei den Wechselwirkungen der äußeren Casusformen unter einander. Bestand hier die Haupttriebfeder der Ausgleichungsvorgänge in den correlativen Beziehungen, welche die verschiedenen Casusarten zunächst in ihrer conditionalen Form darboten, so liegt dort das Associationsmotiv darin, dass es keine äußere Beziehungsform gibt, die nicht zugleich als eine innere vorgestellt werden kann und, wenn man sie ihrer anschaulichen Elemente entkleidet, von selbst in eine solche übergeht. Dies gilt an sich ebenso gut für die speciellsten wie für die allgemeinsten äußeren Casus; aber da die letzteren selbst schon bis zu einem gewissen Grade des

besonderen Inhalts der wirklichen Anschauung entbehren, so werden nothwendig die äußeren Casus um so fähiger, solche Associationen mit inneren zu bilden, je weiter bei ihnen die Reduction der Formen fortgeschritten ist. Der psychologischen Affinität zu bestimmten äußeren Casus entzieht sich nur einer unter den sogenannten grammatischen Casus, der des Subjectes. Wohl denken wir uns den Gegenstand, der als Nominativ Träger einer Aussage ist, im allgemeinen zugleich irgendwie in Raum und Zeit. Aber diese äußeren Beziehungen sind zu unbestimmt, um die Association mit irgend einer speciellen äußeren Casusform zu erwecken. Die Bildung solcher Mischformen erstreckt sich daher allein auf den Dativ und Accusativ, die beiden ursprünglich adverbialen, und den Genitiv, den ursprünglich adnominalen Casus.

#### a. Associationen der beiden Objectscasus mit äußeren Casusformen.

Von den beiden Objectscasus ist der Dativ einer äußeren, und zwar in erster Linie einer räumlich-zeitlichen Beziehung am nächsten verwandt. Das entferntere Object, für das eine Handlung ausgeführt wird, bildet zugleich den räumlichen und zeitlichen Beziehungspunkt, nach dem sie gerichtet ist. So fließt der Casus des entfernteren Objects vermöge der hier sich aufdrängenden Association des inneren Verhältnisses der Dinge mit ihren Relationen in Raum und Zeit zunächst mit dem äußeren Wohincasus, und dann in Folge der weiteren Association der localen und zeitlichen mit den conditionalen Formen mit dem Wozucasus zusammen. Diese Verbindung ist in der That, sobald einmal die begrifflichen Verhältnisse der Vorstellungen auf die Associationen Einfluss gewinnen, eine so naheliegende, dass sich die Spuren einer einstigen Trennung beider Casus nur in den primitiveren Sprachen auffinden lassen: sie bestehen bald in der Uebereinstimmung des rein grammatischen Dativs mit den übrigen inneren Casus hinsichtlich der ausschließlichen Kennzeichnung durch die Wortstellung, bald in der Existenz eines besonderen localen Dativs und seiner Unterformen (Allativ,

Illativ u. dergl.)[1]. Kaum weniger naheliegend ist die analoge Association beim Accusativ, obgleich dieser Casus häufiger seine Bedeutung als reiner Objectscasus, ohne Rücksicht auf die äußeren Beziehungen des vom Verbum afficirten Objectes, bewahrt hat. Indem aber in der Mehrzahl der Fälle das Verbum eine äußere Handlung ausdrückt, die als Nebenvorstellung eine Bewegung nach dem Gegenstand in sich schließt, associirt sich mit dem Objectscasus wiederum der Wohincasus, analog wie bei dem Dativ, nur insofern mit einer Modification der Bedeutung, als dabei mit der äußeren räumlichen oder zeitlichen Vorstellung stets zugleich der Begriff des directen, näheren Gegenstandes der Handlung verbunden ist. So werden in Redeformen wie *Romam ire* 'nach Rom gehen', *aetatem vivere* 'ein Zeitalter erleben', der zu erreichende Ort, die durchlebte Zeit nicht bloß als ein *wohin* und *bis wann*, sondern zugleich als unmittelbare Objecte der im Verbum ausgedrückten Handlung gedacht, im Gegensatze zu *appropinquare alicui* 'einem nahe kommen', *cedere alicui* 'einem weichen', wo der Gegenstand der Handlung als ein entfernterer, nicht direct von ihr betroffener erscheint. Noch deutlicher ist das in solchen Fällen, wo der Casusgebrauch bei constant bleibender äußerer Beziehungsform sichtlich deshalb schwankt, weil die hinzugedachte innere Beziehung im einen Fall dem näheren, im andern dem entfernteren Objecte entspricht, wie z. B. bei den beiden Constructionen *succedere alicui* und *aliquem*, wo die erstere eine beliebige Aufeinanderfolge, die keine unmittelbare zu sein braucht, die zweite einen directen Ersatz des Vorgängers durch den Nachfolger ausdrückt.

Mit dem in diesem Beispiel hervortretenden Unterschied der entfernteren und der näheren Beziehung, die, aus der inneren Bedeutung der Casus stammend, auf ihre äußeren Anwendungen übergeht, dürfte nun zugleich die wesentliche Abweichung zusammenhängen, die beide Casus innerhalb der Kategorie der conditionalen Denkformen darbieten. Schon auf räumlichem und zeitlichem Gebiete übernimmt der Dativ leicht die Function eines »Terminalis«: er bezeichnet ein Ziel, das, eben weil bei ihm die

[1] Vgl. oben S. 90.

Vorstellung des erst in der Entfernung zu erreichenden Gegenstandes obwaltet, nicht als unmittelbares Object der Handlung gedacht wird. Dem Ziel correspondirt aber vermöge der natürlichen Associationen sinnlich-anschaulicher und logischer Verhältnisse conditional der Zweck. Obgleich daher die beiden Objectscasus im Ausdruck des *wohin* oft nur durch eine schmale Linie begrifflicher Nuance der Bedeutung geschieden sind, als Casus des *wozu* bewahrt der Dativ ausschließliche Geltung. Die Grammatiker haben für diese beiden Objectscasus eine Fülle einzelner Gebrauchsformen aufgestellt, zwischen denen nicht selten weder ein logisches noch ein psychologisches Band vorhanden zu sein scheint. So wenn der Accusativ in einen Casus der Richtung, des Inhalts, der Raum- und Zeiterstreckung, des Objects und Resultats, der Beziehung u. s. w., der Dativ nicht bloß in einen Casus des Ziels, des Objects, des Zweckes, sondern auch, je nach den hauptsächlichsten Verbalbegriffen, bei denen Ziel, Zweck, entfernteres Object als begleitende Vorstellungen vorkommen, in einen Dativ des Gebens, Sagens, Helfens, Glaubens, Gehorchens u. s. w. geschieden wird[1]). Wie weit nun diese Specialformen auseinander gehen mögen, einen Gesichtspunkt findet man durchgängig bewährt: dies ist der, dass jeder dieser Casus in zwei begrifflich wohl zu unterscheidende Anwendungsgebiete zerfällt, von denen das erste eine unmittelbare Specification der grammatisch-logischen Grundbedeutung, also der inneren Casusform des directen oder indirecten Objects ist, das andere aber aus Associationen dieser Grundbedeutung mit äußeren Casusformen verständlich wird, wobei die letzteren als Veranschaulichungen der logischen Beziehungen eine unmittelbare psychologische Affinität zu jenen inneren Beziehungsformen besitzen. Diese Affinität findet nun freilich vor allem auch darin ihren Ausdruck, dass schon bei den inneren Bedeutungen dieser Casusformen äußere, namentlich räumliche und zeitliche Associationen nicht fehlen. Doch bleiben diese hier völlig unbestimmt, so dass sie nicht bloß in ihrem besonderen Inhalte, sondern auch in ihrer allgemeinen Beschaffenheit im einzelnen Fall variiren können. Ist

---

[1]) Vgl. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, I, S. 278, 360 ff.

dagegen eine bestimmte Association mit einer äußeren Beziehungsform eingetreten, so wird dieser schwankende Verlauf der Associationen durch eine einzelne von concreterem Inhalte verdrängt, die vermöge der besonders gerichteten Affinität der Vorstellungen in den Vordergrund tritt. In diesem Sinne werden wir z. B. in der Redeform 'jemandem etwas *glauben*' den Dativ wie den Accusativ zu den inneren Casusbeziehungen zählen dürfen: stelle ich mir auch als Vorbedingung dieses Satzes irgend einen räumlich-zeitlichen Vorgang, etwa eine Aussage vor, die ich höre, so bleiben doch diese Vorstellungen unbestimmt und schwankend. Bilde ich dagegen den Satz 'jemandem etwas *geben*', so tritt bei diesem eine ganz bestimmte Richtungsvorstellung zu dem Casus des entfernteren Objectes hinzu, indess der Accusativ, wie vorhin, seine Unbestimmtheit bewahrt. In der Verbindung 'das Schiff *einholen*' hat sich endlich mit der Vorstellung des directen Objectes eine bestimmtere Raum- und Zeitvorstellung associirt. Eben darin, dass diese Casus schon als innere Beziehungsformen an irgend welche unbestimmte äußere Vorstellungen geknüpft sind, liegt aber die Möglichkeit der Entstehung solcher bestimmterer Associationen, bei denen nun außerdem die bereits vorhandenen äußeren Casusbeziehungen, mit denen jene inneren zusammenfließen, mitwirken können[1]).

---

[1]) In der von Delbrück a. a. O. gegebenen Classification der Anwendungsgebiete der beiden Objectscasus dürften als begriffliche Modificationen der ursprünglichen inneren Casusbedeutung zu betrachten sein: 1. beim Dativ: der Dativ des Sagens, Glaubens, Regierens, Waltens u. s. w., der des Objects im Germanischen, sowie der Dativ bei Adjectiven (ihm lieb, ihm gütig); 2. beim Accusativ: der Accusativ des Inhalts (einschließlich des Accusativs bei Verben des Seins), der des Objects und Resultats, meist auch der Gebrauch von zwei Accusativen beim Verbum, endlich der Accusativ bei verbalen Nominibus und der der Beziehung. Als Vermischungen der inneren mit äußeren Casusformen lassen sich betrachten: 1. beim Dativ: der Dativ des Ziels (jemandem etwas bringen, geben), der sog. Dativus commodi und ethicus (Casus des Nutzens, Zwecks u. dergl.), der Dativ eines activen oder modalen Participiums (der psychologisch im wesentlichen mit dem Dativ des Ziels identisch ist), der Dativ des Zwecks (finaler Dativ), der Dativ der Zeiterstreckung, der betheiligten Person, bei welchem letzteren nach den psychologischen Beziehungen eine Einwirkung des Instrumentalis möglich erscheint, endlich der »adnominale Dativ«, der eine Mischung verschiedener vorangegangener Formen ist; 2. beim Accusativ: der Accusativ der Richtung und der Zeit- und Raumerstreckung.

b. Associationen zwischen dem Genitiv und den äußeren Casusformen.

Verschieden von den beiden Objectscasus verhält sich in vieler Beziehung die dritte der inneren Casusformen, der Genitiv. Schon darin scheidet sich dieser Casus von jenen, dass bereits auf den ursprünglichsten Sprachstufen zwei wesentlich abweichende Ausdrucksweisen neben einander hergehen: eine innere, die das Genitivverhältniss bloß durch die Wortstellung, und eine äußere, die es durch einen hinzugefügten, seinen Inhalt als Besitz oder Sache darstellenden Begriff (Substantiv oder Possessivpronomen) andeutet [1]. Ist auch die erste dieser Erscheinungen die verbreitetere, so tragen doch beide das Gepräge gleicher Ursprünglichkeit; und indem auch da, wo determinirende Elemente fehlen, als der ursprüngliche Inhalt überall das Verhältniss des Besitzers zu seinem Besitz erkennbar ist, erscheint diese Casusform von Anfang an als eine solche, in der sich innere und äußere Beziehung der Begriffe verbinden. Da alles Denken von der sinnlichen Anschauung ausgeht, so wird dieser Zusammenhang nur so gedacht werden können, dass die innere Beziehung überall zunächst zu dem concreten Besitzverhältniss hinzugedacht wurde, und dass sie sich allmählich erst hiervon loslöste, indem das Besitzverhältniss mit andern in der Anschauung sich aufdrängenden Beziehungen der Gegenstände, wie dem von Gegenstand und Eigenschaft, Ganzem und Theil, Form und Stoff u. s. w., associirt wurde. So bildete sich allmählich, als der eigentliche Grundbegriff des Genitivverhältnisses, der der »Zugehörigkeit« im weitesten Sinne aus, als ein Begriff, welcher bei allem Wechsel der concreten Formen durch ein übereinstimmendes Begriffsgefühl gekennzeichnet war. Das Verhältniss dieser dunkel gefühlten begleitenden Beziehung zu den einzelnen Vorstellungen ist aber hier natürlich kein anderes als bei den beiden Objectscasus, wo ebenfalls der einzelne Gegenstand nicht als abstractes Object, sondern in jedem einzelnen Fall eben nur als das concrete einzelne Beziehungsobject der Handlung erscheint. Gerade so wie der Begriff des Objectes überhaupt, so ist daher jener allgemeine der »Zugehörigkeit« nur ein logischer Ausdruck für

[1] Vgl. oben S. 98.

eine Fülle einzelner, unter der unmittelbaren Wirkung der Anschauungsmotive associirter Vorstellungen, deren Verbindung von übereinstimmenden intellectuellen Gefühlen begleitet wird. Er ist kein wirklich im Bewusstsein vorhandener oder gar mit Absicht zur Erzeugung bestimmter sprachlicher Formen angewandter Begriff; sondern er macht sich, wie ursprünglich alle Begriffe, nur dadurch geltend, dass in einer Menge einzelner, sonst verschiedener Fälle die Beziehungen der Vorstellungen übereinstimmende Gefühlswirkungen hervorbringen, mit denen sich dann auch gelegentlich der Eindruck einer Uebereinstimmung der Vorstellungsinhalte selbst verbindet. So mag sich mit der Beziehung von Besitz und Besitzer die von Eigenschaft und Gegenstand, mit dieser die von Theil und Ganzem, oder mit dem ersten dieser Verhältnisse das der besitzergreifenden Handlung zu dem Gegenstand und mit diesem wieder das irgend einer das Object partiell alterirenden Thätigkeit associiren. Darum dürfen wir uns die Ausbreitung einer Casusform nimmermehr als irgend eine Art von Deduction aus einem von Anfang an vorhandenen Begriff denken, sondern immer nur als ein Netz von Associationen, die ursprünglich zumeist von einem einzelnen Punkte ausgegangen sind und sich dann von da aus über eine Reihe von Erscheinungen verbreitet haben. Die hierbei wirkenden Associationsmotive werden wir dann schließlich immer unter irgend einen allgemeinen Begriff bringen können, da sich das solchen Associationen Gemeinsame in der Regel auch irgendwie logisch wird formuliren lassen. Doch darf natürlich dieser nachträglich gebildete Begriff niemals mit den Einzelvorgängen selbst, die nur in concreten Vorstellungsverbindungen und den an sie geknüpften Gefühlen bestehen, verwechselt werden[1]).

---

[1]) Auf einer solchen Verwechslung eines nur in der Form übereinstimmender Gefühle und concreter Vorstellungsbeziehungen vorhandenen Associationsmotivs mit einem ursprünglichen Allgemeinbegriff beruht, wie mir scheint, einigermaßen Delbrücks Polemik gegen einen »allgemeinen schattenhaften Begriff der Zugehörigkeit« für den Genitiv, »aus dem dann die einzelnen Gebrauchsweisen zu deduciren wären« (a. a. O. S. 333). Irgend ein psychologisches Motiv, das die einzelnen Gebrauchsweisen eines Casus nrsprünglich verband, wird im allgemeinen vorausgesetzt werden müssen, da eine solche Uebereinstimmung wohl kaum eine bloß zufällige, d. h. durch äußere, den Bedentungsinhalt nicht berührende Bedingungen entstandene sein kann. Die wahren psychologischen Motive sind aber hier, wie in andern ähnlichen Fällen,

Der Unterschied zwischen dem Verhalten der beiden Objectscasus und des Genitiv bei diesen Associationen bleibt demnach im wesentlichen nur der, dass sich bei jenen das Verhältniss von Anfang an auf die allerverschiedensten, in den mannigfaltigsten sonstigen Relationen zur Handlung stehenden Objecte erstreckt, während hier in Folge des vorherrschenden Interesses, das den primitiven Menschen an seinen Besitz fesselt, unter den Beziehungen der gegenständlichen Begriffe zu einander eine einzige, die des Besitzers zu seinem Eigenthum, im Vordergrunde steht. Nothwendig müssen dann aber auch hier mit der Ausbreitung dieser Verbindung der Begriffe auf andere Verhältnisse der »Zugehörigkeit« mannigfache Associationen mit andern Casusformen und in Folge dieser unter geeigneten Bedingungen, namentlich wenn in gleicher Richtung Lautassociationen hinzutreten, Vermischungen der Casusformen entstehen [1]). Insbesondere war es eine der äußeren Casusformen, die, wie es scheint, von frühe an und weit über das indogermanische Gebiet hinaus eine Affinität zum Genitivverhältniss bethätigt: der Casus des woher in seinen localen, temporalen und conditionalen Anwendungsformen, der Ablativ. Ueberall da, wo der in diesem Casus latent ruhende allgemeine Begriff die Bedeutungen des Ausgehens, Loslösens, Befreiens von etwas und die mit diesen zusammenhängenden weiteren Begriffsfärbungen annimmt, wird mit jeder solchen äußeren Beziehung die innere einer Zugehörigkeit mitgedacht [2]). Einmal in das Gebiet der äußeren Beziehungsformen eingedrungen, konnte sich aber auch hier das Netz der Associationen, namentlich vermittelst der die innere Zugehörigkeit am stärksten herausfordernden conditionalen Beziehungen, leicht über das ganze Gebiet des Ablativ und durch die Associationen, in die dieser mit andern Casus getreten

---

niemals die Begriffe selbst, die wir nachträglich aus den verschiedenen Gebrauchsweisen abstrahiren können; sondern solche Abstractionen weisen immer nur auf gewisse übereinstimmende Associationsbedingungen hin, die selbst ganz concreter Natur sind.

[1]) Ueber die beim Genitiv wirksamen Lautangleichungen auf indogermanischem Sprachgebiet vgl. Brugmann, Grundriss, II, 2, S. 566 ff.

[2]) Man vergleiche mit Rücksicht hierauf die von Delbrück aufgezählten einzelnen Anwendungsformen des Ablativ (a. a. O. S. 200 ff.) mit denen des Genitiv (ebend. S. 309, 335 ff.), wobei freilich zu beachten ist, dass die Tafel der Genitivformen bereits die Producte des Ineinanderfließens beider Casusformen mit enthält.

war, je nach Umständen noch über andere Casusbereiche ausdehnen. Für diese eminente Associationsfähigkeit gerade des Genitiv legen in der That manche Erscheinungen auf fern liegenden Sprachgebieten Zeugniss ab: so im Semitischen die ursprüngliche (im Altarabischen und Assyrischen zum Theil noch erhaltene) Bildungsweise der localen Beziehungsformen aus ursprünglich selbständigen, mit dem Genitiv des Hauptnomens verbundenen Substantiven, eine Bildung, aus der dann die Verbindung localer Präpositionen mit dem des Genitivsuffixes verlustig gewordenen Wortstamm hervorging; und im Chinesischen die ganz analoge Erscheinung, dass in allen den Fällen, wo ein locales Verhältniss durch ein selbständiges räumliches Substantiv ausgedrückt wird, dieses mit dem Genitiv des zugehörigen Nomens verbunden ist [1]). Als ein einzelner, in der Form verschiedener, aber in der Sache übereinstimmender Zug kann wohl auch erwähnt werden, dass in der Sprache der Awaren gewisse locale Casus (ein Adessiv 'bei etwas' und Allativ 'zu etwas hin') durch Abwandlungen des Genitivsuffixes gekennzeichnet sind [2]). In allen diesen Erscheinungen bewährt sich der Genitiv als eine Casusform, die vermöge ihrer ursprünglichen Bedeutung überaus leicht Associationen mit andern, äußeren Casusformen eingeht.

### 9. Involution und Evolution der Casusformen.

Indem durch die associativen Verschmelzungen äußerer Casus theils unter einander, theils mit den inneren Casus die Anzahl der durch eigenthümliche Wortbildungen unterschiedenen Beziehungsformen fortschreitend vermindert wird, leisten diesem Process naturgemäß diejenigen ursprünglichen Beziehungen einen bleibenden Widerstand, die bestimmten, nicht aufzuhebenden und nicht durch andere zu ersetzenden Functionen der Begriffsverbindung im Satze entsprechen: das sind die beiden Objectscasus als wesentliche

---

[1]) G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 126.

[2]) Müller, Grundriss, III, 2, S. 70. Noch in andern nordkaukasischen Sprachen, z. B. in der an Casusformen überaus reichen der Kasikumüken, scheinen ähnliche Verbindungen mit dem Genitiv vorzukommen (vgl. ebend. die Paradigmata S. 86 f.). Auch an die eigenthümliche Genitivflexion der Ketshua-Sprache, bei welcher sich der Genitiv direct mit äußeren Casuselementen verbindet, kann hier wohl erinnert werden (vgl. oben S. 93, Anm. 3).

Ergänzungen des prädicirenden Verbalbegriffs und der Casus der Zugehörigkeit, der Genitiv. Sie wahren in irgend einer Weise, sei es auch nur durch ihre gesetzmäßige Stellung im Satze, äußere Merkmale, an denen ihr specifischer Begriffswerth zu erkennen ist. Anderseits aber können sie, nachdem sich die oben geschilderten Verschmelzungen mit äußeren Beziehungsformen gebildet haben, in weitestem Umfang für die localen, temporalen und conditionalen Ausdrucksmittel eintreten. Auf diese Bedingungen ist eine Erscheinung zurückzuführen, die nicht nur in der späteren Entwicklung des indogermanischen Casussystems hervortritt, sondern offenbar eine allgemeinere Geltung hat, und besonders in den semitischen Sprachen schon in einem viel früheren Stadium zu bemerken ist. Sie besteht in der schließlichen Einschränkung aller dem Subjectscasus gegenüberstehenden Casusformen auf die drei grammatischen Casus Accusativ, Dativ und Genitiv. Diese drei umfassen schließlich die Gesammtheit der ursprünglich in eine große Mannigfaltigkeit einzelner Bildungen auseinandergehenden Beziehungsformen, und sie umfassen dieselbe derart, dass jeder einer bestimmten inneren samt den in psychologischer Affinität zu ihr stehenden äußeren Determinationen entspricht. Aus diesem Doppelverhältniss erklärt es sich leicht, dass der so reducirte Casusbestand, wie ihn unter den indogermanischen Sprachen am frühesten das Griechische aufweist, der von dieser Stufe der Entwicklung ausgehenden Sprachforschung ein zweideutiges Material darbot, das ebenso gut im Sinne der sogenannten logischen wie in dem der localistischen Casustheorie interpretirt werden konnte, weil in diesem Stadium in der That jeder Casus in seinen verschiedenen Anwendungen beiderlei Bedeutungen in sich vereinigt. Nur übersah man dabei, dass diese Verbindung überall erst das Resultat einer langen vorausgegangenen Entwicklung ist. Diese Entwicklung beruht allerdings auf einer von frühe an vorhandenen psychologischen Affinität der in ihrem Bestand constanten inneren zu den nach Zahl und Bedeutung überaus wechselnden äußeren Casus. Aber die Wirkungen dieser Affinität konnten sich doch erst in Folge einer Reihe vermittelnder Vorgänge, auf dem Wege zahlloser einzelner associativer und apperceptiver Verschmelzungsvorgänge geltend machen. Was die einseitige grammatische Theorie an den Anfang der Casusbildung stellte, das erweist

sich so als letztes, in zahlreichen Sprachen nie vollständig erreichtes Resultat der Entwicklung; und was jene unter dem Gesichtspunkt ausschließlich innerer oder äußerer Beziehungen der Begriffe betrachtete, das stellt sich als eine Durchdringung beider Momente heraus, die eben, weil sie zu ihrer Wirkung auf die Sprache zahllose einzelne psychische Verbindungsacte voraussetzt, unmöglich etwas ursprüngliches, sondern immer nur etwas langsam gewordenes oder noch werdendes sein kann. Allerdings weist aber dieser Schlusspunkt der Entwicklung insofern zugleich auf deren Anfang zurück, als die drei Casus, in deren Formen allmählich alle übrigen einmünden, die nämlichen sind, die sich von frühe an, aller Casusbildung durch bestimmte Wortformen vorausgehend, durch die Stellung der Worte im Satze begrifflich differenzirt haben. In diesem Rückgang des Endes auf den Anfang offenbart es sich zugleich, dass jene insofern die drei fundamentalen Casus sind, als die Sprache auf keiner ihrer Stufen der entsprechenden Wortformen oder ihrer syntaktischen Aequivalente entbehren kann.

Mit der den Schlusspunkt der Casusentwicklung bildenden Reduction auf drei Casus, die sämmtliche Momente der inneren wie der äußeren Determination der Begriffe in sich vereinigen, verbindet sich nun zugleich ein weiterer Vorgang, der auch in ihrer äußeren Form die Casusbildung wieder ihrem Ausgangspunkte nähert, und der sich abermals aus in einander greifenden Laut- und Begriffswandlungen zusammensetzt. Auf der einen Seite beschränkt sich nämlich der Lautwandel in seinem Einflusse auf die Casussuffixe nicht auf die lautliche Ausgleichung einzelner; sondern in dem Maße, als dadurch die Casus ihre unterscheidenden Merkmale verlieren, gehen diese Merkmale selbst allmählich ganz oder bis auf geringfügige Reste verloren. Die Casusformen des Wortes erleiden so, gegenüber der vorangegangenen Evolution, eine Involution: die drei inneren Casus werden nun wiederum vorwiegend durch ihre Stellung im Satze gekennzeichnet; und auf die äußeren Casus übertragen sich, indem sie mit den inneren Beziehungsformen verschmelzen, die für jene gültigen Stellungsgesetze. Daneben wiederholt sich aber auch ein Vorgang der Evolution in neuer Form. Die Motive zur Unterscheidung der mannigfachen Gestaltungen, in denen sich die äußeren Beziehungen der Begriffe bewegen, drängen

fort und fort nach einem Ausdruck in der Sprache; und diesem Drange folgt nun eine Schaar von Partikeln, die, fortwährend durch den Bedeutungswandel solchem Gebrauche sich anpassend, in ihrer Verbindung mit einer bestimmten inneren Casusform alle möglichen Nuancen zum Ausdruck bringen, in denen sich die äußeren Determinationen bewegen können. Am augenfälligsten zeigt dieses Doppelverhältniss die griechische Sprache, die für alle drei Grundformen der Casusbildung noch die charakteristischen Casussuffixe als Zeichen der inneren Beziehung bewahrt hat, die mit den inneren sich verbindenden äußeren Beziehungen aber durch eine Fülle von Präpositionen ausdrückt, die den verschiedensten äußeren Verhältnissen der Gedankeninhalte angepasst sind, so dass, wenn man die psychologisch unterschiedenen Casusbeziehungen nur danach bemisst, ob sie überhaupt sprachlich geschieden sind, diese Sprache jedenfalls eine der casusreichsten ist. Freilich ist sie das in einem anderen Sinne, als in dem dieser Begriff gewöhnlich verstanden wird: die einzelnen Casus sind nicht mehr von einander abgesonderte selbständige Denkformen, wie auf den früheren Entwicklungsstufen, sondern sie bilden, indem jeder einem der drei grammatischen Grundcasus zugeordnet ist, eine logisch geordnete Mannigfaltigkeit.

In der weiteren Entwicklung dieser Erscheinungen, wie sie in den neueren europäischen Cultursprachen zu bemerken ist, hat sich dieser Zustand dadurch noch weiter verschoben, dass einerseits durch fortschreitende Lautveränderungen die Merkmale der inneren Casus bis auf schwache Reste verschwanden, und dass daher nunmehr die Associationen mit den äußeren Beziehungsformen und ihren Ausdrucksmitteln in umgekehrter Richtung wirksam wurden, indem Präpositionen, die ursprünglich nur der äußeren Determination dienten, wie z. B. das englische *of*, *to*, das französische *de*, *à*, zugleich zu Elementen der inneren Casus, des Genitiv und des grammatischen Dativ, geworden sind. Es hieße wiederum den Standpunkt des nachträglich über die Dinge reflectirenden Grammatikers mit den Dingen selbst vertauschen, wollte man in diesem Wechsel der sprachlichen Erscheinungen Symptome allmählich entstandener logischer Bedürfnisse und ihrer mit bewusster Absicht erfolgten Befriedigung erblicken. Eine solche Betrachtungsweise ist es aber, wenn man den Lautverlust der Casusformen für den

Beweggrund dieser Veränderungen hält und demnach annimmt: weil durch den Lautverlust die Casus unkenntlich geworden, sei nach Ersatzmitteln ihrer Unterscheidung gesucht worden, die man dann in bestimmten, bisher zu bloß äußeren, localen Bestimmungen gebrauchten Präpositionen gefunden habe. In solcher Weise vollzieht sich in Wahrheit kein sprachlicher Vorgang. Nie ist dieser ein Nacheinander von Laut- und Bedeutungswechsel, sondern ein fortwährendes Nebeneinander derselben; und nimmermehr ordnen sich die in diesem Nebeneinander verbundenen Vorgänge in ihrem eigenen Ablauf den Begriffen von Mittel und Zweck unter. Vielmehr ist das Zweckmäßige, hier wie in der organischen Natur, im allgemeinen erst Resultat, nicht wirkendes Motiv der Vorgänge. Indem durch die Lautänderungen, die im Laufe der Zeit unter der Wirkung bestimmter psychophysischer Bedingungen erfolgten, die Casusmerkmale der Wörter schwanden, mussten von selbst die zuvor schon vorhandenen Associationen mit den äußeren Casusformen ihre Wirkungen geltend machen. Die Ausdrucksmittel der letzteren Casus sind aber in dieser späteren Periode der Entwicklung jedenfalls nicht anders entstanden als im Anfang derselben: wie jede zureichend gefühlsstarke Vorstellung zum Ausdruck drängt, so auch diejenige, die nicht selbst als Gegenstand, sondern als die Beziehung eines Gegenstandes zu einer Handlung oder zu andern Gegenständen gedacht wird. Wenn die Wörter der Sprache überhaupt nicht willkürliche Erfindungen sind, so kann dies selbstverständlich auch von keiner einzelnen Classe von Wörtern angenommen werden. Vielmehr gilt hier wiederum der Satz, dass die nämlichen sprachbildenden Kräfte, die im Anfang der Sprachentwicklung wirksam waren, nach Maßgabe der veränderten inneren und äußeren Bedingungen fortwährend wirken, so dass in diesem Sinne die Schöpfung der Sprache niemals aufhört. Gerade die Präpositionen, in denen unsere neueren Sprachen mannigfache Ausdrucksmittel der Begriffsbeziehungen geschaffen haben und immer noch neu schaffen, bilden aber einen der wichtigsten Bestandtheile dieser fortwährenden Sprachschöpfung.

## 10. Suffixe und Präpositionen als Casusbezeichnungen.

Liegt in dieser Neuschöpfung an sich kein selbständiges, von der Frage der Sprachbildung überhaupt abzulösendes Problem, so verhält sich dies anders mit den näheren Bestimmungen der Erscheinung. So weit wir in der Entwicklung der verschiedenen Sprachen zurückgehen mögen, mit wenigen Ausnahmen begegnet uns als ursprüngliche Ausdrucksform für die Casus der äußeren Begriffsbeziehung die Suffixbildung. Selbst in solchen Sprachgebieten, in denen sonst in dem Aufbau der Wortformen die Präfixe vorherrschen, wie in den Bantu-Sprachen, sind diese nur in verhältnissmäßig beschränktem Umfang und in einer durch die Anlehnung an die Wortzusammensetzung wesentlich modificirten Weise in die Casusbildung eingedrungen[1]); und auch da, wo die Casusbezeichnungen zum Theil noch in Wörtern von selbständiger substantivischer Bedeutung bestehen, wie in vielen amerikanischen und Negersprachen, werden diese dem determinirten Begriff zuweilen nachgesetzt[2]). Allerdings scheint aber die Bedingung einer solchen Stellung überall die zu sein, dass sich solche determinirende Bestandtheile mit dem Nomen selbst oder mit den ihm zunächst angefügten Suffixen fester verbinden. Bestehen dagegen die Casuszeichen in Partikeln, die durch ihre mannigfaltig wechselnde Verwendung eine größere Selbständigkeit gegenüber den Grundbestandtheilen der Rede behaupten, wie

---

[1]) In den Bantusprachen werden nämlich die Präfixe solcher Casus, die, wie der Genitiv und nicht selten auch der Instrumentalis, adnominaler Natur sind, zwischen die beiden Nomina gestellt und zugleich zusammen mit gewissen dazwischentretenden Relativ- und Demonstrativpartikeln derart lautlich contrahirt, dass dadurch die beiden Nomina selbst zu einer umfassenderen Worteinheit verbunden werden, z. B. *umfazu gowomtu* 'das Weib des Mannes' statt *umfazu ua-wa-a-umtu*, wo *um* der Artikel, *a* eine verbindende Relativpartikel und *wa* Präfix des Genitiv ist; ebenso im Socialis *nomfazu* 'mit der Frau' statt *na-um-fazu*. Das charakteristische Zeichen des Ablativ ruht dagegen im Suffix: *ili-zwi* 'das Wort', *eli-zwi-ni* 'von dem Wort' (Müller, Grundriss, I, 2, S. 254 f.).

[2]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 101 ff. Auf amerikanischem Gebiet gehören hierher die S. 103, Anm. 1 erwähnten Postpositionen, Wörter von substantivischer oder adverbialer Bedeutung, welche, zwischen das Nomen und sein Casussuffix tretend, dem letzteren eine nähere Bestimmung hinzufügen. Offenbar unterliegt hier die Postposition zugleich der attrahirenden Wirkung des von ihr ergänzten Suffixes, ein Verhältniss, welches an die im Altindischen noch erhalten gebliebene Stellung der sogenannten Präposition nach dem Casus erinnert. (Delbrück I, S. 653.)

das in den durch ihren Reichthum an solchen Partikeln ausgezeichneten monosyllabischen und malayo-polynesischen Sprachen der Fall ist, so wird das Verhältniss dasselbe wie bei unsern Präpositionen. Wo in einer und derselben Sprache Suffixbildungen und Präpositionen als Ausdrucksmittel der Casus vorkommen, da ist aber im allgemeinen das Suffix die ältere, die Präposition die später entwickelte Form. Wie sind nun diese beiden offenbar nahe zusammenhängenden Erscheinungen, der Stellungswechsel der Casuselemente und ihre dauernde Verselbständigung, psychologisch zu deuten?

Um der ursprünglichen Entstehung von Casuselementen psychologisch näher zu treten, wird man sich vor allem in den in der wirklichen Sprache immer nur annähernd zu erreichenden Zustand des völligen Mangels solcher Elemente zurückversetzen müssen: die grammatischen Casus empfangen dann ihre Bestimmung durch die Stellung des Wortes, die äußern Beziehungsformen bleiben überhaupt unausgesprochen, sie werden von dem Redenden wie von dem Hörenden hinzugedacht. Wenn in einer solchen lückenhaften Rede, wie sie uns beim Kinde in der ersten Zeit der Aneignung der Sprache und einigermaßen dauernd in der Geberdensprache begegnet, das Bedürfniss nach einer Vervollständigung der Aussage entsteht, so werden nun nach dem allgemeinen Princip, dass die natürliche Sprache die vorzugsweise gefühlsbetonten und intensiver appercipirten Vorstellungen zuerst ausdrückt, regelmäßig solche secundär entstandene nähere Bestimmungen den Hauptwörtern, zu denen sie gehören, nachgestellt, wie denn ja ursprünglich nicht selten erst, nachdem das Hauptwort ausgesprochen ist, das Bedürfniss der Hinzufügung näherer Bestimmungen sich regt. In der Geberdensprache des Taubstummen können wir diesen Vorgang heute noch beobachten. Er begnügt sich meist mit dem Ausdruck der Hauptbestandtheile des Gedankens. Liest er aber etwa einmal in den Mienen des Zuhörers einen Zweifel über den Sinn des Mitgetheilten, so fügt er bei der Wiederholung dieser oder jener Geberde ein Hülfszeichen bei, durch das sie näher bestimmt wird. Um z. B. kenntlich zu machen, dass der Redende und ein anderer Anwesender irgend etwas zusammen vollbracht haben, macht er, nachdem er auf beide Personen hingewiesen, die symbolische Geberde der Vereinigung durch In-

einanderlegen der Hände, eine Art »Socialis«; oder um anzudeuten, dass der durch die Nachahmung der Gehbewegungen ausgedrückte Weg zugleich einen Weg woher oder wohin bezeichne, drückt er diese räumlichen Richtungen durch Handbewegungen aus, die der Hauptgeberde wiederum nachfolgen. Ist bis zu diesem Punkte die Analogie des Suffixes mit der ergänzenden Geberde eine vollständige, so bringt aber nun die Lautsprache eigenthümliche Bedingungen hinzu. Je mehr nämlich die suffigirten Lautelemente als bloße Modificationen des vorangehenden Wortes empfunden werden, und je mehr sie sich als modificirende Bestandtheile von übereinstimmender Bedeutung im Anschlusse an die verschiedensten Worte wiederholen, um so mehr schwindet bei ihnen das Bewusstsein ihrer selbständigen Bedeutung. Dieses Verblassen ihres Vorstellungsinhaltes begünstigt zugleich die eintretenden Lautänderungen, die dann ihrerseits wieder jene psychischen Wirkungen unterstützen. So erklärt es sich, dass allem Anscheine nach die Suffixe außerordentlich frühe schon in ihrem Ursprung unkenntlich werden und sich durch die eingeübte Association in an sich gleichgültige Zeichen bestimmter Modificationen der Hauptbegriffe umwandeln.

Unter wesentlich andern psychologischen Bedingungen steht dagegen die Sprache in jenem Stadium ihrer Entwicklung, in welchem, während die oben geschilderte Reduction der Casusformen eintritt, neben den fortan in den Suffixen angedeuteten logischen Beziehungen selbständige Partikeln hinzutreten, um die mannigfaltigen äußeren Relationen wiederzugeben, in denen ein Begriff vorkommt. Hier, auf dieser entwickelteren Stufe, ruht, wie man wohl annehmen darf, im Entstehungsmoment eines solchen äußeren Beziehungsausdrucks auf ihm ein besonders starker Gefühlston. Denn diese Vorgänge fallen ja in eine Zeit der reicher sich gliedernden Rede, wo auf die neu entstehenden Verbindungsglieder um so mehr Gewicht gelegt wird, als ohnehin die constanter wiederkehrenden logischen Grundfunctionen im Satze noch deutlich genug in den Suffixen erhalten geblieben sind. So ergibt sich jener Zustand der Sprache, wie er sich uns am klarsten im Griechischen darstellt, wo der Nominalbegriff selbst von Präposition und Suffix umgeben ist, und wo nun dieses die altüberlieferte grammatische Grundbedeutung, jene die überaus vielgestaltigen äußeren Bestimmungen der Begriffe enthält. Damit

ist die weitere Entwicklung beim allmählichen Schwinden der Suffixe, das Hinüberwandern auch des logischen Bestandtheils der Casusbedeutung in die am häufigsten gebrauchte unter den durch Association verbundenen Präpositionen, das oben geschildert wurde, von selbst gegeben. Dass nun aber den Präpositionen nicht das gleiche Schicksal begegnet, dem in früher Zeit die Suffixe anheimgefallen sind, dass sie nicht zu fest verschmolzenen Präfixen werden, sondern relativ selbständige Bestandtheile der Rede bleiben, dies beruht wohl auf einem Verhältniss, das wieder mit der verschiedenen Stufe geistiger Entwicklung, der beide Bildungen angehören, zusammenhängt, und das uns abermals in der griechischen Sprache, welche die Residuen beider Stufen in großer Vollständigkeit neben einander bewahrt hat, am deutlichsten entgegentritt. In den Suffixen sind nur die wesentlichsten Grundverhältnisse ausgedrückt, in denen die Nomina im Satze auftreten. Je beschränkter an Zahl diese Elemente sind, um so häufiger werden sie aber naturgemäß in übereinstimmender Weise gebraucht, und um so mehr müssen sie daher mit jedem einzelnen Nomen, mit dem sie gelegentlich verbunden vorkommen, zu einem Ganzen verschmelzen, ein Vorgang, der dann durch das gleichzeitige Erlöschen ihrer selbständigen Bedeutung und ihre lautliche Assimilation an den Wortstamm unterstützt wird. Anders die Präpositionen, die, während die Suffixe durch die lautlichen und associativen Reductionsprocesse an Zahl schwinden, in um so reicherer Fülle entstehen müssen, je mehr überhaupt aus dem nie zu erschöpfenden Vorrath selbständiger Nomina neue Partikelbildungen hervorgehen. Je zahlreicher diese den eigenthümlichen Modificationen der Casusbedeutung entsprechenden Beziehungsformen werden, die bald in ganz neugebildeten Präpositionen, bald in Verbindungen der alten mit neuen, sie ergänzenden bestehen, um so wechselnder und im allgemeinen relativ seltener wird aber der Gebrauch der einzelnen. Dabei stellt dann jedes durch Neubildung oder selteneres Vorkommen gegen die Verschmelzung gesicherte Wort zugleich eine Kraft dar, die auf die andern geläufigeren Wörter ähnlicher Art durch die allgemeinen Associationen der sprachlichen Formen unter einander erhaltend zurückwirkt. In der That beobachtet man bei allen Suffixbildungen, dass sie in Fällen, wo die Sprache durch übergroßen Reichthum an solchen sich auszeichnet, wie in gewissen ural-altaischen

und kaukasischen Idiomen, meist weniger enge mit den Wortstämmen verbunden sind[1]).

Neben diesen allgemeinen Bedingungen der Entwicklung mögen übrigens in einzelnen Fällen auch noch andere Momente mitwirken, die mit der Stellung der Wörter im Satze und mit der psychischen Attraction, die einzelne Wortformen auf andere ausüben, zusammenhängen. Insbesondere ist dies da zu vermuthen, wo entweder von Anfang an die Casusbeziehungen durch ein System lose an den Nominalstamm angefügter Präfixe ausgedrückt werden, wie in den malayo-polynesischen Sprachen, oder wo die spärlichen und nur auf die grammatischen Verhältnisse beschränkten Suffixe frühe untergegangen sind, während sich ein alle äußeren Begriffsverhältnisse umfassendes System von Präpositionen ausgebildet hat, wie im Semitischen. In diesen beiden Sprachgebieten ist, bei aller sonstigen Verschiedenheit, eine Form der Rede vorherrschend, bei der das Verbum oder der das eigentliche Verbum vertretende Verbalausdruck an der Spitze des Satzes steht. Nun ist es, wie wir später (Cap. VII, Nr. VI) sehen werden, ein für den Aufbau des Satzes allgemein geltendes Gesetz, dass die sonstigen Bestandtheile nach dem Verbalausdruck orientirt sind, dass also die in nächster Beziehung zur Handlung stehenden Begriffe jenem am nächsten, die entfernteren relativ ferner gerückt werden. Was für die selbständigen Bestandtheile der Rede, das gilt aber im wesentlichen auch für die beschränkteren Gruppen, in die sich jene zerlegen lassen, insbesondere also für das Nomen und seine Casuselemente. Dass das Verbum eine solche attrahirende Kraft speciell auf die letzteren ausübt, ist bei dem adverbialen Charakter der meisten ohne weiteres verständlich. Wo ein Casus, wie der Genitiv, von vorwiegend adnominaler Natur ist, da folgt er dann leicht, falls er überhaupt durch besondere äußere Casuszeichen charakterisirt ist, der von den andern Formen auf ihn ausgeübten Associationswirkung. Von diesem Gesichtspunkte aus begreift es sich, dass der Ausdruck aller Casusbeziehungen durch Suffixe in demjenigen Sprachgebiet am folgerichtigsten zur Ausbildung gelangt ist, in dem zugleich die Stellung des Verbums am Schluss des Satzes augenscheinlich von frühe

[1]) Vgl. oben S. 38.

an am strengsten die syntaktische Fügung beherrscht hat: in dem ural-altaischen, und dass dagegen die Casusbezeichnung durch Präpositionen oder lose verbundene Präfixe zur vorherrschenden geworden ist, wo der Verbalausdruck vermöge einer eigenartigen Richtung des Denkens mit Vorliebe an den Anfang des Satzes gerückt wird: in den semitischen und in den malayo-polynesischen Sprachen. Die Casuselemente, und zwar zunächst diejenigen unter ihnen, die zu dem Verbum eine Affinität besitzen, sind eben auch in ihrer äußeren Stellung nach dem Verbum orientirt: sie sind also gegen das Ende des Satzes gerichtet, wenn, wie in der Mehrzahl der Fälle, das Verbum den Schluss der Aussage bildet; sie sind gegen den Anfang gekehrt, wo vermöge des intensiven Gefühlstons, der auf dem Verbalausdruck ruht, dieser den Satz eröffnet.

## IV. Entwicklung der Verbalformen.

### 1. Allgemeine Eigenschaften der Verbalbegriffe.

Da der Begriff des Verbums seine eigenartige Bedeutung wesentlich unter dem Einfluss der uns geläufigen Cultursprachen empfangen hat, so kann auch die psychologische Untersuchung der Verbalformen nicht umhin, zunächst von diesem dem indogermanischen und allenfalls noch dem semitischen Sprachgebiet entnommenen Verbalbegriff auszugehen. Dies ist auch schon um deswillen geboten, weil sich in diesen Sprachen die Scheidung von Nomen und Verbum am schärfsten ausgeprägt hat, so dass hier der Begriff des Verbums seine vom Standpunkt allgemeinster Sprachvergleichung aus vielleicht einseitigste, eben deshalb aber, wenn man jene Scheidung der Begriffe als den letzten für uns erkennbaren Endpunkt der ganzen Entwicklung ansieht, seine vollkommenste Ausbildung erreicht hat. Nur darf man freilich bei dieser Betrachtungsweise niemals vergessen, dass, was wir hier vorangegangene Stufen der Entwicklung nennen, nur in seltenen Fällen mit der als Norm angenommenen Bildungsweise wirklich genetisch zusammenhängt, sondern dass es in der Regel eine selbständige Entwicklungsform ist, die in ihrer Weise und an einem andern Maßstabe gemessen Vorzüge besitzen kann, die

jenen auf der angenommenen Stufenleiter höher stehenden Formen fehlen.

Der so gegebene, relativ begrenzte, aber durch die bei ihm vorhandene schärfste Scheidung der Begriffe für eine bestimmte Definition derselben günstigste Zustand legt nun für die Feststellung des Verbalbegriffs einen doppelten Gesichtspunkt nahe. Einmal nämlich kann man diesen Begriff aus der Mannigfaltigkeit seiner eigenen concreten Gestaltungen zu gewinnen, und sodann kann man ihn nach seinem Verhältniss zu dem Ganzen des Satzes und zu den andern Satzbestandtheilen zu bestimmen suchen. Das erste ließe sich in der üblichen logischen Ausdrucksweise als die Ermittelung seines Inhalts, das zweite als die seines Umfangs bezeichnen.

Unter diesen beiden Aufgaben ist die erste die einfachste, wenngleich sie die Gefahr eines zu engen Begriffs nahe legt, der einzelnen, zunächst bloß durch ihr häufiges Vorkommen bevorzugten Beispielen entnommen wird. Dies geschieht z. B., wenn man in den Ausdruck einer »Thätigkeit« oder eines »Vorgangs« den Inhalt des Verbalbegriffs verlegt. Schon die Aristotelische Kategorienlehre ist mit Recht über diese Begrenzung hinausgegangen, indem sie als Kategorien, die sichtlich verschiedenen Classen des Verbums entsprechen, das 'thun', 'leiden', 'haben' und 'liegen' unterschied, womit freilich wiederum nur Beispiele gewisser Hauptrichtungen, aber kein alle diese Richtungen enthaltender Gesammtbegriff gegeben war. Will man einem solchen in allen Verbalbildungen in irgend einer Weise wiederkehrenden Grundbegriff einen bestimmten Ausdruck geben, so dürfte das Wort Zustand, vornehmlich nach der erweiterten Anwendung, die es in den exacten Wissenschaften gefunden hat, diesem Zweck am besten entsprechen. Danach umfasst nämlich der Begriff des »Zustandes« Ruhe wie Bewegung, leidendes wie thätiges Verhalten, Vorgänge, die sich in der Zeit verändern, und Wirkungen, die nach vorangegangenen Vorgängen zurückgeblieben sind. Er umfasst endlich nicht bloß den beharrenden Zustand, sondern auch die »Zustandsänderung«, die eben als ein Wechsel zwischen verschiedenen Zuständen dem Bereich dieses Zustandsbegriffs im weiteren Sinne ebenfalls zufällt. Insofern jedoch die »Zustandsänderung« von dem einer Aenderung nicht unterworfenen Zustand als solchem unterscheidbar bleibt, gibt dies noch zu einer engeren Bedeutung des

Begriffs »Zustand« Veranlassung. In dieser bezeichnet der letztere das Verharren in irgend einem Sein, dem nun die Zustandsänderung als ein »Vorgang« gegenübergestellt wird. Wird diese Unterscheidung zu Grunde gelegt, so umfasst demnach der Verbalbegriff Zustände und Vorgänge als die ihm specifisch eigenthümlichen Begriffsinhalte. Was beide vereinigt und sie als Unterformen des allgemeineren Zustandsbegriffs erscheinen lässt, ist aber der als Hülfsbegriff niemals zu entbehrende Factor der Zeit, der bei jedem Zustand wie bei jeder Zustandsänderung vorausgesetzt wird, und der daher auch in jede Verbalform entweder als ausdrücklich in ihr enthaltener oder als stillschweigend hinzugedachter Bestandtheil eingeht.

Von den verschiedenen Gestaltungen des Nominalbegriffs, den substantivischen Gegenstands- und den adjectivischen Eigenschaftsbegriffen, unterscheidet sich vermöge dieses seines specifischen Inhalts der Verbalbegriff durch zwei Eigenschaften: erstens dadurch, dass er jene Begriffe als bereits gegeben voraussetzt, während sie ihrerseits unabhängig von ihm logisch gedacht werden können; und zweitens dadurch, dass bei Gegenstand und Eigenschaft von der Zeit völlig abstrahirt wird, während Zustände und Vorgänge unter allen Umständen den Zeitbegriff fordern. Selbstverständlich dürfen übrigens diese logischen Unterschiede wiederum nicht mit den thatsächlichen Vorstellungen verwechselt werden. Bei Gegenstand und Eigenschaft wird nur deshalb von der Zeit abstrahirt, weil sie in Wirklichkeit einerseits als relativ dauernde Vorstellungsinhalte, also im Zusammenhang mit beharrenden Zuständen vorkommen, und weil sich anderseits beim Wechsel der Vorstellungen die einzelnen Gegenstände und Eigenschaften nur in Folge von Zustandsänderungen von einander sondern: weil also mit einem Wort in der wirklichen Anschauung Gegenstände, Eigenschaften und Zustände überhaupt niemals zu trennen sind. Damit ist eben nur gesagt, dass auch die Sonderung von Nomen und Verbum ein Act begrifflicher Unterscheidung ist, den die wirkliche Anschauung zwar nahe legt, der aber doch selbst in keiner wirklichen Anschauung vorkommt.

Nach seinem Verhältniss zum Satze lässt sich das Verbum dem Nomen als der Inhalt der Meinungs- oder Willensäußerung gegenüberstellen, die im Satze enthalten ist oder gefordert wird,

während die Gegenstände, auf die sich direct oder indirect die Aeußerung bezieht, stets in Nominalbegriffen ausgedrückt werden. Durch dieses Verhältniss wird zugleich die Function des Verbums auf die Aussage-, Befehls- und Fragesätze eingeschränkt, von denen die beiden ersteren solche Aeußerungen selbst enthalten, die letzteren aber zu ihnen auffordern. Damit umfasst der Functionsbereich des Verbums zwar weitaus die meisten und wichtigsten, aber doch keineswegs alle Formen wirklicher Sätze, da wir im nächsten Capitel gewisse Gefühlsäußerungen kennen lernen werden, die ihrem allgemeinen Bau nach Sätze, dabei aber weder Meinungs- noch Willensäußerungen sind, und die in der That der verbalen Ausdrucksformen in der Regel entbehren[1]. Die Bedeutung des Verbums für jene Grundfunctionen des Satzes bewährt sich übrigens auch darin, dass, sobald vermöge der einer Sprache eigenthümlichen Structur der Wortformen Gegenstand und Inhalt der Aussage in eine Worteinheit verschmelzen, diese im allgemeinen den Charakter einer zusammengesetzten Verbalform besitzt. So in den einem vollständigen Satze äquivalenten Verbalformen unserer classischen Sprachen, wie *bhara-mi*, *bhara-si*, *bhara-ti*, φέρ-ω, φέρ-εις, φέρ-ει, *fer-o*, *fer-is*, *fer-it* u. s. w., Wortbildungen, denen in andern Sprachgebieten noch weit verwickeltere entsprechen, bei denen auch das Object der Handlung oder attributive Bestimmungen mit dem Verbum verbunden werden.

Diese durch den eigenen Begriffsinhalt ihm zukommende Bedeutung für das Ganze des Satzes ist es, die man im Hinblick auf die wichtigste der oben erwähnten Satzformen, den Aussagesatz, auch die prädicirende Function des Verbums nennt. Da »prädiciren« und »aussagen« identische Begriffe sind, so bezeichnet dieser Ausdruck lediglich die Thatsache, dass der Inhalt der Aussage im Verbum ruht, während alle andern, unter Umständen ebenfalls in der Verbalform enthaltenen Bestandtheile, wie das Subject und zuweilen auch das Object der Handlung, für den Verbalbegriff als solchen unwesentliche, nur in das Verbum herübergenommene und von ihm assimilirte nominale Elemente sind. Wie sich auf solche Weise das Verbum mit nominalen Bestandtheilen verbinden oder sogar mit ihnen

[1] Vgl. hierzu Cap. VII, Nr. II und III.

verschmelzen kann, so kann es nun aber auch seine prädicirende Function Satzbestandtheilen von ursprünglich nominaler Bedeutung mittheilen, wenn diese in eine verbale Wortform übergeführt werden, wie z. B. in unseren deutschen Verben *fischen*, *beglücken*, *verschönern* u. a., oder wenn die prädicirende Function formal durch ein Hülfszeitwort ausgedrückt wird, an das sich der reale Inhalt des Prädicats als eine Nominalbildung anlehnt, also in Sätzen wie *ich bin glücklich*, *er ist ein Mensch* u. dergl.[1])

## 2. Nominalformen als ursprüngliche Ausdrucksmittel verbaler Begriffe.

Bieten schon die Sprachen, welche die Wortformen des Verbums in ihrer schärfsten Ausprägung gegenüber denen des Nomens entwickelt haben, mannigfache Spuren eines Ineinanderfließens der Begriffe, indem das Verbum bald nominale Elemente in sich aufnimmt, bald seine eigene prädicirende Function auf solche überträgt, so treten uns vollends überaus wechselnde Verhältnisse zwischen beiden Grundformen des Wortes in zahlreichen andern Sprachgebieten entgegen. Oft ist hier ein Verbum in unserem Sinne, als reiner Zustandsbegriff und als ausschließlich prädicirender Bestandtheil des Satzes, entweder überhaupt nicht oder nur unvollständig zur Ausbildung gelangt, so dass jene Form der Aussage, die dem Aufbau unserer allgemeinen Grammatik und Logik zu Grunde liegt, im Hinblick auf diese Sprachen keineswegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann. Wird nun auch dieses Verhältniss theils durch die Verbreitung der Sprachen, in denen das verbale Prädicat herrschend ist, theils durch den Werth ihrer Litteraturdenkmäler wesentlich compensirt, so bleibt es doch für die allgemeine Entwicklung des Denkens eine um so bedeutsamere Thatsache, dass numerisch die weit überwiegende Mehrheit der auf der Erde existirenden Sprachen, und darunter immerhin auch solche, die nach anderer Richtung eine nicht zu unterschätzende Ausbildung besitzen, den Gegensatz von Nomen und Verbum nicht oder mindestens nicht in

[1]) Näheres über die Function des Verbums im Satze vgl. übrigens im folgenden Capitel.

bestimmten Wortformen ausgeprägt hat. Dieses Ineinanderfließen von Nomen und Verbum ist aber zugleich seiner Art nach von den oben erwähnten Erscheinungen der Verbindung beider oder der Uebertragung der prädicirenden Function auf nominale Bestandtheile, wie sie in den uns geläufigen Sprachen vorkommen, wesentlich verschieden. Denn es besteht vielmehr darin, dass von Anfang an das Nomen selbst die Function übernimmt, die in den indogermanischen und semitischen Sprachen dem prädicirenden Verbum zukommt, oder dass mit andern Worten der Grundbestandtheil des Inhalts der Aussage, des Satzprädicats, kein Zustands-, sondern ein Gegenstandsbegriff ist, an den sich die zugehörigen zuständlichen Bestimmungen erst in secundärer Weise anlehnen, ähnlich wie in unsern Sprachen umgekehrt die nominalen Ergänzungen des prädicirenden Verbums den Begriff des letzteren vervollständigen. Ganz auf der Stufe der reinen Nominalbildungen ist nun freilich wohl keine einzige Sprache stehen geblieben. Mindestens Annäherungen und Uebergänge zur Ausbildung prädicirender Zustandswörter finden sich überall. Aber vielfach ist doch das Uebergewicht des Nomens noch unverkennbar, und deutlich sondern sich in solchen Fällen die verbalen Bildungen von den in prädicirendem Sinne gebrauchten Nominalformen als spätere Erzeugnisse.

Die charakteristische Form eines Nominalausdrucks von verbaler Function oder, psychologisch betrachtet, eines zuständlichen Inhalts, der gegenständlich gedacht wird, ist vor allem das mit einem Possessivpronomen verbundene Nomen, und das unzweideutige Symptom des Ineinanderfließens beider Begriffe, des eigentlichen Nomens und des in verbalem Sinne gebrauchten, besteht darin, dass die Sprache zwischen der Beugung des nominalen und des in unserem Sinne verbalen Ausdrucks keine oder nur ganz unerhebliche Unterschiede macht, die sich deutlich als secundäre Differenzirungen zu erkennen geben. So lauten im Hottentottischen die Ausdrücke für *sein Auge*, *ihr Auge*, plur. *ihre Augen* und für *er sieht*, *sie sieht*, *sie sehen* (*mū-b*, *mū-s*, *mū-gu*) ursprünglich identisch. Gleicher Weise macht das Grönländische zwischen *sein Sohn* und *er hat ihn zum Sohne*, *sein Sitz* und *er sitzt darauf* keinen Unterschied; der identische Ausdruck beider Gedankeninhalte besteht aber in einem mit einem Pronominalsuffix versehenen Nomen. Analog

declinirt und conjugirt mit nur geringer Lautvariation des präfigirten Pronomens der Athapaske: *meine Thräne*, *deine Thräne*, *seine Thräne*, und: *ich weine*, *du weinst*, *er weint*[1]).

Nun möchte es vielleicht, wenn man bloß diese einzelnen Uebereinstimmungen nominaler und verbaler Ausdrücke vor Augen hat, nahe liegen anzunehmen, solche Erscheinungen seien die Wirkung eines Zustandes ursprünglicher Indifferenz des Sprachbewusstseins, bei welchem sich Nomen und Verbum deshalb noch nicht geschieden hätten, weil an ihrer Stelle ursprünglich nur eine Wortform existire, die beides zugleich sei, also ebenso wenig mit dem späteren Nomen wie Verbum zusammenfalle. Diese Vermuthung erweist sich aber nicht als zutreffend. Schon der Umstand widerspricht ihr, dass, wo in einer Sprache neben der bleibenden Identität gewisser Formen für andere Anwendungen eine Differenzirung eintrat, überall sichtlich die ältere Form es ist, die sich eng an die Nominalbildungen anschließt, während die Verbalformen neuere Bildungen darstellen. Nicht minder die weitere Thatsache, dass sich in solchen Fällen, wo selbständige Personal- und Possessivpronomina entstanden sind, meist jene älteren Formen den possessiven Pronominalbildungen anschließen. Nicht aus einem ursprünglich indifferenten Nominal-Verbalstamm haben sich also Nomen und Verbum neben einander entwickelt, sondern überall da, wo eine klare Scheidung dieser Formen ursprünglich fehlt, ist das Nomen die ältere Form, zu der erst auf einer späteren Stufe das Verbum hinzutrat, oder von der es sich abgezweigt hat. Hierfür sprechen endlich überzeugend auch die Uebergangserscheinungen, die uns als Zwischenstufen zwischen jenen Verbalausdrücken in nominaler Form und der vollen Ausbildung der reinen Verbalformen begegnen. Diese Uebergänge, die sich als Reste oder Ueberlebnisse eines dereinst wahrscheinlich umfangreicheren Gebrauchs der Nominalformen in

---

[1]) Müller I, 2, S. 12 ff., II, 1, S. 173 f., 188. Das zuletzt erwähnte Beispiel mag hier zugleich als ein solches stehen, das die auch sonst mannigfach vorkommenden Erscheinungen beginnender Differenzirung der Pronominalelemente veranschaulicht. Im Tchippeway lauten die beiden einander parallel gehenden Formen:

| | |
|---|---|
| *se tsag* meine Thräne | *es-tsag* ich weine |
| *ne tsag* deine Thräne | *ne-tsag* du weinst |
| *be tsag* seine Thräne | *e-tsag* er weint. |

manchen Sprachen finden, in denen später eine reiche Entwicklung selbständiger Verba eingetreten ist, sind hauptsächlich deshalb von psychologischem Interesse, weil sie zugleich charakteristische Zeugnisse für die Eigenart des Denkens enthalten, auf der jene Vorherrschaft des Nomens beruht. Ein solches nicht auf secundäre Entwicklungen, sondern auf Reste ursprünglich weiter verbreiteter Erscheinungen zurückzuführendes Hereinragen nominaler Bildungen in das Gebiet der Verbalformen zeigt sich nämlich stets unter Bedingungen, die psychologisch das Festhalten an einer gegenständlichen Weise des Denkens und damit an derjenigen sprachlichen Form motiviren, die in erster Linie den Gegenstandsbegriff ausdrückt, an dem Nomen. Im Einzelnen lassen sich aber vier Classen derartiger Erscheinungen nachweisen, die demnach zugleich die allgemeine Bedeutung von Entwicklungsstufen der Verbalbildung besitzen.

### 3. Entwicklungsstufen der Verbalbildung.

#### a. Nominalausdrücke für transitive Verbalbegriffe.

Als die verbreitetste Uebergangserscheinung zwischen Nominal- und Verbalbildung lässt sich wohl die betrachten, dass Verbalbegriffe, die entweder unmittelbar im Satze selbst auf ein Object bezogen werden, oder bei denen stillschweigend ein solches hinzugedacht werden kann, also Verba von transitiver Bedeutung, länger die nominale Form des Ausdrucks und, was damit zusammenhängt, die Construction mit Possessivelementen beibehalten, während die von solchen Objectbeziehungen freien intransitiven Verba mit dem Personalpronomen oder ihm gleichwerthigen Elementen gebildet sind, in diesem Sinne also wahren Verbalformen entsprechen. Dieser Gegensatz in den Ausdrucksweisen beider Arten von Verben begegnet uns weit über die verschiedensten Sprachen verbreitet, vornehmlich aber und beinahe regelmäßig in solchen, in denen überhaupt der Ausdruck des Objects einen stark hervortretenden Einfluss auf das Verbum gewonnen hat, sei es dass das Objectsnomen oder ein auf dasselbe hinweisendes Pronomen direct in den Verbalausdruck selbst incorporirt, sei es dass dem Object ein in den Casusverhältnissen sich aussprechender Vorrang vor dem Subject eingeräumt

wird. Es sind vorzugsweise die Sprachen der amerikanischen Ureinwohner, des Nordens wie Südens, sowie die der ural-altaischen und der ihnen verwandten Völker, in denen sich diese Erscheinungen finden. Besonders kommen solche Possessivformen in der eben wegen dieser Aufnahme des Objectbegriffs sogenannten »objectiven« Conjugation der amerikanischen Sprachen vor. Dabei können entweder der Subject- wie der Objectbegriff durch übereinstimmende Casusformen des Possessivpronomens ausgedrückt sein, also: *sein mein Nachahmen* für 'ich ahme ihn nach' (Athapaskisch). Oder es können beide durch abweichende Casusformen, oder auch, falls Subject und Object Personalbegriffe sind, dadurch geschieden sein, dass für die eine dieser Personen das Personalpronomen eintritt. So in der Sprache der Peruaner (Ketshua), wo die transitive Form in der zweiten Person lautet: *mein Tragen deiner* für 'ich trage dich', in der dritten aber *mein Tragen ihn*, und analog, wenn das Object ein unpersönlicher Gegenstand ist, *mein Tragen den Stein*[1]).

Bei der Erhaltung solcher Possessivausdrücke mag wohl der Umstand mitgewirkt haben, dass sich überall in der Sprache einfache Befehls- oder Aussagesätze leicht zu verkürzten Nominalformen verdichten, eine Erscheinung, die wir auch in unserer Umgangssprache beobachten. So sagen wir etwa in befehlendem Tone *mein Essen* für 'ich wünsche zu essen', oder mit einer hinweisenden Geberde *mein Pferd* für 'dies ist mein Pferd'. Wie in der Geberdensprache der Hinweis auf einen Gegenstand die Stelle eines ganzen Satzes vertreten kann, der sich an jenen anknüpft, so zieht sich auch in der Lautsprache der auf seinen kleinsten Umfang reducirte Ausdruck auf die Benennung des am stärksten betonten Objectes zurück, weil die Objectsvorstellung immer diejenige bleibt, die zum Verständniss des Gedankens am wenigsten entbehrt werden kann. Darin liegt nun auch schon ein Hinweis auf die psychischen Ursachen jenes Verharrens der Nominalformen im Gebiet transitiver Verbalbegriffe und der eine besonders intensive Ausprägung des Transitivbegriffs enthaltenden objectiven Conjugation gewisser Sprachen. Im transitiven Verbum ist ja das Object, auf das sich die Handlung bezieht,

---

[1]) Müller II, 1, S. 190 (Athapasken), 374 (Ketshua). Vgl. dazu das Analoge im Samojedischen ebend. II, 2, S. 175, und Magyarischen S. 225.

unmittelbar im Bewusstsein gegeben: stets ist es also hier ein Nominalbegriff, der stellvertretend für den Inhalt des Satzes eintreten kann, und mit ihm kann sich nun der Ausdruck der Person naturgemäß nur in der possessiven Form verbinden. Damit ordnet sich zugleich diese Ausdrucksform jenem im primitiven Denken weit ausgedehnten Gebiet der Besitzverhältnisse unter, das uns bei der Entwicklung der Casusform des Genitivs schon begegnet ist[1]). Alles was den Redenden oder eine zweite und dritte Person näher angeht, ihre Eigenschaften, Zustände und Handlungen, ihr Verhältniss zu äußeren Gegenständen, wird als eine Art von Besitz aufgefasst. Noch heute wirkt auch in unserm Gebrauch des Possessivpronomens dieser erweiterte Begriff des Besitzes nach, der keiner Sprache fehlt. Die gegenständliche Form, die so der transitive Verbalinhalt durch das Object der Handlung gewinnt, wirkt dann aber durch das Mittelglied dieser Besitzvorstellung auf die Handlung selber zurück, die demzufolge nun ebenfalls entweder als eine dem handelnden Subject zukommende, von ihm besessene Eigenschaft oder als ein Gegenstand seines Besitzes gedacht und daher in der Sprache in nominaler Form ausgedrückt wird.

Die Apperception der Handlung in gegenständlicher Form lässt sich somit in diesem Fall auf ein Zusammenwirken zweier Associationen zurückführen: einerseits der Handlung mit der Gesammtheit der auf das Subject bezogenen Besitzverhältnisse, anderseits der gleichen Handlung mit ihrem Gegenstand. Die erste dieser Associationen macht die Auffassung jedes Verbalbegriffs in nominaler Form möglich, wie ja denn auch eine solche unbeschränkte Ausdehnung auf einer noch früheren Sprachstufe vorkommt. Weiterhin wirkt aber die zweite Association erhaltend auf diese Anschauung durch die bei den Transitivbegriffen die Handlung regelmäßig begleitende Vorstellung eines bestimmten Objects. In Folge dessen verbindet sich diese Objectsvorstellung mit der Handlung selbst in analoger Weise zu einem einzigen gegenständlichen Begriff, wie das handelnde Subject mit seinen Eigenschaften und Handlungen eine Einheit bildet. So besteht der Erfolg dieser Association in einer partiellen apperceptiven Verschmelzung der Vorstellungen des

[1]) Vgl. oben S. 91 ff.

handelnden Subjects, der Handlung und des Objects, in welcher Verbindung die Vorstellung des Objects den dominirenden Bestandtheil bildet, so dass sie auch in der Sprache für den Ausdruck des Ganzen bestimmend wird. Neben dem Object ist es dann noch die eigene, ebenfalls gegenständlich gedachte Person des Handelnden, die in den Blickpunkt des Bewusstseins tritt. Erst wenn das Object ein unbestimmteres ist, so dass der Verbalinhalt schon der Sphäre des Intransitiven sich nähert, tritt die Handlung stärker hervor und drängt das Object zurück. Wir können die hauptsächlichsten der so sich ergebenden Fälle demnach symbolisch durch die Formeln

$$OS(H) \qquad SO(H) \qquad SOH \qquad SH(O)$$

veranschaulichen, in denen $H$ die Handlung, $O$ das Object derselben und $S$ das handelnde Subject bezeichnet, während die Verdunkelung irgend eines dieser Gedankenelemente durch eine umschließende Klammer, das stärkere Hervortreten eines solchen im Bewusstsein aber durch seine vorangehende Stellung angedeutet wird. Die erste oder zweite dieser Formeln entspricht solchen sprachlichen Erscheinungen wie *meine Thräne* für ‘ich weine’. Die Handlung selbst tritt dabei so im Bewusstsein zurück, dass sie in der sprachlichen Form ganz hinwegfällt. Die dritte Form entspricht den gewöhnlichen Erscheinungen der »objectiven Conjugation«, z. B. *mein Tragen den Stein* für ‘ich trage den Stein’. Die vierte endlich entspricht, durch eine Nominalbildung repräsentirt, dem Fall, wo die Objectsvorstellung so verdunkelt ist, dass sie nicht mehr zum Ausdruck kommt, während sie gleichwohl immer noch auf die übrigen Bestandtheile eine objectivirende Kraft ausübt. Erscheinungen, die sich hierher rechnen lassen, kommen wohl nur unter der Bedingung vor, dass das Object selbst eine unbestimmte, dritte Person oder ein unbestimmter Gegenstand ist. So conjugirt das Grönländische: *tödten mein*, *tödten dein*, *tödten sein* für ‘ich tödte ihn, du tödtest ihn, er tödtet ihn’: das persönliche Object bleibt unausgesprochen, in der innigen Verbindung, die es mit der objectiv aufgefassten Handlung eingeht, wird es zu dieser stillschweigend hinzugedacht, ohne aber die zum sprachlichen Ausdruck erforderliche Wirkung auszuüben. Hierdurch wird es auch verständlich, dass nun von hier aus durch rein sprachliche Associationen die Bildung solcher Nominalformen,

wahrscheinlich in einer Art regressiver Entwicklung, auf intransitive Verbalbegriffe wiederum übertragen werden kann[1]).

b. Nominalausdrücke für das Passivum und Reflexivum.

Die zweite Verbalform, bei der verhältnissmäßig lange Zeit Nominalbildungen erhalten bleiben, ist das Passivum. Es ist, wie wir unten sehen werden, an sich eine späte Bildung, die zahlreichen Sprachen ganz fehlt. Unter den sprachlichen Mitteln, durch die in solchen Fällen der begriffliche Inhalt des Passivums ausgedrückt wird, spielt aber die nominale Form des passiv gedachten Zustandsbegriffs eine Hauptrolle, und nicht selten besteht wesentlich hierin der formale Unterschied zwischen Activum und Passivum. Als Hülfselemente wirken dann bei der Erzeugung des passiven Begriffs bald unbestimmte Pronomina, wie *man*, *jemand*, mit: so in manchen amerikanischen Sprachen. Oder besondere substantivische Hülfsbegriffe von allgemeinerer localer oder instrumentaler Bedeutung, wie *Ort*, *Hülfsmittel*, *Werkzeug*, treten ein: so auf malayischem Sprachgebiet, wo übrigens solche Umschreibungen auch noch in andern Fällen vorkommen. Der Ausdruck *dein verachten man* ist also dem Satze *du wirst verachtet*, oder *die Lehre dein Lernort* dem andern *die Lehre werde von dir gelernt* äquivalent[2]).

Analog dem Passivum wird zuweilen das Reflexivum oder Medium gebildet, also *mein Erinnern* für 'ich erinnere mich', eine Uebereinstimmung, die an den Formzusammenhang des Passivums und Mediums in den indogermanischen Sprachen erinnert. Dabei ist es aber bemerkenswerth, dass sich gerade diese Reflexivbildungen in nominaler Form zugleich den wahren Verbalformen dadurch nähern können, dass von den beiden in ihnen enthaltenen Pronominalbegriffen der eine, und zwar der das Subject bezeichnende,

[1]) Müller II, 1, S. 180.

[2]) Müller II, 1, S. 189, 385, II, 2, S. 137, 142. Ich habe an diesen Stellen, ebenso wie anderwärts, die Sätze, um die obwaltende Gedankenform möglichst treu wiederzugeben, zum Theil abweichend von Müller, Wort für Wort zu übersetzen gesucht, indem ich jedesmal, wo ein Possessivpronomen oder ein demselben ähnliches Pronominalelement vorliegt, auch im Deutschen die Possessivform gebrauche, den Wortstamm aber, sobald er keine Nomen und Verbum unterscheidende Form zeigt, durch die infinitive Form wiedergebe.

durch das Personalpronomen ausgedrückt wird, also *ich mein Anstrengen* für 'ich strenge mich an' [1]).

Diese Erscheinung weist deutlich auf die Motive hin, die der Erhaltung der nominalen Form auch bei dem Passivum zu Grunde liegen. Indem sich bei dem Uebergang der activen in die passive Form das Subject in ein Object umwandelt, auf das sich die Handlung bezieht, wirkt diese Objectsvorstellung, gerade so wie bei den transitiven Verbalbegriffen, auf die Vorstellung der Handlung selbst, mit der sie zu einer einzigen Vorstellungseinheit verbunden ist, objectivirend zurück: der Vorgang wird als etwas Gegenständliches aufgefasst. Diese Verschiebung der Begriffe mag dann überdies noch dadurch begünstigt werden, dass das Leiden, die von der Handlung hervorgebrachte Wirkung, etwas dauerndes, beharrendes ist, im Gegensatze zu der rasch vorübergehenden Handlung selbst. Diese objective Auffassung des Subjectes wird durch eine andere Erscheinung bestätigt, die sich weit verbreitet in solchen Fällen vorfindet, wo sich das Passivum zu einer selbständigen Form noch nicht entwickelt hat. Sie besteht darin, dass das Activum dadurch eine passive Bedeutung gewinnt, dass es den Ausdruck der Person, sei es in Gestalt des selbständigen Personalpronomens sei es in der eines entsprechenden Suffixes, im Objectscasus, dem Accusativ, zu sich nimmt: schlagen-ich bezeichnet also hier die active Handlung, *schlagen-mich* das Passivum 'ich werde geschlagen' [2]). Augenscheinlich liegt in dieser Apperception der in dem Passivverhältniss stehenden Person als Object der Handlung zugleich der Grund dafür, dass sich das Passivum verhältnissmäßig so selten zu einer selbständigen Verbalform entwickelt hat, und dass es in vielen Fällen, wie das Beispiel der indogermanischen Sprachen zeigt, bei der secundär eintretenden Reduction der Verbalformen wiederum Hülfsconstructionen Platz macht, in denen die verbale Function auf abstracte Hülfszeitwörter,

---

[1]) So im Mexikanischen, Müller II, 1, S. 268 f.

[2]) Vgl. Müller II, 1, S. 10 (Australier), II, 2, S. 385 (Khasia), III, 1, S. 84 (Sumale). Verwandt ist die bei den Anwohnern der Encounter Bay in Australien vorkommende Unterscheidung des Activum und Passivum durch verschiedene Anwendung des Instrumentalis, zu der sich auch sonst noch Analogien vorfinden: *ich durch ihn durchbohren* = 'ich durchbohre ihn', und *durch mich durchbohren ihn* = 'er wird von mir durchbohrt'. (Ebend. II, 1, S. 57.)

wie *sein*, *werden*, übergegangen ist, während der eigentliche Inhalt des Verbalbegriffs durch ein Verbalnomen (Participium) ausgedrückt wird: *amatus sum*, *ich werde geliebt* u. s. w. In diesem Verbalnomen tritt die nämliche Neigung zur gegenständlichen Auffassung des leidenden Subjectes zu Tage, die auf einer früheren Stufe das Beharren der Passivbildungen bei der Nominalform bewirkt hat. Insofern auch diese Erscheinung auf der zuerst vorhandenen Vorherrschaft des Objectbegriffs und auf der associativen Uebertragung derselben auf die Vorstellung der Handlung beruht, ordnet sie sich demnach der bei den Transitivbegriffen erörterten Verschiebung der Vorstellungen (S. 139) unter, abgesehen von dem einen Umstand, dass dabei zugleich Subject und Object ($S$ und $O$) in eine einzige Vorstellung verschmelzen. Hierin liegt aber außerdem die Uebereinstimmung mit dem Reflexivum, mit dem zusammen das Passivum als eine »objective Conjugationsform« betrachtet werden kann, bei der die sonst gesonderten Personenbegriffe in einen einzigen zusammengeflossen sind. Substituirt man demnach in den oben für jene Transitivformen gebrauchten Formeln den beiden Bezeichnungen für Subject und Object eine einzige, oder deutet man ihre Einheit durch ein zwischen beide gesetztes Gleichheitszeichen $S = O$ an, so lassen sich dieselben ohne weiteres auch auf diesen Fall übertragen.

### c. Nominalausdrücke für das Perfectum.

Als eine dritte Erscheinung reiht sich an die beiden vorigen die in vielen Sprachen theils anscheinend als ursprünglicher Zustand erhalten gebliebene, theils ebenfalls durch regressive Entwicklung entstandene Verwendung nominaler Formen zum Ausdruck der vollendeten Handlung und der vergangenen Zeit. Nachdem das Präsens und andere an seine Bildung sich anschließende Zeit- und Modusformen längst zu wahren, mit dem persönlichen Pronomen oder Personalsuffixen gebildeten Verbalformen differenzirt sind, bleibt für das Perfectum vielfach noch ein Ausdruck bestehen, der sich in seiner Structur wiederum als ein mit einem Possessivpronomen verbundenes Nomen ausweist. Besonders verbreitet ist diese Erscheinung im Gebiet der ural-altaischen Sprachen. So bildet, während in dem nahe verwandten Ostjakisch die Verwendung der Possessivsuffixe

beim Verbum eine noch ausgebreitetere Rolle spielt, das Magyarische das Präsens und Futurum mit einem Personal-, das Perfectum aber mit einem Possessivsuffix, die beide von völlig abweichender Beschaffenheit sind, aber in gleicher Weise an den Wortstamm, der an sich sowohl von nominaler wie von verbaler Bedeutung sein kann, angehängt werden: *warten ich* bedeutet also 'ich warte', *warten mein* (mein Warten) 'ich habe gewartet'. Doch haben sich hier diese specifischen Possessivelemente nur in der Einzahl erhalten, im Plural fallen sie mit den persönlichen Suffixen zusammen, indess sie im Ostjakischen noch in beiden Numeris differenzirt sind.

Ein ähnliches Verhalten zeigen das Jakutische, Türkische und die ihnen verwandten Idiome [1]). Analoge Erscheinungen finden sich aber auch noch in andern Sprachen namentlich insofern, als zwischen Perfectum und transitivem Verbum oder Passivum nähere Beziehungen stattfinden, durch die indirect, da die letzteren Verbalformen eine Affinität zum Nominalausdruck besitzen, auch das erstere diesen näher gerückt erscheint. So hat die Ketshua-Sprache für das Passivum und das Perfectum ('ich werde getragen' und 'ich habe getragen') nur einen einzigen Ausdruck, und erst dadurch, dass bei hinzutretendem objectivem Nominalbegriff das Activum den Accusativ, das Passivum aber den Genitiv zu sich nimmt, scheiden sich beide: *getragen ich den Vater* bedeutet also 'ich habe den Vater getragen', *getragen ich des Vaters* 'ich wurde vom Vater getragen' [2]). Die Erscheinung endlich, dass das Particip des Passivs, oder dass ein den Besitz anzeigendes Hülfswort zum Ausdruck des activen Perfectums verwendet wird, findet sich in den verschiedensten Sprachen [3]). Es ist die nämliche Erscheinung, die sich in den jüngeren Zweigen des Indogermanischen von neuem entwickelt hat. In den beiden Formen *ich werde geliebt* und *ich habe geliebt* ist es ein und dasselbe Verbalnomen, das den specifischen Inhalt des Begriffs ausdrückt, während die besonderen Beziehungen von Zeit und Art auf die Hülfsverba übergegangen sind. Besonders charakteristisch für die Verwandtschaft der in beiden Fällen obwaltenden psychischen

---

[1]) Müller II, 2, S. 227 f., 242 f. (Magyarisch), S. 276 f., 288 f. (Jakutisch).

[2]) Müller II, 1, S. 377.

[3]) Vgl. z. B. die Nuba-Sprache, Müller II, 1, S. 43 f., das Baskische, ebend. III, 2, S. 23 u. a.

Motive ist hier das Lateinische, das den Uebergang zu einem ähnlichen Nominalausdruck nur da vollzog, wo die beiden zur Objectivirung anregenden Ursachen, die vollendete Handlung und der Zustand des Leidens, zusammenwirken: im Perfectum des Passivums *amatus sum*, einem in doppeltem Sinn, als Vollendetes und als Erlittenes, objectiver gewordenen Zustandsbegriff. Uebrigens greifen in den neueren Sprachen analoge Ausdrucksweisen von Perfectum und Passivum zuweilen auch auf das active Futurum (*ich werde lesen*) oder auf das Präsens über, wie im englischen *I am going*, *I am reading* etc., dem im Deutschen das dialektisch vorkommende *ich thue lesen* entspricht. Ein Motiv solcher Bildungen kann natürlich schon in der äußeren Association der Formen liegen. Immerhin dürften innere Associationsmotive mitwirken. Denn das Sprachgefühl hat den Gebrauch des Verbalnomens auch hier auf dauerndere Zustände eingeschränkt, wie solche bei einer in der Zukunft (Futurum) oder einer unmittelbar beabsichtigten, bevorstehenden Handlung (periphrastisches Präsens) in dem begleitenden Gefühl der Erwartung gegeben sind.

Hiernach sind die Bedingungen, die bei den Ausdrucksformen der vollendeten Handlung theils ein Festhalten an der nominalen Form, theils bei der Reduction der Wortformen eine Rückkehr zu ihr bewirkt haben, von wesentlich übereinstimmender Art. Schon im Bewusstsein schließen sich vergangene Erlebnisse, im Unterschiede vom unmittelbar Wahrgenommenen, mehr zu einem simultanen Gesammteindruck zusammen. Vor allem aber ist es der Effect der vollendeten Handlung, der namentlich in den Fällen, wo sie auf Objecte gerichtet ist (beim Transitivum), oder wo sie als Affection eines Objectes aufgefasst wird (dem Passivum), als ein Dauerndes und Gegenständliches erscheint. Die so erweckte objective Vorstellung ihrer bleibenden Wirkung verschmilzt nun mit der Handlung selbst zu einem Ganzen, in welchem zunächst, bei noch vorwaltender Hingabe des Bewusstseins an den Inhalt der unmittelbaren Wahrnehmung, der als Object vorhandene Erfolg der dominirende Bestandtheil ist, der die Namengebung bestimmt. Tritt dieser dann auch allmählich hinter der lebendiger sich einprägenden veränderlichen Handlung zurück, so wirkt doch jenes ursprüngliche Motiv noch längere Zeit nach; und wo etwa unter dem Einfluss von

Sprachmischungen und andern die Stabilität der sprachlichen Bildungen erschütternden Culturbedingungen die bisherigen Formen zerfallen und neue an ihre Stelle treten, da beginnt das gleiche psychische Motiv von neuem wirksam zu werden.

d. Nominalausdrücke für Nebenbestimmungen des Satzes.

Anders geartet ist die vierte Gruppe von Erscheinungen, die als Symptome eines Uebergangszustandes vorkommen. Sie bestehen in der Erhaltung der Nominalbildungen in Nebenbestimmungen des Satzes, nachdem der Hauptinhalt des letzteren bereits echte verbale Form angenommen hat. Die in Participien und Casusformen des Substantivs bestehenden Nominalbildungen erscheinen hier als Aequivalente unserer Nebensätze, zugleich aber als Vorstufen derselben, da die Sprachen, die diese Eigenschaften darbieten, zwar prädicirende Verba besitzen, mit denen sie ihre Hauptsätze bilden, aber der die Bildung der Nebensätze vermittelnden Conjunctionen und Relativpronomina im allgemeinen entbehren. (Vergl. Cap. VII, Nr. IV, 5.) Die nominale Construction der Nebenbestimmungen ist also hier offenbar nichts anderes als ein Uebergangssymptom, in welchem sich der Trieb nach reicherer syntaktischer Formung des Satzes bereits äußert. Zugleich lässt aber dieses Symptom deutlich das Grundmotiv jenes Triebes erkennen: die zunehmende Menge von Vorstellungen, die sich an die vorhandenen Hauptbestandtheile der Aussage anschließen und ihnen unterordnen. Wie bei diesen Hauptbestandtheilen selbst die zuständlichen Elemente nur langsam gegenüber den gegenständlichen zur Geltung kommen, so werden nun auch jene allmählich hinzuwachsenden Theile zunächst durchaus in gegenständlicher Form gedacht, als weitere attributive Bestimmungen der in den einfachen Satz eingehenden Gegenstandsbegriffe oder als adverbiale Casusbeziehungen zu den auf einer weiter fortgeschrittenen Stufe den Satz beherrschenden Verbalform. Auf diese Weise entstehen, namentlich wenn auch noch die Incorporirung der Objectspronomina und anderer, Art und Modus der Handlung andeutender Beziehungselemente in das Verbum hinzukommt, Constructionen, die für unser Sprachgefühl außerordentlich schwerfällig und bei wörtlicher Uebersetzung wegen der Häufung

der Attribute oft schwer verständlich sind. Wollen wir sie uns verständlich machen, so müssen wir sie eben erst in eine Menge von Nebensätzen auflösen. Mag dann aber auch bei einer solchen umschreibenden Uebertragung der Sinn im allgemeinen getroffen sein, die Form des Denkens ist eine vollständig andere geworden. Denn diese empfängt hier ihre Eigenart wesentlich durch jene an den Hauptsatz und sein Verbum sich anlehnenden Nominalbildungen. Der große Reichthum an äußeren Casusformen, der für die gleiche Sprachstufe charakteristisch ist, hängt mit den nämlichen syntaktischen Eigenschaften zusammen: denn jede besondere Weise attributiver Bestimmung fordert hier, um in substantivischer Form ausgedrückt zu werden, eine ihr entsprechende und sie zureichend kennzeichnende Casusform. So gehört denn diese Art der syntaktischen Structur zu den Eigenschaften, die sich bei der Betrachtung einer solchen Sprache in der Regel zu allererst als fremdartig aufdrängen, und hinwiederum zu denen, die einer Menge sonst in ihrem Aufbau weit abweichender Sprachen ein verwandtes Gepräge verleihen. Die Sprachgebiete, in denen die Erscheinungen am augenfälligsten hervortreten, sind die malayo-polynesischen, die amerikanischen, manche nordafrikanische, wie z. B. die Nuba-Sprachen, ferner unter den südindischen die Drāwida-Sprachen, in Europa das Baskische, und endlich aus dem weiten Gebiet der ural-altaischen Sprachen besonders die durch äußere Einflüsse weniger veränderten außereuropäischen Idiome. So findet sich z. B. in der Mandschu-Uebersetzung des neuen Testaments wörtlich der folgende Satz: *sechsten Monat in Engel Gabriel Himmels Herrn des Befehls Galiläa Landes Nazareth selbigem Ort in niedergelassen David Königs Haus Josef selbigen Mann zu verlobt Maria selbiger Jungfrau der Geschäft-zu gesandt war.* In der deutschen Uebersetzung lautet er (Lukas I, 26—27): 'Im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt Galiläas mit Namen Nazareth[1]), zu einer Jungfrau, die verlobt war einem Manne mit Namen Josef[1]) vom Hause David, und der Name der Jungfrau (war) Maria'[2]). Der Mandschu-Text löst die sämmtlichen Nebensätze in einen einzigen

[1]) Griechisch ᾗ ὄνομα Ναζαρέθ, ᾧ ὄνομα Ἰωσήφ, der der Name Nazareth (war), u. s. w.

[2]) Müller II, 2, S. 301.

Satz auf, der durch das nahe dem Anfang stehende Subject und das den Schluss bildende verbale Prädicat zusammengehalten wird. Letzteres ist zugleich als einziges Verbum stehen geblieben, alle andern Verbalausdrücke sind in attributive Nominalformen umgewandelt. Analog heißt es in der Nuba-Sprache: *Zeit dieser-in Jesus Nazareth-aus Galiläa-in kommend getauft wurde Johannes Jordan Fluss-in*, als Uebersetzung der Stelle aus dem Evangelium Marcus (I, 9). 'Und es begab sich in jenen Tagen, dass Jesus aus Galiläa in Nazareth kam, und er ließ sich taufen im Jordan von Johannes'[1]). Eng mit dieser Ausdrucksform hängt noch das in diesen Sprachen vielfach vorkommende Ueberwuchern substantivischer Hülfsbegriffe zusammen, die bald zur gegenständlichen Umschreibung eines Verbalbegriffs dienen, bald aber nur ein anderes Substantivum ergänzen. Am ausgeprägtesten zeigt dies das Malayische, nicht bloß, wie oben erwähnt, als Aequivalent des Passivums (S. 140), sondern noch in den mannigfaltigsten andern Ausdrucksformen. So z. B. wenn der Satz 'suche das Buch mit dem Licht in der Kammer' in den drei Formen wiedergegeben werden kann: *Buch Suchung-deine mit dem Licht in der Kammer*, oder: *Licht Suchungswerkzeug-dein des Buches in der Kammer*, oder: *Kammer Suchungsort-dein des Buches mit dem Licht*[2]). Redeformen wie diese machen den Eindruck, als ob der Sprechende den Inhalt der Rede noch gegenständlicher zu machen suche, indem er die Substantiva des Satzes mit weiteren gegenständlichen Vorstellungen umgibt, die den Ort oder das Werkzeug der Handlung enthalten. Natürlich darf man auch hier an keine absichtliche Verdeutlichung denken, sondern es ist die Intensität dieser begleitenden, in der concreten Anschauung enthaltenen Nebenvorstellungen, die unwillkürlich zum Ausdruck in der Sprache drängt.

Nicht minder ist wohl die in den Sprachen dieses Typus verbreitete Erscheinung hierher zu rechnen, dass das Subject der Handlung in den mannigfaltigsten, je nach den besonderen Bedingungen der Anschauung wechselnden Casusformen vorkommen kann, wobei, je nachdem das Verhältniss als ein solches des Besitzes, der

[1]) Vgl. die Uebersetzung des ganzen Capitels bei Müller III, 1, S. 51 f. Dazu L. Reinisch, Die Nuba-Sprache, 1879, I, S. 142 ff.

[2]) Müller II, 2, S. 137.

räumlichen Beziehung oder des Werkzeuges gedacht wird, ein Genitiv, Dativ, Locativ oder Instrumentalis für unseren Nominativ eintreten kann. Besonders solche Sprachen zeigen diese Erscheinung, die dem Object der Handlung durch seine Aufnahme in den Verbalausdruck eine dem Subject gleichwerthige oder es überragende Stellung anweisen, — im Vergleich mit unseren Denkformen eine Verschiebung der Begriffswerthe, in Folge deren dann auch Object und Subject leicht ihre Stellen wechseln, also jenes in den Subjects-, dieses in einen Objectscasus tritt. Hiermit ist dann zugleich eine Verschiebung des activen in einen passiven Verbalbegriff gegeben, wie er in den oben schon berührten Fällen, wo das Passivum noch nicht zu einer selbständigen Verbalform geworden ist, sondern in activen Redeformen ausgedrückt wird, als ein nach einer anderen Seite gerichtetes Symptom dieser Denkform erscheint. Die auf solche Weise zu Stande kommende mannigfaltige und wechselnde Verbindung des Verbums mit Casusformen wird aber wieder daraus begreiflich, dass das Verhältniss attributiv, nicht prädicativ, das Verbum selbst also gleich einem mit wechselnden attributiven Bestimmungen versehenen Nomen gedacht wird. Unserem 'ich liebe' entspricht daher in solchen Sprachen ein Verbalausdruck, den wir nach der Form des persönlichen Pronominalelementes durch *mir ist Liebe* oder *mich trifft Liebe* übersetzen müssten[1]. Oder in transitiver Anwendung wird ein Satz 'die Brüder haben ihre Pferde verkauft' unter Anwendung des Instrumentalis übersetzt durch: *Brüder-durch verkauft ihre Pferde*, worin das letztere Wort als Nominativ zu deuten ist[2]. Davon ist es nur grammatisch, nicht psychologisch verschieden, wenn das Baskische das Verbum selbst als eine Casusform auffasst, die je nach dem intransitiven oder transitiven Charakter die Bedeutung eines Locativ oder Instrumentalis hat, so dass 'ich gehe' eigentlich ausgedrückt wird durch *ich im Gehen*, 'mich trägst du' durch *ich im Tragen durch dich*[3]. Von hier aus führt endlich nur ein kleiner Schritt zu der völligen Assimilation der Casusformen durch das Verbum, wie sie in den Drāwida-Sprachen herrschend ist,

[1] Müller I, 2, S. 257 (Bantu-Sprachen).

[2] Ebend. III, 2, S. 75 (Awaren).

[3] Ebend. III, 2, S. 18. Vgl. hierzu auch die oben bei den Substitutionen des Passivums angeführten Erscheinungen, S. 140 f.

wo demnach ein beliebiger Verbalausdruck ganz wie ein Nomen declinirt wird, so dass eine Form wie ‘ich trage’ zunächst nominal gefasst wird: *tragend-ich*, und dann durch Anfügung von Casussuffixen übergeht in *tragendem mir*, *tragenden mich* u. s. w.[1]). Gerade diese Mischformen, in denen doch das nominale Moment überwiegt, bilden dann auch eine wesentliche Hülfe bei dem Ausdruck von Redebestandtheilen, die wir durch Nebensätze wiedergeben, mittelst einheitlicher Nominalbildungen.

Verräth sich uns in diesen Uebergangserscheinungen, ebenso wie in der vielfach noch vollständig erhaltenen Gleichheit nominaler und verbaler Wort- und Begriffsformen, unzweideutig das Nomen in seiner primären, substantivischen Bedeutung als diejenige sprachliche Form, die wahrscheinlich überall die ursprünglichste gewesen, und aus der erst allmählich und in den einzelnen Sprachgebieten mit sehr verschiedener Vollständigkeit die Differenzirung in Nominal- und Verbalformen eingetreten ist, so erhebt sich nun die weitere Frage: durch welche Bedingungen und in welchen Formen hat sich dieser Vorgang der Differenzirung vollzogen? Auch hier werden wir freilich in der Sprache selbst nur gewisse äußere begleitende Merkmale erwarten dürfen, die als Symptome der tiefer liegenden psychischen Motive zu deuten sind. In diesem Sinne gibt es aber in der That zwei Uebergangserscheinungen, die uns überall wieder begegnen. Die eine besteht in der Verbindung von Pronominalformen mit dem Wortstamm; die zweite in der Beifügung und allmählich immer enger werdenden Verbindung von Hülfswörtern, die entweder selbständige Nomina oder aber auch von Anfang an unselbständige Elemente, Partikeln von irgend einer den Begriff verändernden Wirkung sein können. Mag die eine oder die andere dieser Bedingungen auf einer gegebenen Sprachstufe mehr hervortreten, das Wesentliche des Vorgangs besteht überall in dem Zusammenwirken beider. Durch die Pronominalelemente empfängt die Verbalform ihre Beziehung auf ein Subject, das als Träger der Handlung oder des Zustandes gedacht wird, und zuweilen außerdem, bei den auf ein Object gerichteten Handlungen, auch die Beziehung auf dieses.

---

[1]) Müller III, 1, S. 198 f.

Die Hülfswörter scheiden zunächst den Verbalbegriff nach seinem allgemeinen Charakter, als einen Zustand oder Vorgang, von dem gegenständlichen oder adjectivischen Begriffsinhalt des Nomens, das mit dem gleichen Wortstamm bezeichnet werden kann. Sodann drücken solche Hülfswörter die besonderen Modificationen der Bedeutung aus, die je nach Art und Zeitverlauf des Zustandes ein bestimmter Verbalbegriff annehmen kann. Geht in dieser Hinsicht die Function der beiden Hülfselemente des Verbums, der persönlichen und der, wie wir sie im Gegensatze dazu wohl nennen können, sachlichen, wesentlich aus einander, so nähern sie sich nun aber in ihrem Verhalten dadurch, dass sie sichtlich in allen Sprachen allmählich jene Stadien der Agglutination und der apperceptiven Verschmelzung durchlaufen, die wir auch bei sprachlichen Neubildungen als die regelmäßigen Stufen des synthetischen Processes der Wortbildung beobachten[1]).

### 4. Pronomina als Elemente der Verbalbildung.

Unter den beiden Verbindungsprocessen, die als die wesentlichen Momente in der allgemeinen Entwicklung der Verbalformen erscheinen, liegt der erste, die Einwirkung der persönlichen Begriffselemente, verhältnissmäßig am klarsten in seinen verschiedenen Stadien vor. Dabei scheint aber dieser Vorgang in verschiedenen Sprachgebieten wieder in zwei abweichenden Gestaltungen aufzutreten, von denen die eine aus der Entstehung eines selbständigen Personalpronomens, die andere aus der eines Possessivpronomens oder pronomischer Elemente von possessiver Bedeutung ihren Ursprung nimmt.

#### a. Das Personalpronomen als ursprüngliches Verbalelement.

Das Personalpronomen gehört in sehr vielen, wenngleich keineswegs in allen Sprachen (S. 41), zu den frühesten, und es gehört dann stets auch zu den in seinen lautlichen Grundelementen beharrlichsten Bestandtheilen der Sprache. Dies wird vor allem durch die nahen Beziehungen erwiesen, die sich in diesem Falle selbst da

[1]) Vgl. Cap. V. S. 614.

noch finden, wo im sonstigen Wortschatz die Uebereinstimmungen verwandter Sprachen außerordentlich spärliche sind, wie die der semitischen und der hamitischen oder der uralischen und der altaischen Sprachengruppe, Gebiete, wo im übrigen oft nur noch die Structur der Sprachen eine Verwandtschaft verräth [1]). Nichts deutet aber an, dass persönliche Wesen ursprünglich anders von der Sprache aufgefasst werden als andere Gegenstände (S. 45). Darum steht diese frühe Entwicklung des Personalpronomens mit der weiten Verbreitung von Nominalformen an Stelle der späteren verbalen Bildungen durchaus nicht im Widerspruch. Gerade in den Fällen, in denen das erstere anscheinend am meisten eine ursprüngliche Selbständigkeit zeigt, sind echte Verbalbildungen keineswegs etwa in bevorzugter Weise entstanden. Vielmehr gehören solche Sprachgebiete häufig zu denjenigen, in denen der Verbalstamm einen nominalen Charakter bewahrt hat. Charakteristisch ist in dieser Beziehung vor allem die Bildung der Verbalausdrücke in den malayo-polynesischen Sprachen, besonders in dem polynesischen Zweig derselben. Das Pronomen wird hier dem Wortstamm vorangestellt, ohne sich mit ihm zu einer Worteinheit zu verbinden. Die Person und ihre Handlung oder der von ihr prädicirte Begriff bleiben also im Bewusstsein gesonderte, gegenständlich gedachte Vorstellungen, und ob Begriffe wie *ich Mensch* = 'ich bin ein Mensch' oder *ich liegen* = 'ich liege' zu einer Aussage vereinigt werden, bleibt für die Auffassung des Verhältnisses offenbar gleichgültig, da dasselbe Wort, das wir als Präsensform des Verbums 'liegen' deuten können, in andern Verbindungen auch in der substantivischen Bedeutung 'Lage' vorkommt. Indem in diesen Sprachen das Possessivum durch den Genitiv des persönlichen Pronomens ausgedrückt wird (S. 53), ist dann freilich eine gewisse Unterscheidung zwischen Verbal- und Nominalausdruck vorhanden: *ich Diener* im Sinne von 'ich diene' und *Diener meiner* (mei) im Sinne von 'mein Diener' sind durch

---

[1]) Unter diesen Beziehungen ist übrigens die der uralischen zur altaischen Sprachengruppe zweifelhafter (vgl. die früher, Cap. III, S. 333 Anm. 1, angeführten Beispiele, sowie die Paradigmen bei Müller II, 2, S. 214 ff., 274 ff.). Augenfälliger ist die Verwandtschaft zwischen den Pronominalbildungen der hamitischen und semitischen Sprachen (ebend. III, 2, S. 253 ff., 353 ff.).

Casusform und Wortstellung geschieden. Gleichwohl fällt diese Scheidung eigentlich noch ganz in das Gebiet der Casusformen des Nomens, nicht in das der Wortclassen: im ersten Fall wird nur dem Subjectsnomen ein anderes ebenfalls im Subjectscasus prädicativ oder, wohl richtiger gesprochen, als Attribut zugeordnet, im zweiten Fall wird umgekehrt einem Objectsnomen ein Subjectsnomen im Besitzcasus attributiv beigefügt[1]).

b. Das Possessivpronomen als ursprüngliches Verbalelement.

Ungleich verbreiteter erscheint auf einer früheren Sprachstufe das Possessivpronomen als ursprüngliches Mittel der Umwandlung von Wortformen mit nominaler in solche von verbaler Bedeutung. Auf welchem Wege hierbei auch die Bildung des Possessivums selbst vor sich gegangen, ob es die ältere, dem Personale vorausgehende, oder umgekehrt eine irgendwie aus diesem entwickelte Form sein mag (S. 52 f.), in vielen Sprachen bildet es das einzige, in andern wenigstens ein mitwirkendes Mittel für jene Verbindung des Wortes mit dem Personenbegriff, die überall das wesentliche Moment in der Entwicklung der Verbalformen bildet; und von frühe an sind es offenbar gerade die Possessivelemente, die vorzugsweise zur Erzeugung einheitlicher Wortformen von verbaler Bedeutung führen. Denn während dort, wo sich das Personalpronomen mit einem Wortstamm von prädicativem Inhalt verbindet, wie in den polynesischen Sprachen, die beiden Bestandtheile des Verbalausdrucks nicht zu einem Wortganzen verschmelzen, ist umgekehrt das einmal entstandene Possessivum in hohem Grade zur Bildung solcher Verschmelzungen geneigt. Diese verschiedene Stellung beider Pronominalformen zum Verbum ist aber eine psychologisch begreifliche Folge ihrer eigenthümlichen Begriffsinhalte. Die Person und das ihr beigelegte Prädicat bilden eine Zweiheit, deren Glieder auch unabhängig von einander vorgestellt werden können: jede solche Verbindung ist daher eine zweigliedrige Aussage, bei der das alle Satzfügung beherrschende Gesetz der dualen Zerlegung der Gesammtvorstellungen

[1]) Vgl. über die im Einzelnen wieder etwas abweichenden und besonders im Melanesischen und Malayischen einer engeren Verbindung der Pronominalbestandtheile sich nähernden Verhältnisse Müller II, 2, S. 24, 35, 72, 79, 119, 127 ff.

fortan seine Wirkungen geltend macht[1]). Anders verhält sich der Gegenstand und seine attributive Beziehung zu der durch das Possessivpronomen bezeichneten besitzenden Person. Sie bilden in der Vorstellung eine untrennbare Einheit. Während also in der Verbindung 'ich Mensch' (in der Bedeutung 'ich bin ein Mensch') die Vorstellungen des ich und des Menschen gesondert bleiben, weil sie im Denken einander gegenübergestellt werden, ist 'mein Haus' ebenso gut wie 'das Haus' nur ein einziges Object. Der Umstand, dass ich es besitze, ändert zwar den Begriffswerth dieser Vorstellung, aber er ändert nichts an ihrem in der Anschauung gegebenen Vorstellungsinhalt. Gerade bei dem dem Possessivum nahestehenden Genitivverhältniss äußert sich ja die nämliche Affinität zum zugehörigen Begriff darin, dass sich dieser Casus enger als die andern und vielfach ohne besondere Beziehungselemente an denselben anschließt (Vergl. oben S. 90 ff.). Dieser inneren Affinität der Vorstellungen entspricht es demnach durchaus, dass die aus Verbindungen mit dem Possessivum bestehenden Redeformen allmählich zu Worteinheiten werden, in denen die Pronominalelemente nicht mehr selbständige Begriffe, sondern bloße Begriffselemente ausdrücken — ein Vorgang psychischer Verschmelzung, dem die allmähliche Contraction und Assimilation der Laute parallel gehen, wiederum mit der fördernden Rückwirkung, die solche Lautänderungen auf die psychischen Verbindungen auszuüben pflegen. Die so entstandenen Possessivelemente können nun aber ursprünglich um so mehr mit Wortstämmen von nominalem wie von verbalem Begriffsinhalt verschmelzen, je weniger beide Begriffsformen selbst schon deutlich geschieden sind. Hiermit hängt wohl eine Thatsache zusammen, die uns auf primitiveren Bildungsstufen der Sprache vielfach begegnet. Sie besteht darin, dass, wo überhaupt einmal Pronominalelemente vorkommen, die fester mit dem zugehörigen Wortstamm verwachsen sind, solche von possessiver Bedeutung die constanteren sind. Personale Elemente, die sich ihnen gegenüber lautlich differenzirt haben, können entweder ganz fehlen oder nur minimale Unterschiede darbieten[2]). Diese

[1]) Vgl. über dieses Gesetz Cap. V, S. 619 f. und Cap. VII. Nr. III.

[2]) Es mag hier genügen, einige Beispiele afrikanischer und amerikanischer Sprachen anzuführen, in denen wegen der unausgebildeten Verbalformen einerseits und ihrer ausgesprochenen Neigung zur Wortverschmelzung anderseits die Erschei-

Thatsache legt die Annahme nahe, dass der Uebergang vom selbständigen Pronomen zum Pronominalelement am frühesten und allgemeinsten beim Possessivum erfolgt ist, und dass sich vielfach erst secundär daran die Entwicklung personaler Elemente angeschlossen hat.

Gleichwohl ist nur in seltenen Fällen eine Bildung der Verbalformen mit possessiven Pronominalelementen erhalten geblieben. Häufiger dagegen weisen gewisse Eigenthümlichkeiten der Wortbildung auf einen solchen Ursprung zurück. So kommt es vor, dass die personalen von den possessiven Elementen weniger abweichen als von dem vollständigen Personalpronomen, oder dass das Personalelement zwischen dem Possessivelement und dem selbständigen Pronomen die Mitte hält. In solchen Fällen wird man eine doppelte Attraction voraussetzen dürfen: eine, die von den zuvor entstandenen Possessivelementen, und eine andere, die von den selbständigen Personalformen ausgeht[1]. Ferner können sich Possessiv- und

nungen am meisten hervortreten. Auf afrikanischem Gebiet findet sich in folgenden Sprachen bloß eine Form von Affixen, die ihrem Charakter nach als possessive aufzufassen sind: Hottentottisch (Müller I, 2, S. 2, 9), Bari (64), Vei (149). Minimale Unterschiede der verbalen Affixe finden sich in der Ibo- und der Baghirmisprache (S. 119, 175); völlig abweichende Personal- und Possessivaffixe bei den Wolof (90), Tsullom (109 f.), Ewe (Yoruba u. s. w. 130) Efik (137), Mandingo (149), Logonē (163), Hausa (221). Auf amerikanischem Gebiet zeigen namentlich die nordamerikanischen Idiome ein fast ausschließliches Vorkommen von Possessivaffixen: so die der Eskimos, bei denen jedoch das intransitive Verbum mit dem vollen Personalpronomen zusammengesetzt ist (ebend. II, 1, S. 180), ferner der Athapasken (187), Algonkin (198), Irokesen (208), Dakota (207); auf süd- und mittelamerikanischem Gebiet die sonorischen Sprachen (273), die der Mixteken, Zapoteken und Inka (299, 303, 373). Im übrigen finden sich im Süden häufiger beide Affixformen: so im Aztekischen (263), bei den Otomi (279) und Totonaken (289). Diese Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie dürfte aber ein ungefähres Bild dieser Verhältnisse geben.

[1]) Man vergleiche z. B. die nachstehenden Pronominalformen der Ibo-Sprache:

| | Selbst. Form | Possessiv- | Personalaffix |
|---|---|---|---|
| 1. Pers. | me | m | m |
| 2. Pers. | ni, gi | ni, gi | ni, i |
| 3. Pers. | ya | ya | ya, o. |

Häufig zeigt sich in diesen Fällen noch die weitere Erscheinung, dass sich die Differenzirung der Elemente auf den Singular beschränkt. So fallen in der Ibo-Sprache in den drei Personen des Plural selbständiges Pronomen, Possessiv- und Personalaffix vollständig zusammen. Aehnliches beobachtet man in manchen australischen Sprachen (Müller II, 1, S. 9). Die Erscheinung weist mit vielen andern, ihr

Personalelemente in ihrer Lautgestalt völlig gleichen und nur in ihrer Stellung zu dem sie tragenden Wortstamm eine begriffliche Differenzirung erfahren haben, indem z. B. die Suffixstellung eine possessive, die Präfixstellung eine personale Bedeutung annimmt, so dass das Wort dort nominale, hier verbale Function besitzt. Doch ist dieses Verhältniss kein constantes, da auch umgekehrt das Nomen die pronominalen Präfixe, das Verbum die Suffixe zu sich nehmen kann[1]). Der fließende Charakter aller dieser Erscheinungen gibt sich endlich auch darin zu erkennen, dass in einem Zustand, wo sich bereits deutlich geschiedene personale und possessive Ausdrücke gebildet haben, manche Sprachen noch in einem Zustand des Schwankens verharren, indem sie neben einander beide

---

analogen auf den großen Einfluss hin, den die Häufigkeit des Gebrauchs auf die Differenzirung der Formen ausübt. Je seltener eine Form in der Sprache vorkommt, um so mehr bewahrt sie ihren ursprünglichen Charakter. Das ich und du sind aber natürlich von weit häufigerem Gebrauche als das wir und ihr.

[1]) Das zuerst angeführte Stellungsverhältniss findet sich neben ganz geringen Lautdifferenzen in der Sprache der Logonē (Müller I, 2, S. 163 f.), das Umgekehrte, präfigirte Elemente mit possessiver nnd nominaler, suffigirte mit personaler und verbaler Bedentung, in manchen amerikanischen Sprachen, z. B. bei den Moxos (II, 1, S. 347) und den Kiriri (ebend. S. 394). Erwägt man, dass in der Gruppe der Negersprachen, zu denen das Logonē gehört, die Suffix-, in den amerikanischen Sprachen dagegen die Präfixbildung vorherrscht, so ergibt sich jener Gegensatz ohne weiteres wieder als eine Folge der relativ späten Differenzirung der verbalen Form. Natürlich hat man aber auch hier diese Differenzirung nicht als eine absichtliche Wortveränderung zum Behuf der Unterscheidung von Nomen und Verbum oder von Person und Besitz aufzufassen. Das hieße wieder Ursache und Wirkung verwechseln und dem Sprechenden die Fähigkeit zutrauen, dass er die zwei Wortarten begrifflich bereits klar unterschieden habe, ehe sie in seiner Sprache vorhanden waren. Vielmehr wird sich in jenem Stadium, in welchem sich der possessive in einen personalen Ausdruck umwandelte, zunächst der Begriff der handelnden Person derart in den Blickpunkt des Bewusstseins gedrängt haben, dass sich der ihm entsprechende Bestandtheil des Wortes, das Possessivelement, aus seiner bisherigen Verbindung löste, um sich nun dem Wortstamm an der Stelle zu affigiren, wo dieser für die Anfügung selbständiger gedachter Elemente überhaupt Raum bot. So wurde das Pronominalelement allmählich zu einem personalen, weil es unter dem Einfluss jener vorbereitenden psychischen Motive seine Stellung wechselte; es wechselte aber nicht seine Stellung, weil es bereits zu einem personalen geworden war. Der Stellungswechsel als solcher bezeichnet nur eine Verschiebung des Focus der Aufmerksamkeit, die als bedingendes Moment wirkte. Auch wird man annehmen dürfen, dass, so lange der bloße Stellungsunterschied die Bedeutung der Elemente scheidet, eine vollständige Abspaltung des Personal- aus dem Possessivbegriff überhaupt noch nicht eingetreten ist.

Ausdrucksformen, die nominale und die verbale, anscheinend in der gleichen Bedeutung anwenden, so also, dass die Formen 'ich nehme' und 'mein Nehmen' in gleichem Sinne neben einander vorkommen. Dabei ist es wiederum für die Art dieses Uebergangs bezeichnend, dass sich das personale Affix zunächst regelmäßig mit nominalen adjectivischen oder substantivischen Ausdrücken verbindet, während das possessive bei Wortstämmen von verbalem Begriffsinhalt noch erhalten bleibt: also *ich gut*, *ich Vater* für 'ich bin gut', 'ich bin Vater', aber *mein stehen*, *dein stehen* für 'ich stehe', 'du stehst' u. s. w.[1]) Hier erklärt sich die größere Affinität des eigentlichen Nomens zu den personalen Elementen psychologisch ohne weiteres aus jener Gegenüberstellung von Person und Gegenstand oder Eigenschaft, die wir oben (S. 47) als einen Ausgangspunkt für die Entwicklung eines selbständigen Personalpronomens kennen lernten. Die nämlichen Bedingungen, die diese begünstigten, müssen aber natürlich auch der Differenzirung personaler Affixe förderlich gewesen sein. Aus diesem Zwischenstadium, wo ohne Rücksicht auf temporale und modale Bedeutung Formen mit personalen und possessiven Elementen noch neben einander vorkommen können, erklärt es sich endlich, dass bei weiter fortschreitender Entwicklung und Ausbreitung der persönlichen Verbalformen die possessive Ausdrucksweise schließlich vorzugsweise bei Verbalbegriffen zurückbleibt, bei denen der sonstige Bedeutungsinhalt eine gegenständliche Association hervorruft[2]).

c. Bildung personaler unter associativer Einwirkung possessiver Pronominalelemente.

Nicht selten begegnen uns unter den Pronominalelementen des Verbums eigenartige Formen, die sich zwar an die Personalpronomina anzulehnen scheinen, bei denen aber außerdem ein associativer Einfluss der Possessivelemente wahrscheinlich ist. Diesen Fall kann man als einen dritten betrachten, der zwischen den zwei zuvor besprochenen, der Bildung aus Personale und Possessivum, mitten inne steht. Für eine solche associative Wirkung der Possessivelemente

[1]) Vgl. Müller II, 1, S. 115 f. (Jenissei-Ostjakisch).

[2]) Siehe oben S. 136 ff.

spricht vor allem das Vorkommen von Bildungen, die gleichzeitig den Lautformen der persönlichen Pronomina und der Possessivelemente ähnlich sind, während diese selbst erheblicher von einander abweichen. Die Verschmelzung der Personalelemente mit dem Verbum lässt sich dann vielleicht als ein Process betrachten, der von den persönlichen Pronominalformen ausging, dabei aber zugleich der Associationswirkung der mit dem Possessivpronomen zusammengesetzten Nominalbildungen ausgesetzt war. Das Nomen mit dem es determinirenden Possessivelement und der einen Verbalbegriff in sich schließende Wortstamm mit dem ihm zugeordneten Personalpronomen wurden unmittelbar als gleichartige Verbindungen gefühlt, von denen sich die zweite durch Verdichtung und Verschmelzung ihrer Bestandtheile um so mehr der ersten associativ anpasste, je mehr in der Periode der Entstehung dieser Wortformen überhaupt beide noch in einander flossen, so dass ein und derselbe Inhalt bald in der possessiven, bald in der personalen Form ausgedrückt werden konnte. Dem entspricht es, dass in den meisten Fällen die personalen den possessiven Elementen auch in ihrer äußeren Stellung gefolgt sind, indem sie als Suffixe mit dem Wortstamm verschmolzen, gemäß der bei der Nominalbildung erörterten Bedingung, wonach die einen Begriff bloß determinirenden Elemente zunächst hinter dem Begriffsinhalte selbst, wie im Bewusstsein, so in den Ausdrucksmitteln der Sprache zurücktreten[1]). Von da an gehen nun aber die in Folge der Wortverschmelzung eintretenden Lautänderungen beider Formen pronominaler Elemente verschiedene Wege. Dabei überholt meistens der Process fortschreitender Lautverschmelzung innerhalb der späteren Entwicklung die frühere, indem die personalen Suffixe noch in höherem Grade als die possessiven lautlich verkürzt werden. Diesen Unterschied wird man wohl darauf zurückführen können, dass die Verbindungen der Personalelemente, einmal entstanden, angesichts der großen Bedeutung des Verbums im Satze bald eine Vorherrschaft des Gebrauchs in der Sprache gewinnen, wogegen die Verwendung der Possessivelemente von dem Augenblick an zurückgeht, wo die Verdrängung der Nominalausdrücke von verbaler Bedeutung durch wahre Verbalformen ihnen

[1]) Vgl. oben S. 124 ff.

das weiteste Gebiet ihrer früheren Anwendung entzieht. Mit der Häufigkeit des Gebrauchs werden aber nicht nur, nach einem bei allen Wortzusammensetzungen zu beobachtenden Gesetze, die Verbindungen inniger, sondern sie werden auch durch die fortschreitende Verschmelzung der Beziehungselemente in ihrer Lautgestalt einheitlicher und in ihren determinirenden Bestandtheilen stark verändert[1].

### 5. Die drei Personen des Verbums.

Auf welche Weise nun auch die Personalelemente des Verbums entstanden sein mögen, erst in dem Augenblick, wo sie sich begrifflich differenzirt haben, ist das Verbum als eine dem Nomen selbständig gegenüberstehende Wortform vorhanden. Denn erst der mit diesem neuen Pronominalelement verschmolzene Wortstamm bringt jenen wesentlichen Inhalt des Verbalbegriffs zur Geltung, wonach dieser einen Zustand im weitesten Sinne dieses Wortes enthält, als ein Verhalten, das zunächst in Beziehung auf eine Person oder auf einen persönlich gedachten Gegenstand vorgestellt und dann von hier aus allmählich auf andere Gegenstände übertragen wird. Diese Beziehung als solche wird erst durch das vollständig von dem Possessivbegriff losgelöste Personalelement ausgedrückt. In dieser Bedeutung des Personenbegriffs liegt es zugleich psychologisch begründet, dass das Element der dritten Person in der Verbalform fehlen kann, sobald ein selbständiges Nomen vorhanden ist, auf das der Zustand bezogen wird. Dadurch, dass sich in

[1]) Es ist bemerkenswerth, dass hinsichtlich dieser Wirkungen des Gebrauchs Grundelemente und Beziehungselemente aus naheliegenden psychologischen Gründen ein diametral entgegengesetztes Verhalten darbieten. Die Grundelemente, der »wurzelhafte« Bestand eines Wortes, wird durch häufigen Gebrauch gegen associative Lautangleichungen geschützt: so erklären sich die gerade beim Pronomen vorkommenden, auf diesem conservativen Einflusse beruhenden »Suppletiverscheinungen« *ich mir*, *ego mihi* etc., vgl. oben S. 47. Die Beziehungselemente dagegen werden um so leichter im Fluss der Rede contrahirt und verstümmelt, je mehr sie gebraucht werden. Auch leistet dem Vorgang in diesem Fall die associative Angleichung keinen Widerstand, weil eine solche um so weniger wirksam wird, je mehr sich die Wortformen von andern Verschmelzungsproducten der gleichen Beziehungselemente nach Laut und Begriff gesondert haben. Die Personalelemente des Verbums verhalten sich in dieser Beziehung ähnlich wie die Casuselemente des Personalpronomens (vgl. oben S. 154 Anm. 1).

den auf solche Art erweiterten Beziehungen zu Gegenständen verschiedenster Beschaffenheit, zu lebenden wie leblosen, zu im eigentlichen Sinne persönlichen und unpersönlichen, das Verbum in seiner Verbindung aus jenen Bestandtheilen als Zustandsbegriff behauptet, erfährt zugleich das Personalelement gerade in der Sphäre der »dritten Person« jene Erweiterung seines Umfangs, in Folge deren es nun die Bedeutung des Gegenstandes überhaupt annimmt.

Hierin zeigt sich aber auch, dass diese von der Grammatik als »dritte Person« bezeichnete Verbalform gegenüber der ersten und zweiten eine wesentlich abweichende Stellung einnimmt. Nur diese letzteren sind im eigentlichen Sinne Personen. Nur für sie entwickelt die Sprache durchgängig selbständige Formen des Personalpronomens, während die dritte in das Gebiet des Demonstrativums hinüberreicht. Für die Ausbildung des Personenbegriffs selbst ist die erste Person von entscheidender Bedeutung. Wohl gilt auch im Gebiet der Sprache, dass das Ich und das Du nur im Verhältniss zu einander möglich sind, da es keine Sprache gibt, die nicht Ausdrücke für diese beiden Personen zugleich entwickelt hätte. Aber seinen Inhalt empfängt der Personenbegriff doch nur von der ersten Person, von dem, was das Ich an sich selbst wahrnimmt, und dieser Inhalt wird dann unmittelbar auf zweite und dritte Personen übertragen. Insbesondere gewinnt der Personenbegriff aus dieser Selbstauffassung des Ich dasjenige Merkmal, das ihn zum Träger des Zustandsbegriffs macht und dadurch zur Entwicklung des Verbums überhaupt befähigt. Von dem beharrenden Selbstbewusstsein scheiden sich die wechselnden Zustände. Der adäquate Ausdruck dieses Verhältnisses ist daher in der Sprache von dem Moment an vorhanden, wo das den Personenbegriff repräsentirende Personalelement mit dem die Zustandsvorstellung enthaltenden Wortstamm zu einer Einheit verschmilzt. Denn erst von da an wird eben der in dem Wortstamm enthaltene Begriff zu einem Zustand, der auf ein zu Grunde liegendes Substrat bezogen ist. Als Substrate von Zuständen werden zunächst in unmittelbarer associativer Anlehnung an das Ich Personen gedacht. Unvermeidlich drängt dann aber die Wahrnehmung des dem Wechsel und Beharren des eigenen Selbst analogen Verhaltens der unpersönlichen Gegenstände zu einer Ausdehnung des Zustandsbegriffs auf Objecte überhaupt.

Damit ist zugleich jener Uebergang der dritten Person zu der weiteren Bedeutung vermittelt, die ihr allmählich in der Anwendung der Verbalformen die überwiegende Bedeutung sichert. Nachdem die dritte Person durch die ihr immanente Entwicklung zum allgemeinen Gegenstandsbegriff geworden ist, der, im Unterschied von der ersten und zweiten, Personen und Sachen gleichzeitig umfasst, ergibt es sich nun als eine nothwendige weitere Folge, dass im Satze, im selben Maße, wie sich die Sprache reicher entwickelt und in den Dienst von Zwecken tritt, die über das momentane Bedürfniss hinausreichen, jene »dritte« Person des Verbums vorherrscht. Beschreibung, Erzählung, Erklärung bewegen sich in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle in Aussagen über sie, die aber selbst in der Regel nicht Person, sondern Sache ist.

So liegen schließlich die Motive zur Entwicklung des Verbalbegriffs in der gleichen Richtung mit jenen Bedingungen, die innerhalb der wissenschaftlichen Bethätigung des Denkens zum Begriff der Substanz führen. Denn die Substanz in ihrer allgemeinsten logischen Bedeutung ist eben dasjenige, was wir als die Grundlage wechselnder Zustände voraussetzen. Das beharrende Selbstbewusstsein mit seinen wechselnden Inhalten, die »erste Person«, ist hierzu die ursprüngliche Vorbedingung. Die Substanz ist, bildlich ausgedrückt, die Projection dieses eigenen Seins auf die Welt der Objecte. In diesem Sinne sind die Objecte »dritte Personen«, wie die Grammatik mit unbewusstem, durch die Formen der Sprache wider Willen ihr aufgenöthigtem Tiefsinn es ausdrückt. Es würde verfehlt sein, wollte man, wozu die Verführung ja nahe liegt, in jener als Quelle aller Zustandsbegriffe vorauszusetzenden Apperception der Objecte in der Form der dem Subjecte selbst immanenten Eigenschaften einen Vorgang erblicken, der an und für sich schon als eine mythologische Belebung der Dinge aufzufassen wäre [1]). Vielmehr ist diese substantielle Apperception zwar die nothwendige Vorbedingung der personificirenden Apperception, die uns als die ursprüngliche Quelle aller Mythologie begegnen wird [2]). Aber sie ist nicht diese selbst; und so leicht sie unter gewissen Bedingungen

[1]) Vgl. hierzu Cap. VII, Nr. I.

[2]) Vgl. den zweiten Band dieses Werkes.

in sie übergeht, so geschieht dies doch auch auf primitiven Stufen des Denkens keineswegs durchgehends, sondern es bedarf zur Entstehung der mythologischen Denkformen immer noch weiterer hinzutretender Einflüsse. Ebensowenig darf man aber in diese natürliche Entwicklung des Denkens Begriffe hinübertragen, die einer späten philosophischen Stufe abstracter Begriffsbildung angehören. Auch zu ihr ist in jener »substantiellen« Apperception, bei der man darum noch nicht im mindesten an den Substanzbegriff der Philosophie oder Naturwissenschaft denken darf, höchstens die allererste Bedingung gegeben. Diese Bedingung besteht eben darin, dass jedes Ding als ein Etwas aufgefasst wird, das sich in jedem Moment der Wahrnehmung in einem bestimmten Zustande darbietet, der im nächsten Moment einem andern Platz machen kann.

In der Wirksamkeit der substantiellen Apperception lassen sich aber nach den Zeugnissen der Sprache, wie sie uns in erster Linie in der oben geschilderten Entwicklung der Verbalformen entgegentreten, zwei Hauptstadien unterscheiden: ein erstes, in welchem das Denken vorzugweise den Gegenstand in seinem in einem gegebenen Augenblick vorhandenen und durch bestimmte, fest verbundene Eigenschaften charakterisirten Dasein auffasst; und ein zweites, in welchem sich vorwiegend der Zusammenhang und der Wechsel auf einander folgender Zustände zur Apperception drängt. Dort ist die Auffassung des Gegenstandes und seiner ihm ohne die Beziehung auf Zeit- und sonstige Bedingungen zukommenden Eigenschaften vorherrschend: es ist die Stufe des gegenständlichen Denkens. Hier ist es der Wechsel der Gegenstände, und sind es die Veränderungen ihrer Eigenschaften und ihrer Beziehungen zu einander, die eine stärker hervortretende Rolle im Bewusstsein spielen: es ist die Stufe des zuständlichen Denkens. Das gegenständliche Denken fasst Handlungen wie Eigenschaften als einen Besitz auf, der bald dem denkenden Subject, bald andern Personen oder Objecten zugehört. So nimmt selbst da, wo der Uebergang zu Verbalformen am nächsten liegt, deren Stelle ein nominaler Ausdruck ein, zu dem das possessive Pronomen ergänzend hinzukommt. Das zuständliche Denken lässt an die Stelle dieser an dem Bilde des einzelnen Gegenstandes mit der Gesammtheit seiner Eigenschaften festhaftenden Vorstellung des Besitzes die allgemeinere einer

Gebundenheit wechselnder Zustände und Vorgänge an einen sie tragenden Gegenstand treten. Es vollzieht aber diesen Uebergang zunächst von jenem Centrum aus, das überhaupt der Ausgangspunkt aller substantiellen Apperception ist, von dem eigenen Ich. So wird mit innerer Nothwendigkeit das an den Gegenstand sich anlehnende Besitzpronomen durch das persönliche Pronomen und die ihm begrifflich äquivalenten Pronominalelemente ersetzt. Indem die letzteren mit dem Wortstamm verschmelzen, stempeln sie diesen von selbst zum Zustandsbegriff, weil ja eben das persönliche Pronominalelement nicht mehr als attributive Bestimmung des Begriffsinhalts, sondern als das Subject gedacht ist, von dem dieser Inhalt prädicirt wird. So bezeichnet die Entstehung des Verbums eine der größten, wahrscheinlich die allergrößte Revolution, die die Geschichte des menschlichen Denkens überhaupt aufzuweisen hat. Aber auch diese vorhistorische Revolution hat sich nicht plötzlich, sondern allmählich vorbereitet und vollzogen, wie uns vor allem jene Spuren von Uebergangszuständen verrathen, deren oben gedacht wurde.

Mit der Verschmelzung des Wortstammes und des persönlichen Pronominalelementes zur Worteinheit ist zunächst, so lange nicht weitere determinirende Elemente hinzukommen, nur eine unbestimmte Verbalform gegeben. Die Art der Handlung, ihre Zeitverhältnisse, ihre subjectiven Bedingungen bleiben noch völlig dahingestellt. Eben wegen dieser Unbestimmtheit bleibt die so entstandene einfache Verbalform fortan als Ausdruck der einfachen Wirklichkeit eines Zustandes oder Vorganges bestehen. Nachdem sich andere Formen aus ihr entwickelt haben, pflegt dann diese ursprüngliche Form als »Indicativ des Präsens Activi« bezeichnet zu werden — ein Name, der sich freilich gegenüber ihrer allgemeinen Bedeutung als zu eng erweist, weil eben diese Präsensform zugleich die Urform des Verbums überhaupt ist.

### 6. Hülfswörter als Elemente der Verbalbildung.

Jene besonderen Formen des Verbums, die wir als die Modificationen des allgemeinen Verbalbegriffs oder nach der Sprache der Grammatik als die Genera, Modi und Tempora des Verbums

unterscheiden, knüpfen an eine zweite, mit der Verschmelzung der Pronominalelemente zusammentreffende Entwicklung an, die von einer andern Seite her den im Verbum liegenden Zustandsbegriff gegen die substantivischen und objectivischen Nominalbegriffe abzusondern beginnt. Sie besteht darin, dass zu einem Wort mit nominaler Bedeutung Hülfswörter hinzutreten, die durch ihren eigenthümlichen Begriffsinhalt zuständlicher Natur sind, und die nun diese zuständliche Bedeutung auch auf den mit ihnen verbundenen Hauptbegriff übertragen. Noch lassen sich solche Hülfswörter in den Anfängen dieser Entwicklung nicht als »Hülfsverba« bezeichnen, da ein bestimmter Unterschied zwischen Nomen und Verbum überhaupt noch nicht besteht. Vielmehr ist es allein der Begriffsinhalt jenes Hülfswortes, der seine Affinität zu dem zukünftigen Verbalbegriff begründet. Diesen Begriffsinhalt überträgt dann das Hülfswort auf das Hauptwort, mit dem es allmählich verschmilzt. Es überträgt ihn aber, da sich in Folge der Verbindung die Urbedeutung verdunkelt, in allgemeinerer und unbestimmterer Form, eine Veränderung, wodurch zugleich der verbale Begriffswandel des Hauptwortes wesentlich unterstützt wird. Dabei sind die Hülfswörter entweder selbst Wörter von unabhängigem Begriffsinhalt, oder sie sind Partikeln, die von vornherein bloß in Anlehnung an andere, selbständige Wörter vorkommen. Ferner können die letzteren, der unten (in Nr. VI) zu erörternden verschiedenen Bildungsweise der Partikeln entsprechend, entweder primäre oder secundäre, das heißt aus ursprünglich selbständigen Begriffswörtern hervorgegangene Satzbestandtheile sein. In Folge dessen ist es im einzelnen Fall nicht selten unmöglich zu entscheiden, ob eine bestimmte, eine verbale Modification des Begriffs erzeugende Partikel bei ihrer ersten Verbindung mit dem determinirenden Begriff bereits schon die Function einer Partikel besaß und nicht erst in Folge der Verbindung aus einem selbständigen Begriffsworte zu einer solchen geworden ist. Denn eben die fester werdende Verbindung mit dem Hauptbegriff ist es, die dem determinirenden Wort den Charakter eines bloßen Beziehungsbegriffs verleiht. Aus diesem Stadium geht endlich mit innerer Nothwendigkeit noch ein weiteres hervor: auch die Partikeln verlieren allmählich ihre Bedeutung als besondere, von dem Hauptwort isolirbare Wörter, sie gehen in Wortelemente desselben in

der Form von Präfixen, Suffixen oder Infixen über. Dieser Verlauf begleitet naturgemäß Stufe für Stufe die allmählich fester werdende Verbindung der Wörter. Dabei bezeichnet insbesondere die aus der anfänglich loseren Agglutination entstehende Verschmelzung der Vorstellungen genau die Grenze, wo das ursprünglich selbständige Wort zu einem bloß sinnmodificirenden Wortbestandtheil geworden ist.

### a. Selbständige Hülfswörter von zuständlicher Bedeutung.

In ihrer primitivsten Form bethätigt sich die verbalbildende Wirkung gewisser Hülfswörter offenbar da, wo diese selbständige Wörter sind, die, gerade so wie die persönlichen Pronomina, dem Wort nur ganz allgemein eine verbale Bedeutung geben, ohne diese irgendwie näher zu determiniren. Dies ist eine vom Zustandsbegriff selbst hervorgebrachte directe Wirkung, die jener im Personalpronomen ausgedrückten, indirecten, die vom handelnden Subject ausgeht, diametral gegenübersteht. Dem entsprechend findet sie sich denn auch hauptsächlich in solchen Sprachen, bei denen die Differenzirung der pronominalen Elemente noch nicht oder nur mangelhaft eingetreten ist. Besonders die eigentlichen Negersprachen bieten hier charakteristische Beispiele. So verwenden die Mande-Sprachen allgemein Wörter, die 'setzen, stellen, stehen, thun, geben' und ähnliches bedeuten, unmittelbar als verbalbildende Elemente ohne nähere Bestimmung, also ganz im Sinne jener allgemeinen Verbalform, die das Personalpronomen als solches hervorbringt: *bawa* 'Streit' wird durch Hinzufügung von *sa* 'setzen' zu *bawa-sa* 'streiten', *sera* 'Waare' wird verbunden mit *so* 'gehen' zu *sera-so* 'handeln', *kere* 'Krieg' mit *ke* 'thun' *kere-ke* 'kriegen' u. s. w. Aehnliche Erscheinungen findet man in andern afrikanischen, in australischen, amerikanischen und hochasiatischen Sprachen, wenn sie sich auch in den letzteren durch die weiter fortgeschrittene Wortverschmelzung mehr verwischt haben[1].

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 104 ff. Aehnliche Vorkommnisse in andern Negersprachen bei Müller I, 2, S. 171 (Wandala), 177 (Baghirmi) u. a., auf australischem Gebiet II, 1, S. 37 (Turrubul). Auf amerikanischem gehört zum Theil hierher die Sprache der Eskimos (II, 1, S. 174), auf asiatischem das Japanische (II, 2, S. 316). Doch kommt in den beiden letzteren Fällen schon die besondere, verschiedene Genus- und Modusbildungen erzeugende Natur der Hülfswörter zur Geltung.

Sicherlich wird man in diesen Fällen auch in der Sprache selbst den Verbalbegriff allgemein noch nicht als einen vollkommen einheitlichen zu denken haben, sondern mehr als eine zusammengesetzte Vorstellung, in welcher der verbale Bestandtheil nur in Anlehnung an einen gegenständlichen Begriff existirt, so dass in den obigen Beispielen die wörtlichen Uebersetzungen 'Streit setzen, (mit) Waare gehen, Krieg thun' jedesmal den Gedanken richtiger ausdrücken würden. Insofern nun die verbumbildenden Hülfswörter in diesen primitiven Sprachen kaum für sich allein, sondern schon wegen ihres allgemeineren Charakters immer nur gebunden an einen concreteren sinnlichen Inhalt vorzukommen pflegen, der eben in diesem Fall durch den gegenständlichen Hauptbegriff ausgedrückt ist, so bedeutet dies augenscheinlich, dass sich das Verbum überhaupt noch nicht in seiner alleinstehenden begrifflichen Bedeutung entwickelt hat, sondern nur als Modification eines gegenständlich gedachten Substrates gefühlt wird.

Zugleich führt aber hier schon die Verwendung einer Mannigfaltigkeit verschiedener Hülfswörter von abweichender Bedeutung von selbst über jene erste ursprüngliche Stufe hinaus. Indem solche Hülfswörter einen und denselben Grundbegriff verschiedentlich modificiren, bilden sie die Anfänge zur Ausbildung von Art- und Zeitformen des Verbums. Dadurch wird das Stammwort allmählich um so mehr einer selbständigen Verbalbedeutung entgegengeführt, je mehr sich dadurch das Hülfswort auf die blosse Modification einer den Gliedern einer Wortgruppe gemeinsamen Grundvorstellung zurückzieht. Jetzt geschieht es daher auch, dass sich mit einem und demselben Grundbegriff verschiedene Hülfswörter verbinden, die jenem namentlich eine wechselnde temporale und locale Bedeutung verleihen. So wird 'thun' im Mande im Sinne eines Durativs, 'kommen' in dem eines Futurums verwendet, und ähnliche Erscheinungen finden sich vielfach noch in andern Sprachen[1].

---

[1] Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 115, 122. Im Hottentottischen erzeugt das Hülfsverbum 'sein' eine Habitualform (Müller I, 2, S. 16). Im Bantu werden Präsens und Futurum beide durch ein zugefügtes 'gehen' ausgedrückt; dabei erzeugt dieses die Präsensbedeutung, wenn es voransteht, die des Futurums, wenn es nachfolgt — eine Differenzirung durch Stellungsunterschiede, wie sie sonst auch mittelst der prä- oder suffigirten Pronominalelemente zu Stande kommt (siehe unten). Unter den asiatischen Sprachen sind es namentlich die in das sogenannte monosyllabische

b. Partikeln als Hülfselemente des Verbums.

Vielgestaltiger werden diese Modificationen des Verbalbegriffs erst dadurch, dass Hülfswörter, die von Anfang an nicht selbst eine verbale, sondern eine adverbiale Function besitzen, in die Verbindungen eintreten. Solche adverbiale Hülfswörter sind zuweilen selbst wahrscheinlich nominalen Ursprungs. So verwendet das Mande ein Suffix *-nde*, von dem man annimmt, dass es aus *enda* 'jemand' oder 'etwas' verkürzt sei, um das Verbum in eine causative Bedeutung überzuführen. Im Dinka wird das Perfectum durch ein Suffix *tzi* bezeichnet, das aus *tsyen* 'der letzte' verkürzt scheint[1]), u. s. w. In diesen Fällen sind wohl nominale Hülfswörter zuerst zu Partikeln und dann aus diesen zu Suffixen geworden. Es ist daher überhaupt die Classe der Partikeln, die das weitaus reichste Material zur Bildung näherer Bestimmungen des Verbalbegriffs bietet, zugleich aber dasjenige, das am meisten geneigt ist, durch den Uebergang in Präfixe und Suffixe die Hülfsmittel zur Bildung einheitlicher specifischer Verbalformen zu liefern. Es seien hier aus dem überreichen Stoff aus den verschiedensten Sprachgebieten nur die hauptsächlichsten Fälle an einigen Beispielen vorgeführt.

Am häufigsten wohl sind es Adverbien der Zeit und des Orts, zuweilen auch solche der Größenbestimmung, die den Verbalbegriff in ihrem Sinne modificiren, so dass ein 'künftig, später, hierauf' das Futurum, ein 'schon, bereits, damals' ein Perectum oder Präteritum, ein 'groß, viel, sehr' ein Intensivum (bei Hinzutritt der Reduplication auch Iterativum) anzeigen. In ähnlicher Weise können dann der Ort und die räumliche Richtung der Handung durch Ortsadverbien näher bestimmt werden[2]). Neben solchen

---

Gebiet gehörenden, wie das Chinesische, Barmanische und Siamesische, die eine reiche Entwicklung von Genus- und Modusunterschieden durch die Verbindung mit Hülfswörtern darbieten (Müller II, 2, S. 360, 374).

[1]) Steinthal a. a. O. S. 93, Müller I, 2, S. 54, 56.

[2]) Vgl. Beispiele von Zeitadverbien aus der Sprache der Papúas Müller I, 2, S. 37, der Bari-Neger ebend. S. 67 u. s. w., Quantitätsadverbien in den Mande-Sprachen, Steinthal S. 110, endlich verschiedene Adverbien, darunter besonders solche des Orts und der Richtung aus dem Polynesischen Müller II, 2, S. 30 ff. Partikeln der mannigfaltigsten Art bietet neben selbständigen, für sich in verbaler Bedeutung gebrauchten Hülfswörtern das Chinesische (G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 276 ff.).

direct dem Verbum als dessen nähere Bestimmungen angepassten Adverbialformen können aber auch Partikeln, die ursprünglich zur Determination der Casusformen des Nomens oder zur Verbindung der Sätze dienen, Präpositionen und Conjunctionen, offenbar nachträglich von dem Verbum attrahirt werden und sich als nähere Bestimmungselemente mit demselben verbinden. So besitzt das Mande eine Präposition *la* in der Bedeutung von 'in, zu, damit', mit dem Verbum verbunden verleiht sie diesem die Bedeutung der fortdauernden Handlung (Durativ)[1]. Die Sprache der Dinka besitzt eine Conjunction *bi* im Sinne von 'damit, um': dieselbe Partikel mit dem Verbalstamm verbunden modificirt diesen zum Futurum[2]. In der in das malayische Gebiet gehörenden Dajak-Sprache bezeichnen die Präpositionen *akan*, *indu* 'nach' das Futurum, das aber auch durch ein gewöhnliches Adverbium 'künftig' oder durch ein Hülfsverb 'wünschen' ausgedrückt werden kann[3] — eine Hypertrophie der Ausdrucksformen, wie sie in dieser Wahl ganz verschiedener Mittel zum selben Zweck für primitivere Sprachen überhaupt, im vorliegenden Fall aber besonders noch dadurch charakteristisch ist, dass hier fast die sämmtlichen bisher erwähnten Hülfsmittel der Verbalbestimmung, Hülfsverb, Adverb, Präposition, für einen und denselben Begriff Verwendung finden.

Dazu kommt endlich als eine letzte, nach ihrem psychologischen Charakter bereits in das Gebiet der folgenden, direct den Gefühlston des Wortes modificirenden Veränderungen hinüberspielende Art der Verbalbestimmung die durch demonstrative und interjectionale Partikeln. Solche sind weit verbreitet als Ausdrucksmittel des Zurufs und Befehls, also zunächst der Imperativform. Gerade hier verbindet sich aber dieses Hülfsmittel der Betonung mit einer durch Lautsteigerung oder Lautwiederholung hervorgerufenen: so z. B. bei den Bari-Negern, wo eine angefügte Interjection *é* die Form in einen einfachen Imperativ verwandelt, der dann noch durch Reduplication der Stammsilbe des Verbums verstärkt werden kann: *mol-é* 'bitte', *mol-é-mo* 'bitte sehr'[4]. In manchen Sprachen greift

[1] Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 113.
[2] Müller I, 2, S. 54.
[3] Ebend. II, 2, S. 141.
[4] Ebend. I, 2, S. 68.

aber der Gebrauch solcher emphatischer Partikeln sichtlich über dieses imperative Gebiet hinaus, indem namentlich die unmittelbare Gegenwart eines Gegenstandes oder Vorgangs oder auch die Abgeschlossenheit der Handlung durch ähnliche Elemente ausgedrückt werden kann. So gebrauchen die Mande-Sprachen gewisse Partikeln (*wa*, *we*, *wi*, *i*), die auch sonst zur stärkeren Betonung irgend eines Bestandtheils der Rede verwendet werden, beim Verbum zum Ausdruck der Gleichzeitigkeit oder der Vergangenheit[1]). Aehnlich drückt auf einem davon weit abliegenden Sprachgebiet der Guarani-Indianer die Präsensformen der ersten und zweiten Person durch Partikeln aus, die einen emphatischen Hinweis enthalten, und die man daher durch ein 'siehe da!' wiederzugeben sucht[2]).

### 7. Präfixe und Suffixe als Verbalelemente.

Alle die so durch Partikeln der verschiedensten Art ausgedrückten Modificationen des Verbalbegriffs gehen im Laufe der Entwicklung der Sprache einem Ziele entgegen, bei dem angelangt ihr verschiedener Ursprung aufhört überhaupt unterscheidbar zu sein, weil sie zu Bestandtheilen des Verbalkörpers selber geworden sind, die höchstens daran noch ihre einstige Selbständigkeit erkennen lassen, dass sie dem Stamm als Präfixe oder Suffixe angefügt sind. In der großen Mehrzahl aller Sprachen ist in der That dieses Ziel mehr oder weniger vollständig erreicht; und selbst in solchen, in denen losere Partikelverbindungen und andere Hülfswörter noch eine mehr hervortretende Rolle spielen, pflegen daneben Elemente nicht zu fehlen, die bereits vollständig zu Affixen geworden sind. In allem dem gibt sich diese Reihe von Erscheinungen als zugehörig zu einem im wesentlichen übereinstimmend verlaufenden Verschmelzungsprocess zu erkennen. Zugleich wird dadurch bei allen jenen mannigfaltigen Affixelementen der entwickelteren Sprachen die Frage nach ihrem Ursprung aus dereinst selbständig existirenden Wörtern und deren Bedeutung nahe gelegt. An sich ist das eine historische, keine

[1]) Steinthal a. a. O., S. 136. Man übersetzt sie in diesem Zusammenhang mit 'jetzt' oder 'damals'. Es wäre aber wahrscheinlich richtiger zu sagen, dass sie an sich eigentlich unübersetzbare Interjectionen sind.

[2]) Müller II, 1, S. 385.

psychologische Frage. Abgesehen von allen im einzelnen unsicheren Hypothesen über den Ursprung unserer Flexionselemente und der ihnen ähnlichen Wortbestandtheile anderer Sprachen darf jedoch schon auf Grund der Entwicklung, die sich in dem Nebeneinander der Sprachformen darbietet, immerhin wohl dies als gesichert gelten, dass alle jene sinnmodificirenden Verbalelemente aus dereinst selbständigen Wortformen hervorgegangen sind, die dem Wortstamm zuerst loser verbunden waren und dann immer fester mit ihm zu einer Worteinheit verschmolzen. Dieser Vorgang liegt freilich gerade bei der Bildung der einfachen Verbalformen in der Regel in so ferner Vergangenheit, dass die Sprachgeschichte hier entweder auf unsichere Hypothesen angewiesen ist, oder die fertige Form als eine gegebene hinnehmen muss, ohne über die nähere Art ihrer Entstehung Rechenschaft geben zu können[1]).

---

[1]) Im allgemeinen glaubte die der gegenwärtigen vorangehende Periode sprachgeschichtlicher Forschung unter dem frischen Eindruck der zahlreichen Spuren des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen unter einander die Reconstruction einer »indogermanischen Ursprache« noch in erreichbare Nähe gerückt. Sie war daher auch zu bestimmten Hypothesen über die ursprüngliche Zusammensetzung der Verbalformen mehr geneigt als die heutige. Hierher gehören vor allem die von Bopp in seiner »Vergleichenden Grammatik« gegebenen sinnreichen Deutungen der Verbalformen, sowie die aus der Kritik oder der versuchten Weiterbildung derselben hervorgegangenen verwandten Etymologien von A. Schleicher, Benfey, G. Curtius u. A. So führt z. B. Bopp das den Optativ charakterisirende Element *i* (idg. **bhero-i-m*, griech. φέροιμι 'ich möchte tragen') auf die Verbalwurzel *i*, die zunächst 'gehen', dann 'wünschen' bedeute, ferner die Endung *-sio* des Futurums (griechisch δείξω für *δεικ-σιω 'ich werde zeigen') auf die beiden Verbalwurzeln *i* 'gehen' und *as* 'sein' zurück, wonach der Wunsch ursprünglich in anschaulicher Form als ein Gehen und Handeln, die zukünftige Handlung aber als eine gewünschte mit Hinzufügung des Seins ausgedrückt worden wäre. Ebenso betrachtete Bopp die Endung *-mai* des Mediums (idg. **és-mai* griech. ἧμαι 'ich setze mich') als eine Contraction zweier ursprünglich identischer Pronominalelemente der ersten Person *ma-mi* u. s. w. So unsicher diese und ähnliche Ableitungen geschichtlich betrachtet auch sein mögen, und so wenig es daher angebracht wäre, auf sie psychologische Schlüsse über die Entstehung der Verbalformen zu gründen, so muss man doch anerkennen, dass der geniale Begründer der vergleichenden Grammatik seine Conjecturen durchaus im Geiste des wirklichen Geschehens gedacht hat, wie uns dieses an zahlreichen Beispielen in solchen Sprachen, bei denen die Elemente des Wortes noch loser zusammenhängen, greifbar entgegentritt. Verwendung von Hülfswörtern findet sich in der von Bopp angenommenen Weise in der That weit verbreitet; und das Reflexivum wird nicht selten genau in der von Bopp vorausgesetzten Weise durch einfache Wiederholung des Personalpronomens oder des ihm entsprechenden Affixes

Ein gewichtiges Zeugniss für diese allgemeine Entstehung der zu den Pronominalformen hinzutretenden Hülfselemente des Verbums bildet schließlich der eigenthümliche Zusammenhang, der bei der Vergleichung verschiedener, zum Theil weit aus einander liegender Sprachgruppen zwischen dem Grad der Verschmelzung und der sonstigen Structur der Sprache zu erkennen ist. Ueberall nämlich, wo der Satz bei seiner Gliederung größere, eine Menge einzelner Begriffselemente in sich schließender Wortgebilde zurücklässt, wie in den Sprachen der uralischen und altaischen sowie der amerikanischen Völker, da sind die Hülfswörter mit ganz verschwindenden Ausnahmen vollständig in Affixbildungen übergegangen. Wo dagegen der Satz in mehr isolirte kleinere Wortgebilde zerlegt wird, wie in den Sprachen der Negervölker, der Malayen und Polynesier sowie in dem monosyllabischen Sprachgebiet, da bleiben, wenn es auch an Affixbildungen nicht ganz fehlt, doch überall jene Hülfselemente selbständiger und demnach, wie wir annehmen dürfen, ihrem ursprünglichen Zustande näher. Dieser Unterschied ist um so bemerkenswerther, weil er im übrigen mit der mehr oder weniger vollkommenen Ausbildung einer Sprache durchaus nicht zusammenhängt. Die Negersprachen stehen im allgemeinen auf keiner niedrigeren Stufe als die meisten Sprachen der amerikanischen Ureinwohner. Es ist lediglich jene Eigenart der Structur, nicht der Reichthum der Begriffe oder der Grad grammatischer Ausbildung, der beide unterscheidet. Die malayo-polynesischen Sprachen wird man sogar in beiden Beziehungen über die große Mehrzahl der an Präfix- und Suffixbildungen reichen amerikanischen Sprachen stellen können, und doch spielen dort, neben dem selbständig gebliebenen Personalpronomen, isolirte Partikeln zum Ausdruck der mannigfachen Nuancen des Verbalbegriffs eine Rolle, die diesen Sprachen gelegentlich den Namen der »Partikelsprachen« eingetragen hat. Namentlich aber ist das Chinesische, das den Beziehungs-

---

ausgedrückt. Nur die Annahme, dass ursprünglich ein Element, welches 'sein' bedeutete, zur Futurbildung verwendet worden sei, ist psychologisch kaum wahrscheinlich: statt des 'sein' müsste man eine concretere Vorstellung, wie 'setzen, wohnen' u. dergl. vermuthen. Zur Geschichte der oben berührten Controversen vgl. Benfey, Ueber die Entstehung und die Formen des indogermanischen Optativ (Potentialis). Abh. d. Ges. der Wiss. zu Göttingen. XVI, 1871.

elementen der Rede im besonderen Grade die Bedeutung selbständiger Wörter bewahrte, im Reichthum der Begriffe wie in der Klarheit und Sicherheit des Satzbaues den agglutinativen Sprachen Hochasiens weit überlegen. Der Uebergang der Hülfswörter in unselbständige Wortelemente hat also mit allem dem, wonach man sonst die Vollkommenheit einer Sprache bemessen mag, gar nichts zu thun: er ist lediglich eine Folge und in gewissem Grade selbst ein Symptom der einer Sprache mehr oder minder eigenen Verschmelzung der Satzbestandtheile zu größeren Worteinheiten. Insofern den Verschmelzungen und Zerlegungen der Wörter ähnliche Verbindungen und Zerlegungen der Begriffe entsprechen müssen, ist daher jener Uebergang immer auch ein Symptom des psychologischen Charakters der Sprache. Aber die hierbei vorkommenden Unterschiede des Verschmelzungsgrades der Begriffe sind kein Maß für deren sonstige Ausbildung.

### 8. Rückbildung der äufseren Formelemente des Verbums.

Die Erscheinungen, die uns die in ihrer Geschichte bestgekannten, die indogermanischen Sprachen auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung darbieten, stimmen im allgemeinen mit den obigen Ergebnissen vergleichender Betrachtung überein. Der früheste Zustand, in dem sie uns zugänglich sind, zeigt sie aber bereits in einem weit fortgeschrittenen Stadium der Verschmelzung: wie die Pronominalelemente des Verbums nur noch undeutlich ihren Zusammenhang mit dem selbständigen Pronomen erkennen lassen, so sind alle sonstigen Hülfswörter zu Flexionselementen geworden, d. h. zu Wortbestandtheilen, die von den Wortverbindungen anderer Sprachen mit vorgeschrittenem Verschmelzungsprocess höchstens durch eine etwas größere Festigkeit dieser Verbindung sowie nebenbei, gegenüber der Mehrzahl der nach ähnlichem agglutinirendem Typus gebauten, durch die geringere Zahl der zu einer Worteinheit gehörenden Elemente verschieden sind. Durch diese beiden Eigenschaften, die selbst wieder möglicherweise Producte einer langen unserer historischen Nachweisung entzogenen Entwicklung sind, finden wir nun die indogermanischen Sprachen von frühe an in einem Zustand, der eine allmähliche Annäherung an die Form des

zweiten, des isolirenden Typus herbeiführte. Sobald die Verschmelzung der Flexionselemente über einen gewissen Grad hinausgeht, verlieren diese die ihnen ursprünglich eigene sinnmodificirende Kraft, in der die Hülfswörter, denen sie ursprünglich entstammen, immer noch nachwirkten. Dies hat in den einzelnen Sprachen in verschiedenen Stadien ihrer Ausbildung, aber es hat schließlich in allen zur Entstehung neuer Hülfswörter geführt, welche die ihrer Bedeutung verlustig gegangenen Flexionselemente ersetzten, während der gleiche Process zum Ersatz der unkenntlich gewordenen Pronominalelemente durch die selbständigen Pronomina führte. Auf diese Weise sind die Verbalformen unserer neueren Sprachen in ihrer Zusammensetzung aus zahlreichen, von einander isolirten und selbständig gebliebenen Wortgebilden in diesem Punkte wieder allem Anscheine nach den primitiveren Formen der Sprache ähnlicher geworden: es ist in ihnen eine regressive Entwicklung eingetreten, die sie, natürlich unter im übrigen gänzlich veränderten Bedingungen, einem Anfangszustande genähert hat. Auch darin trifft diese Annäherung zu, dass die Mannigfaltigkeit der Modificationen des Verbalbegriffs in dem Maße eine reichere wurde, als wir, außer durch Hülfsverben, durch die mannigfaltigsten Partikeln und adverbialen Umschreibungen dem Verbum seine für jeden besonderen Fall passenden Bestimmungen beifügen. In dieser Beziehung ist also der Zustand gleichfalls einem primitiveren analog, nur dass hier in Folge der reicheren und in ihrer Bedeutung mannigfach abgetönten Partikelbildungen das Ursprüngliche auf einer höheren Stufe wiederkehrt. Man könnte sich vorstellen, diese Art des Rückgangs deute den Anfang einer Bewegung an, die cyklisch nach Art einer Schraubenlinie ins Unbegrenzte fortschreite, da ja an den eingetretenen Isolirungs- ein neuer Verschmelzungs-, an diesen wieder ein Isolirungsprocess sich anschließen könnte, und so weiter in infinitum[1]. Aber es kommt hier doch als ein

---

[1]) In der That ist G. v. d. Gabelentz durch Betrachtungen dieser Art zu einer Theorie des »Spirallaufs der Sprachgeschichte« geführt worden (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben und ihre Methoden, 1891, S. 250 ff.). Außer auf die oben angeführten stützt er sich dabei namentlich auch auf die früher (Cap. V, S. 551) erwähnten Erscheinungen beginnender Agglutination in der chinesischen Umgangssprache, sowie auf analoge Vorgänge im malayo-polynesischen Sprachgebiet.

wesentliches Moment in Betracht, dass die höhere Ausbildung der einzelnen Wortformen und die schärfere Ausprägung ihrer Bedeutungen zugleich Bedingungen sind, die einer künftigen Verschmelzung der Gebilde hemmend in den Weg treten oder diese nur in einzelnen für das Ganze unerheblichen Fällen möglich machen. Solche hemmende Bedingungen bilden namentlich die große Vielgestaltigkeit der Verbindungen der Beziehungswörter, die es zu einer regelmäßigen Wiederkehr der gleichen Verbindung, wie sie zu einer Verschmelzung erfordert wird, nicht leicht kommen lässt, sowie das außerordentlich variirende Vorkommen der sinnmodificirenden Partikeln, das eine einseitige Affinität zu bestimmten Wortgebilden ausschließt. Auch für die Sprache gilt ohne Zweifel, dass in keiner geschichtlichen Entwicklung das Nämliche zweimal wiederkehrt. Zu Verschmelzungsvorgängen solcher Art, wie sie der ursprünglichen Entstehung der Wortformen zu Grunde lagen, gehört eine Stabilität der Gedankenbildung und eine Gleichförmigkeit der Begriffsverbindungen, wie sie einer fortgeschrittenen Cultur nicht mehr eigen sind.

Aber diesen fortwährend wechselnden geschichtlichen Entwicklungsformen steht allerdings die Gleichförmigkeit der psychologischen Gesetze auch im Gebiet der Sprache gegenüber. Sie bedingt es, dass, wo immer das Material zur Bildung eines complexen Begriffs in gesonderten Wortvorstellungen gegeben ist, auch die Verbindung dieser Bestandtheile zum Ganzen des Gedankens sich immer in der gleichen Weise wiederholen muss. Aus Hülfsverben, Partikeln und selbständigen Pronominibus setzt daher der moderne Romane, Engländer oder Deutsche, gerade so gut wie der Neger und Polynesier, die Verbalformen zusammen. In der Anwendung dieser Hülfsmittel bleibt die Sprache stets die nämliche, mögen sich auch die einzelnen Hülfswörter selbst durch ihre reichere und zum Theil abstractere Bedeutungsentwickelung den geänderten Bedürfnissen des Denkens angepasst haben. Aber noch in einer andern, allgemeineren Beziehung gleichen sich die Vorgänge der syntaktischen Fügung auf so verschiedenen Stufen. Diese Vorgänge sind nirgends, oder sie sind doch nur in verschwindenden und deshalb für die Gesammtentwicklung kaum in Betracht kommenden Ausnahmefällen aus planmäßiger Ueberlegung hervorgegangene Handlungen; sondern sie sind natürliche, unter den

gegebenen Bedingungen nothwendige Erzeugnisse, aus den im Augenblick im Bewusstsein wirkenden psychischen Vorgängen und den associativ bereitliegenden Wortvorstellungen ebenso instinctiv entstanden, wie die mimischen Bewegungen, die irgend eine Gemüthsbewegung begleiten.

Die so durch associative Attraction selbständig bleibender Hülfswörter gebildeten Verbalformen beschleunigen dann aber ihrerseits den Verlust der einst bedeutsam gewesenen Flexionselemente. Dies geschieht freilich wiederum nicht etwa deshalb, weil das Ueberflüssige absichtlich abgeworfen wird, sondern weil sein Verschwinden eine nothwendige Folge der veränderten Apperceptionsbedingungen ist. Dem Lateiner waren einfache Verbalformen, wie *am-o, am-as am-at*, die Träger zweier Vorstellungen, des Verbalbegriffs und der handelnden Person. Für den Franzosen hat sich der Verbalbegriff auf das selbständig bleibende Wort *aime* zurückgezogen, das in der zweiten Person *(aimes)* im allgemeinen nur noch in der Schrift, nicht mehr in der Sprache die charakterisirende Endung beibehalten hat. Dieses Wort ist demnach in Folge der wechselseitigen Association aller diese Vorstellung enthaltenden Formen schließlich ein der lateinischen Stammsilbe *am-* entsprechendes selbständiges Wort von constanter Form geworden. Dabei wirkt aber, wie gerade das Romanische zeigt, dieser begrifflichen Association eine andere, die von der vorhandenen Lautform ausgeht, entgegen; sie hat in dem angezogenen Beispiel in den Pluralformen *aim-ons*, *aim-ez*, *aim-ent* (aus *am-amus*, *am-atis*, *am-ant*), bei der letzten freilich in dem modernen Französisch wiederum nur in der Schrift, bis jetzt die Oberhand behalten, während das Englische, das hier durch alle Personen der Ein- und Mehrzahl hindurch das nämliche Begriffswort *love* gebraucht, der begrifflichen Association schon stärker nachgegeben hat. Natürlich ist es nun wieder ganz und gar eine nothwendige Wirkung der im einzelnen Fall vorhandenen Bedingungen, welche der beiden Associationscomponenten, ob die begriffliche, die zur Gleichheit der Form führt, oder die lautliche, die das Beharren bei den bestehenden Unterschieden erzeugt, in einem gegebenen Moment die Oberhand behält. Dafür bildet besonders die in einer großen Zahl parallel laufender Erscheinungen wiederkehrende Thatsache, dass im allgemeinen die Pluralformen mehr der conservativ

wirkenden Lautassociation folgen, einen deutlichen Beleg. Sie sind aus naheliegenden Gründen die seltener gebrauchten. Die verändernden Associationswirkungen müssen aber nach den allgemeinen Uebungsgesetzen mehr bei den oft gebrauchten, und demnach die erhaltenden umgekehrt bei den selteneren zur Geltung kommen[1]). Die in der Sprachwissenschaft immer noch umgehenden bildlichen Ausdrücke von »Verstümmelung« oder »Verwitterung« der Formen sind daher auch hier leicht geeignet, den wahren Sachverhalt zu unterdrücken, weil das Bild selbst für eine Erklärung der Sache gehalten wird, und dieses Bild noch dazu ungenau ist. Die Verstümmelung eines Organismus beeinträchtigt, indem sie ihn mehr oder minder wichtiger Organe beraubt, seine Lebensfunctionen. Die Verwitterung zerstört das Gestein, indem sie es allmählich in seine Moleküle auflöst. Jene Veränderung der Formen, bei der die Wortverschmelzungen einer älteren Sprachperiode durch Compositionen mit relativ selbständig bleibenden Hülfswörtern ersetzt werden, ist aber gerade so gut wie die in einer früheren Periode eingetretene Verschmelzung selbst eine Entwicklung, und zwar eine unter den gegebenen psychischen Bedingungen nothwendige. Man könnte also mit demselben Rechte die dereinstige Bildung von Flexionselementen aus selbständigen Hülfswörtern eine Verstümmelung oder Verwitterung nennen. Es gibt überhaupt keine Periode der Sprache, wo nicht Elemente verloren gehen, weil sie der überwiegenden Macht entgegengerichteter Associations- und Apperceptionsmotive unterliegen, und wo nicht umgekehrt andere entstehen, weil sie durch solche Motive erweckt werden. In diesen fortwährenden Gegenwirkungen von Untergang und Neubildung besteht eben auf dem Gebiet der Sprache, gerade so wie auf dem des organischen Lebens, das was wir Entwicklung nennen.

### 9. Verbale Lautmetaphern.

Bilden auf diese Weise die aus der Zusammensetzung mit Hülfswörtern hervorgegangenen Verbalformen ein Gebiet fortwährender Wandlungen, so scheint sich verhältnissmäßig stabiler eine zweite

[1]) Vgl. oben S. 158, Anm. 1.

Classe parallel gehender Laut- und Begriffsmodificationen des Verbums zu verhalten, die wir unter dem Namen der »verbalen Lautmetaphern« zusammenfassen können. Sie bilden eine specielle Classe der in anderm Zusammenhang bereits erörterten »natürlichen Lautmetaphern« (Cap. III, S. 326 ff.), und zwar speciell derjenigen Classe, bei der Modificationen einer und derselben Thätigkeit durch Lautvariationen von entsprechendem Gefühlston bezeichnet werden. Der Anwendung solcher Lautvariationen zur Bezeichnung der Modificationen des Verbalbegriffs in den semitischen Sprachen ist bereits gedacht worden (ebend. S. 338). Sie ist freilich in der diesem Sprachgebiet eigenen Ausdehnung eine singuläre Erscheinung, zu der sich anderwärts, so weit nicht directe Einflüsse des Semitischen wahrscheinlich sind, nur Annäherungen finden [1]). So wenn in der Dinka-Sprache die Lautdehnung der das Perfect und das Futurum andeutenden Hülfselemente den Uebergang aus der activen in die passive Form bezeichnet, oder wenn im Kanuri die nämlichen Verbalformen mit kürzeren Pronominalsuffixen eine auf das handelnde Subject beschränkte, intransitive oder mediale, in einer längeren Lautform dagegen eine nach außen gerichtete, transitive Bedeutung besitzen u. s. w. [2]). Wie hier der intensivere Gefühlston, der dem Leiden oder der nach außen gerichteten Thätigkeit innewohnt, in der Lautverlängerung, so kann ferner zuweilen Vertiefung und Erhöhung des Vocaltons, analog wie im Semitischen, intensive und extensive Variationen des Begriffs ausdrücken. So in den Mande-Sprachen, wo die drei Hülfspartikeln *nu*, *ni* und *wi* verschiedene Abstufungen des Präteritums bezeichnen, der tiefe Vocal die ferne, der höhere die nahe Zeit. Da in diesem Fall die gleichen Hülfswörter in anderer Verbindung auch als Ortspartikeln vorkommen, wo sie einem 'dort' und 'hier' entsprechen, so sieht man zugleich, wie enge diese Art der Variirung des Verbalbegriffs durch den

[1]) Solche Einwirkungen des Semitischen sind namentlich bei einigen der afrikanischen Sprachen (Fulbe, Müller II, 1, S. 14 f., hamitische Sprachen, wie Galla, Somale u. s. w., ebend. III, 2, S. 290 f.) wahrscheinlich. Auch auf semitischem Gebiet sind übrigens die Erscheinungen in verschiedenem Grade ausgebildet, am meisten im Hebräischen. Vgl. Ed. König, Gedanke, Laut und Accent, 1874, S. 29 ff., und dessen Ausführl. Lehrgebäude der hebr. Grammatik, I, 1881, S. 193, II, 1, 1895, S. 365 ff.

[2]) Müller I, 2, S. 54, 201 f.

Gefühlston bestimmter Laute mit dem sonstigen Auftreten der Lautmetaphern zusammenhängt[1]).

Verwandte, nur in ihren äußeren Hülfsmitteln abweichende Modificationen sind jene, die durch die Beifügung hinweisender Elemente, meist in der Form von Präfixen, oder in dem Wechsel zwischen Präfigirung und Suffigirung der Elemente bestehen, oder wo endlich die Reduplication den Begriff verändert[2]). Hierbei sind unter den als Lautmetaphern zu deutenden Variationen der Stellung diejenigen der Pronominalelemente wohl die verbreitetsten und am meisten charakteristischen. In jenem Stadium, wo sich die Verbalform eben erst von den Nominalformen zu differenziren beginnt, ist es nicht selten die bloße Stellung der Pronominalaffixe, die den Verbalbegriff als solchen kennzeichnet. War das Besitzpronomen durch ein dem Wort angehängtes Suffix wiedergegeben, so drückt dann die bloße Umwandlung dieses Suffixes in ein Präfix den Uebergang in das Verbum aus[3]). Es entspricht das der auch sonst vorwaltenden Neigung, das Personalpronomen da, wo es noch von dem Verbalstamm gesondert ist, diesem voranzustellen. Bei solchen Sprachen, in denen, wie in den amerikanischen und malayischen, in der Nominalbildung die Präfigirung der pronominalen Besitzelemente herrschend ist, kann sich aber die umgekehrte Differenzirung herausbilden: einer Nominalform wie ‘mein Schreiben’ tritt also dann eine Verbalform ‘schreiben ich’ gegenüber[4]). Geht man von der in allen diesen Fällen zweifellosen Priorität der Nominalbildung aus, so wird man in jeder dieser Stellungsänderungen eine stärkere Hervorhebung des Pronominalelementes erblicken dürfen, die dem bestimmteren Hervortreten der handelnden Person entspricht: die ungewohnte Stellung führt eben an und für sich schon eine Betonung mit sich, die dann allerdings noch gesteigert wird, wenn die Stellung an den Wortanfang hinzukommt. In dieser Beziehung schließen sich die ähnlichen Stellungsänderungen, wie sie sich bei den

---

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 117. Vgl. hierzu die Lautmetaphern für Ortsbegriffe in Cap. III, S. 331.

[2]) Vgl. Cap. III, S. 347.

[3]) So namentlich durchgehends in afrikanischen Sprachen, so verschieden dieselben auch sonst in ihrer Structur sein mögen, z. B. in vielen Negersprachen (Müller I, 2, S. 164, 189), ferner im Fulbe und Kunama (ebend. III, 1, S. 13, 54 f.).

[4]) Müller II, 1, S. 354 (Moxos), II, 2, S. 142 (Malayisch). Vgl. oben S. 155 Anm. 1.

Verbalformen selbst zum Ausdruck bestimmter Begriffsunterschiede finden, eng an diese Erscheinungen an. Dahin gehört z. B. der charakteristische Stellungsunterschied der Personalelemente in den beiden Zeitformen des semitischen Verbums, dem sogenannten Perfectum und Imperfectum, indem in dem ersteren jene Elemente suffigirt, in diesem präfigirt werden. Man kann darin wohl einen Ausdruck des durch den Gefühlston vermittelten verschiedenen Apperceptionswerthes der beiden in der Verbalform enthaltenen Hauptvorstellungen erblicken: bei der vollendeten Handlung steht die Handlung selbst, da die Aufmerksamkeit ganz auf den Effect derselben gerichtet ist, im Vordergrund des Bewusstseins; bei der noch unvollendeten wird zunächst das handelnde Subject appercipirt, erst nach ihm die Handlung, die entweder überhaupt noch nicht wahrgenommen werden kann, oder doch, im Ablauf begriffen, der Anschauung nicht Stand hält. Begreiflich daher, dass ganz analoge Stellungsunterscheidungen auch da vorkommen, wo die gleichen Verbalbegriffe durch Hülfsverben charakterisirt werden. In der einfachsten Weise geschieht das, wenn in den Bantu-Sprachen aus Hülfsverben entsprungene Suffixe das Perfectum, Präfixe das Präsens und Futurum ausdrücken[1]). Der Unterschied vom Semitischen ist hier bloß der, dass die charakterisirenden Elemente nicht Pronomina, sondern wechselndere, selbst schon zur Tempusbedeutung in Beziehung stehende Hülfswörter sind. Dabei mag übrigens in beiden Fällen zur Bildung der Perfectform auch noch jene engere Association derselben mit der Nominalform und dem Besitzverhältniss beigetragen haben, die in andern Sprachgebieten gerade hier eine fortdauernde Vermischung mit dem Nomen bewirkt hat, und die sich in anderer Weise auch noch in der Verwendung unseres Hülfszeitwortes 'haben' mit dem zugehörigen Verbalnomen für das Perfectum findet. Da in jenen Sprachen, in denen der Unterschied zwischen Perfectum und »Infectum« durch die angegebenen Stellungsunterschiede ausgedrückt wird, das Possessivpronomen dem Nomen nachfolgt, so wird, bei den sonstigen Beziehungen der Begriffe, hier ein associativer Einfluss der einen auf die andere Form stattfinden. Uebrigens sind diese Tempusunterschiede nicht die einzigen, die durch

[1]) Müller I, 2, S. 258 f.

Variationen der Stellung ausgedrückt werden. So führen im Baskischen nur die intransitiven Verbalformen, also diejenigen, bei denen die Vorstellung des Handelnden am schärfsten appercipirt wird, den Ausdruck dieses Subjectes in einer deutlich gesonderten und dem Verbalstamm präfigirten Form mit sich, während bei dem transitiven Verbum das subjective und das objective Element beide dem Verbum incorporirt werden, wobei natürlich auf den dem eigentlichen Verbalbegriff entsprechenden Theil des Wortes wiederum das Hauptgewicht fällt [1]). Eine weitere Modification der gleichen Erscheinung ist in den polynesischen Sprachen die abweichende Bildung des Passivums durch suffigirte, der Causativ-, Desiderativ- und Reflexivstämme durch präfigirte Partikeln [2]). Hier ist es das Leiden, das als eine hinter dem Verbalinhalt zurücktretende Modification des letzteren empfunden wird, wie es ja auch weite Sprachgebiete gibt, die das Activum und Passivum überhaupt nicht unterscheiden, sondern die entsprechenden Verhältnisse erst durch die zugehörige Casusform des Nomens erkennen lassen (S. 141). Um so mehr gewinnen dann aber in diesen Fällen die Unterscheidungen der Formen der Handlung selbst eine Bedeutung, die, sobald sie in der Apperception dominirt, eine Voranstellung der entsprechenden Hülfselemente herbeiführen kann.

Eine letzte und wohl die verbreitetste Art verbaler Lautmetaphern ist endlich die Reduplication. Ihrer Anwendung zur Bildung iterativer, continuativer und intensiver Formen ist bereits gedacht worden [3]). Wie sie die sinnlich anschaulichste unter allen ist, so hat sie sich auch in vielen Sprachen mit großer Beharrlichkeit behauptet. Dabei kann sie nicht nur in jenen volleren Formen vorkommen, in denen der Verbalstamm selbst ihr unterliegt, sondern auch in abgeschwächteren, wobei bloß gewisse sinnmodificirende Elemente des Wortes verdoppelt werden und so eine entsprechend engere Variation des Grundbegriffs hervorbringen. Dahin gehört es z. B., wenn im Bantu der Potentialis, der die bloße Möglichkeit eines Ereignisses angibt, in den Optativ, den Ausdruck, dass das mögliche Ereigniss erwünscht sei, übergeht, wenn das präfigirte

[1]) Müller III, 2, S. 17.
[2]) Ebend. II, 2, S. 30 ff.
[3]) Vgl. Cap. V, S. 588 ff.

Pronomen verdoppelt wird (*dinga-tanda* 'ich könnte lieben', *dinga-dinga-tanda* 'ich wünsche zu lieben'), oder wenn im Irokesischen das Passivum durch die Reduplication seines Präfixes in ein Reciprocum übergeht (*k-onis* 'ich mache', *k-at-onis* 'ich werde gemacht', *k-atat-onis* 'ich mache mich selbst'). Augenscheinlich wird hier das Leiden durch sich selbst als ein verstärktes Leiden aufgefasst und sinnlich ausgedrückt [1]).

Gegenüber den durch ursprüngliche Hülfswörter hervorgebrachten Veränderungen des Verbalbegriffs erscheinen diese durch Lautmetaphern erzeugten im allgemeinen als die stabileren. Erhöhung und Vertiefung, Verschärfung und Milderung des Klanges, Voranstellung und Nachsetzung eines Wortelementes, endlich der einfache Laut und seine Verdoppelung sind Vorgänge, die, sobald sie einmal vorhanden sind, wesentliche Umwandlungen ihrer Form nicht mehr zulassen, abgesehen von der bei der Reduplication möglicher Weise von Anfang an vorhandenen Abstufung zwischen vollständiger und theilweiser Wiederholung, die dann durch Abschwächung der letzteren allmählich auch ein völliges Verschwinden der Erscheinung herbeiführen kann. Welcher von jenen beiden bei der Entstehung der Verbalformen in einander greifenden Vorgängen der ursprünglichere sei, lässt sich aber kaum sicher entscheiden. Nur so viel ist gewiss, dass überall da, wo die Lautmetapher die Bildung von Hülfselementen bereits voraussetzt, wie bei der Reduplication der Hülfselemente selbst, jene die spätere sein muss. Auch die selbständigen Lautmetaphern scheinen jedoch gerade in den Sprachen, in denen sie eine ausgedehnte Verwendung finden, ursprünglich einförmiger und erheblich beschränkter in ihrer Bedeutung gewesen zu sein. Die reichere Differenzirung der Lautmetaphern und die ihr parallel gehende Mannigfaltigkeit ihrer Bedeutungen ist also wahrscheinlich in allen Fällen ein Product allmählicher Entwicklung [2]). Dazu kommt, dass gerade in solchen Sprachgebieten, in

1) Müller I, 2, S. 260 (Bantu), II, 1, S. 209 f. (Irokesisch).

2) Vgl. in Bezug auf die Entwicklung des semitischen (und theilweise des hamitischen) Verbums Zimmern, Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, S. 81 ff. Bei der Reduplication wird der secundäre Charakter ihrer Ausbreitung in manchen Sprachen, z. B. im Polynesischen, Japanischen, schon dadurch wahrscheinlich, dass sie eine gewohnheitsmäßige Steigerung des Ausdrucks geworden ist, die durch ihre Häufigkeit ihre ursprüngliche Wirkung zum Theil wieder einbüßte.

denen die Wortbildung auf einer primitiven Stufe zu stehen scheint, wie in den amerikanischen, australischen und einem großen Theil der afrikanischen, die Reduplication zwar nicht ganz fehlt, aber doch nur in beschränktem Umfang, beim Verbum namentlich zur Bildung von Iterativ- und Intensivformen, vorkommt, und dass sie sich in manchen Fällen, besonders in ihrer erweiterten Verwendung für Durativ- und Präsensformen, als eine spätere Bildung erweist[1].

Alles dies führt zu dem Schlusse, dass die Verbindung mit Hülfswörtern als die hauptsächlichste Form der Entstehung ursprünglicher Verbalformen anzusehen ist, zu der zunächst nur in beschränkterem Umfange und für einzelne, zu intensiverer Gefühlsbetonung besonders herausfordernde Fälle Lautmetaphern hinzutraten. Auch in der weiteren Entwicklung ist dann zumeist durch die an den ersten dieser Processe sich anschließenden Verschmelzungsvorgänge vorzugsweise die Verbalbildung beherrscht worden. Nur in einzelnen Sprachgebieten errang die das Wort gewissermaßen von innen heraus seinen Begriffsabwandlungen anpassende Lautmetapher über die äußere Apposition von Hülfselementen das Uebergewicht, mochte nun dabei, wie im Semitischen, die reine Klangmetapher, oder, wie in den malayo-polynesischen Sprachen, die einförmiger wirkende und darum an sich tiefer stehende Reduplication den Ausgangspunkt bilden. Dass die einmal eingeschlagene Richtung durch die von den vorhandenen Formen ausgehende Associationswirkung auch hier für diese Ausbreitung bestimmend war, dafür liefert übrigens die äußere Sonderung dieser Formen der Lautmetapher in ihrer Verbreitung über verschiedene Sprachgebiete ein deutliches Zeugniss.

## V. Abwandlungsformen des Verbums.

### 1. Allgemeine Uebersicht der verbalen Abwandlungsformen.

Unter »Abwandlungen« verstehen wir hier diejenigen Modificationen, die ein in den Grundelementen eines Verbums ausgedrückter Begriff theils durch Variation der ursprünglichen Lautbestandtheile theils durch Verbindung mit andern Wortelementen erfahren kann. In

[1] So z. B. im Verbum der Bari-Sprache, Müller I, 2, S. 67.

den Eigenthümlichkeiten, die das Verbum in der Bildung solcher Formen darbietet, offenbaren sich seine charakteristischen Unterschiede vom Nomen; zugleich zeigt es aber darin nicht minder gewisse Analogien zur Nominalbildung, so dass beides zusammen, Unterschiede wie Uebereinstimmungen, das psychologische Verhältniss beider Wortformen von verschiedenen Seiten her beleuchten.

Drei Erscheinungen sind es, die sich bei der Bildung der verbalen Abwandlungsformen vereinigen: 1) die Verbindung mit Pronominalelementen, durch welche der im Verbum ruhende Zustandsbegriff auf bestimmte Subjecte, in manchen Sprachen auch auf Objecte und sogar vorzugsweise auf solche bezogen wird; 2) Verbindungen mit hinzugefügten (meist präfigirten oder suffigirten) Beziehungselementen, welche die Anzahl der Gegenstände ausdrücken, auf die sich der im Verbum ruhende Zustandsbegriff bezieht: die verbale Numerusbildung; und endlich 3) Verbindungen mit Beziehungselementen oder Lautvariationen, durch welche der ursprüngliche Inhalt des Verbalbegriffs selbst modificirt wird. Solche Modificationen sind z. B. Dauer des Vorgangs, Wiederholung der Handlung, Verlegung derselben in eine vergangene oder zukünftige Zeit u. s. w. Wir wollen diese dritte Form von Abwandlungen, um, gegenüber der sie in der Regel begleitenden Personen- und Numerusbezeichnung, einen unterscheidenden Namen für sie zu haben, die Determination des Verbalbegriffs nennen. Abwandlungen mit verschiedener Determination der Begriffe sind also solche wie *stehe* und *stand*, *amo* und *amor*, *stellen* und *aufstellen*, aber auch *stecken* und *stechen*, ja im weiteren Sinne selbst die Erscheinungen der sog. »Wurzelvariation«, wie γλάφω und γλύφω, *scalpo* und *sculpo* u. s. w. (Cap. III, S. 337).

Von diesen drei Abwandlungsformen beruht, wenn man auf sie die Sonderung in Grund- und Beziehungselemente anwendet, die erste, die Personenbezeichnung, auf der Verbindung mit weiteren, selbständigen Grundelementen. Denn auf solche ist der Personenausdruck auch dann zurückzuführen, wenn er zu bloßen Pronominalsuffixen verkürzt ist: ruht doch in diesen gerade so wie in dem vollen Pronomen der Begriff einer Person oder (bei der dritten Person) eines Gegenstandes. In dieser dem Verbum eigenen Verbindung zweier Wortbestandtheile, die beide selbständige Vorstellungen sind, liegt

zugleich die dasselbe wesentlich von dem Nomen unterscheidende Eigenschaft begründet, in seinen ursprünglichen Formen Träger eines ganzen Gedankens, eines Satzes zu sein. Eben darum geht es aber in denjenigen Ableitungen, in denen ihm die Personalelemente abhanden kommen, Infinitiv-, Participial- und Gerundialformen, unmittelbar in eine nominale Bildung über; und anderseits kann das Nomen nur in solchen Verbindungen das Verbum ersetzen und ebenfalls Träger eines Satzinhaltes werden, in denen es sich mit der ihm eigenen Pronominalform, dem Possessivum, verbindet, ein Vorgang, den wir in der That auf früheren Entwicklungsstufen der Sprache als einen überaus verbreiteten vorfanden (S. 133 ff.).

Diesen das Verbum vorzugsweise charakterisirenden Verbindungen mit Personalelementen stehen nun die andern Abwandlungsformen als solche gegenüber, bei denen Verbindungen mit Beziehungselementen die entscheidende Rolle spielen. Hierzu sind auch jene Lautvariationen zu rechnen, die ursprüngliche Grundelemente treffen, da eben hiermit immer zugleich, nach der früher (Cap. V, S. 545) hervorgehobenen fließenden Natur dieser Bestandtheile, ein momentaner Uebergang der einen in die andere Art derselben verbunden ist. Von den beiden zu diesen verbalen Abwandlungen zweiter Art gehörigen Formen entspricht die eine, die Numerusbildung, durchaus der Numerusbildung des Nomens. In den gleichen Zahlbegriffen wie diese, Singular, Dual, Plural, sich bewegend, unterscheidet sie sich nur dadurch, dass sich die Numeruselemente, namentlich bei bereits entwickelter, die Wortformen strenger scheidender Verbalbildung, nicht mit dem den Verbalbegriff tragenden Wortstamm selbst, sondern mit den ihm angefügten Personalelementen verbinden. Dies hat seinen klar ersichtlichen psychologischen Grund darin, dass es eben auch hier direct der Personen-, nicht der Verbalbegriff ist, auf den sich die Zahl bezieht. Nur Gegenstände oder Personen sind an und für sich zählbar: der Numerus haftet daher ebenso an dem Nominal-, wie die Person an dem Verbalbegriff; zu dem letzteren gesellt sich jener nur mittelst des mit ihm verbundenen Nominalbestandtheils, des Pronominalelementes. Darum ist dieser Zusammenhang am deutlichsten, wo sich die Verbindung des Verbums mit seinem Pronominalelement noch im Stadium der Agglutination befindet: er wird unkenntlich, wenn die Verschmelzung beider Bestandtheile

zu einer einheitlichen Form erfolgt, die sich dann weiterhin noch durch den Hinzutritt des selbständigen Pronomens ergänzt. Indem nun dieser neuen Pronominalform wieder die Numerusbestimmung anhaftet, bleibt bei dem eigentlichen Verbum schließlich nur noch ein bedeutungsloser Rest erhalten, der unter der Wirkung allgemeiner Lautveränderungen vollständig verloren gehen kann.

Wesentlich anders verhält es sich mit der dritten Abwandlungsform, die oben als Determination des Verbalbegriffs bezeichnet wurde. Für den Inhalt des Verbalbegriffs selbst ist sie die wichtigste: sie verleiht diesem jene mannigfachen Modificationen der Bedeutung, durch die ein bestimmter Stammbegriff dieser Art die verschiedensten, den wechselnden Motiven des Denkens folgenden Variationen erfahren kann, so dass von verhältnissmäßig wenigen Mittelpunkten aus eine reiche Fülle neuer Zustandsbegriffe geschaffen wird, die meist zugleich durch die schon im Laut erkennbare Beziehung zu bestimmten Grundformen ein System verwandter Formen bilden, in welchem die Variationen von Laut und Bedeutung einander parallel gehen. Mit den Nominalbildungen verglichen ist diese dritte Art der Abwandlungen am nächsten den Casusformen verwandt. Zum Theil um dieser Beziehung Ausdruck zu geben, wurde daher oben für diese Verbalformen der allgemeine Ausdruck Determinationsformen gewählt, im Hinblick auf die früher betrachteten »Casus der inneren und der äußeren Determination«, die als die analogen Abwandlungen des Nominalbegriffs angesehen werden können. Die Grammatik hat jedoch diese Determinationsformen des Verbums nicht, wie die des Nomens, unter einem einheitlichen Begriff zusammengefasst, sondern in die drei Begriffe der Genera, Modi und Tempora aus einander gelegt. Ihre Zusammengehörigkeit gibt sich gleichwohl darin zu erkennen, dass, analog etwa wie die Casus der äußeren und der inneren Determination vielfach in einander fließen, so auch zwischen jenen drei Verbalbegriffen die Grenzen theils von vornherein unsicher sind, theils durch Bedeutungsübergänge unsicher werden können. Nicht minder findet dieser Zusammenhang seinen Ausdruck in der Beschaffenheit der sprachlichen Mittel, durch welche die entsprechenden Begriffsvariationen zu Stande kommen. Diese Mittel bestehen in seltenen

Fällen, und mehr hervortretend nur in gewissen Sprachgebieten, in Lautmetaphern, vorzugsweise aber in Beziehungselementen, die aus ursprünglich selbständigen Hülfswörtern entstanden zu sein scheinen. Von den beiden Hauptmitteln der Verbalbildung, den Verbindungen mit Pronominalelementen und mit Hülfswörtern, ist es demnach vorzugsweise dieses zweite, aus welchem die verbalen Determinationsformen hervorgehen, während das erste den Verbalbegriff bloß nach seinem allgemeinen psychologischen Charakter gegenüber dem Nomen abgrenzt.

### 2. Genera, Modi und Tempora der Grammatik.

Auf welchem der oben bezeichneten Wege nun, ob durch Hülfselemente, durch Lautmetaphern oder durch beide zusammen, die Determinationsform eines Verbums entstanden sein mag, stets bezeichnet sie irgend eine Variation eines in einem ursprünglichen Verbalstamm ausgedrückten Zustandsbegriffs, die entweder durch Eigenschaften des wahrgenommenen Vorgangs oder durch den subjectiven Zustand des Redenden oder endlich durch das Wechselverhältniss dieser beiden Momente verursacht wird. Natürlich können aber diese verschiedenen Factoren ebenso gut jeder getrennt von den andern wie zu zweien oder dreien verbunden den begrifflichen Inhalt einer Verbalform ausmachen. Denn hier wie überall ist unsere abstrahirende Zerlegung einer Erscheinung später als diese selbst; und die Sprache folgt bei Bildung der Formen in jedem einzelnen Fall concreten Motiven, die an kein Schema gebunden sind, und in denen sich vielfach die verschiedenen Bedingungen durchkreuzen, die wir dann nachträglich durch unsere Unterscheidungen zu sondern suchen.

In diesem Sinne ist es denn auch eine künstliche Scheidung, wenn die Grammatik die Gesammtheit der einer Sprache verfügbaren Verbalformen in Genera, Modi und Tempora gesondert hat. Es ist überdies eine Eintheilung, deren Bezeichnungen, abgesehen von dem durch den empirischen Charakter der Vorstellungen von selbst sich darbietenden Begriff des »Tempus«, einer Region philosophischer Begriffsbildung entnommen wurden, die mit den Variationen des Verbalbegriffs selbst nur theilweise zusammentrifft. Gleichwohl ist

die Dreitheilung selbst einer richtigen Beobachtung entnommen, die nur dann in Widerspruch mit der Erfahrung gesetzt wird, wenn man entweder die drei Formen als gegen einander abgeschlossene Begriffssphären, oder wenn man den Modus als eine dem Genus, und das Tempus wieder als eine dem Modus unterzuordnende Form ansieht. Eine solche Begriffsleiter bilden jene drei Gestaltungen des Verbalbegriffs nicht im mindesten. Vielmehr entspricht jede derselben lediglich *einem* der Factoren, die bei der Bildung eines Verbalbegriffs in der Regel sämmtlich zusammenwirken. Als solche Factoren können aber selbstverständlich nur die *psychischen Motive* gelten, die zur Erzeugung der einzelnen den Inhalt eines Begriffs bestimmenden oder variirenden Determinationsformen geführt haben. In der That sind es offenbar, wenn auch unklar empfunden, solche psychische Motive, die zur Unterscheidung von Genus, Modus und Tempus Anlass gaben. Denn die unter dem Genus zusammengefassten Formen stimmen darin überein, dass sie den *objectiven* Inhalt des Verbalbegriffs in der mannigfaltigsten Weise variiren. Solche objective Unterschiede sind: die Wiederholung der Handlung (Iterativum), ihre Häufigkeit (Frequentativum), Steigerung (Intensivum), Dauer (Durativum), Begrenzung (Limitativum) u. s. w. Außer diesen unmittelbar *an dem Vorgang selbst* zu beobachtenden Eigenschaften sind dann auch noch solche zu den objectiven Variationen des Verbalbegriffs zu rechnen und werden demnach zumeist dem »Genus« zugezählt, die sich aus der *Verbindung zweier Vorgänge* ergeben, und bei denen irgend eine zwischen diesen stattfindende Causalbeziehung hinzugedacht wird: so die Veranlassung zu einer Handlung (Causativum), die Gemeinsamkeit der Handlung (Cooperativum), ihr Wechselverhältniss zu den gleichen Handlungen Anderer (Reciprocum). Daran schließen sich aber weitere Verlaufsarten, die zugleich zu einem subjectiven Vorgang in unmittelbare Beziehung gebracht werden können, und die sonach psychologisch bereits auf der Grenze zu der folgenden Classe stehen: so der erwartete Vorgang (Desiderativum), die Zurückbeziehung der Handlung auf den Handelnden (Reflexivum), das Erleiden einer Handlung (Passivum). Wie man sieht, bilden diese mannigfachen Arten objectiven Geschehens eine Stufenfolge, die von der Auffassung des einzelnen, in irgend einem Zustand befindlichen

Gegenstandes zu der Wechselbeziehung zweier oder mehrerer objectiv gegebener Vorgänge und endlich von dieser aus zu der Vorstellung einer Wechselbeziehung des Subjectes zu dem objectiven Inhalt der Handlung führt.

Hiermit ist nun zugleich der Uebergang zu der zweiten Art von Variationen des Verbalbegriffs erreicht: zu solchen, die ausschließlich die auf einen objectiven Vorgang bezogenen Zustände des wahrnehmenden Subjectes ausdrücken, Unterschiede, welche die Grammatik als solche des Modus bezeichnet. Schon mehrere der oben noch zur objectiven Reihe gezählten Formen, wie Causativum, Cooperativum u. dergl., bereiten diesen Uebergang vor, indem bei ihnen das Subject zu dem objectiv Wahrgenommenen eine causale Beziehung hinzubringt. In einer weiteren Reihe von Uebergangsformen wird diese Beziehung auf das Subject zu einer noch festeren, indem es überhaupt nur der begleitende subjective Zustand ist, der einer bestimmten Verbalform ihren Charakter gibt. Der Unterschied vom »Modus« liegt hier nur noch darin, dass immer noch der objective Vorgang im Vordergrund des Bewusstseins steht, zu dem die Beziehung auf das Subject nur als eine secundäre Bestimmung hinzukommt. Bei dem eigentlichen Modus drückt dagegen die Verbalform als solche nur den subjectiven Zustand aus, und der objective Vorgang erscheint nunmehr bloß als die äußere Bedingung, mit der jener zusammenhängt. Das Verhältniss des »Desiderativum« zu dem »Optativ« veranschaulicht dies am klarsten. Das Desiderativ 'ich will schreiben' (lat. *scripturio*) schließt in sich, dass die Handlung bestimmt ausgeführt wird. Es wird daher zunächst die bevorstehende Handlung selbst vorausgesetzt, zu der dann erst die Nebenbestimmung hinzutritt, dass sie von mir gewollt sei. Die Verbalform ist also gewissermaßen eine mit einer modalen Nebenbestimmung behaftete »Genusform«. Dagegen der Optativ 'ich möchte schreiben' ist bloßer Ausdruck des Wunsches: er enthält an sich nur eine bestimmte Aussage über einen subjectiven Zustand, zu dem jetzt umgekehrt die Handlung des Schreibens die objective Nebenbestimmung bildet, auf die sich jener Zustand bezieht. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Modusformen, dem Dubitativ, Cohortativ, Imperativ, und dem in seinen Gebrauchsweisen schwankenden Conjunctiv, der ursprünglich wohl eine Voraussicht ausdrückt, dann aber, wenigstens

im Indogermanischen, mannigfache Arten logischer Abhängigkeit bezeichnen kann [1]).

Aehnlich wie auf diese Weise aus der reinen, mit dem volkommen objectiv gedachten Zustandsbegriff sich deckenden »Genus« durch Zwischenformen mit subjectiven Nebenbestimmungen der eigentliche »Modus« hervorgeht, so führen nun andere subjective Associationen, die sich mit der objectiven Vorstellung eines Zustandes oder einer Handlung verbinden, von dem Genus sowohl wie von dem Modus zu der dritten Classe der Verbalbegriffe, dem Tempus. Der reine Zeitbegriff in seiner Anwendung auf Zustände oder Handlungen ist an und für sich nur in den Formen der drei Zeitstufen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und ihrer wechselseitigen Complicationen möglich. Solche Complicationen können aber in rein zeitlicher Form wieder nur insofern stattfinden, als sich der Redende entweder auf eine frühere Zeitstufe zurück- oder in eine künftige vorausversetzt und nun von diesen in Gegenwart verwandelt gedachten Zeitpunkten aus in beiden Fällen eine vergangene Zeitstufe ausdrückt. Das würden im ganzen fünf Formen für den Ausdruck der Zeit sein, drei unmittelbare: Präsens, Präteritum und Futurum, und zwei mittelbare, die in dem Fließen der Zeit und der hierdurch bedingten beliebigen Verschiebbarkeit des Standpunktes der Gegenwart ihren Grund haben: Plusquamperfectum und Futurum exactum. Doch diese drei oder fünf Zeitstufen haben kaum in einer einzigen Sprache zu einer klaren Ausbildung in Gestalt bestimmt abgegrenzter Temporalformen des Verbums geführt, sondern die Verhältnisse schwanken hier zwischen Mangel und Ueberfluss, zwischen einem Zustand, wo nicht einmal die drei fundamentalen Zeitstufen existiren, und einem andern, wo außerdem viele andere Modificationen des Zeitbegriffs unterschieden werden. Nun ist natürlich ein solcher Ueberfluss nur dadurch möglich, dass es auch hier Uebergangsformen gibt, also Genera oder Modi, die nebenbei temporale Bestimmungen enthalten. In der That ist dies schon vermöge der verwickelteren Bedingungen zu erwarten, unter denen der Begriff des »Tempus« steht. Fassen wir nämlich diesen Begriff, unter

[1]) Ueber die wahrscheinliche Bedeutungsentwicklung des Conjunctiv vgl. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, II, S. 243, 367 ff.

Beiseitesetzung der in der Grammatik ihm zugezählten Uebergangs- und Mischformen, als reine Zeitstufe auf, so enthält diese in ihrer Verbindung mit dem Grundbegriff des Verbums stets eine Orientirung des objectiven Vorgangs nach der momentanen Bewusstseinslage des Subjectes. Die Zeitstufe in diesem aller Nebenbestimmungen entkleideten Sinne ist also reiner Relationsbegriff. Sie enthält weder irgend etwas über den objectiven Inhalt der Handlung, noch reflectirt sich in ihr der subjective Gemüthszustand des Redenden oder irgend eine durch die Wechselbeziehung dieser beiden Factoren entstehende Nebenbestimmung, wie in jenen Verbalformen, die ein Wollen, Erstreben, Verursachen u. s. w. ausdrücken. Darum sind die reinen Temporalformen des Verbums die abstractesten von allen; darum bieten sie aber auch Beziehungen nach der Seite der Genera wie der Modi. Denn mit beiden verbinden sich leicht zeitliche Bestimmungen. So ist der Durativ an sich eine reine Genusform. Aber zu der Vorstellung der Dauer tritt naturgemäß leicht eine Rückbeziehung auf den momentanen Zustand des Objectes; der Durativ wird daher in vielen Sprachen gleichzeitig entweder Ausdruck des Präsens, wenn die Vorstellung des im gegenwärtigen Momente andauernden Vorgangs im Vordergrund steht, oder des Perfectums, wenn sich mit der Dauer des Zustandes die Vorstellung der Vollendung der Handlung, aus der jener hervorging, verbindet. Das Desiderativum ist an sich eine modal gefärbte Genusform, der Optativ und der Cohortativ sind reine Modusformen. Aber die subjectiven Bestandtheile dieser Begriffe sind so eng an die Vorstellung des zukünftigen Handelns gebunden, dass sich aus ihnen, unter Verdunkelung der übrigen Elemente, ein reines Futurum entwickeln kann. So sind in der That im Englischen sowohl das desiderative *I will* wie das cohortative *I shall* zu Hülfsverben des Futurums geworden. Noch häufiger aber kommt es vor, dass auch hier eine gegebene Form diese verschiedenen Modificationen des Verbalbegriffs in sich vereinigt. So kommt es, dass zahlreiche sogenannte Tempusformen in Wahrheit Mischformen sind, die bald mehr nach der Seite des Genus bald mehr nach der des Modus hinüberreichen. Dieser complexe Charakter der Formen macht sich begreiflicher Weise im allgemeinen mehr bei dem Präteritum als bei dem Präsens oder Futurum geltend,

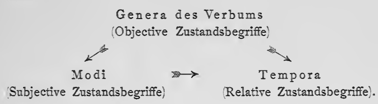
weil bei der Erzählung vergangener Ereignisse die objective Natur des Geschehens entschiedener und in wechselnderer Weise hervortritt. Auch ist dies der Grund, weshalb die Formen des Präteritums mehr in die Genus-, die des Futurums mehr in die Modusformen hinüberspielen. So ist das im Perfectum liegende Moment der abgeschlossenen Handlung an sich eine objective Bestimmung, die jenes bald mehr einem Durativ (daher man das Perfectum auch, gegenüber andern »punktförmigen« Tempusformen, einer geraden Linie verglichen hat) bald mehr einem Limitativum nähert. Dem gegenüber verbinden die »Aoriste« mit der in ihrem erzählenden Gebrauch von selbst liegenden Beziehung auf die Vergangenheit so bestimmt die Vorstellung des Eintritts einer Handlung, dass diese Form eigentlich ebenso sehr dem Bereich des Genus wie dem des Tempus zufällt [1]).

Die neuere Grammatik hat diesem Verhältniss dadurch Ausdruck gegeben, dass sie dem Begriff des eigentlichen Tempus den der »Actionsart« gegenüberstellte. Insofern die Actionsart die zeitliche Beschaffenheit der Handlung ohne Rücksicht auf ihre Beziehung zum gegenwärtigen Moment angibt, ist sie nichts anderes als eine Genusform mit irgend einer zeitlichen Nebenvorstellung: sie schildert die objective Beschaffenheit des Vorgangs, aber den zeitlichen Verlauf desselben nur insofern, als jener einen Bestandtheil des objectiven Vorgangs ausmacht. Da nun dabei gleichwohl Beziehungen auf die drei Zeitstufen vorkommen, so ist die Actionsart meist eine Uebergangsform zwischen Genus und Tempus, bei der dann außerdem noch subjective Momente mitwirken können. Hierauf scheint gerade bei den Aoristformen die eigenthümliche Erweiterung der Bedeutung hinzuweisen, die sie im Conjunctiv und Optativ erfahren. Denn indem diese Erweiterung darin besteht, dass innerhalb dieser Modi der Aorist den Begriff der momentanen Handlung von der Zeitstufe der Vergangenheit auf die der Gegenwart und selbst der Zukunft ausdehnt, lässt sich dies aus der associativen Beziehung verstehen, die jenen Modis selbst zum zukünftigen Geschehen innewohnt, einer Beziehung, deren Wirkungen nun mit denen der

[1]) Vgl. hierzu die Erörterung der indogermanischen Tempusformen in Delbrücks Syntax, II, S. 119 ff.

reinen Erzählung sich kreuzen und dieselbe gelgentlich ganz compensiren können.

Hiernach lassen sich alle diese Verhältnisse von Genus, Modus und Tempus in dem folgenden Schema zusammenfassen:




Nach diesem Schema erscheint das Genus seiner psychologischen Grundbedeutung nach als die *primäre*, der Modus als eine *secundäre*, das Tempus aber als eine *theils secundäre theils tertiäre* Bildung, das erstere insofern es sich direct aus einem Genusbegriff, einer »Actionsart«, entwickelt, das letztere insofern es aus einem Modus, einer subjectiven Zustandsbestimmung, wie Ermahnung, Wunsch, Voraussetzung, oder aus der Verbindung einer solchen mit einem Genusbegriff hervorgeht. Diese Entwicklung führt dann natürlich von selbst zugleich jene Vermischung der Formen mit sich, vermöge deren die drei Begriffe Genus, Modus und Tempus in ihrer reinen Gestalt überhaupt nur Grenzfälle darstellen, die wieder um so seltener vorkommen, je weiter sich die Entwicklung von ihrem Ausgangspunkt, dem reinen Genusbegriff, entfernt.

An sich hat demnach das obige Schema der Beziehungen zwischen den drei im Verbum sich begegnenden Begriffsfactoren nur die Bedeutung einer Darlegung der bei der Bildung der Formen wirksamen *psychischen Motive*. Zahlreiche Beobachtungen machen es aber im höchsten Grade wahrscheinlich, dass dieser psychologischen auch eine *historische* Entwicklung entspricht, da die den einfachsten Motiven entsprungenen Formen im allgemeinen die frühesten, die aus einem Zusammenfluss verschiedener Motive hervorgegangenen die späteren sind. In die übliche Terminologie übersetzt will das also heißen: die Genera des Verbums sind im allgemeinen den Modis, diese den reinen Ausdrucksformen der Zeitstufen in der Entwicklung vorausgegangen. Dabei kreuzt sich aber allerdings dieses Entwicklungsgesetz noch mit dem andern, dass auf den primitivsten Stufen sprachlicher Bildungen überhaupt zahlreiche Unterschiede der Begriffe unausgedrückt bleiben, weil sie theils nur

dunkel und unbestimmt gedacht, theils aber auch stillschweigend hinzugedacht werden. Und hierzu kommt dann als ein weiteres Moment, welches bei der Bildung der Casusformen bereits hervorgehoben wurde: unsere Unterscheidung der Wortformen ist überhaupt kein Maß für die Unterscheidung der Begriffsformen, sondern, wenn irgend ein complexer Begriff in einer selbständigen Wortform ausgedrückt werden soll, so müssen der Existenz jenes Begriffs außerdem alle die Bedingungen zu Hülfe kommen, die bei der Verschmelzung der Wortelemente wirksam sind. So besitzen wir im Deutschen heute nur noch in den in der Lautform erhalten gebliebenen Beziehungen gewisser Verbalstämme Reste selbständiger Genera des Verbums: so z. B. in *legen* als dem Causativum zu *liegen*, in *betteln* als dem Iterativum zu *bitten* u. s. w. Ebenso haben sich die Modusformen unseres Verbums auf die allgemeine Abhängigkeitsform des Conjunctiv, die Temporalformen auf Präsens und Präteritum (Imperfectum) zurückgezogen. Im Begriff besitzen wir jedoch unzählige Genera, Modi und Tempora und die verschiedensten Mischformen zwischen ihnen, weil wir sie durch Hülfsverben und Adverbien mit einer Vollständigkeit ausdrücken können, die denjenigen Sprachen, in denen die Begriffe zu selbständigen Wortformen verdichtet sind, im allgemeinen abgeht. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Entwicklungsreihe finden sich aber auch in solchen Sprachen, in denen sich die Verbalformen überhaupt erst unvollkommen differenzirt haben, ebenfalls in den mannigfachen Hülfswörtern, die von dem Verbalstamm attrahirt werden, Ausdrucksmittel von Begriffsnuancen, die mindestens hinter dem auf einer späteren Stufe erreichten Vorrath selbständiger Verbalformen nicht zurückstehen. Da nun selbst in den Sprachgebieten, wo sich ein verhältnissmäßig großer Reichthum solcher Formen ausgebildet hat, immer noch andere Variationen des Verbalbegriffs durch hinzutretende Hülfswörter ausgedrückt werden können, so sind es schließlich überhaupt zwei Momente, von denen die Entstehung von Verbalformen abhängt: erstens, bei der primären Entwicklung der Wortformen, die Häufigkeit des Gebrauchs, und zweitens, in der Periode der Rückbildung der Formen, alle jene früher besprochenen psychischen Motive, die eine Zerlegung der complexen Verbalbegriffe in ihre Bestandtheile veranlassen (S. 172). Die selbständigen Genera,

Modi und Tempora nebst ihren Zwischenformen wird man so auf jeder Stufe als diejenigen Verbalbegriffe anzusehen haben, die durch die häufigste Association ihrer Elemente zur einheitlichen Apperception des Gesammtbegriffes am meisten disponirt sind. Auch in der Periode der Wiederauflösung der Worteinheiten durch Apposition neuer Beziehungswörter spricht sich dies darin aus, dass einzelne unter diesen, namentlich die Präpositionen und die stabileren Hülfsverben, feste Verbindungen eingehen. So bilden die Zusammensetzungen mit Präpositionen, wie z. B. im Deutschen *aufstehen*, *abstehen*, *anstehen*, *widerstehen*, *zustehen*, eigenthümliche Genera des Verbums, die unter Umständen verloren gegangene ersetzen mögen, in vielen Fällen aber auch neue liefern, die, soviel sich erkennen lässt, der Sprache ursprünglich gefehlt haben. So bilden wir ferner im Deutschen aus der gewöhnlich in einer einfachen Verbalform ausgedrückten durativen oder imperfectiven Actionsart durch präpositionale Affixe eine perfective: z. B. *wegtragen* aus *tragen*, *erschlagen* aus *schlagen*, *ersteigen* aus *steigen*, *aufstehen* aus *stehen* u. s. w.[1]). Auch in dem Perfectum und Futurum der neueren romanischen und germanischen Sprachen werden die Verben mit ihren Hülfsverben im Fluss der Rede wiederum als Worteinheiten gefühlt. Beiderlei Zusammensetzungen unterscheiden sich von den ursprünglichen Verbalbildungen höchstens dadurch, dass das Hülfswort zwar ebenfalls seine selbständige Bedeutung verloren hat, dass aber die Begriffsmodification, die es ausdrückt, noch für sich appercipirt wird. Wortverbindungen wie *ich bin gegangen*, *ich werde gehen* und ebenso die präpositionalen Zusammensetzungen gleichen daher vollständig jenen Agglutinationen nominaler Wortcomposita, wie *Tagewerk*, *Morgenstunde* u. ähnl., in denen neben der Einheit des Ganzen noch die Componenten appercipirt werden.

### 3. Innere und äufsere Determination des Verbums.

Die mannigfachen Uebergänge, die zwischen den als Genera, Modi und Tempora bezeichneten Formen stattfinden, bestätigen es,

---

[1]) W. Streitberg, Perfective und imperfective Actionsart im Germanischen, Paul und Braune, Beiträge, 1891, XV, S. 70 ff.

dass, so sicher es sich bei diesen drei Begriffen um verschiedene Motive der Formbildung handelt, doch die Formen selbst eine zusammengehörige Classe von Begriffsvariationen darstellen, ähnlich den Casusformen des Nomens. In der That gibt sich eine gewisse Analogie dieser Determinationsformen des Verbums mit den Casusformen auch darin zu erkennen, dass innere und äußere Determinationen vorkommen, wenn wir hier wiederum unter inneren Formen solche verstehen, die dem Begriff eigen sind, ohne dass es besonderer äußerer Beziehungselemente bedarf, um die bestimmte Begriffsmodification auszudrücken; während wir im Gegensatze dazu als äußere Formen diejenigen betrachten können, die den charakteristischen Begriff erst durch hinzugefügte Hülfselemente oder Lautvariationen erzeugen. Freilich zeigt sich auch in dieser Beziehung wieder ein großer Unterschied von Nomen und Verbum, indem das Verhältniss der inneren und äußeren Determinationen hier ein wesentlich abweichendes ist. Das Verbum bewährt nämlich seine selbständige, satzbildende Natur darin, dass jede Form, mag sie eine innere oder äußere sein, einen für sich bestehenden Begriffsinhalt hat, und dass daher die innere Determinationsform eine vollkommen selbständige Stammform ist, die äußere aber nur in dem gesammten Wortsystem der Sprache, nicht in der einzelnen Satzbildung selbst, an eine selbständige Stammform sich anlehnt. So sind *liegen*, *gehen*, *halten*, *schütteln* innere Determinationen des Verbalbegriffs, insofern bei jedem dieser Verben die Zustandsvorstellung an und für sich, ohne dass es dazu noch besonderer Ausdrucksmittel bedarf, einer andern Begriffsclasse angehört: *liegen* bedeutet einen ruhenden Zustand, *gehen* eine dauernde, *halten* eine einmalige, *schütteln* eine sich wiederholende Thätigkeit. Dagegen sind *lebte*, *erleben*, *beleben*, *aufleben* äußere Determinationsformen zu dem in ihnen allen enthaltenen Verbum *leben*: *lebte* weist auf eine vergangene Zeit dieses Zustands, *erleben* auf objective Ereignisse, zu denen er in Beziehung steht, hin; *beleben* hat causative, *aufleben* perfective Bedeutung u. s. w. Auch der Gegensatz der transitiven und intransitiven Formen ist hierher zu rechnen: indem zu jenen ein Object hinzugedacht wird, zu diesen nicht, bilden sie einander gegenüberstehende Begriffsclassen, deren unterscheidende Eigenschaften im allgemeinen der inneren, nicht der

äußeren Determination angehören. Wie sehr sich aber diese beiden gleich berechtigt gegenüberstehen, erhellt namentlich daraus, dass manche Verba vermöge ihrer inneren Determination bereits einer bestimmten Begriffsclasse zufallen, in die viele andere erst durch die Herstellung einer äußeren Determinationsform versetzt werden können.

Nun liegt die Betrachtung der inneren Determination der Verbalbegriffe außerhalb des Gebiets der Formenbildung; sie fällt, soweit sie psychologische Angriffspunkte bietet, der Psychologie der Begriffs- und Bedeutungsentwicklungen zu. Dagegen bilden die äußeren Determinationen des Verbalbegriffs ein Gebiet, das der Bedeutungs- und Formentwicklung zugleich angehört. Indem nun dieses Gebiet im wesentlichen mit den grammatischen Kategorien von »Genus, Modus und Tempus« zusammentrifft, erscheint es geboten, der Betrachtung ihrer Entwicklung nicht diese, selbst unter dem grammatischen Gesichtspunkt vielfach unzulänglichen Kategorien, sondern diejenige Unterscheidung zu Grunde zu legen, zu der uns oben die psychologische Analyse derselben geführt hat, und die von vornherein das Verhältniss der psychischen Motive deutlicher hervortreten lässt: das ist die Unterscheidung der objectiven, der subjectiven und der relativen Zustandsbegriffe. (Vergl. das Schema S. 191.)

Die nähere Verfolgung dieser, aus den oben angedeuteten Gründen vielfach in einander laufenden äußeren Determinationsformen des Verbums würde hier allzu sehr in das Gebiet der Sprachgeschichte hinüberführen. Die folgenden Erörterungen werden sich daher auf die Hervorhebung der allgemeinsten, durch die vergleichende Betrachtung an die Hand gegebenen psychologischen Gesichtspunkte beschränken.

### 4. Objective und subjective Zustandsbegriffe.

In der Ausbildung der Wortformen für objective Zustandsbegriffe geht die Entwicklung des Verbums in vieler Beziehung den Casusformen des Nomens, namentlich den Casus der äußeren Determination, parallel. Auf einer ersten Stufe, zu der die Sprachen vieler Negervölker (Wolof, Ibo, Mande u. a.), sowie die der Hottentotten,

der Eskimos, ferner der Guaranis, Chiquitos u. a. in Südamerika, endlich das Polynesische und Melanesische Beispiele liefern, sind besondere Actionsformen noch wenig oder gar nicht ausgebildet. Modificationen des Verbalbegriffs, die vorzugsweise dieser Kategorie angehören, werden durch Hülfswörter, namentlich Partikeln, wiedergegeben. Dann folgt eine Stufe excessiver Formenbildung, auf der immer noch vorzugsweise die Variationen der objectiven Vorgänge, neben ihnen aber auch schon gewisse subjective Zustände, wie Erwartung, Zweifel, Frage und sehr häufig die Verneinung, durch besondere Formen ausgedrückt werden. Hierher gehören vor andern die ural-altaischen, die kaukasischen Sprachen und das Baskische. Doch fallen auch manche amerikanische Sprachen besonders wegen ihrer eigenthümlichen Modusbildungen und auf afrikanischem Gebiet die Sprachen der Nubarasse theilweise in die nämliche Classe. Neben den auch sonst vorkommenden Formen eines Intensivum, Iterativum, Causativum, Reflexivum findet sich also hier nicht selten ein Inchoativum ('ich werde schläfrig' zu 'ich schlafe'), Reciprocum ('wir kämpfen wechselseitig'), Cooperativum ('ich esse mit dir'), Limitativum ('ich gehe bis dahin'), Terminale ('ich schreibe bis zu Ende'), Exhaustivum ('ich schlage vollständig'). Bemerkenswerth ist zugleich, dass in Fällen solch excessiver Entwicklung gerade diejenige Form fehlt, die später alle andern zu überdauern pflegt, das Passivum, indem es hier noch meist durch die früher (S. 141) erwähnten activen Umschreibungen ersetzt wird. Das Passivum ist eben die abstracteste objective Form, weil das Erleiden einer Handlung überhaupt etwas secundäres ist gegenüber der Handlung selbst, weshalb denn auch durchweg noch auf dieser Stufe die objectiven Formen den Charakter reiner »Actionsarten« besitzen oder, wo sie diese Grenze überschreiten, nur zu einer Wechselbeziehung zwischen Action und Reaction gelangen, wie im Reciprocum und Reflexivum. In der That scheint daher das Passivum, wie im Indogermanischen, so auch anderwärts aus dem Reflexivum durch eine einfache Verdunkelung des in diesem noch mit enthaltenen Actionsbegriffs hervorgegangen zu sein [1]).

[1]) Vgl. hierzu z. B. die altaischen Sprachen (Müller II, 2, S. 282, dazu Böthlingk, Sprache der Jakuten, S. 268 ff.), das Kolh (Müller III, 1, S. 119). Ein analoger Uebergang ist der in den Nuba-Sprachen zuweilen vorkommende des Causativums in das

Mit der reicheren Entwicklung der objectiven Zustandsbegriffe hält die der subjectiven nicht gleichen Schritt; zugleich scheinen aber hier zwischen verschiedenen Sprachgebieten beträchtliche Unterschiede vorzukommen. Gehen auch die objectiven Begriffe im allgemeinen überall voraus, so ist es doch unverkennbar, dass viele Völker von frühe an in höherem Grade als andere zur Ausbildung zahlreicher subjectiver Zustandsbegriffe geneigt sind, — eine Eigenthümlichkeit, die vielleicht ebenso sehr mit psychologischen Rassencharakteren wie mit der besonderen Entwicklung der äußeren Cultur zusammenhängt. Wenigstens wird diese Vermuthung durch die Thatsache nahe gelegt, dass die Indianerstämme, die schon in den Nominalbildungen ihrer Sprachen das Vorwalten subjectiver Werthunterscheidungen erkennen lassen, auf afrikanischem Boden die Nubavölker, die in dieser Beziehung mit den Amerikanern auffallend übereinstimmen, auch in jener Neigung zu mannigfaltigen subjectiven Stimmungsausdrücken zusammentreffen. In solchen Fällen begegnet uns z. B., als eine abgeschwächte Form des Imperativ, zwischen ihm und dem Optativ mitten inne stehend, ein Cohortativ ('ich ermahne dich das zu thun'), ferner ein Potentialis ('dies kann geschehen'), Conditionalis ('wenn dies geschieht'), ein Interrogativ, d. h. eine besondere Verbalform für die Frage, und, als eine zwischen Aussage und Frage mitten inne stehende Form, ein Dubitativ ('dies geschieht vielleicht'), der bei vielen Indianerstämmen eine stehende Höflichkeitsform ist, die den Indicativ in analogem Sinne verdrängt hat, wie bei andern Völkern in der Anrede die zweite durch die dritte Person ersetzt wurde (S. 43). Eine weit verbreitete subjective Form ist endlich der Negativ, ein specifisches Verbum der Verneinung. Dagegen pflegt gerade in solchen Fällen excessiver Modusentwicklung diejenige Form zu fehlen, die später, neben dem allen Stufen gleichmäßig treu bleibenden Imperativ, meist als einzige zurückbleibt: der Conjunctiv. Er nimmt in der Entwicklung subjectiver Begriffsformen in der Reihe der Sprachen eine ähnliche Stellung ein wie das Passivum innerhalb der objectiven. Als allgemeine Ausdrucksform der Abhängigkeit im Denken ist er die allgemeine

---

Passivum (Reinisch, Die Nuba-Sprachen I, S. 60 f.), eine Erscheinung, die zugleich psychologisch der Verwendung des Activums mit dem Instrumentalcasus an Stelle des Passivums entspricht (S. 141, Anm. 2).

Ausdrucksweise subjectiver Bedingtheit, die eben deshalb zugleich als Ersatz für viele der ursprünglicheren, concreteren, wie den Dubitativ, Cohortativ, Optativ, eintritt, in gleichem Maße aber auch natürlich in ihren Bedeutungen variirt[1]).

### 5. Relative Zustandsbegriffe.

Gegenüber dem Reichthum objectiver und subjectiver Determinationsformen des Verbums ist die relative, das »Tempus«, in ihrer reinen Ausprägung ein verhältnissmäßig spätes Entwicklungsproduct. Allerdings gewährt für diesen Schluss die Vergleichung der Sprachstufen, wie sie uns in dem Nebeneinander verschiedener Sprachen gegeben sind, höchstens indirecte Anhaltspunkte, einerseits durch das Zurücktreten der Zeitbestimmungen in den primitivsten Sprachen, anderseits durch ihre Vermengung mit andern objectiven und subjectiven Momenten. Dem Naturmenschen sind Ereignisse, die er erzählt, unmittelbar erlebte. Eher noch scheidet er das Erwartete, Bevorstehende als das Vergangene vom Gegenwärtigen. In der That scheint zuweilen ein Futurum oder, vielleicht besser gesagt, irgend ein Modus, der die Beziehung auf die Zukunft in sich schließt, schon nachweisbar zu sein, wo ein Präteritum noch vermisst wird[2]).

---

[1]) Als Beispiele reich entwickelter Modusformen sind zu nennen: auf amerikanischem Gebiet die Sprachen der Tscherokesen und Choktaw (Müller II, 1, S. 228, 235 ff.), auf afrikanischem das Nuba und Kumana (ebend. III, 1, S. 44, 61 ff.). Auch mehrere Sprachen des Kaukasus zeichnen sich durch ihre Modusbildungen aus, z. B. die der Abchasen, Awaren, Kasikumüken (ebend. III, 2, S. 54 ff.) Eine der letzteren Sprachengruppe besonders eigenthümliche Modusform ist ein »Imaginativ« ('ich stelle mir vor etwas zu thun').

[2]) Speciell wird der Mangel aller Tempora mit Ausnahme des Futurums für verschiedene südamerikanische Sprachen angegeben, z. B. für die Guarani-Tupi (Müller II, 1, S. 385), Chiquito (ebend. S. 405). In manchen Fällen ist das Futurum wenigstens dadurch ausgezeichnet, dass es allein durch eine Form von verbalem Charakter ausgedrückt wird, analog dem Präsens, während für das Präteritum nominale Bildungen eintreten: so z. B. in der Sprache der Inka, wo übrigens nur für die erste Person des Singular und Plural ein besonderes das Futurum kennzeichnendes Suffix existirt, während bei den übrigen Personen das Futurum mit dem Präsens zusammenfällt (Müller II, 1, S. 375). Bei allen Angaben über die Bildung der Tempora in den unserem Sprachbewusstsein ferner liegenden Sprachen, namentlich in denen primitiver Culturvölker, ist übrigens nicht zu übersehen, dass bei ihnen eine Einordnung in die uns geläufigen grammatischen Kategorien stattfindet, die an

Entscheidender als diese Thatsachen der Sprachvergleichung sind aber hier die Ergebnisse der Sprachgeschichte, um so mehr, da innerhalb der einer geschichtlichen Betrachtung zugänglichen Sprachgebiete unsere Kenntniss der den Wortformen innewohnenden Begriffsformen eine vollkommenere ist. Hier weisen nun die Gebiete, die hauptsächlich in Frage kommen können, das semitische und indogermanische, beide auf einen ursprünglichen Zustand der Verbalbildung zurück, dem der Begriff des Tempus in unserem Sinne überhaupt fehlte, und wo der des Modus, abgesehen von der einfachen Aussage (dem Indicativ), noch auf die ursprünglichste subjective Betonung der Handlung, auf die des Befehls (den Imperativ), beschränkt war, wogegen das, was man dem Genus zurechnet, die objective Beschaffenheit des Vorgangs, zahlreiche Ausdrucksweisen fand. Neben diesem gemeinsamen Ausgangspunkt zeigen aber das Semitische und das Indogermanische zugleich die größte Verschiedenheit in der weiteren Differenzirung der verbalen Kategorien. Das Semitische ist augenscheinlich dem ursprünglichen Zustande näher geblieben. Innerhalb der Actionsarten mag hier schon in vorhistorischer Zeit theils eine schärfere Begrenzung, theils eine

---

und für sich nur theilweise richtig sein kann. Sind doch schon auf das Griechische, wie besonders die vieldeutige Verwendung der »Aoriste« zeigt, unsere Abgrenzungen der relativen Zeitstufen nicht mehr recht anwendbar, weil sich die Tempora mit Begriffselementen vermischen, die der »Actionsart« angehören. Man darf darum wohl vermuthen, dass, wo in solchen Angaben über weiter zurückliegende Sprachstufen die verschiedenen »Tempora« eine Rolle spielen, die Perfecta, Imperfecta und Aoriste immer zugleich oder vielleicht in erster Linie objective Unterschiede der Vorgänge, und dass wohl ebenso die verschiedenen Futura mindestens zugleich modale Bestimmungen (einen Potentialis oder Optativ) enthalten. Es scheint mir ein eigenthümliches Missgeschick zu sein, dass selbst die historische und genetische Sprachforschung hier immer noch nach dem Vorbild der alten Grammatik an die Spitze der Betrachtung des Verbums die Tempora zn stellen pflegt, denen sie dann erst die Modi und zuletzt die Genera folgen lässt, eine Anordnung, die derjenigen, in der sich die Formen wirklich entwickeln, genau entgegenläuft. Unter allen Verdeutschungen, die man für das »Verbum« wählen konnte, ist darum auch das im 17. Jahrhundert in der deutschen Grammatik aufgekommene »Zeitwort« eine der unpassendsten, weil es ein Merkmal bezeichnet, das dem Verbum ursprünglich überhaupt nicht und auch später eigentlich nur als ein secundäres zukommt. »Actionswort« oder noch besser »Zustandswort«, falls man den Begriff des Zustandes in dem früher (S. 130) besprochenen allgemeinen Sinne versteht, würden passendere Benennungen sein.

Abstoßung luxuriirender Formen eingetreten sein. Der Sinn des Semiten blieb jedoch stets auf den objectiven Charakter der Handlung gerichtet. Er hat, außer dem keiner Sprache fehlenden Imperativ, im Gebiet der Modi höchstens abgeschwächte Formen des Befehls entwickelt, wie den arabischen Jussiv und Energicus, den hebräischen und assyrischen Cohortativ. Noch mehr ist die Zeit als reiner Relationsbegriff seinem Denken gleichgültig geblieben. Sogenanntes Perfectum und Imperfectum der semitischen Sprachen haben anerkanntermaßen eine wesentlich andere Bedeutung als unsere mit diesen Namen bezeichneten Tempora; oder die diesen Formen zukommenden Zeitbeziehungen sind mindestens dort nur Nebenbestimmungen der Actionsart, die mit dem Charakter der letzteren zusammenhängen. So bedeutet das semitische Perfectum nicht sowohl die vergangene Zeit als die abgeschlossene Handlung, das Imperfectum im Gegensatze dazu den Vollzug der Handlung. Das Semitische liefert auf diese Weise zugleich das Beispiel eines Sprachgebietes, das bei allem sonstigen Reichthum seiner Entwicklung doch hinsichtlich der Auffassung des Geschehens, der Zustände und ihrer Veränderungen durchaus auf der ursprünglichen objectiven Stufe der Anschauung stehen geblieben ist — ein Beweis, wie so viele andere, dass der Grad der begrifflichen Entwicklung bei der Sprache kein einheitlicher Begriff ist, sondern sich in den verschiedensten und nicht selten entgegengesetzten Richtungen bethätigen kann. Im Semitischen ist eben der Schwerpunkt der Entwicklung von frühe an in die scharfe Ausprägung und Gegenüberstellung der objectiven Inhalte der Zustandsbegriffe verlegt worden, und diese Ausbildung hat wahrscheinlich zugleich die Entwicklung der subjectiven Factoren des gleichen Begriffsgebietes gehemmt. Denn die Gestaltung, welche die Actionsarten im Semitischen fanden, ist sehr verschieden von jenen excessiven Genusbildungen primitiverer Sprachen. Vor allem in der Entstehung von Formen mit gegensätzlichem Begriffsinhalt, die unserem Activum und Passivum analog sind, wie Piël und Pual, Poël und Poal, Hiphil und Hophal u. s. w., Gegensätzen, denen sich nach der zeitlichen Richtung der Actionsart dann auch die des Perfectum und Imperfectum anschließen, scheint sich diese reifere logische Durchbildung des objectiven Zustandsbegriffs kundzugeben.

Ganz anders ist die Entwicklung der Verbalformen innerhalb der indogermanischen Sprachen vor sich gegangen. Hier sind die ursprünglichen, ebenfalls weit überwiegenden objectiven Zustandsbegriffe in dem Maße zurückgetreten, als zunächst die Ausdrucksformen der subjectiven Theilnahme an den Vorgängen, neben dem Imperativ also die Wunsch- und Bedingungsausdrücke, überwogen, worauf dann endlich, vielleicht in Folge der so eingetretenen associativen Wechselbeziehungen des objectiven Geschehens und der begleitenden subjectiven Zustände, aus den Actionsarten die reinen Relationsformen der Zeit allmählich hervorgingen[1]). Hier ist die Mannigfaltigkeit der Entwicklung schon deshalb eine so sehr viel größere, weil sie sich nicht innerhalb einer und derselben Anschauungsweise vollzieht, sondern gewissermaßen aus einer Denkform stetig in eine andere hinüberführt, ein Vorgang, der neben der Entstehung neuer Formen nothwendig auch den Schwund anderer mit sich bringt. Deshalb dürfte die Geschichte des Indogermanischen in höherem Grade typisch sein für die allgemeine Entwicklung der Verbalformen und für den psychologischen Wandel der Begriffe, der im Hintergrund dieser sprachgeschichtlichen Vorgänge steht. Das Semitische scheint hier mehr eine für sich bestehende, durch relativ frühe und reiche begriffliche Durchbildung abgeschlossene Entwicklung zu bilden. Der allgemeinere Wandel der Begriffe scheint aber dahin gerichtet zu sein, dass die ausschließliche Auffassung des objectiven Inhalts der Zustände und Vorgänge der Ausgangspunkt für die Entstehung der Verbalbegriffe überhaupt ist. Neben jenen scheint nur der Imperativ, als ein der Interjection nahe verwandter Gefühlsausdruck, von frühe an bei bestimmten Gelegenheiten auch die subjective Gemüthslage in ihrer Beziehung zur Handlung zum Ausdruck zu bringen. An ihn schließen sich dann wahrscheinlich die ihm psychologisch verwandten subjectiven Ausdrucksformen der Ermahnung, des Wunsches, des Wollens, der Bedingung; und auf diese folgt endlich die Ausbildung der Zeitbegriffe als reiner Relationsbegriffe, bei denen das Subject der

---

[1]) Vgl. hierzu speciell mit Rücksicht auf die Entwicklung der Zeitformen der Vergangenheit im Indogermanischen W. Streitberg in Paul und Braune, Beiträge XV, S. 70 ff.

Beziehungspunkt der Handlung bleibt, die Art der Beziehung aber durch den objectiven Inhalt der Vorgänge bestimmt wird[1].

### 6. Rückblick auf die Entwicklung der Verbalformen.

In der Entwicklung der Verbalformen setzt sich augenscheinlich eine andere Entwicklung fort, die uns bei den Anfängen der Entstehung des Verbums in seiner allmählichen Abzweigung aus dem Nomen entgegentrat (S. 133 ff.). Bezeichnete jener erste Uebergang die Fortbildung der ursprünglich gegenständlichen Form des Denkens zu der des zuständlichen, so erkennen wir hier, innerhalb einer zweiten, erst mit der eigentlichen Verbalform beginnenden Stufenreihe den Uebergang von objectiven zunächst zu subjectiven und dann zu relativen Zustandsbestimmungen. Dabei durchläuft auch diese zweite Reihe wieder verschiedene Stadien, die aber derart über einander greifen, dass sich nur Anfang und Ende

[1]) Den obigen Folgerungen, in denen, so weit ich sehen kann, die Ergebnisse der indogermanischen Sprachgeschichte und der allgemeineren Sprachvergleichung in weitem Umfange übereinstimmen, widerspricht Michel Bréal in einem Aufsatze über die Anfänge der Verbalbildung, in dem er zu einer diametral entgegengesetzten Ansicht gelangt (Mémoires de la Société de linguistique de Paris, 1900, XI). Diese Ansicht ist um so bemerkenswerther, weil sie der Hauptsache nach auf rein psychologische Erwägungen gestützt ist. Bréal geht von dem Wort des Lucrez aus, das Bedürfniss habe den Dingen ihre Namen gegeben. Das nächste Bedürfniss für den primitiven Menschen sei aber der einem Andern mitgetheilte Wunsch und Befehl und dann die Antwort auf einen solchen Befehl gewesen. Demnach seien Imperativ, Optativ, Subjunctiv die primären Verbalformen, denen zunächst der Indicativ, dann weit später die übrigen »Actionsarten« und die Tempora folgten. Wenn jemand ein gewohnheitsmäßiger Trinker sei, so sei dem nächsten Bedürfniss genügt, wenn man sage 'er trinkt', die Versicherung, dass er oft trinke, der Iterativ, sei also ein überflüssiges späteres Ornament (S. 14, Anm.). Diese Bemerkungen sind, wie mir scheint, lehrreich, nicht weil sie die aufgestellte These beweisen, sondern weil sie zeigen, dass bei der Sprache wie anderwärts eine deductive Psychologie, die aus den Anschauungen des Autors heraus zu demonstriren sucht, was früher und was später gewesen sein müsse, nicht der richtige Weg ist. Da gerade solche Sprachen, die im ganzen auf einer primitiveren Entwicklungsstufe stehen geblieben sind, einen Iterativ, Continuativ, Terminalis, Concomitativ u. s. w. besitzen, so wird man annehmen müssen, dass das wirkliche Verhalten der Dinge nahezu das umgekehrte von dem ist, das Bréal annimmt. Richtig ist allein, dass der Imperativ überall als eine sehr frühe Bildung auftritt. Aber auch er scheint ursprünglich keine besondere Wortform zu sein, sondern nur durch die Betonung von dem Indicativ unterschieden zu werden.

deutlich contrastirend von einander abheben: der Anfang als eine Form des Denkens, die den Zustand nur in seinem objectiven Verhalten erfasst, das Ende als eine solche, die ihn in seinem Verlauf und seiner Dauer nach seinem Verhältniss zum subjectiven Zeitbewusstsein bestimmt. Die erste dieser Stufen steht dem gegenständlichen Denken noch nahe. Sie hat sich zwar von diesem gelöst, indem das bald wechselnde, bald beharrende Verhalten der Gegenstände neben ihnen selbst sich mehr und mehr der Anschauung aufdrängt und daher auch in der Sprache ausprägt. Aber noch wird dieses Verhalten ohne unmittelbare Beziehung auf das denkende Subject aufgefasst. Dies ändert sich allmählich, indem die objectiven Zustände und Ereignisse Bestandtheile reproductiver Association werden und als solche Affecte und Willensregungen erwecken, die an die Beziehungen der objectiven Vorgänge zu dem Denkenden selbst oder zu andern ähnlichen Subjecten geknüpft sind. So entstehen besondere Verbalformen, wie Imperativ, Jussiv, Optativ und ähnliche, die in dem Eingreifen des Subjectes mit seinen Befehlen, Ermahnungen und Wünschen in den Lauf der Ereignisse ihre Quelle haben. Diese intensivere Betheiligung des Subjectes wirkt dann aber wieder auf die Auffassung der Vorgänge zurück: zu der objectiven Verlaufsform tritt nun ihr Verhältniss zur momentanen Bewusstseinslage des Subjectes bestimmend hinzu, und diese Relation verdrängt schließlich die rein objective Bestimmung, indem sie dieselbe durch das verschiedene Verhältniss der einzelnen Momente des Vorgangs zum Redenden ersetzt. Nicht minder werden dadurch die rein subjectiven Ausdrucksformen verdrängt, so dass von ihnen nur die allgemeinsten und unentbehrlichsten, die des Befehls und der Bedingung, zurückbleiben.

Diese Entwicklung schließt noch eine weitere, für die Ausbildung des Denkens überaus wichtige Veränderung ein. Je mehr der Verbalbegriff in den objectiven Zustandsbestimmungen aufgeht, um so mehr enthält er eine Mannigfaltigkeit concreter Inhalte, die eine Vereinigung verschiedener Zustände unter dem gleichen Begriff selten möglich macht. Daher die enorme Zahl verschieden gearteter Verbalformen, die auf dieser Stufe ganz der excessiven Bildung der äußeren Casusformen für den Ausdruck der einzelnen Beziehungen der Gegenstände zu einander entspricht. Schon bei

den subjectiven, den Modusbestimmungen des Verbums, beschränkt sich einigermaßen diese Mannigfaltigkeit wegen des gleichförmigeren Verhaltens der subjectiven Zustände selbst. Sobald aber alle andern Momente hinter der allgemeinen Beziehung zur augenblicklichen Apperception zurücktreten, so theilt nun diese ihren formalen Charakter, der das nothwendige psychische Ergebniss der stets übereinstimmenden Gefühlselemente des Apperceptionsprocesses ist, auch den objectiven Ausdrucksformen der Zustandsbegriffe mit. Es bleiben so im wesentlichen nur noch diejenigen Stoffelemente zurück, die dem Grundbegriff des einzelnen Verbums an und für sich zukommen. Unter den Modificationen dieses Begriffs treten aber jene, die in den formalen Zeitbestimmungen bestehen, die reinen Relations- oder Temporalformen, in den Vordergrund. Die andern erhalten sich allein in einigen für den Ausdruck subjectiver Stimmungen unentbehrlichen modalen Kategorien. Im übrigen wandern sie in wechselnde adverbiale Bestimmungen hinüber, in denen dem Verbum fortan auch hier ein Ersatz zufließt für alle aus der eigentlichen Verbalform verschwundenen Nebenbestandtheile. Auf diese Weise gestaltet sich dieser Uebergang von der Herrschaft der objectiven und subjectiven zu derjenigen der Relationsformen zugleich zu einer abstracteren Gestaltung der Beziehungselemente des Verbalbegriffs, die sich wegen der vielseitigen Verwendbarkeit der abstracten Elemente außerdem als eine fortschreitende Vereinfachung der Wortformen darstellt.

## VI. Partikelbildungen.

### 1. Primäre Partikeln.

In der Classe der Partikeln pflegt die Grammatik alle die Wörter unterzubringen, die sich durch die Unveränderlichkeit ihrer Laut- und Begriffsform von den nach Laut und Bedeutung veränderlichen Bildungen des Nomens und Verbums unterscheiden. Natürlich werden durch diese Stabilität von Laut und Begriff diejenigen Veränderungen nicht ausgeschlossen, die jedes Wort im Laufe seiner Entwicklung durch die Vorgänge des Laut- und Bedeutungswandels erfahren kann, und die bei den Partikeln, namentlich im Gebiet des

Bedeutungswandels, sehr bedeutende sein können. Theils diese letztere Eigenschaft theils der vielfach zu erkennende genetische Zusammenhang mit Nomen und Verbum trennt zugleich die Partikeln von den Interjectionen, die gleich ihnen unveränderliche Gebilde, aber in ihren primären Formen überhaupt keine Wortbildungen, sondern in die Sprache übergegangene Naturlaute sind, die sich nur durch die Häufigkeit ihres Gebrauches zu wortähnlichen Gebilden fixirt haben. Gleichwohl stimmen beide Formen darin überein, dass die Partikeln, genau so wie die Interjectionen, in zwei Classen zerfallen, die wir, wie dort, als primäre und secundäre Formen bezeichnen können. Die primären Partikeln sind dann solche, die ursprünglich schon als unveränderliche Lautgebilde von bestimmter Bedeutung auftreten, die secundären sind aus andern Wortformen, Nominal- oder Verbalbildungen, hervorgegangen. Zu dieser äußeren Analogie kommt noch als ein inneres Moment des Zusammenhangs aller dieser stabilen Wortformen, dass in solchen Sprachen, in denen eine große Zahl primärer Partikeln auf einer allem Anscheine nach ursprünglicheren Entwicklungsstufe anzutreffen ist, eine sichere Grenze zwischen ihnen und den Interjectionen oft nicht gezogen werden kann, weil beide entweder vollkommen gleich lauten, oder weil interjectionale Elemente in die Bildung zusammengesetzter Partikeln eingehen. So gibt es in den polynesischen Sprachen namentlich Interjectionen der Verwunderung, des Zurufs zur Erweckung der Aufmerksamkeit (unserem *he da*, *siehe da* entsprechend), welche lautlich vollständig mit Partikeln, die ein *dort* oder *dann* oder selbst ein *sondern*, einen Gegensatz, ausdrücken, übereinstimmen[1]). In den Mande-Negersprachen finden sich gewisse emphatische Partikeln, die einem Worte beigefügt diesem den verbalen Charakter verleihen, oder auch bloß die in jenem ausgedrückte Vorstellung verstärken können[2]).

Im allgemeinen scheinen die ursprünglichen Bedeutungen der primären Partikeln zwischen einer solchen interjectionsartigen Betonung des Wortes oder Satztheils, zu dem sie als nähere Bestimmungen hinzutreten, und dem Hinweis auf einen Gegenstand

[1]) Vgl. Humboldt, Kawi-Sprache, III, S. 630 und 981.
[2]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 106, 135 f.

zu wechseln. Man kann in diesem Sinne wohl alle primären Partikeln in emphatische (interjectionale) und demonstrative unterscheiden. Da der Hinweis eigentlich nur in einer specifisch gerichteten Betonung besteht, und demnach die hinweisende als eine Unterform der allgemeineren und unbestimmteren emphatischen Partikel erscheint, so muss es dahingestellt bleiben, ob nicht beide auf einer noch ursprünglicheren Stufe zusammenfallen, beziehungsweise die emphatischen Elemente die Ausgangspunkte der Entstehung primärer Partikeln gebildet haben. In der späteren Entwicklung verschwinden aber die emphatischen Elemente gänzlich aus dem Bereich der Partikelbildung, so dass alle primären Partikeln nur noch demonstrativer Art sind. Nun ist aber alle Hinweisung in der Laut- so gut wie in der Geberdensprache ursprünglich eine räumliche. Diese räumliche Grundbedeutung prägt sich im vorliegenden Falle darin aus, dass es vorzugsweise primäre Partikeln sind, die in die hauptsächlich die Raumverhältnisse der Gegenstände ausdrückende Wortclasse, in die Präpositionen übergehen. Die räumliche associirt sich dann aber in vielen Fällen unmittelbar mit der entsprechenden zeitlichen Vorstellung, und in dieser Verbindung können sich weiterhin auch conditionale Bedeutungen entwickeln. So in den lateinischen von frühe an präpositional gebrauchten primären Partikeln *ab*, *ad*, *de*, *e* (*ex*), *in*, *ob* (gr. ἐπί), *sub* (ὑπό), oder in den deutschen *in*, *von*, *zu*, *ab*, *auf*, *aus*. Natürlich lässt sich nicht sicher entscheiden, ob solche Partikeln, die uns in einer Sprache als primäre entgegentreten, nicht doch ursprünglich aus andern Wortformen hervorgegangen, in diesem Sinne also nur sehr früh entstandene secundäre Partikelbildungen sind. Da in unsern Cultursprachen die große Mehrzahl der Partikeln nachweisbar secundären Ursprungs ist, so ist man in der Sprachwissenschaft im allgemeinen geneigt, einen solchen auch für die primären zu vermuthen. Nachgewiesen ist jedoch dieser jedenfalls für manche Partikeln nicht; und da uns schon in den primitivsten Sprachen Partikeln begegnen, bei denen ein Ursprung aus andern Wortformen sehr unwahrscheinlich ist, und die, wie bemerkt, nicht selten den primären Interjectionen nahe verwandt zu sein scheinen, so ist wohl zu vermuthen, dass es in jeder Sprache primäre Partikeln gegeben hat, die theils untergegangen sein mögen, theils aber wohl

auch in noch vorhandenen sprachlichen Bildungen sich erhalten haben[1].

## 2. Secundäre Partikeln.

Den primären Partikeln stehen die secundären als solche gegenüber, die aus andern Wortformen hervorgegangen sind. In diesen Fällen besitzt die Partikel den Charakter einer Casusbildung, eines Verbalnomens oder einer Wortzusammensetzung. In allem dem verrathen sich die secundären Partikeln als spätere Bildungen. Während aber einzelne von ihnen immerhin in eine sehr frühe Zeit zurückreichen, so dass sie den primären völlig gleichwerthig geworden sind, gehören andere erst der jüngsten Vergangenheit an. Nächst der in manchen Fällen in sie einmündenden Wortzusammensetzung ist daher dieser Uebergang anderer Wortformen in Partikeln die fruchtbarste Quelle neuer Wortbildungen, und durch diesen Zufluss von neuen Partikeln, besonders von Adverbien, werden die Ausdrucksmittel der Sprache für die mannigfachen Abstufungen und Variationen der Begriffe fortwährend vermehrt. So sind im Deutschen Wörter wie *demgemäß*, *demnach*, *nachdem*, *trotzdem*, *überdies*, *überhaupt*, *ungeachtet*, *zudem*, *zuweilen* und viele andere verhältnissmäßig neuen Ursprungs. Gleichwohl bilden sie bereits kaum mehr entbehrliche Bestandtheile der Sprache.

In den Anfängen ihrer Bildung scheinen die secundären Partikeln vielfach im unmittelbaren Anschlusse an jene Hülfswörter zu entstehen, die wir oben als früheste Ausdrucksmittel entweder des Verbalbegriffs überhaupt oder bestimmter Modificationen desselben kennen lernten (S. 164 ff.). Sobald ein solches Hülfswort wiederholt verschiedenen Grundwörtern beigefügt wird, um eine bestimmte Begriffsänderung hervorzubringen, ist damit schon der Uebergang zu einer Partikel gegeben; und dieser Ursprungsweise entsprechend treten denn auch die secundären Partikeln durchweg zuerst als Adverbien, das heißt als Ausdrucksmittel für bestimmte Abänderungen und Zusatzbestimmungen des Verbalbegriffs auf, während die primären als präpositionale (oder in gewissen Sprachen als postpositionale)

[1] Vgl. hierzu die lehrreiche Zusammenstellung der griechischen Partikeln nach ihren geschichtlichen Verhältnissen bei Brugmann, Griechische Grammatik,3 S. 525 ff.

Ergänzungen sowohl des Nomens wie des Verbums beginnen. So erstarren jene Hülfswörter, welche die Actionsart oder Zukunft, Vergangenheit ausdrücken, nicht selten zu Partikeln, und zuweilen kann ihre Scheidung von dem in seiner selbständigen Bedeutung fortbestehenden Hülfswort dadurch erfolgen, dass die Partikel in ihrer Lautform verkürzt wird[1]). Schon hier pflegen dann aber daran weitere, zusammengesetzte Partikelbildungen sich anzuschließen, indem die so entstandenen secundären mit primären emphatischen oder demonstrativen, oder auch indem mehrere primäre Partikeln mit einander verbunden werden. Dabei entspricht die begriffliche Bedeutung aller dieser Gebilde zunächst noch ganz der der Suffixbildungen anderer Sprachen, von denen sie sich eben nur durch diese ihre Isolirung von dem Sach- oder Thätigkeitswort, dem sie angefügt werden, unterscheiden. Dies bedingt dann freilich auch eine freiere und wechselndere Anwendung derselben, ebenso wie durch diese wiederum die Ausbildung regelmäßiger Casus- und Verbalformen hintangehalten wird. Hiermit hängt sichtlich zusammen, dass einerseits solche Sprachen, in denen der Wortbildungsprocess zurückgeblieben ist, wie die polynesischen uud viele afrikanische, überaus reich an Partikeln sind, während andere, die eine reiche Wortbildung durch mannigfache dem Wortkörper eingefügte Beziehungselemente zeigen, wie die altaischen und amerikanischen, arm an Partikeln sind[2]). Dieses Verhältniss spricht dafür, dass jene mannigfachen Partikeln, die der vollkommeneren Wortbildung durch

---

[1]) Beispiele vgl. bei Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 115.

[2]) Man vergleiche z. B. das Partikelverzeichniss der polynesischen Sprachen bei Humboldt (Kawi-Sprache, III, S. 618 ff.) mit den Partikeln im Jakutischen (Türkischen) bei Böthlingk (Sprache der Jakuten, S. 216, 294 ff.), sowie mit den gleichen Wortformen in der Sprache der Dakota-Indianer bei Riggs (Dakota-Grammar, S. 74 ff.), wobei freilich zu bemerken ist, dass der letztere Autor die Benennungen »Adverbia, Präpositionen, Conjunctionen« eigentlich nicht auf die Verhältnisse der Dakotasprache, sondern auf die englischen Uebertragungen derselben gründet. Hält man sich an die Wortformen selbst, so zeigt sich, dass die meisten der angeführten Partikeln in Wahrheit Suffixe oder Infixe, also Wortbildungselemente, nicht selbständige Wörter sind. Anderseits ist aber zu beachten, dass im Jakutisch-Türkischen die Gerundia flexionslose Wortformen sind, die in vielen Fällen in ihrer Bedeutung ganz unseren Adverbien entsprechen, also mit Fug und Recht zu den Partikeln gerechnet werden könnten, obgleich dies wegen ihrer Zugehörigkeit zu den Verbalformen von den Grammatikern nicht zu geschehen pflegt. (Vgl. Böthlingk a. a. O., S. 288 ff.)

Affixbildungen vorausgehen, nichts anderes als Vorstufen dieser Bildungselemente des Wortes selbst sind. Sie sind die künftigen Suffixe, Präfixe oder Infixe vor ihrer Aufnahme in den Wortkörper, abgesehen vielleicht von wenigen Fällen, bei denen es sich um Vorstufen bleibender Partikelbildungen handeln mag. Dem entspricht insbesondere auch das Verhalten der monosyllabischen Sprachen, in denen die äußeren Casusformen ebenfalls nur durch Partikeln ausgedrückt werden[1]).

Eine wesentlich andere Bedeutung haben diejenigen secundären Partikeln, die auf einer höheren, bereits über eine reiche Wortbildung verfügenden Stufe der Sprachentwicklung entstehen. Sie sind umgekehrt Gebilde, die sich aus dem vorhandenen Wortvorrath gewissermaßen als bleibende Niederschläge aussondern. Sie gehören daher im allgemeinen jener vom Standpunkt der nominalen und verbalen Wortbildungen aus regressiven Entwicklungsperiode an, deren Bedeutung für die reichere Ausbildung der syntaktischen Beziehungen der Wörter gerade in den nun immer vielgestaltiger werdenden secundären Partikelbildungen auffällig hervortritt. Denn in Wahrheit sind es eben diese, die jetzt den Nominal- und Verbalbegriffen jene mannigfachen, durch die nie versiegende Kraft neuer Partikelbildung unerschöpflichen Nuancirungen der Bedeutung verleihen, denen gegenüber selbst so reiche Formen der Wortbildung, wie sie uns in den Casus der kaukasischen oder in der Verbalflexion der altaischen Sprachen begegnen, verhältnissmäßig arme Hülfsmittel des Ausdrucks bleiben, schon deshalb, weil ihnen eben die freie Beweglichkeit und die fortwährende Kraft der Neubildung fehlt, die jenen freieren Ausdrucksmitteln zukommt. Eine weitere Folge dieser Stufe, auf welcher der synthetische bereits einem analytischen Process der Wortbildung Platz gemacht hat, ist es, dass sich von nun an erst die Partikeln in ihre endgültigen Formen differenziren, während zugleich bestimmte Processe psychologischen Begriffswandels, die nicht selten mit Umbildungen der Wortform verbunden sind, den Uebergang einer bestimmten Partikelclasse in eine andere zu einer regelmäßigen Erscheinung machen. Es ist ja an und für sich klar, dass Kategorien, wie wir sie

[1]) G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 279 ff.

unter den Namen des Adverbiums, der Präposition, der Conjunction zusammenfassen, erst möglich sind, nachdem sich überhaupt Nomen und Verbum deutlich geschieden, und nachdem sich einfache in zusammengesetzte Sätze gegliedert haben. Auf Sprachstufen, die dieser Begriffsscheidungen entbehren, sind daher solche Bezeichnungen, wenn man sie anwendet, eigentlich nur der einzelnen zufälligen Verbindung entnommen: das Wort selbst gehört keiner jener Kategorien, oder es gehört in verschiedenen Fällen mehreren an.

Die Bildungsweise der secundären Partikeln auf den einzelnen Stufen der Sprachentwicklung legt die Vermuthung nahe, dass die primären Partikeln gewissermaßen die Krystallisationspunkte abgegeben haben, von denen aus sich jene, zuweilen durch directe Apposition, nicht selten aber auch durch associative Contactwirkungen entwickelt haben, welche die anfänglich vorhandenen Gebilde auf neu entstehende ausübten. Solche Contactwirkungen bestehen hier in den formalen und begrifflichen Associationen, die überall von den vorhandenen Wortbildungen ausgehen. So bemerken wir in lateinischen Partikeln wie *apud*, zusammengesetzt aus *apo (ab)* und *de*, *inter* aus *in* und einem adjectivischen Nominativsuffix *-ter*, *post* aus *apo* (gekürzt *po*) und einem alten Suffix *-ti*, dessen Accusativform in gewissen Adverbien (*raptim*, *furtim*, *partim* u. a.) erhalten ist, endlich in *prope* aus *pro* und der Zusatzpartikel *pe*, in *propter* aus *prope* und dem obigen Suffix *-ter* u. s. w., überall Bildungen, die sich direct an gewisse primäre Partikeln, wie *ab*, *de*, *ob*, *in* u. s. w. angesetzt haben. Ebenso enthält aber die lateinische Sprache, in der die Spuren solcher Ursprungsverhältnisse besonders deutlich erhalten geblieben sind, eine große Zahl anderer secundärer Partikeln, die sich ohne weiteres als Casusformen des Substantivs oder Adjectivs oder auch als erstarrte Participialformen ausweisen. So ist *circum* 'herum' der Acc. Sing. zu *circus* 'Ring', *secundum* 'gemäß' der Acc. zu *secundus* 'der folgende'. Analog sind *ceterum*, *verum*, *tantum*, *plerum-que* oder *facile*, *difficile* u. s. w. lauter Accusative Sing. Neutr. des Adjectivs. In einigen Fällen, wie bei *ceterum*, *verum*, kann dann diese adverbiale noch in eine conjunctionale Bedeutung übergehen. Auch in andern Casus kann aber das Adjectiv oder Substantiv zu adverbialen Formen

erstarren: so sind *deinceps* 'nachher', *adversus* 'gegen', *rursus* 'wieder' Nominative, *extra* 'außer', *supra* 'darüber' Ablative, *ibi* 'hier', *ubi* 'wo' alte Locative u. s. w. Schon im Lateinischen sind endlich außer solchen einfachen Wortformen vielfach ganze Wortgruppen zu Adverbien erstarrt, wie *ad-modum*, *qua-re*, *quam-ob-rem*, *de-nuo* (für *de novo*), *im-primis*, *dum-taxat* (Conj. Präs. zu **taxo* = *tango*), in welchen Fällen immer zugleich ein Bedeutungswandel mit entsprechender Verdichtung der Begriffe diesen Erstarrungsprocess begleitet hat, während die Verdunkelung der ursprünglichen Vorstellungen eine Verzweigung der Bedeutungen möglich machte[1]).

Die ähnlichen Erscheinungen kehren in wesentlich denselben Formen überall wieder, wo Partikeln aus andern Wortformen hervorgehen. Dabei spielt sichtlich zugleich die Lautassociation insofern eine Rolle, als besonders die Adverbialbildung einer immer größeren Gleichförmigkeit zustrebt, indem eine einzelne Form, die durch die Häufigkeit des Gebrauchs vor andern begünstigt ist, allmählich diese verdrängt. So ist in den romanischen Sprachen die im Lateinischen noch nicht als eigentliche Adverbialform vorkommende Umschreibung mit *mente*, z. B. *severa mente*, wörtl. 'mit strengem Geiste', das gewöhnliche Hülfsmittel der Adverbialbildung geworden, wie im franz. *sévèrement*, *clairement*, *évidemment* etc. Im Deutschen, wo sich die Adverbien mit concreterem Bedeutungsinhalt formal nicht von dem Adjectivum unterscheiden, haben Adjectivsuffixe wie *-bar* (ahd. selbständiges Adject. *bari* tragend) und *-lich* (wahrscheinlich zusammenhängend mit altgerm. *lîka* Körper, und danach mit *gleich* = mdhd. *gelîch* übereinstimmend), *-weise* (urspr. mit dem gleichlautenden Substantiv identisch) eine ähnliche Vorherrschaft gewonnen. Alle diese Erscheinungen einer zunehmenden allmählichen Uniformirung der Wortbildung machen sich vorzugsweise bei derjenigen Form der Partikeln geltend, auf deren Gebiet die Neubildungen am reichlichsten vorkommen, und von der aus sie meist erst den übrigen Arten der Partikeln übermittelt werden, bei den Adverbien.

[1]) Zahlreiche weitere Beispiele lateinischer Partikelbildungen bei Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 629 ff.

Gegenüber diesen und den Präpositionen, die ihrem Ursprung nach beide in eine sehr frühe Zeit der Sprachentwicklung zurückreichen, nehmen die Conjunctionen in doppelter Beziehung eine etwas abgesonderte Stellung ein. Erstens sind sie relativ späteren Ursprungs: primitivere Sprachen entbehren ihrer gänzlich; insoweit ein Bewusstsein des später durch sie ausgedrückten Zusammenhangs angenommen werden kann, verbindet sich dasselbe unmittelbar mit der syntaktischen Fügung der Worte, oder beschränkt sich auf gewisse die zeitliche Aufeinanderfolge des Erzählten andeutende Partikeln, die zuweilen auch noch die Bedeutung selbständiger Nomina besitzen können, also zur Gattung der oben (S. 166) gekennzeichneten »Hülfswörter« gehören[1]). Zweitens scheinen alle ursprünglichen Formen der Conjunctionen aus dem Pronomen, und zwar theils aus dem Demonstrativ-, theils und vorzugsweise aus dem Relativ- und dem ihm verwandten Fragepronomen hervorzugehen[2]). So das lateinische *que*, *quum*, *quam*, *quod*, *quia*, von denen das erste der nackte Stamm des Relativpronomens, die folgenden die Accusativformen des Masculinum, Femininum und Neutrum (*quod* im Sing., *quia* im Plur.) des gleichen Pronomens sind. Aehnlich entstammen die deutschen Conjunctionen *wann*, *wenn*, *weder*, *wie*, *wo* dem Fragepronomen *wer*; *dass* ist mit dem zugleich als Artikel gebrauchten Demonstrativum *das* identisch. An diese Ausgangspunkte haben sich dann aber wieder reichliche Ergänzungen aus ursprünglichen Adverbialbildungen angesetzt, die theils durch Verbindungen mit pronominalen Conjunctionen, theils auf dem

[1]) Nach den Angaben Fr. Müllers und nach den von ihm mitgetheilten Sprachproben scheinen es besonders die Sprachen einiger Negerstämme (Dinka, Bari u. s. w.) zu sein, in denen die Conjunctionen entweder ganz fehlen oder im Sinne der Hervorhebung der zeitlichen Aufeinanderfolge durch partikelartig gebrauchte Hülfswörter vorgebildet sind (Müller, Grundriss, I, 2, S. 56, 74 ff.). Die von Steinthal (S. 173 f.) im Gebiet der Mande-Sprachen erwähnten conjunctionalen Hülfswörter scheinen theils einfache Aufeinanderfolge, theils Gegensatz auszudrücken, manchmal aber auch nur emphatische Bekräftigungen des Erzählten zu sein ('es war, es da, da'). Auch einige Sprachen der Eingeborenen Australiens (Kamilaroi, Eucounter-Bay) entbehren der Conjunctionen entweder ganz oder fast ganz (Müller II, 1, S. 31, 59), und bei den Angehörigen der sogenannten Hyperboreer-Rasse (Jukagiren, Tschuktschen), sowie in den meisten amerikanischen Sprachen kommen nur einfache Verbindungspartikeln zwischen zusammengehörigen Wörtern und Sätzen vor. Weiteres über diese Entwicklung vgl. im folgenden Capitel.

[2]) Vgl. über diese Beziehungen der Pronominalformen das folgende Capitel.

Wege der gewöhnlichen Adverbialbildung aus andern Wortformen entstanden. So im lat. *itaque*, *quoniam*, *denique*, *quomodo* etc., im deutschen *nachdem*, *weil* (mhd. *wile*, eigentl. Acc. zu *Weile*), *darum*, *warum* (beides Zusammensetzungen der Präposition *um* mit den Ortsadverbien *da* und *wo*) u. s. w.[1])

Nach allem dem bilden die Präpositionen, Adverbien und Conjunctionen Wortclassen, die nicht bloß durch die Unveränderlichkeit der Wortform, sondern auch durch die mannigfachen Uebergänge, die aus der einen in die andere stattfinden, und durch die mehrfältige, bald adverbiale und präpositionale, bald adverbiale und conjunctionale Function, die daher manchen zukommt, ein zusammengehöriges Gebiet ausmachen. In ihrer Bildungsweise folgen sie aber durchaus den allgemeinen im vorigen Capitel erörterten Gesetzen der Wortbildung. Besonders da, wo diese Formen durch Zusammensetzung entstehen, bieten sie die nämlichen Stadien successiver Agglutination und Verschmelzung, wie wir sie bei der Bildung sonstiger Wortcomposita oder bei der Entstehung der Nominal- und Verbalformen beobachten. Dabei sind sie wegen der fortwährenden Neubildungen, die besonders im Gebiet der Adverbien vorkommen, sowie wegen der vielgestaltigen Entstehungsweisen, von der Stabilisirung einer einfachen Nominal- oder Verbalform an bis zu der einer ganzen Satzfügung, besonders günstige Objecte für die Beobachtung jener apperceptiven Verbindungsprocesse, wobei überdies mehr als bei andern Wortzusammensetzungen bei ihnen die eigenthümlichen Entwicklungsbedingungen der verschiedenen Sprachformen ihren charakteristischen Ausdruck finden[2]). Daneben macht sich aber gerade bei den Partikeln im höchsten Maße noch ein weiterer Einfluss geltend, der zwar überall die Entstehung der Wortformen beherrscht,

---

[1]) Belehrend sind hier wieder besonders die lateinischen Conjunctionen wegen der großen Mannigfaltigkeit der Formen, wobei diese übrigens noch durchgehends von Pronominalstämmen ausgehen. Wie im Deutschen, so sind auch im Englischen und in den romanischen Sprachen in viel größerer Menge Adverbien andern Ursprungs eingedrungen, wobei namentlich in den romanischen Sprachen starke Bedeutungsänderungen stattfanden. Hierher gehörige Beispiele sind oben bei der Wortbildung angeführt (Cap. V, S. 613 ff.). Ueber die lateinischen Conjunctionen vgl. Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 685 ff.

[2]) Vgl. das in dieser Beziehung Cap. V, S. 625 über gewisse Partikelbildungen der romanischen Sprachen Bemerkte.

hier aber in besonderem Maße hervortritt: das ist der Einfluss des Satzganzen auf die Gliederung seiner Theile. Denn dieser Einfluss ist es, der vor allem die Bedeutung der Partikeln, als der hauptsächlichsten Bindemittel der Worte und Satztheile, bestimmt, und von dem daher auch die Uebergänge der verschiedenen Formen in einander abhängen.

---

## Siebentes Capitel.

# Die Satzfügung.

## I. Der Satz als allgemeine Form der Sprache.

### 1. Negative Syntax.

Die Frage, was der Satz sei, in welchem Verhältniss er zum Wort, zu den psychischen Vorgängen der Verbindung der Vorstellungen und zu den logischen Urtheilsacten stehe — diese Fragen gehören zu den meistumstrittenen oder gelegentlich wohl auch zu den mit Vorliebe vermiedenen in der neueren Sprachwissenschaft. In diesem zweifelhaften Zustand des Problems spiegelt sich seine Geschichte. In der Lehre vom Satze hatte dereinst jene deductive Richtung der alten Grammatik, welche die Grundverhältnisse des logischen Denkens zugleich als Normen des sprachlichen Denkens betrachtete, ihre größten Triumphe gefeiert. In der Anwendung der logischen Kategorien von Subject, Prädicat, Copula auf den Satz sah man die unmittelbare Bestätigung dieser Auffassung, die, aus der Beschäftigung mit den beiden classischen Sprachen hervorgegangen, eine gewisse geschichtliche Rechtfertigung in der Thatsache finden mochte, dass dem Aufbau des Systems der Aristotelischen Logik sichtlich die Sprache als Grundlage gedient hatte. Als sich nun aber bei der Ausdehnung der syntaktischen Beobachtungen über einen weiteren Kreis von Sprachen und deren Geschichte diese Gesichtspunkte mehr und mehr als unhaltbar erwiesen, bestrebte man sich zunächst nicht aus der Sprache selbst eine der Sache adäquatere Auffassung zu gewinnen, sondern man half sich entweder mit allerlei Compromissen zwischen der alten deductiv-logischen Behandlung und den sich erhebenden neuen Anforderungen, oder man ließ die

syntaktischen Fragen ganz auf sich beruhen, als Dinge, die eigentlich mehr die Logik als die Grammatik angingen[1]).

War auch diese ablehnende Haltung jedenfalls zum Theil dadurch äußerlich motivirt, dass in der naturgemäßen Reihenfolge der sprachgeschichtlichen Studien die Laut- und Formprobleme die nächsten waren, so ergab sich doch gerade aus der Vertiefung in die Zusammenhänge der Wortformen ein weiteres, inneres Motiv, das die Lücke, die an der Stelle der alten Syntax blieb, weniger als solche empfinden ließ. Dieses Motiv bestand in der Wahrnehmung des engen Zusammenhangs der Wortform mit der Beziehung des Wortes zum Ganzen des Satzes. Eine erschöpfende Untersuchung der Wortformen musste also immerhin einen großen Theil der syntaktischen Fragen mit erledigen. Dieser Zustand, der allenfalls im Drang der Umstände als ein provisorischer gelten mochte, wurde nun als der endgültige sanctionirt, indem man die Syntax einfach als »Lehre von den Wortclassen und Wortformen« definirte. Insofern in dieser, in ihrer geflissentlichen Ablehnung der alten Syntax hauptsächlich von Miklosich vertretenen Begriffsbestimmung gerade das, was der Hauptinhalt jener gewesen war, der Satz, ganz verschwand, lässt sich der so gewonnene Standpunkt angemessen als der einer negativen Syntax bezeichnen.

Diese negative Syntax war nun aber ihrerseits nicht ohne den Miteinfluss logischer Reflexionen entstanden; und dadurch trat sie zugleich in eine merkwürdige Gedankenverwandtschaft zu ihrer den Satz gewaltsam den Formen des Urtheils unterwerfenden Vorläuferin, zur logischen Richtung der Grammatik. Verlegte Miklosich den Schwerpunkt der Sprachfunction in das einzelne Wort, so stützte er sich dabei nicht minder auf eine in der Philosophie hervorgetretene logisch-psychologische Theorie, wie die alte Grammatik, die von der überlieferten Aristotelischen Logik ausgegangen war. Diese neue Theorie bestand darin, dass man das Urtheil nicht mehr als ein aus Vorstellungen oder Begriffen zusammengesetztes Gebilde, sondern als ein logisches »Elementarphänomen« definirte, das jede

[1]) Vgl. zur Geschichte dieser ganzen Frage John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch, 1894, und in Bezug auf die ältere Zeit Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, 1893, I, S. 2 ff.

Empfindung und Vorstellung, und demnach auch jede Wortvorstellung als ein »Act der Anerkennung ihrer Existenz« begleite[1]). Wendet man diese Anschauung auf den sprachlichen Ausdruck an, so ergibt sich aus ihr, dass jedes einzelne Wort, das irgend einen Wahrnehmungs- oder Vorstellungsinhalt bezeichnet, auch schon ein diesen Inhalt »anerkennendes Urtheil« in sich schließen muss. Da nun aber das Zusammengesetzte überall erst aus dem Einfachen hervorgehen kann, so verbindet sich damit von selbst die Annahme, der Satz mit nur einem als Existentialurtheil gedachten Wort, der »subjectlose Satz«, sei die ursprüngliche Form eines solchen, aus der die gewöhnlichen mehrgliederigen Sätze durch Apposition weiterer Begriffe entstünden. Damit war diese neue logisch-psychologische Theorie der Urtheilsfunction genau wieder bei demselben Punkte angelangt, von dem dereinst die alte Lehre, die den Satz mit dem logischen Urtheil identificirte, ausgegangen war. Wie Trendelenburg, von den Anschauungen K. F. Beckers geleitet, die »subjectlosen Sätze« für die rudimentären Anfänge des Urtheils überhaupt erklärt hatte, so betrachteten dieselben Miklosich und die neoscholastische Psychologie wieder deshalb als einfachste Sätze, weil mit dem einzelnen Wort bereits ein Urtheil verbunden sei[2]).

---

[1]) Brentano, Empirische Psychologie, 1874, I, S. 266 ff., und besonders 277 ff. Die Ansicht ist weiter ausgeführt von der Brentanoschen Schule, Marty, Hillebrand u. A. Zur Kritik im Einzelnen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, vgl. die Ausführungen von W. Jerusalem, Die Urtheilsfunction, 1895, S. 66 ff. Brentano selbst bezeichnet mit Bezug auf die Existentialsätze Herbart und im weiteren Sinne Aristoteles als diejenigen, die seiner Auffassung schon nahegekommen seien (a. a. O. S. 181). In der logisch-psychologischen Gesammtauffassung findet aber die Theorie jedenfalls in der Scholastik ihre näheren Anknüpfungspunkte. Denn die Grundtendenz der Theorie und der ganzen Richtung, mit der sie zusammenhängt, liegt darin, bei jedem einzelnen Problem den im Bewusstsein gegebenen Thatbestand vollständig in die Urtheile aufzulösen, zu denen er dem über ihn Reflectirenden Anlass gibt. Dieses Verfahren ist die scholastische Methode in neuer Form, und sie steht zu den Aufgaben der Psychologie, in der es vor allem andern darauf ankommt, die Thatsachen so wie sie sind, unvermengt mit nachträglichen Reflexionen und Subreptionen, aufzufassen, im schärfsten Gegensatz. Dass dieser Neoscholasticismus gelegentlich bei Vertretern der Geisteswissenschaften, insbesondere auch der Sprachwissenschaft, Beifall findet, ist übrigens, angesichts seiner früher berührten Affinität zur Vulgärpsychologie, begreiflich (vgl. Theil I, Einleitung, S. 14 f.).

[2]) Miklosich, Subjectslose Sätze,[2] 1883, S. 19. M. selbst beruft sich an dieser Stelle auf Trendelenburg (Logische Untersuchungen,[2] II, 1862, S. 211 ff.).

Dieses Zusammentreffen ist natürlich kein zufälliges. Die neue Theorie beruht so wenig wie die alte auf einer psychologischen Betrachtung des Satzes, sondern jedesmal ist es die logische Reflexion, nur von einer andern Seite herkommend, die sich die Thatsachen zurechtlegt. Die alte Theorie geht von dem Schematismus der überkommenen Urtheilslehre aus, den sie auf den Satz überträgt. Die neue stützt sich auf jene in letzter Instanz gleichfalls bis zu Aristoteles zurückgehende, mit besonderer Virtuosität aber von der Scholastik geübte Betrachtungsweise, welche das Verständniss irgend eines Erfahrungsinhaltes dadurch zu gewinnen glaubt, dass sie die subjective logische Reflexion über die Thatsachen und die aus dieser Reflexion gewonnenen Begriffe in die Thatsachen selber hineinträgt. In diesem Sinne werden namentlich die Gefühle unmittelbar als »Werthurtheile« bezeichnet, und da die Gefühle im allgemeinen unzerlegbare psychische Zustände sind, die als solche gelegentlich auch unsere logischen Denkacte begleiten können, so wird daraus dann wieder rückwärts auf die Einfachheit jenes »Actes der Anerkennung« geschlossen, der in jedem Urtheil enthalten sein soll. Mit Vorliebe bedient sich aber auch diese Reflexionspsychologie der Interpretation der Namen. Wenn wir irgend etwas eine 'Empfindung' oder 'Wahrnehmung' nennen, so bedeutet dies, dass wir etwas »in uns finden«, etwas als »wirklich annehmen«. Wie können wir aber etwas finden und annehmen, ohne dass wir es zugleich irgendwie »anerkennen« oder als existirend beurtheilen? Hiermit ist glücklich der Name für die Sache selbst eingetreten. Dass die Benennungen der Sprache und vor allem der wissenschaftlichen Terminologie aus Motiven hervorgegangen sind, unter denen die unbefangene Beobachtung eine sehr geringe, die subjective Reflexion aber eine sehr wesentliche Rolle spielt, bleibt dabei außer Frage.

### 2. Impersonalien.

Eine willkommene Bestätigung glaubte die der negativen Syntax der Grammatiker zu Hülfe kommende Psychologie in den »subjectlosen Sätzen« oder, wie sie unverfänglicher genannt werden, in den »Impersonalien« zu finden. Wenn man von solchen Sätzen absieht, bei denen das Demonstrativpronomen auf einen bestimmten Gegen-

stand oder Vorgang hinweist, und die daher nur fälschlich hierher gezählt werden, wie 'es ist Karl', 'es ist vollendet' u. dergl., so bleiben als echte Impersonalien nur die »meteorologischen« Sätze, wie 'es blitzt', 'es regnet', 'es ist warm', 'es ist kalt', 'es ist Tag', 'es ist Nacht' u. s. w., stehen. Da hier anscheinend bloß eine einzige Vorstellung, die des Donnerns, des Blitzens u. s. w.; in dem Satze ausgedrückt ist, so glaubte man vor allem für diese Impersonalien annehmen zu dürfen, sie seien einfache, die Bejahung einer einzigen Vorstellung ausdrückende »Existentialurtheile«. War in diesem besonderen Fall die einzelne Vorstellung als äquivalent einem einfachen Urtheile anerkannt, so war aber auch der weitere Schritt nahe gelegt, den gewöhnlichen, aus mehreren Gliedern gebildeten Satz als eine Verbindung vieler solcher einfacher Urtheile zu betrachten.

Gegen diese Auffassung ist eingewandt worden, das Demonstrativum in den Impersonalien unserer neueren Sprachen vertrete allerdings eine Vorstellung, welche aber als »unbenannt« oder als »unbekannt« vorauszusetzen sei. Das Impersonale sei also in Wahrheit zweigliedrig, und zwar habe es die Function einer Benennung, oder auch, es drücke eine Causalität aus, deren Träger unbekannt sei. Solche »Benennungs-« oder gar »Causalitätsurtheile« sind aber in Wahrheit gerade die echten Impersonalien nach ihrem wirklichen Vorkommen in der Sprache durchaus nicht. Wenn ich sage 'es regnet', so habe ich nicht im entferntesten die Absicht mitzutheilen, dass die wahrgenommene Erscheinung Regen genannt werde, oder dass sie Wirkung irgend einer unbekannten Ursache sei. Ihrem unmittelbaren Inhalte nach sind die Impersonalien vielmehr e i n f a c h e e r z ä h l e n d e A u s s a g e n, denen die Absicht einer Benennung oder einer causalen Auffassung des Erzählten ebenso ferne liegt, wie die einer besonderen Anerkennung seiner Wirklichkeit. Zu der letzteren kann immer erst dann Anlass gegeben sein, wenn ein Anderer, oder wenn der Urtheilende selbst etwa auf Grund einer neuen Wahrnehmung eine vorangegangene Aussage bezweifelt. Diesem Widerspruch gegenüber mag er dann die Existenz des Behaupteten anerkennen oder negiren. Eine solche Bejahung oder Verneinung setzt aber stets voraus, dass der Inhalt der Aussage als ein thatsächlicher bereits gegeben und im Satze ausgesprochen sei. Ein die Realität des Wahrgenommenen anerkennendes Urtheil kann daher die

Wahrnehmung ebenso wenig von Anfang an begleiten, wie es möglich ist, dass negative Sätze früher sind wie positive. Da das ursprüngliche positive Urtheil nicht nöthig hat, sich gegen Widerspruch zu behaupten, so ist es auch unmöglich, dass es neben seinem wirklichen Inhalt noch einen weiteren besitzt, der ihm diese Wirklichkeit erst bescheinigt. Werden die Impersonalien durch die Annahme einer solchen Anerkennung um einen Inhalt bereichert, der ihnen nicht gebührt, so kommen sie nun aber anderseits nicht zu ihrem vollen Rechte, wenn behauptet wird, ihr Inhalt sei bloß eine einzige Vorstellung. Vielmehr können sie zwar je nach den sprachlichen Ausdrucksformen in einfachen Fällen nur aus einem einzigen Wort bestehen, wie das lateinische *pluit*, *tonat*, das griechische ὕει, βροντᾷ u. s. w. Doch diese Wörter sind ebenso wenig einzelne Vorstellungen, wie es die Verbalformen der ersten und zweiten Person *lego*, *donas*, φέρω u. dergl. sind. Der Unterschied von einem gewöhnlichen Aussagesatz ist bei ihnen nur der, dass der Gegenstand, der zu dem im Verbum enthaltenen Vorgang hinzukommt, von unbestimmter Beschaffenheit ist. Er ist unbestimmt, aber weder fehlt er, noch besteht er in einem durch nachträgliche Reflexion entstandenen Begriff. In der Endung des Verbums, *pluit*, *tonat*, oder in unseren neueren Sprachen in dem unbestimmten Pronomen *es*, in *es regnet*, *es donnert*, ist er unzweideutig ausgedrückt. Es würde kaum denkbar sein, dass die Sprache diesen Bestandtheil des Impersonale dauernd geduldet oder an Stelle der verloren gegangenen hinweisenden Endung neu erzeugt haben würde (franz. *il pluit* aus lat. *pluit* u. s. w.), wenn nicht der Vorstellungsinhalt des Satzes dazu gedrängt hätte.

So ist denn das Impersonale logisch betrachtet nichts anderes als ein »unbestimmtes Urtheil«, wenn wir diesen Ausdruck »unbestimmt« auf das Subject desselben beziehen. Das Unbestimmte ist aber logisch so wenig wie psychologisch ein Unwirkliches. Logisch bezeichnet es in diesem Fall einen zwar vorhandenen, aber wegen seines schwankenden Inhaltes nicht näher zu definirenden Gegenstandsbegriff. Psychologisch bezeichnet es den ganzen Complex der constanteren Wahrnehmungsinhalte, die gleichzeitig mit dem im Verbum enthaltenen Vorgang oder Zustand gegeben sind. Unter ihnen können bald diese bald jene mehr in den Vordergrund des

Bewusstseins treten; und aus dieser schwankenden psychologischen Natur der Vorstellung geht eben zugleich die Unmöglichkeit eines bestimmteren logischen Ausdrucks hervor. Dass aber schließlich diese dem Subjectsinhalte nach unbestimmten Sätze nicht die primitiven Formen des urtheilenden Denkens sind, ergibt sich aus der Sprachgeschichte. Denn wo es überhaupt möglich ist, den Bestand eines Sprachgebiets an Impersonalien im Verlauf einer längeren Zeit zu verfolgen, wie im Indogermanischen, da nimmt deren Menge nicht ab, sondern zu. Schon die alten Grammatiker haben daher gemeint, Sätze wie *pluit*, *tonat*, *fulgurat*, ὕει, βροντᾷ seien zu ergänzen zu *Juppiter tonat*, ὁ Ζεῦς ὕει u. s. w. In der That entspricht es dem concreteren, sinnlich anschaulichen Denken des Menschen einer primitiveren Cultur, dass er sich den wahrgenommenen Vorgang bestimmter in seinen Beziehungen zu den gleichzeitigen Gegenständen vergegenwärtigt, oder, wo sich solche nicht finden, sie mythologisch verkörpert. So finden sich noch bei Homer keine eigentlichen Impersonalien: Zeus ist es, der als der regnende, donnernde, Blitze schleudernde genannt wird; und die Grundbedeutung dieser Wörter weist meist schon auf ein Nomen agens hin. So bedeutet ὕει eigentlich *er macht nass*, *er lässt regnen*, und es scheint die unpersönliche Bedeutung erst angenommen zu haben, als das Subject allmählich wegblieb. So sind ferner bei *fulminare*, *fulgurare* die Nomina *fulmen* und *fulgur*, von denen die Verba abgeleitet werden, nicht als Subjecte, sondern im Objectscasus gedacht: nicht 'Blitze sein', sondern 'Blitze schleudern' müssen sie übersetzt werden, wenn wir den Hauptbegriff wieder in die nominale Form umwandeln wollen. Das eigentliche Impersonale scheint demnach viel eher ein Stück Abbreviatursprache zu sein, das unter der Wirkung häufigen Gebrauchs aus einer einst vollständigeren Satzform hervorging, als dass es einer erst im Werden begriffenen Satzbildung entspräche[1]).

---

[1]) Vgl. über die logische Seite der Lehre von den Impersonalien meine Logik,[2] I, S. 176 ff. Die verschiedenen grammatischen Fälle wirklicher und scheinbarer Impersonalien sind eingehend erörtert und von einander gesondert von Sigwart in seiner Schrift: Die Impersonalien, 1888. Vgl. besonders die Zusammenstellung der Hauptfälle S. 75 ff. Dass ich Sigwarts allgemeiner Auffassung der Impersonalien als »Benennungsurtheile« nicht zustimme, ist oben bemerkt worden. Dagegen kann ich den kritischen Ausführungen W. Jerusalems gegen die Auffassung der Impersonalien als Existenzialurtheile in allem Wesentlichen beipflichten (W. Jerusalem, Die Urtheils-

### 3. Satzdefinitionen.

#### a. Die Definitionen der alten Grammatik.

Die Begriffsbestimmungen, in denen die Grammatiker das Wesen des Satzes festzustellen suchten, bewegen sich zwischen zwei Polen: sie sind entweder vorwiegend grammatischer, oder sie sind vorwiegend logischer Art, oder sie suchen beide Momente, das grammatische und das logische, so gut es geht, zu verbinden. Grammatisch definirt man den Satz nach dem Vorbilde des alten Dionysius Thrax[1]) als »eine Verbindung von Wörtern, welche einen vollen Gedanken darstellt«, oder auch, mit noch strengerer Beschränkung auf das Grammatische, als »eine Gruppe von Wörtern, die in einer gesprochenen Sprache als Ganzes erscheinen«. Logisch erklärt man den Satz für den »sprachlichen Ausdruck eines Gedankens«. Unter diesen Definitionen wird die erste oder grammatische zuweilen auch durch eine bloße Eintheilung der Satzarten verdrängt und gleichzeitig der logischen angenähert, indem man den Satz als den »Ausdruck einer Aussage, Frage, Bitte, eines Befehls oder Zurufs« bezeichnet; die logische dagegen sucht man nicht selten durch ein äußeres Merkmal zu ergänzen, indem man auf die »Mittheilung der Gedanken an Andere« Gewicht legt.

Die wechselnde Gunst, deren sich diese beiden Hauptdefinitionen, die grammatische und die logische, zu erfreuen hatten, ist für die

---

function, S. 123 ff.). Wenn er allerdings mit Lotze (Logik, 1874, S. 70 f.) und Schuppe (Zeitschrift für Völkerpsychologie, XVI, 1886, S. 249 ff.) als das eigentliche Subject der Impersonalien den umgebenden Raum betrachtet, so scheint mir das nicht gerechtfertigt. Damit würde wohl das Subject ein relativ unbestimmtes bleiben, aber doch eine Constanz annehmen, die, wie ich glaube, dem thatsächlich wechselnden Inhalt dieser Urtheile nicht entspricht. Auch scheint mir diese Auffassung mit der oben geltend gemachten secundären Natur gerade der am häufigsten gebrauchten meteorologischen Impersonalien nicht in Einklang zu stehen. Delbrück bemerkt mit Bezug auf diese (Syntax, III, S. 25), auf Grund der sprachgeschichtlichen Zeugnisse lasse sich nicht entscheiden, ob die Impersonalien mit und ohne Subject gleich ursprünglich, oder ob die letzteren erst aus den ersteren entstanden seien. Aber auch D. erkennt an, dass, wie schon Jac. Grimm hervorgehoben, die älteren Sprachdenkmäler ungleich mehr solche Sätze mit Subjecten aufweisen als die jüngeren. Damit ist jedenfalls die Annahme einer größeren Ursprünglichkeit der »subjectlosen Sätze« unvereinbar.

[1]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern,[2] II, 1891, S. 209 ff.

Entwicklung der syntaktischen Anschauungen bezeichnend. Die alte grammatische Definition, die in dem Satze bloß eine Verbindung von Wörtern sieht, ist bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Grammatiken die vorherrschende. Dann kommt unter dem Einflusse Gottfr. Hermanns in der classischen, K. Ferd. Beckers in der deutschen Philologie die logische Auffassung zur Herrschaft. In den beiden classischen Sprachen geht die Anlehnung an die Aristotelische Logik so weit, dass bei Gottfr. Hermann und in den seiner Autorität folgenden Schulgrammatiken sogar die Copula als ein allgemeingültiger, wirklicher oder latenter Bestandtheil des Satzes aufgeführt und dieser demnach als ein dreigliedriges Ganzes definirt wird, welches aus einem »Gegenstand«, einer »Beschaffenheit« und einer »Verbindung beider« bestehe und welches mittelst dieser Verbindung, erst »Darstellung eines Gedankens durch Worte« sei[1]. So weit sind Becker und seine Schule dem Einfluss der überkommenen Logik doch nicht gefolgt. Der »in Worten ausgedrückte Gedanke« ist ihnen vielmehr immer nur aus zwei Gliedern zusammengesetzt: aus einem Sein (dem Subject) und aus einer Thätigkeit (dem Prädicat), die durch den Ausdruck dieser Thätigkeit selbst, das Verbum finitum, zu einer Einheit verbunden seien[2]. Diese Auffassung Beckers hat dann auch auf die classische Philologie herübergewirkt, so dass in ihr jene unnatürliche Auflösung des Prädicats in die Copula und ein zugehöriges Nomen wenigstens keine bleibende Stätte fand[3]. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollzieht sich nun aber das bemerkenswerthe Schauspiel, dass die Satzdefinitionen allmählich aus den Grammatiken ganz verschwinden: man definirt wohl die Syntax als eine Lehre von der Verbindung von Wörtern zu Sätzen; was der Satz selbst sei, bleibt unausgesprochen[4]. Wo jemals das Be-

[1] Vgl. z. B. Rost, Griechische Schulgrammatik, 1844, S. 339 f. Kritz und Beyer, Lateinische Schulgrammatik, 1848, S. 221 f.

[2] K. Ferd. Becker, Ausführliche deutsche Grammatik, II, 1837, S. 1 ff. Von dem Verbum 'sein' bemerkt B. ausdrücklich, es dürfe ebensowenig wie ein Hülfsverbum, eine Präposition oder der Artikel, als ein besonderer Bestandtheil des Satzes gelten (S. 11).

[3] Vgl. z. B. Raphael Kühner, Ausführliche griechische Grammatik,[1] II, 1835, S. 1 ff.

[4] Hierher gehören schon die Schulgrammatiken der jetzt lebenden älteren Generation, Buttmann, Curtius, Zumpt u. s. w., und ihre Nachfolger bis zum heutigen Tage.

dürfniss nach einer Begriffsbestimmung von neuem sich regen sollte, da kehrt man, die Periode der logischen Definitionen überschlagend, zur alten grammatischen Formulirung zurück: der Satz ist eine Verbindung von Wörtern[1]).

Nun ist die skeptische Stimmung, die sich der neueren Grammatik den alten Satzdefinitionen gegenüber bemächtigt hat, im allgemeinen wohl begreiflich. Die Unzulänglichkeit dieser Definitionen springt in die Augen. Die grammatische ist offenbar gleichzeitig zu eng und zu weit. Sie ist zu eng: denn es gibt Sätze, die keine Verbindungen von Wörtern sind, sondern aus einem einzigen Worte bestehen, wie z. B. lat. *scribo*, *amo*, oder auch unsere Imperative *komm*, *kommt*, die mit gutem Recht als Sätze zu deuten sind. Hier muss man sich also mit der Ausrede helfen, dass in diesen Fällen das Personalpronomen von der Verbalform absorbirt worden sei, eine Ausrede, welche die Begriffsbestimmung sofort von dem grammatischen auf das logische Gebiet hinüberspielt; denn dass in solchen Verbalformen der Personalbegriff eingeschlossen liegt, gehört zu ihrem logischen Inhalt und ist nicht immer an ihrer grammatischen Form zu erkennen. Die Definition ist aber auch zu weit: denn es gibt Verbindungen von Wörtern zu einem Ganzen, die, wie z. B. die Aufzählung der zwölf Zeichen des Thierkreises, keine Sätze sind. Es müsste also hinzugefügt werden, wie das Ganze beschaffen sein muss, um als Satz zu gelten. Sobald man das auszuführen sucht, begibt man sich aber in der Regel wieder auf das Gebiet der logischen Definition.

Gleichwohl ist auch diese offenbar unbefriedigend. Indem sie den Satz als den »in Worten ausgedrückten Gedanken« bezeichnet, wälzt sie eigentlich nur die Last der Begriffsbestimmung von sich

---

[1]) So definirt z. B. Meyer-Lübke den Satz »als ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern, die in der gesprochenen Sprache als Ganzes erscheinen, die sich als eine Mittheilung eines Sprechenden an einen andern darstellen« (Gramm. der romanischen Sprachen, III, S. 307). Dass auch ein einzelnes Wort in dieser Definition als eventueller Satzinhalt erscheint, ist zugleich eine Concession an die negative Syntax. Charakteristisch für die skeptische Stimmung, die gegenüber den alten Satzdefinitionen um sich gegriffen hat, ist es wohl auch, dass John Ries in seiner die Richtung der negativen Syntax lebhaft bekämpfenden Schrift »Was ist Syntax?« zwar die Syntax als »Lehre von den Wortgefügen« definirt und ihr die »Satzlehre« unterordnet, aber auf die Frage, was der Satz selber sei, sich nicht einlässt.

ab, um sie der Logik aufzubürden. »Gedanke« ist zunächst ein ganz unbestimmter Begriff, der noch in der Psychologie des 18. Jahrhunderts alle möglichen psychischen Thatsachen umfasste: Empfindungen, Vorstellungen so gut wie Urtheile, so dass er ungefähr mit dem identisch war, was wir jetzt einen »Bewusstseinsinhalt« nennen[1]. Wenn heute der Begriff ein engerer geworden ist, so ist das wesentlich unter dem Einflusse der Logik geschehen. Der Begriff des »logischen Denkens« hat hier den allgemeineren des Denkens überhaupt allmählich in sich aufgenommen. Damit hat dann aber auch jene Begriffsbestimmung des Satzes eine so einseitig logische Färbung gewonnen, dass sie von vornherein auf die für die Logik ausschließlich in Betracht kommende Satzart, auf das Urtheil, bezogen wird. Hierdurch ist dann jener Vermengung von Grammatik und Logik, welche jeden sprachlichen Ausdruck, der kein logisches Urtheil ist, entweder überhaupt unter keinen Umständen als Satz gelten lässt oder aber ihn gewaltsam in ein logisches Urtheil uminterpretirt, Thor und Thür geöffnet.

Dass diese Auffassung der Sprache Gewalt anthut, indem sie diese einseitig in den Dienst des logischen Denkens, ja zum Theil sogar in den der zufälligen geschichtlichen Form stellt, die dasselbe in der traditionellen Logik angenommen hat, ist offenkundig und heute allseitig anerkannt. Dennoch hat man zuweilen geglaubt, durch eine etwas weitere, mehr psychologische Auffassung des Begriffs »Gedanke« oder durch die Hinzufügung grammatischer Hülfsbestimmungen die alte logische Definition noch retten zu können, indem der Satz als »ein mit Hülfe eines finiten Verbums ausgedrückter Gedanke« definirt wurde[2]. Nun werden aber erstens bei dieser Begriffsbestimmung von vornherein nur die indogermanischen Sprachen beachtet. Auf das Chinesische und viele andere, die ein Verbum finitum in unserem Sinne gar nicht besitzen, passt sie überhaupt nicht. Sie passt ferner nicht einmal auf diejenigen Sätze unserer eigenen Sprache, deren Prädicat aus der Copula und einem Nomen besteht: denn die Copula, als bloßes Zeichen der Prädicirung, was als solches hinwegbleiben kann, ohne den

[1] Vgl. z. B. Christian Wolff, Vern. Gedanken von Gott, der Welt, der Seele des Menschen u. s. w., 6. Aufl., 1726, I, S. 138 ff.

[2] Franz Kern, Die deutsche Satzlehre, 1883, S. 24.

Inhalt des Satzes irgendwie zu verkürzen, ist kein eigentliches Verbum finitum. Endlich ist man genöthigt, zahlreiche in geordneten Wortgruppen und Wortfügungen ausgedrückte sprachliche Aeußerungen, die ganze Classe der unten (Nr. II, 1) zu besprechenden »Gefühlssätze«, aus der Kategorie der Sätze zu streichen. Dadurch mündet schließlich auch diese Begriffsbestimmung, trotz der Versicherung, es müsse dabei der Begriff »Gedanke« so weit wie möglich gefasst werden, »so dass darunter nicht bloß Urtheile, sondern auch Willensacte verstanden werden«, schließlich in die Bahnen der logischen Auffassung: es soll in jedem Satze, wie schon K. F. Becker sich ausdrückt, von einem Sein eine Thätigkeit ausgesprochen werden. Als Thätigkeitswort gilt aber das Verbum finitum. Als solches ist es vor allem Träger einer Aussage, die sich dann allenfalls auch in die Frage und in die Befehlsform als deren Voraussetzung hineindeuten lässt. Damit ist man aber wieder, da jede Aussage ein Urtheil ist, auf dem Boden der Urtheilstheorie angelangt.

Der Fehler der logischen Definition, der auf diese Abwege geführt hat, liegt also schließlich in der Unbestimmtheit des Ausdrucks »Gedanke«. Da die Klärung dieses Begriffs eine psychologische und keine grammatische Aufgabe ist, so konnte es den Grammatikern im Grunde nicht allzu sehr verdacht werden, wenn sie auf eine Begriffsbestimmung des Satzes gänzlich verzichteten. Diese Ungewissheit über seine eigentliche Bedeutung legte aber auch die Frage nahe, ob diese sprachliche Form überhaupt eine selbständige Existenz besitze. Damit war man bei dem Standpunkt der negativen Syntax angelangt.

#### b. Definitionen im Sinne der negativen Syntax.

Indem sich schon in der alten Grammatik die Auffassung des Satzes als einer »Aeußerung eines Gedankens in Worten« gelegentlich zu dem unbestimmten Begriff einer »Mittheilung« verflüchtigt hatte, lag eine völlige Aufhebung einer begrifflichen Begrenzung zwischen Wort und Satz nicht mehr allzu ferne. Die Richtung der »negativen Syntax«, die, auf die oben (S. 216 ff.) erwähnten sprachlichen und logischen Gründe gestützt, diese Auffassung principiell zur Geltung brachte, musste demnach, wenn sie sich überhaupt auf eine Definition

des Satzes einließ, nothwendig diese so weit fassen, dass sie auch noch auf das einzelne Wort, ja eventuell auf eine einzelne Gefühlsäußerung anwendbar war, sofern nur in die letztere ebenfalls irgend eine »Anerkennung«, sei es eines objectiven Erlebnisses, sei es vielleicht auch nur eines subjectiven Gemüthszustandes, hineingedeutet werden konnte. Beispiele solcher Satzdefinitionen vom Standpunkte der negativen Syntax aus finden sich daher mehrfach in der neueren grammatischen Litteratur. Der Satz wird dann etwa definirt als »der in gegliederter Lautgebung erfolgende Ausdruck einer Vorstellung, einer Vorstellungsmasse, oder auch der Verbindung zweier Vorstellungen oder zweier Vorstellungsmassen, der dem Sprechenden und dem Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint«. Und als Beispiele von Sätzen, die dieser Definition entsprechen, werden dann angeführt: 'Ei!' 'Karl!' 'Das Kind schläft' u. s. w.[1]).

Nun kann man allerdings zweifeln, ob nicht diese Beispiele sogar über die weiten Grenzen, die die vorangestellte Definition dem Satze zieht, noch hinausgehen. Denn die Interjection 'Ei' wird man kaum den Ausdruck einer Vorstellung nennen können; und wenn Aeußerungen wie 'Ei' oder 'Karl' als Sätze interpretirt werden, so geschieht das in Wahrheit nicht deshalb, weil sie als ein abgeschlossenes Ganzes erscheinen, sondern weil man sich für berechtigt hält, zu ihnen das hinzuzufügen, was der Redende dabei gedacht haben kann, aber nicht ausgesprochen hat, z. B. bei dem Ausruf 'Karl' etwa 'Karl komm hierher' oder 'Karl nimm dich in Acht' oder ähnliches. Ist ein solcher Nebengedanke nicht vorhanden, durch den das gesprochene Wort stillschweigend zu einem Satze ergänzt wird, hat z. B. jemand auf einer Tafel das Wort 'Karl' gelesen, ohne sich irgend etwas weiteres hinzuzudenken, so ist nicht einzusehen, warum man sich nicht damit begnügen sollte, ein so gelesenes Wort eben ein Wort zu nennen, ihm aber den Charakter eines Satzes abzusprechen. Damit führt aber diese Definition mit Nothwendigkeit

[1]) L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 1900, S. 306. In ähnlichem Sinne charakterisirt H. Wunderlich (Der deutsche Satzbau, 1892, S. 2 ff.) den Standpunkt der neueren Grammatik, ihr sei der Satz »die Urform sprachlichen Ausdrucks, die sich von der einfachen Interjection O bis zum vielumfassenden Satzgebilde eines Philosophen erstrecken kann«.

über sich selber hinaus. Sie muss, wenn sie solche absolut zusammenhanglose und sinnlose Wortgebilde vom Begriff des Satzes ausschließen will, anerkennen, dass sich dieser Begriff überhaupt nur auf psychologischem Wege, durch Rücksichtnahme auf die begleitenden Bewusstseinsvorgänge, gewinnen lasse. Damit ist dann der Uebergang zu einer dritten Begriffsbestimmung gegeben, mit der sich in der That diese den Standpunkt der negativen Syntax vertretende nicht selten verbindet.

c. Definition nach den begleitenden Vorstellungen.

Verlangt man nach bestimmten psychologischen Merkmalen, welche einem Wort oder einer Wortverbindung den Charakter eines Satzes verleihen sollen, so ist damit von vornherein das Kriterium für die Entscheidung der Frage, was ein Satz sei, und was nicht, in das Bewusstsein des Redenden verlegt. Unter diesem Gesichtspunkte lässt es daher der sprachliche Ausdruck völlig unsicher, ob irgend eine Aeußerung als Satz gemeint sei. Das einzelne Wort ist ein Satz, wenn es von dem Redenden und eventuell auch von dem Hörenden in Gedanken zu einem solchen ergänzt wird. Im Sinne dieser Auffassung definirt daher Herm. Paul den Satz als »das Symbol dafür, dass sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen«[1]). Nach dieser Begriffsbestimmung sind also Wörter wie 'Ei' oder 'Karl' an sich noch keine Sätze; aber sie können dazu werden, wenn in der Seele des Redenden Vorstellungen hinzukommen, die auch von dem Hörenden leicht ergänzt werden, z. B. 'Ei wie seltsam ist dies' oder 'Karl komm hierher' u. s. w.

Insoweit sich diese Auffassung unmittelbar mit der Stellung der Gefühlslaute und ihrem Verhältniss zu den Worten berührt, ist ihrer

[1]) H. Paul, Principien der Sprachgeschichte,3 S. 111. Die Grundlage dieser das Wesen des Satzes in die Vorstellungen und ihre Verbindungen verlegenden Ansicht ist wohl bei Steinthal zu finden; doch hat sie derselbe, so viel ich sehen kann, nirgends in eine bestimmte Definition gefasst. Vgl. dessen Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 440 ff.

schon an einer früheren Stelle gedacht worden[1]. Eine primäre Interjection wie 'O' oder 'Ei' ist als reiner Gefühlslaut nicht einmal Ausdruck einer Vorstellung. Ebenso haben Ausrufe wie 'Karl' nicht selten nur die Bedeutung eines Gefühlsausdrucks, bloß mit dem Unterschiede, dass dieser auf ein bestimmtes Object bezogen, also von einer bestimmten Vorstellung begleitet wird. Wie sich aber die möglicher Weise im Bewusstsein des Redenden stattfindende Ergänzung des Wortes 'Karl' allenfalls in Worte kleiden lässt, so ist dies, wenn man sich gestattet, die Gefühle des Redenden zu interpretiren, bei der eigentlichen Interjection ebenfalls möglich. Statt 'Ei' könnte er, wenn er nur über seinen eigenen Zustand reflectirt hätte, gesagt haben: 'wie wunderbar' oder vielleicht sogar 'dies ist wunderbar', wo im ersten Fall ein Ausrufungssatz, im zweiten sogar eine echte Aussage, ein logisches Urtheil, zum Vorschein käme. Das eigentliche Wesen dieses die Definition des Satzes ganz auf die psychische Seite verlegenden Verfahrens besteht also, wie man sieht, darin, dass zuerst dem Satze selbst der ihn begleitende Bewusstseinsvorgang, und dass dann diesem wieder die Interpretation untergeschoben wird, die sich von ihm geben lässt, wenn man ihn intellectualisirt, in Vorstellungen und ihre Verbindungen übertragen denkt. Der erste dieser Schritte zieht den zweiten beinahe unvermeidlich nach sich. Davon, was ein Mensch zu dem was er spricht hinzudenkt, wissen wir ja im allgemeinen nichts: wenn wir seine Worte ergänzen wollen, müssen wir das also mittelst unserer eigenen Reflexion thun. Nun kann aber erstens eine solche Interpretation falsch sein, und sie ist dies um so wahrscheinlicher, je unvollständiger das Gehörte ist. Mag es vorkommen, dass sich im einzelnen Fall einmal die Umdeutung eines Rufes wie 'Karl', 'Feuer', 'Diebe' ziemlich sicher aus der Situation ergibt, ganz ist das niemals der Fall. Wenn man den Ruf 'Feuer' in 'löscht das Feuer' oder 'seht das Feuer' übersetzt, so ist vielleicht beides falsch: der Rufende hat bloß mit der Vorstellung 'Feuer' einen lebhaften Affect, der den Ruf zugleich zum Gefühlslaut macht, verbunden. Sieht man von dieser Gefühlsseite ab und berücksichtigt bloß den Vorstellungsinhalt des Rufes, so bezeichnet also dieser offenbar nur eine einzelne Vorstellung, und er

[1] Vgl. Cap. III, S. 305 ff.

soll auch nach der Absicht des Redenden nichts weiter bezeichnen. Erblickt man mit Paul das Wesen des Satzes in einer »Verbindung mehrerer Vorstellungen«, so hat man daher kein Recht dazu, das Wort in diesem Fall als Ausdruck eines Satzes aufzufassen.

Sodann aber besteht unter allen Umständen ein Unterschied zwischen dem, was die Sprache ausdrückt, und dem, was etwa als verschwiegener Gedanke diesen Ausdruck begleiten kann. Der Satz ist in erster Linie ein sprachliches Gebilde, ein psychologischer Vorstellungsverlauf nur insofern, als dieser wirklich im Satze ausgedrückt wird und vollends ein logisches Urtheil nur unter der Bedingung, dass der Satz direct eine Aussage enthält. Wenn man nach dem Wesen des Satzes fragt, so kann es sich daher nur um die sprachliche Natur desselben handeln. Ich kann möglicher Weise einen Satz laut aussprechen oder leise denken: immer aber muss ich ihn in Worten sprechen oder denken. Einen Satz, der bloß aus Vorstellungen besteht, ohne dass diese Vorstellungen in irgendwelche sprachliche Zeichen umgesetzt wären, gibt es nicht. Will man bestimmen, was der Satz der gesprochenen Rede sei, so lässt sich das also nur nach dem bestimmen, was wirklich gesprochen wird, nicht nach dem, was vermutheter Weise hinzugedacht, oder gar nach dem, was in das Gesprochene nachträglich logisch hineininterpretirt wird.

Vergleicht man die Definition Pauls mit den Definitionen der alten Grammatik, so springt in die Augen, dass sie die älteste derselben, die in dem Satz lediglich eine Verbindung von Worten sieht, wiederaufnimmt, um dem Sprachlichen das Psychologische, dem Wort die Vorstellung zu substituiren und so jene Definition gewissermaßen zu verinnerlichen. Gewiss beruht diese Uebertragung ins Psychische auf dem berechtigten Bedenken, dass es eine allzu äußerliche Auffassung ist, wenn man den Satz auf eine bloße Aneinanderreihung von Wörtern zurückführt. Anderseits erhebt sich aber doch die Frage, ob viel gewonnen sei, wenn man an die Stelle der Wortverbindung die Vorstellungsverbindung setzt. Ob ich die zwölf Zeichen des Thierkreises in Worten ausspreche oder in Vorstellungen denke: sie sind beidemal Verbindungen zu einem Ganzen, aber sie sind hier so wenig wie dort ein Satz. Pauls Definition würde auf jede beliebige rein mechanische Vorstellungsassociation auch passen. In einer Beziehung muss man aber sogar anerkennen,

dass die alte grammatische Formulirung der neuen, psychologischen überlegen ist: darin nämlich, dass jene, eben weil sie eine bloß äußerliche ist, doch auch wenigstens keine falsche Annahme über das, was in der Seele des Redenden vor sich geht, in sich schließt. Das thut nun die psychologische Definition, wenn sie den Satz als eine »Verbindung von Vorstellungen« definirt und damit nothwendig die Meinung erweckt, dass die Vorstellungen, die der Satz verbinde, vorher selbständig existirt haben. Definire ich den Satz 'das Gras ist grün' als eine Verbindung von Wörtern, so geht diese Begriffsbestimmung zwar nicht in die Tiefe der Sache, aber sie ist wenigstens nicht falsch. Definire ich ihn dagegen als eine Verbindung von Vorstellungen, so ist diese Definition positiv falsch. Denn die Vorstellungen Gras und grün haben nicht zuerst unabhängig von einander existirt, um dann nachträglich von mir zu einem Ganzen verbunden zu werden, sondern sie sind beide zugleich da: die Vorstellung des Grases ist mir mit der Eigenschaft grün in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben; um die Verbindung herzustellen, bedarf es des Satzes gar nicht.

### 4. Vollständige und unvollständige Sätze.

Bei den Begriffsbestimmungen der negativen Syntax sowohl, wie bei den Bestrebungen, die alte grammatische Definition durch die Substitution der Vorstellungen für die Wörter psychologisch zu vertiefen, hat unverkennbar das verbreitete Vorkommen unvollständiger Sätze eine wichtige Rolle gespielt. Indem man die Satzdefinition mit einem gewissen Recht auch auf diese Fälle auszudehnen bemüht war, wurde man dazu gedrängt, nicht den normalen, vollständigen, sondern den unvollständigen, also den mehr oder minder abnormen Satz zur Grundlage der Begriffsbestimmungen zu nehmen.

Wenn jemand ein Wort oder auch einige Wörter eines Satzes in der Rede unterdrückt, so stehen wir in der That nicht an, das Gehörte trotzdem als Satz anzuerkennen. Es gibt also verstümmelte Sätze, die wir im weiteren Sinne dem Begriff des Satzes unterordnen. Da sich nun aber eine bestimmte Grenze nicht angeben lässt, bis zu welcher eine solche Verstümmelung erlaubt oder möglich ist, so kann es scheinen, als sei damit von selbst das einzelne Wort als

diejenige Grenze bestimmt, über die man jedenfalls nicht weiter zurückgehen kann, da eben das Wort der letzte möglicher Weise einem Satz äquivalente Bestandtheil der Rede ist. Aber erstens ist hier doch zwischen dem bloß Möglichen und dem Wirklichen ein wesentlicher Unterschied. Ein unvollständiger Satz bleibt immer nur da anzuerkennen, wo die Bedeutung fehlender Wörter unzweideutig aus dem Inhalt des Gesprochenen ersehen wird, nicht da, wo ich die allerverschiedensten Gedanken zu dem Gesprochenen hinzudenken könnte. Wenn jemand ausruft 'hier ein Feuer', so habe ich guten Grund, dies als einen Ausrufungssatz anzusehen: das hinweisende 'hier' macht unzweifelhaft, in welchem Sinne der Ruf gemeint sei, gleichgültig, ob die Verbalform 'ist' noch hinzukommt oder nicht. Das einzelne Wort 'Feuer' hat aber einen solch unzweideutigen Sinn nicht: es ist eine einzelne Vorstellung, die in den allerverschiedensten Gedankenzusammenhängen vorkommen kann. Zweitens ist der unvollständige Satz jedenfalls kein *typisches* Beispiel eines Satzes. Er kann eben nur insofern zu den Sätzen gerechnet werden, als er dem vollständigen noch hinreichend nahekommt, um diesen auch *im Ausdruck* vertreten zu können. Dazu ist aber erforderlich, dass keine *wesentlichen* Bestandtheile fehlen. Wir können diesen Unterschied unvollständiger Sätze und solcher Wortverbindungen, die als Sätze gemeint, und die dennoch in ihrem sprachlichen Ausdruck bloß Worte und keine Sätze sind, sehr deutlich an der Sprache der Kinder in der Zeit, wo sie zusammenhängend zu reden beginnen, beobachten. Da wird z. B. der Ausdruck 'Vater Garten gehen' als ein Satz, wenngleich als ein unvollständiger anzuerkennen sein. Lässt sich auch nicht ersehen, ob er als ein Wunsch oder als eine Erzählung gemeint sei, so kann man immerhin die zu dieser näheren Bestimmung erforderlichen Bestandtheile als unwesentlichere ansehen, die fehlen können, ohne dem Ganzen den allgemeinen Charakter des Satzes zu rauben. Auch eine Wortverbindung wie 'Vater Garten' ist zwar in der Verstümmelung schon weiter fortgeschritten; sie kann aber immer noch als unvollständiger Satz gelten, insofern die beiden Wörter in eine Beziehung gesetzt sind, welcher offenbar die Bedeutung einer Aussage oder eines Wunsches zukommt. Doch das einzelne Wort 'Vater' ist kein Satz mehr, auch kein unvollständiger, weil diesem zwar Theile fehlen können, die zum vollständigen Satze

gehören, weil ihm aber unmöglich alle Merkmale fehlen dürfen, die überhaupt den Satz vom Wort unterscheiden. Dass das Wort 'Vater' in irgend einem Zusammenhang von Rede und Gegenrede einmal einen Satz vertreten kann, ist hierfür nicht entscheidend. Dadurch, dass wir einem Gegenstand irgend ein Symbol substituiren, werden Symbol und Gegenstand noch nicht identisch. So gut wie ein einzelnes Wort, kann auch ein Winken mit der Hand, ein Nicken mit dem Kopfe, ein Blick des Auges, ja irgend eine Handlung, die jemand ausführt, z. B. die Befolgung eines ihm gegebenen Befehls, thatsächlich einem ausgesprochenen Satze äquivalent sein. Man würde aber solche einzelne Bewegungen oder Handlungen doch unmöglich Sätze nennen können, falls dieser Begriff überhaupt noch eine sprachliche Bedeutung besitzen soll. So wenig wir uns bei der Definition des Satzes außerhalb des Gebiets der Sprache begeben dürfen, ebenso wenig ist es nun zulässig, innerhalb der Sprache für diesen Begriff Merkmale zu wählen, die von den sprachlichen Ausdrucksformen ganz und gar unabhängig sind. Diese Rücksicht scheidet daher auch noch den unvollständigen Satz von dem bloßen Satzfragment.

Neben der Existenz der unvollständigen Sätze hat jedoch sichtlich noch ein anderer Umstand die Auffassung des Satzes und seine begriffliche Begrenzung gegenüber dem einzelnen Wort unsicher gemacht: das ist die wichtige Thatsache, dass jeder sprachliche Ausdruck, das einzelne Wort so gut wie der Satztheil oder der ganze Satz, Stellvertretungen zulässt, die bald ganz außerhalb der Sprache selbst liegen, bald aber auch dieser angehören können. Solche Stellvertretungen sind für die praktischen Zwecke des Sprechens Aequivalente der sprachlichen Functionen, sie können aber natürlich niemals diesen Functionen selbst gleich gesetzt werden. So kommen einzelne Geberden als Wortäquivalente fortwährend vor: statt einen Gegenstand zu benennen, weisen wir auf ihn hin. Bei den zusammengesetzten Sprachgebilden, den Sätzen, kann es nun begreiflicher Weise vorkommen, dass sie nicht bloß durch Geberden, sondern auch durch einzelne Wörter oder allenfalls durch ein einziges Wort, sei es ein Fragment des Satzes selbst, sei es einen Gefühlsausdruck, eine Interjection, die in dem gegebenen Zusammenhang von Rede und Gegenrede eine unzweifelhafte Bedeutung annimmt, vertreten wird. Nichtsdestoweniger werden wir auch hier, ebenso

wie bei den Wörtern, diese Vertretungen nicht Sätze, sondern nur Satzäquivalente nennen dürfen. Solche Satzäquivalente können in der That vielfach nicht bloß Begriffswörter, sondern auch Interjectionen sein; besonders aber gehören zu ihnen die Antwortspartikeln 'ja' und 'nein'. Ob jemand auf die Frage 'willst du dies thun?' 'ja' oder 'ich will es' antwortet, ist natürlich praktisch vollkommen gleichwerthig. Deshalb bleibt aber doch nur der letzte Ausdruck ein wirklicher Satz, 'ja' dagegen ist ein bloßes Satzäquivalent. Hier erkennt man nun zugleich deutlich die Quelle der Verwirrungen, die diese Verwechslung von Sätzen und Satzäquivalenten in der Auffassung des Satzes angerichtet hat. Niemand wird ein Wortäquivalent, z. B. eine hinweisende Geberde, noch ein Wort nennen, weil eben hier das Aequivalent außerhalb der Sprache selbst liegt. In dem Satzäquivalent ist man geneigt, den Satz selbst zu sehen, weil eines der häufigsten Satzäquivalente das einzelne Wort ist. Der Umstand, dass Wort und Satz beide sprachliche Ausdrucksformen sind, rechtfertigt nun offenbar noch nicht im mindesten, beide in allen den Fällen identisch zu setzen, wo je einmal das Wort als Satzäquivalent auftritt. Wohl aber erhebt sich hier die Frage, welche psychologischen Bedingungen vorhanden sein müssen, damit ein einzelnes Wort oder eine andere Ausdrucksform, z. B. eine Geberde, zum Satzäquivalent werden könne. Diese Frage wird sich jedoch erst auf Grund einer genaueren Begriffsbestimmung des Satzes erledigen lassen.

## 5. Der Satz als Gliederung einer Gesammtvorstellung.

### a. Vorstellungsbestandtheile des Satzes.

So weit auch die Definitionen auseinandergehen mögen, in denen Grammatiker, Logiker und Psychologen die allgemeinen Eigenschaften des Satzes festzustellen bemüht waren, so gibt es doch einen Punkt, in dem sie übereinstimmen. Dies ist die Voraussetzung, dass der Satz irgend eine Art von Verbindung sei, die durch eine Succession von Wörtern oder von Vorstellungen zu Stande komme. Gerade diese gemeinsame Grundlage der grammatischen wie psychologischen Begriffsbestimmungen kann nun aber einer genaueren Prüfung nicht Stand halten. Das Bedenkliche einer solchen Annahme tritt wieder

bei der psychologischen Auffassung mehr hervor, als bei der grammatischen. Eine Verbindung von Wörtern lässt sich allenfalls der Satz nennen. Ob auch eine Verbindung von Vorstellungen, das erscheint, abgesehen von der schon hervorgehobenen Unmöglichkeit, die einzelnen Bestandtheile als selbständige Vorstellungen nachzuweisen, selbst nach den rein formalen Eigenschaften des begleitenden Vorstellungsverlaufes höchst bestreitbar. Denn wenn ich einen Satz bilde, so kommt die einzelne Vorstellung keineswegs erst in dem Moment in mein Bewusstsein, wo ich das zugehörige Wort ausspreche. Dass dem nicht so sein kann, lehren in der That schon die Erscheinungen der Lautinduction, nach denen sich eine kommende Lautvorstellung bereits zur Articulation drängt, während eine gegenwärtige ausgesprochen wird, und nach denen nicht minder eine vorangegangene noch im Bewusstsein nachwirkt, wenn ein neuer Laut articulirt wird. Ob die regressive oder die progressive Wirkung überwiegt, das ist Sache besonderer Nebenbedingungen, an sich sind aber beide Wirkungen fortwährend zugleich vorhanden (vgl. Cap. IV, S. 437 ff.). Was nun von den einzelnen Theilen eines Wortes gilt, das gilt nothwendig in gewissem Grade auch von der Succession der Wörter im Satze. Auch der Satz ist kein punktuell durch unser Bewusstsein laufendes Gebilde, von dem immer nur ein einzelnes Wort oder ein einzelner Laut existirt, während Vorangegangenes und Nachfolgendes in Nacht versinkt; sondern, so lang er gesprochen wird, steht er als Ganzes im Bewusstsein. Wo das einmal nicht der Fall sein sollte, da verlieren wir daher unrettbar den Faden der Rede. Natürlich ist das jeweils gesprochene Wort im allgemeinen auch dasjenige, das im Blickpunkt des Bewusstseins steht; aber in dem weiteren Umfang des letzteren sind zugleich die andern Wortvorstellungen oder mindestens die von ihnen enthalten, die für den Zusammenhang des Ganzen wesentlich sind. Darum hängt die Fähigkeit des Menschen in Sätzen zu denken eng mit dem Umfang seines Bewusstseins zusammen; und eine unmittelbare Folge dieser Verhältnisse ist es, dass alle wesentlichen Bestandtheile eines Satzes in dem Augenblick schon bewusst sein können, wo man den Satz eben erst auszusprechen beginnt [1]).

---

[1]) Vgl. hierzu Cap. V, S. 562 f.

Psychologisch betrachtet ist demnach der Satz beides zugleich, ein simultanes und ein successives Ganzes: ein simultanes, weil er in jedem Moment seiner Bildung in seinem ganzen Umfang im Bewusstsein ist, wenn auch einzelne Nebenelemente gelegentlich aus diesem verschwinden mögen; ein successives, weil sich zugleich das Ganze von Moment zu Moment in seinem Bewusstseinszustand verändert, indem nach einander bestimmte Vorstellungen in den Blickpunkt treten und andere dunkler werden. Daraus geht hervor, dass der Ausdruck, der Satz sei eine »Verbindung von Vorstellungen«, ebenso wie der andere, er sei eine »Verbindung von Wörtern«, psychologisch unhaltbar ist. Vielmehr ist er die Zerlegung eines im Bewusstsein vorhandenen Ganzen in seine Theile. Wenn man ihn auf einen Verbindungsvorgang zurückführt, so wird dabei die äußere grammatische Form in das Bewusstsein verlegt und angenommen, jene äußere Form sei von Moment zu Moment ein treues Abbild der zu Grunde liegenden psychischen Vorgänge. Das ist sie natürlich nicht, sondern nur eine Wirkung derselben. Aber sie ist zugleich eine Wirkung, die in ihrer ganzen Beschaffenheit deutlich erkennen lässt, dass die den sprachlichen Ausdruck bestimmenden psychischen Momente selbst wesentlich von diesem Ausdruck verschieden sind, insbesondere darin verschieden sind, dass der Satz als inneres psychisches Gebilde neben seiner Succession jene simultane Natur besitzen muss, ohne die er ein zusammenhängendes Ganzes nicht sein könnte.

Vergegenwärtigen wir uns demnach einerseits die psychologischen Bedingungen, welche die Bildung eines jeden Satzes begleiten, anderseits die Beziehungen, die im Satze zwischen den einzelnen Wortvorstellungen und ihren realen Bedeutungsinhalten stattfinden, so ergibt sich aus der ganzen Constitution des Satzes dessen psychische Doppelnatur: sein simultanes Dasein als Satzganzes, und sein successiver Ablauf in dem wechselnden Hervortreten der einzelnen Bestandtheile in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Die Satzbildung ist in diesem Sinne beides zugleich, eine analytische und eine synthetische Function. In erster Linie ist sie aber ein analytischer Vorgang. Denn das Ganze des Satzes steht zunächst in allen einzelnen Theilen, wenn auch noch relativ dunkel bewusst, als eine Gesammtvorstellung vor uns, und diese Gesammtvorstellung gliedert sich in

ihre Theile, indem einer dieser Theile nach dem andern appercipirt wird. Dieser analytische Vorgang besteht, ganz im Sinne der Bedeutung, den wir auch im wissenschaftlichen Gebrauch dem Begriff der Analyse geben, zugleich darin, dass die einzelnen Theile in dem Augenblick, wo sie sich aus dem Ganzen loslösen, zu einander in bestimmte Beziehungen gesetzt werden, so dass sie näher und in qualitativ anderer Weise als die übrigen an einander gebunden erscheinen. Eben weil bei der Zerlegung der Gesammtvorstellung immer solche Beziehungen der Theile zu einander erfolgen, nennen wir diesen analytischen Process mit einem der organischen Natur entnommenen Ausdruck Gliederung, nicht einfach Theilung. Die synthetische Seite dieses analytischen Vorgangs aber nennen wir, weil dabei die Vorstellungen in einer qualitativ bestimmten Weise an einander gebunden werden, Beziehung der Glieder, nicht Verbindung. Diese Beziehungen selbst ändern sich von Fall zu Fall. Sie sind von dem specifischen Inhalt sowohl der Einzelvorstellungen wie der Gesammtvorstellung abhängig. Doch gibt es gewisse Classenbegriffe, unter die wir sie ordnen können, und zwar ergeben sich als solche die nämlichen Begriffe, die für die Sonderung der allgemeinen Wortclassen entscheidend sind, — ein allerdings nothwendiges oder selbstverständliches Resultat, da ja der Satz, nicht das Wort das ursprüngliche in der Sprache ist, und demnach die Wortformen die Erzeugnisse dieser bei der Gliederung der Gesammtvorstellungen eintretenden Beziehungen der Theile sind. Zunächst sind es demnach die drei Grundkategorien der Gegenstands-, der Eigenschafts- und der Zustandsbegriffe, die als die Producte der Beziehungen sich darstellen. Dabei sind diese Begriffsformen durchgängig in Correlation zu einander entstanden, derart, dass die erste Classe, die der Gegenstandsbegriffe, in doppelte Beziehungen treten kann: in solche zu Eigenschafts-, und in solche zu Zustandsbegriffen. Die ersteren sind die Ausgangspunkte der Bildung von attributiven, die letzteren die von prädicativen Satzverhältnissen. Neben ihnen haben die speciell sogenannten Beziehungsbegriffe nur eine ergänzende Bedeutung. Sie entstehen, sobald das Bedürfniss sich regt, gewisse Arten der attributiven oder der prädicativen Beziehung näher zu bestimmen und in der Sprache auszudrücken. Alle die so aus der Gliederung des Satzes hervorgehenden analytischen Beziehungen

nennen wir mit einem einzigen zusammenfassenden Ausdruck logische Beziehungen, um sie von andern Verbindungen zu unterscheiden, die aus irgend welchen, dem sprachlichen Denken an sich fremden Associationsmotiven hervorgehen. Der Ausdruck »logisch« darf aber dabei nicht die Vorstellung erwecken, als wenn es sich hier um Verhältnisse handle, die jenseits der Grenzen der psychologischen Entwicklungsgesetze des Denkens liegen. Naturgemäß muss ja der gesammte Inhalt der Denkformen und Denknormen, mit dem sich die Logik beschäftigt, psychologisch vorgebildet sein. Als psychischer Thatbestand tritt er uns zunächst entgegen; und der Logik wird dieser Thatbestand von der Psychologie nur in dem Sinne überantwortet, dass jene den realen Erkenntnisswerth derselben, wie er besonders für die wissenschaftlichen Anwendungen des Denkens bestimmend ist, prüfe und auf seine allgemeingültigen Normen zurückführe. Das bringt mit sich, dass der Betrachtung der logischen Vorgänge innerhalb der Psychologie nicht nur vieles, ja das meiste entzogen bleibt, was die specielle Aufgabe der Logik ausmacht, sondern dass sich auch die Psychologie der Satzbildung mit wichtigen Erscheinungs- und Ausdrucksweisen logischer Beziehungen beschäftigen muss, die ganz außerhalb der Logik liegen. Dies tritt vor allem darin hervor, dass von den in der Sprache und im Denken vorkommenden Satzformen die Logik nur eine vor ihr Forum zieht: den Aussagesatz, während die andern, der Gefühls-, Wunsch-, Fragesatz, für die Psychologie des Denkens und der Sprache nicht minder wichtig sind. Auch diese Sätze enthalten aber jene allgemeinen attributiven und prädicativen Verbindungen, welche einerseits die charakteristischen Ausdrucksformen logischer Beziehungen sind, und in denen sich anderseits die analytische Function der Gliederung der Gesammtvorstellungen bethätigt. Dadurch unterscheiden sich solche außerhalb der Logik stehende Sätze ebenso gut wie die logischen Aussagen von sonstigen Verbindungen unserer Vorstellungen.

### b. Gefühlselemente der Satzbildung.

In den erörterten Eigenschaften sind die wesentlichen Merkmale des Satzes enthalten, sofern man dieselben nach den objectiven, in dem sprachlichen Ausdruck und in den begleitenden Vorstellungen

hervortretenden Erscheinungen zu bestimmen sucht. Der Satz als Bewusstseinsvorgang hat aber nicht bloß objective, sondern auch subjective, in Gefühlselementen und ihren mehr oder minder complexen Verbindungen bestehende Merkmale. Mit Rücksicht auf diese ist vor allem ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen der ursprünglichen Production eines Satzes und seiner beliebigen Reproduction. Dieser werden zwar nach der Vorstellungsseite alle die Eigenschaften zukommen, die auch der ursprüngliche Satz besaß. Anders kann sich, ja wird sich das in der Regel mit den subjectiven Merkmalen verhalten. Hier macht sich bei der Sprache naturgemäß die nämliche auf den allgemeinen Gesetzen der Functionsübung beruhende Tendenz zum Uebergang in automatische Bewegungen oder in rein äußere Associationen geltend, wie bei allen andern menschlichen Handlungen. Nur bei der eigentlichen Production eines Satzes, bei der die Sprache Ausdruck einer Gesammtvorstellung ist, die aus den dem individuellen Bewusstsein eigenthümlich zukommenden Bedingungen heraus entstand, werden wir also die der wirklichen Satzbildung zukommenden subjectiven Merkmale erwarten dürfen. Hier erweist sich nun nach den Eigenschaften des Gefühlsverlaufs jede Satzbildung als eine willkürliche Handlung. Schon die äußeren Umstände, welche die Auslösung der Sprachbewegungen begleiten, zeigen dies unwiderleglich. Ein Ruf gewinnt die Bedeutung eines Satzes überall erst da, wo er willkürlich einem Gefühl, einem Wunsch, einer Warnung u. dergl. Ausdruck gibt. Als unwillkürlicher Gefühlsausdruck bleibt der Ruf eine Interjection, wenn wir von den bloß associativ angeeigneten secundären Interjectionen in Satzform absehen, die ja eben aus den angegebenen Gründen keinen Maßstab für die subjectiven Eigenschaften des eigentlichen Satzes abgeben. Vollends der Frage- und Aussagesatz sind Sprachäußerungen, denen schon äußerlich die Merkmale willkürlicher Handlungen zukommen, und die auch für die genauere subjective Beobachtung den eigenthümlichen, die Willkürbewegung vorbereitenden und abschließenden Gefühlsverlauf deutlich erkennen lassen [1]. Natürlich gilt aber von diesen wie von allen Willkürhandlungen, dass nicht jeder einzelne Act, also in diesem Falle jedes einzelne Wort

[1] Grundriss der Psychologie,3 S. 224 ff.

Gegenstand einer besonderen Auswahl ist; sondern auch hier löst der Willensact sofort Hülfsassociationen aus, die, nachdem der erste Impuls geschehen, den weiteren Vorgang zum Theil automatisch ablaufen lassen. Die erforderlichen Wortbildungen strömen uns, sobald dem Gedanken die Richtung gegeben ist, »von selbst« zu, d. h. sie werden von den zuerst angeregten Wortvorstellungen unter dem Einflusse der vorhandenen Gesammtvorstellung associativ erweckt, ohne dass es, außer an einzelnen Stellen, wo der Vorstellungsverlauf stockt, eines neuen willkürlichen Eingriffs bedarf.

### c. Allgemeiner Begriff des Satzes.

Hiernach können wir den Satz nach seinen objectiven wie subjectiven Merkmalen definiren als den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesammtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandtheile. Dazu ist noch ausdrücklich zu bemerken, dass das Wort zwar stets aus dem Process dieser Gliederung entsteht, dass es aber in Anbetracht der verschiedenen Ausbildung, welche die Wortsonderung in der Sprache zeigt, noch mehrere in logische Beziehungen gesetzte Bestandtheile in sich enthalten kann. In diesem Fall, der in den meisten Sprachen die Regel bildet, setzt sich demnach der Process von dem Ganzen des Satzes in dessen einzelne Wortbestandtheile hinein fort: auch das Wort ist dann noch einmal ein dem Satze untergeordnetes gegliedertes Ganzes. Hieraus ergibt sich zugleich, dass in gewissen Grenzfällen Wort und Satz zusammenfallen können.

Jene auf das Wort sich fortsetzende Gliederung ist es nun, welche gerade so die Wortform constituirt, wie durch die Art der Verbindung der Wörter im Satze die Satzform erzeugt wird. Diese Verhältnisse bestätigen wiederum, dass zwischen Satz und Wort eine absolute Grenze nicht zu ziehen ist. Es hängt überall von besonderen Bedingungen ab, wie die Gliederung des den primären Ausdruck der Gesammtvorstellung und daher auch den primären Bestandtheil der Sprache ausmachenden Satzes vor sich geht. Das Wort grenzt in dem Ganzen des Satzes nur diejenigen Theile gegen einander ab, zwischen deren eigenen Bestandtheilen ein relativ

stabileres Verhältniss obwaltet, so dass sie in der gleichen Lautform auch regelmäßige Bestandtheile anderer Sätze bilden können. Zugleich ergibt sich hieraus ein Verhältniss von Wortform und Satzform, welches indirect wieder ein Kriterium für die Unterscheidung von Wort und Satz werden kann. Der Satz kann sich unter Umständen in verschiedener Weise in die gleichen Worte gliedern, indem dabei nur jedesmal dem einzelnen Wort eine andere Stellung angewiesen wird. In dem einzelnen Wort bleibt dagegen das Verhältniss der Theile zu einander unveränderlich. Der Wortbau ist daher im allgemeinen eine constantere, der Satzbau eine variablere Eigenschaft der Sprache. Doch ist dieses Verhältniss außerdem von den besonderen Bedingungen der sprachlichen Entwicklung abhängig; und es bewährt sich hier die nur relative Begrenzung zwischen Wort und Satz auch darin, dass in manchen Sprachen der Satz die gleiche feste und unveränderliche Fügung gewinnen kann, die sonst nur das Wort darbietet. Für die Bedingungen der Gliederung von Satz und Wort ist es aber bezeichnend, dass diese Stabilisirung des Satzes in zwei entgegengesetzten Grenzfällen auftritt: auf der einen Seite bei den isolirenden Sprachen, in denen die Gliederung des die Gesammtvorstellung repräsentirenden Satzes bis zur Sonderung von Wortgebilden fortgeschritten ist, die ihrerseits nicht weiter gegliedert werden können, so dass mit der Zerlegung in Worte der ganze analytische Process abgeschlossen ist; auf der andern Seite bei den in hohem Grade agglutinirenden Sprachen, in denen Wort und Satz entweder ganz zusammenfallen, oder das den Hauptinhalt des Satzes tragende Wort nur unbedeutende Ergänzungen durch angefügte Wörter erfährt. Beide Grenzfälle stehen also einander hinsichtlich der Structur des Satzes sehr nahe. Ihr wesentlicher Unterschied liegt aber darin, dass die Theile, in die sich das Ganze gliedert, dort scharf geschieden einander gegenübertreten, während sie hier fest mit einander verbunden bleiben.

### d. Psychologische Eigenschaften der unvollständigen Sätze nnd der Satzäquivalente.

Bei dem vollständigen Satze vollzieht sich die Gliederung der Gesammtvorstellung im allgemeinen in der Weise, dass jede aus dieser sich ablösende Einzelvorstellung wieder mindestens aus den zwei

Hauptbestandtheilen einer regelmäßigen Wortcomplication besteht, nämlich aus der Realvorstellung und der Wortvorstellung selbst, zu denen dann beim Sprechen noch die Articulationsempfindungen als begleitende und verstärkende Elemente hinzukommen (Cap. V, S. 519 ff.). Dies wird nun beim unvollständigen Satze (S. 232) insofern anders, als bei ihm einzelne Wortvorstellungen und Articulationsempfindungen hinwegbleiben, während die zugehörigen Realvorstellungen namentlich in der ursprünglichen Gesammtvorstellung vollständig mit enthalten sind. Doch pflegt die Gliederung dieser nicht ebenso wie bei der vollständigen Satzbildung zu erfolgen. Vielmehr kommt mindestens die verstärkende associative Wechselwirkung, welche die verschiedenen Bestandtheile der Wortcomplication auf einander ausüben, theilweise in Wegfall. Die Einzelvorstellungen, deren Wortcomplicationen fehlen, pflegen daher auch in ihren Bedeutungselementen dunkler und undeutlicher zu sein; es mangelt ihnen eben jene die Vorstellung momentan in den Blickpunkt des Bewusstseins hebende Kraft, welche dem gesprochenen Wort zukommt. Das unausgesprochene bleibt so meist in dem unbestimmten, simultanen Zusammenhang der Gesammtvorstellung eingeschlossen, ohne sich deutlicher aus dieser abzuheben. Dies kann höchstens dann geschehen, wenn, wie es in Zuständen partieller Amnesie geschieht, die ganze Gesammtvorstellung nach ihren Realbestandtheilen deutlich gegliedert wird, aber zu irgend einem dieser letzteren die zugehörige Wortcomplication versagt. Doch sind dies Fälle, die den gewöhnlichen Formen unvollständiger Sätze eigentlich nur äußerlich gleichen.

In erhöhtem Grade bieten sich die gleichen Erscheinungen bei den oben (S. 233) besprochenen Satzäquivalenten, mögen nun einzelne Wörter oder Geberden als solche Aequivalente eintreten. Wenn auf die Frage ‘willst du es thun?’ die Antwort ‘ja’ und die andere ‘ich will es thun’ praktisch gleichwerthig sind, so sind sie es doch keineswegs psychologisch. Bei dem vollständigen Antwortsatz treten der Vorsatz zur Handlung und ihre wirkliche Ausführung deutlicher und in einer gewissen Succession in den inneren Blickpunkt. Bei dem einfachen ‘ja’ bleiben alle diese Elemente in einer Gesammtvorstellung vereinigt, die eben in diesem ‘ja’ auch einen einheitlichen, ungegliederten Ausdruck findet. Immerhin können solche Satzäquivalente so lange für wirkliche Sätze praktisch eintreten,

als in dem Sprechenden das als Aequivalent gebrauchte Wort oder sonstige Zeichen eine Gesammtvorstellung vollwerthig repräsentirt, und als dasselbe geeignet ist, in dem Hörenden die gleiche Gesammtvorstellung zu erwecken. Damit letzteres zutreffe, muss also hier neben der für die Sprache überhaupt geltenden Forderung, dass ihre Wortbestandtheile geläufige Complicationen bekannter Realvorstellungen seien, noch die andere erfüllt sein, dass die allgemeine Situation, in der sich Sprechender und Hörender befinden, dazu angelegt sei, zu dem einzelnen als Aequivalent gebrauchten Zeichen die übrigen zur Gesammtvorstellung erforderlichen Bestandtheile leicht durch Association zu erwecken.

### 6. Entwicklung der Gesammtvorstellungen und Motive ihrer Gliederung.

Noch bleiben zwei psychologische Fragen zurück, welche die obige Definition des Satzes anregt. Erstens fragt es sich: worin liegt die Entstehung von *Gesammtvorstellungen* begründet, wie wir solche als Anfang der Satzbildung voraussetzen mussten; und zweitens: welche psychischen Motive lassen sich für jenen eigenthümlichen Theilungsprocess dieser Gesammtvorstellungen nachweisen, der nicht bloß Sonderung, sondern zugleich Beziehung und Verbindung des Gesonderten, also, wie wir das mit dem *einen* Wort auszudrücken suchten, *Gliederung* ist?

Die Antwort auf die erste dieser Fragen sieht sich naturgemäß zunächst auf jene nie rastenden simultanen und successiven Associationsprocesse hingewiesen, ohne die es überhaupt keine Bildung von Vorstellungen gibt. Eine Gesammtvorstellung ist, ehe der Process ihrer Gliederung eintrat, und vor allem so lange es sich, wie das für die einfachsten Sprachäußerungen stets vorauszusetzen ist, lediglich um sinnliche Wahrnehmungsvorstellungen handelt, nichts anderes als eine *zusammengesetzte Einzelvorstellung*: ihr Inhalt ist ein einzelner Gegenstand oder Vorgang, der aus Theilen besteht. Diese Vorstellung sondert sich als solche von andern Inhalten des Bewusstseins durch *zwei* unmittelbar sich an einander schließende Processe: erstens durch Associationen, und zweitens durch einen Act zusammenfassender Apperception. Durch *Associationen* werden die

Empfindungselemente, welche die Wahrnehmung des Gegenstandes constituiren, an einander gebunden. Indem durch die nebenhergehenden Associationen mit andern Objecten bei der Bewegung des Gegenstandes oder bei sonstigen continuirlichen Veränderungen desselben weitere, variablere Bestandtheile der Wahrnehmungsbilder um so mehr zurückgedrängt werden, je mehr sich jene constanteren Verbindungen durch Einübung befestigen, hat so die Association bereits alle Vorbedingungen zur Bildung der einen zusammengesetzten Wahrnehmungsinhalt umfassenden Vorstellung geschaffen. Zur wirklichen Gesammtvorstellung kann jedoch auf Grund dieser Vorgänge der Wahrnehmungsinhalt erst werden, wenn die von ihrer Umgebung associativ gesonderten Elemente nun auch als ein Ganzes, in den einfachsten Fällen als ein einzelnes Ding, aufgefasst werden. Diese Einheitsvorstellung ist an und für sich in der Association der Elemente noch nicht enthalten. Sie ist nur so weit durch sie vorbereitet, dass sich hier, wie in andern Fällen, der hinzutretende und entscheidende Act als eine unmittelbare Folge ergibt, sobald noch eine Voraussetzung hinzutritt: das ist die, dass das Bewusstsein, in welchem sich diese Associationen ereignen, seine eigenen Handlungen von den passiven Erlebnissen, die durch die Eindrücke und ihre Associationen entstehen, unterscheide. Solche eigene Handlungen sind ihm aber fortwährend in jenen Formen des Gefühlsverlaufs gegeben, die in äußern Willenshandlungen endigen. Die Willenshandlungen greifen einerseits ein in den Zusammenhang der umgebenden Objecte und befestigen so die durch die Wahrnehmung entstandenen constanteren Associationen. Anderseits richten sie sich auf den Inhalt der Wahrnehmung selbst: der einzelne durch Association seiner Theile in der Wahrnehmung gegebene Gegenstand wird zu einem Object, dessen Wahrnehmung gewollt wird. Das ist der Vorgang, den wir in seiner auf das Object gehenden Richtung Apperception, in seinem subjectiven Gefühlsverlauf Aufmerksamkeit nennen, — ein Vorgang, den man nur zu beschreiben braucht, um unmittelbar zu bemerken, dass er seinem ganzen Wesen nach ein Willensvorgang ist, von den primitiveren, in äußere Bewegungen übergehenden Willenshandlungen bloß dadurch unterschieden, dass bei ihm nicht der Gegenstand selbst, sondern seine Wahrnehmung gewollt wird. Damit ist eine Reihe von Vorgängen beendet, die wir in

ihrem allgemeinen Ablauf bei der Bildung der Wortvorstellungen bereits kennen lernten. In beiden Fällen stehen sich natürlich bei ihnen nicht Association und Apperception als getrennte Kräfte gegenüber, sondern sie entwickeln sich von Anfang an mit einander; und in Folge der unmittelbaren Verbindung der psychischen Functionen im Einzelbewusstsein wird die Association der Elemente der Einzelwahrnehmung von selbst zur Apperception eines aus verschiedenen Wahrnehmungsinhalten zusammengesetzten, einheitlichen Ganzen[1]).

Hierin ist nun auch schon die Antwort auf die zweite der obigen Fragen, auf die nach den Motiven der eintretenden Gliederung der Gesammtvorstellung, angedeutet. Die Vorstellung, mit deren Apperception als der eines einheitlichen Gegenstandes der Process ihrer Bildung abschloss, wird selbst erst in dem Moment zur Gesammtvorstellung, wo der hier folgende analytische Process beginnt. Wir dürfen annehmen, dass gerade dieser Uebergang es ist, der die eigentliche Grenze zwischen dem Bewusstsein des Menschen und dem im wesentlichen auf der Stufe der Einzelvorstellung verbleibenden Bewusstsein der Thiere bildet: alles andere, vor allem die Befähigung zur eigentlichen Sprache, ist dem gegenüber secundär, eine an die Existenz dieser Vorbedingung geknüpfte Wirkung. Freilich ist auch diese Grenze, wie die meisten Grenzbestimmungen in der lebenden Natur, bis zu einem gewissen Grad eine fließende, da, wie manche Vorstellungsäußerungen der Thiere zeigen, rudimentäre Anfänge solcher Gesammtvorstellungen wenigstens bei unseren intelligenteren Hausthieren vorkommen können (Cap. II, S. 218). Das Wesen der Gesammtvorstellung besteht aber hiernach darin, dass sie aus einer Mehrheit beziehungsfähiger Theile zusammengesetzt ist. Auf das Wort »beziehungsfähig« ist hier der Nachdruck zu legen. Denn nicht dies macht die Gesammtvorstellung aus, dass sie überhaupt zusammengesetzt ist, sondern dass die Theile Beziehungen zu einander darbieten, die zwar im ersten Moment, wo jene im Bewusstsein auftritt, noch nicht klar entwickelt sind, die aber von Anfang an die Tendenz hierzu in sich tragen. Es verwirklicht sich dann diese Beziehbarkeit der Theile eben dadurch, dass sich die Gesammt-

[1]) Vgl. Cap. V, S. 543 f.

vorstellung wirklich gliedert, welcher Process nun in der Formung des Satzes seinen sprachlichen Ausdruck findet. Die Gesammtvorstellung ist also ein rein psychisches Gebilde, zu einem psychisch-sprachlichen wird erst der Process ihrer Zerlegung. Dabei setzt aber dieser Process jenes psychische Gebilde als das ihm nothwendig vorangehende voraus.

Der Process der Gliederung selbst hat dann wieder zwei specielle Momente: das erste ist die Unterscheidung der Theile, das zweite ihre beziehungsweise Verbindung. Der erste dieser Acte, die Unterscheidung, ist seinem ganzen Wesen nach nur eine Fortsetzung und Uebertragung des Actes der Apperception von der ganzen Vorstellung auf ihre Theile. Dabei wirken natürlich, wie vorhin, specielle Associationsbedingungen vorbereitend, welche die engere Verbindung bestimmter Theile gegenüber andern vermitteln. Vollendet wird aber auch hier der Unterscheidungsact durch den Willensact der Aufmerksamkeit, der aus dem Ganzen das einzelne Glied heraushebt. Nun erst schließt sich das für den ganzen Vorgang des sprechenden Denkens Wesentliche an: die Theile werden nicht bloß unterschieden, sondern gleichzeitig zu einander in logische Beziehungen gesetzt. Dies würde, wenn man die Beziehungen nach bereits vorhandenen Normen vor sich gehend dächte, selbstverständlich die Präexistenz der fundamentalen logischen Kategorien, der Gegenstands-, Eigenschafts-, Zustandsbegriffe und ihrer Beziehungsformen, fordern. Eine solche Voraussetzung ist, wie kaum gesagt zu werden braucht, unhaltbar. Denn es ist widersprechend in sich, dass Begriffe als gegeben vorausgesetzt werden bei einer Function, die überhaupt die Quelle aller Begriffsbildung ist. Die einzig mögliche Annahme bleibt also die, dass alle jene Beziehungen, die sich nachher in die allgemeinen logischen Kategorien ordnen lassen, zunächst als concrete, thatsächliche in einzelnen Fällen gefunden werden, weil die Function der Apperception von Anfang an so geartet ist, dass sie nicht bloß das Einzelne zur isolirten Auffassung bringt, sondern dieses auch sofort, wieder geleitet durch die Associationen, in einer Weise verbindet, dass die Theile noch in ihrer gesonderten Beschaffenheit, zugleich aber auch als zugehörig zu einem Ganzen und in ihrer sie in dieser Zugehörigkeit unterscheidenden Beschaffenheit aufgefasst werden.

Diese gleichzeitig unterscheidende und beziehende, dabei das Verhältniss des einen Theils zum andern und zum Ganzen durch speciellere Unterscheidung erfassende Function ist eben der elementare Vorgang, der sich in der Gliederung des Satzes, ausgedehnt auf irgend ein Ganzes der Anschauung oder des Begriffs, abspielt. Denn kaum bedarf es nach allem dem noch der Bemerkung, dass naturgemäß zwar relativ einfache sinnliche Wahrnehmungsinhalte die ersten Anlässe sind, die solche Processe des sprachlichen Denkens auslösen, dass aber, nachdem einmal dieser Anfang gegeben ist, nun die Uebertragung auf beliebig verwickeltere und allmählich auch auf abstractere Gedankengebilde keine weiteren Schwierigkeiten mehr bietet. Sind es dabei doch immer nur die Producte der bereits ausgeführten Processe, die zu neuen Gesammtvorstellungen und damit zu neuen Beziehungen zwischen den verschiedenen Gedankeninhalten Anlass geben. Die Art, wie aus diesen Vorgängen zunächst concrete und dann abstractere Begriffe entstehen, wird uns erst später beschäftigen können, wenn wir die an den Bedeutungswandel der Wörter eng sich anschließenden Vorgänge der allgemeinen Begriffsentwicklung kennen gelernt haben [1]. Schon jetzt ist aber ersichtlich, dass, sobald nur einmal erst Begriffe irgend welcher Art entstanden sind, sie nun genau nach denselben Gesetzen und Beziehungen gegliedert werden können wie die ursprünglichen Gebilde der sinnlichen Anschauung.

Fasst man die Momente zusammen, die sich so für diese ursprüngliche Form des Denkens in der Sprache, den Satz, aus dem sich Wortfügung und Einzelwort erst abgelöst haben, als die entscheidenden psychischen Motive ergeben, so kann man wohl auf das menschliche Selbstbewusstsein als die alle jene einzelnen Momente wieder umfassende Bedingung hinweisen. Sein eigenes Selbst erfasst der Mensch vor allem in seinem eigenen Wollen. Jede Apperception eines äußeren Objectes steht daher als ein Act eines solchen Wollens auch in unmittelbarer Beziehung zu dem eigenen Selbst. Aber diese allgemeine Beziehung ist doch zu unbestimmt, als dass man in ihr eine eigentliche Motivirung der der Satzbildung zu Grunde liegenden psychischen Vorgänge erblicken könnte. Dazu

[1] Vgl. Cap. VIII, Nr. III.

bedarf es vielmehr einer näheren Analyse der sprachlichen Gebilde selbst und ihrer psychischen Voraussetzungen, wie eine solche oben versucht wurde [1]).

## II. Arten der Sätze.

### 1. Drei Hauptarten der Sätze.

Die Lehre von den Satzarten bildet in der Grammatik in der Regel ein buntes Gemisch von Gesichtspunkten logischer, grammatischer und psychologischer Art, indem z. B. einfache und zusammengesetzte, daneben Frage- und Aussage-, Bedingungs- und Absichts-, Temporal- und Modalsätze, Relativsätze u. s. w. unterschieden werden. Gegenüber dieser zersplitternden Betrachtungsweise ist schon in den auf die Unterscheidung der grammatischen Satzformen von den logischen Urtheilen gerichteten Bestrebungen der Frühscholastik gelegentlich die richtige Erkenntniss zum Durchbruch gekommen, dass eine solche Unterscheidung den psychischen Grundfunctionen ent-

[1]) In seinem vieles treffliche enthaltenden Werk: Die Urtheilsfunction, eine psychologische und erkenntnisskritische Untersuchung, 1895, sieht W. Jerusalem, indem er mit Recht das Willensmoment im Urtheil hervorhebt (S. 91 ff.), diese Beziehung zum Selbstbewusstsein darin, dass alles Urtheilen ursprünglich auf einem naiven Anthropomorphismus beruhe, bei dem das Subject des Urtheils, der äußere Gegenstand, selbst als ein wollendes Wesen betrachtet werde, dem darum der Mensch in dem primitivsten Urtheil, dem »Benennungsurtheil«, einen Namen gebe. Alle weitere Entwicklung der Urtheilsfunction beruhe dann darauf, dass allmählich in Folge des Verblassens anthropomorphischer Vorstellungen das Subject nicht mehr als wollendes Wesen, sondern als »Kraftcentrum«, als Träger der ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Zustände aufgefasst werde (a. a. O. S. 107 ff., 264 f.). Nun zweifle ich nicht, dass es unter den frühesten sprachlichen Aeußerungen des Menschen viele gibt, die von solchen anthropomorphischen mythologischen Vorstellungen getragen sind. Gleichwohl glaube ich, dass das mythologische Denken als solches die Sprache voraussetzt, und es scheint mir daher nicht möglich, umgekehrt jenes zur Quelle des Urtheils oder, was ja damit gleichbedeutend ist, des Satzes und der Sprache zu machen. (Vgl. oben Cap. VI, S. 160.) Jerusalem betont bei seiner Besprechung meiner früheren Ausführungen über den Gegenstand ausschließlich die Auffassung des Urtheils als einer analytischen Function (S. 74 f.). Ich habe aber stets darauf hingewiesen, dass sich diese Analyse mit der Ausführung von Beziehungen zwischen den aus der Zerlegung hervorgehenden Gliedern verbinde, eine Verbindung, die, wie ich meine, der Begriff der »Analyse« — man erinnere sich nur seiner Anwendungen in der mathematischen Analysis oder bei der kritischen Analyse — eigentlich schon in sich schließt (Logik I,[2] S. 156 ff., System der Philosophie,[2] S. 44).

nommen werden müsse, die sich im Satze zu erkennen geben. In diesem Sinne stellte man den im Urtheil zum Ausdruck kommenden Functionen der Bejahung und Verneinung namentlich die Frage, den Befehl, die Bitte als Satzarten gegenüber, die nur der Grammatik, nicht der Logik angehörten [1]). Vereinigt man nun jene zum Gebiet des Urtheils gehörenden grammatischen Satzformen in dem allgemeinen Begriff der Aussage, und erwägt man, dass Befehl und Bitte im Grunde nur Modificationen einer und derselben Ausdrucksform sind, so führt jene scholastische Unterscheidung zu den drei Arten der Aussage-, der Ausrufungs- und der Fragesätze, auf die vielfach auch von neueren Grammatikern wieder die wesentlichen Richtungen der Function des Satzes zurückgeführt werden [2]). Ihnen entsprechen unter unsern Interpunctionszeichen die drei, die zur Abgrenzung der Sätze gegen einander dienen, und die überhaupt die Haupteinschnitte im Fluss der Rede andeuten: der Punkt, das Ausrufungszeichen und das Fragezeichen. Aussage-, Ausrufungs- und Fragesatz sind in der That die drei Satzarten, die keiner Sprache mangeln, während die meisten sonst unterschiedenen Formen, wie zusammengesetzte Sätze, Relativsätze, Modal- und Temporalsätze, unter Umständen ganz fehlen können. Die angemessene genetische Reihenfolge ist aber wohl Ausrufungs-, Aussage-, Fragesatz. Der erste ist im allgemeinen der einfachste. Er kann selbst in den ausgebildeten Sprachen in vielen Fällen eine Structur

---

[1]) So namentlich Alcuin, der den drei von Boëthius aufgestellten Arten des Urtheils, der affirmatio, negatio nnd contradictio, die species interrogativa, imperativa, deprecativa nnd vocativa als »non ad dialecticos, sed ad grammaticos pertinentes« gegenüberstellt (Prantl, Geschichte der Logik, II, 1861, S. 17, Anm. 68).

[2]) Vgl. z. B. O. Behaghel, Die Syntax des Heliand, 1897, S. 237. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 1900, S. 307. Wenn in den meisten sprachwissenschaftlichen Werken die Nothwendigkeit, diese drei Satzarten allen andern überzuordnen, minder deutlich zur Geltung kommt, so sind dabei wohl theils logische Vorurtheile, theils aber auch Gewohnheiten der grammatischen Didaktik maßgebend. Zu den logischen Vorurtheilen gehört die Meinung, dass die aus der Logik überkommenen negativen Urtheile und die Impersonalien Hauptarten von Sätzen seien. Von grammatischer Seite spielt die Gewohnheit, von den Wortgruppen aus allmählich zu dem Satzganzen aufzusteigen, eine gewisse Rolle. Sie gewöhnt daran, den Satz von Anfang an als ein zusammengesetztes Ganzes zu betrachten, für das die Art der Zusammensetzung, nicht die psychische Grundfunction die Hauptsache sei. Ob nicht das umgekehrte Verfahren, vom einfachen Satz auszugehen nnd von ihm aus erst zu den Wortgruppen fortzuschreiten, auch für den Grammatiker seine Vortheile böte?

bewahren, die an die Satzbildungen der primitivsten Sprachformen zurückerinnert. Der Aussagesatz, die wichtigste Satzart, steht in der Mitte. Er fordert im allgemeinen alle die Hülfsmittel, über welche die Sprache überhaupt verfügt, nur je nach seinem Inhalt in verschiedenem Maße; daher er sich in eine Fülle bald einfacher, bald höchst verwickelter Unterformen spalten kann. Die Frage endlich setzt die Möglichkeit einer Aussage voraus. Demnach beruht sie im allgemeinen auf den gleichen sprachlichen Hülfsmitteln wie diese; sie verwendet sie nur in anderer Anordnung und mit abweichender Betonung.

### 2. Ausrufungssätze.

Der Ausrufungssatz ist als solcher Ausdruck eines Affects in sprachlicher Form. Er berührt sich daher auf das nächste mit einer an sich vorsprachlichen Lautbildung, die aber noch in das Gebiet der Sprache hineinreicht, mit der Interjection. Eben diese nahe Beziehung ist es, die gelegentlich den Anlass bot, dass man die Interjectionen überhaupt oder wenigstens die secundären, von einer Vorstellung begleiteten und so zu einem Wort umgestalteten mit zu den Sätzen rechnete (S. 227). Halten wir an der oben gegebenen Definition des Satzes fest, so ist nun zwar gerade bei den Ausrufungssätzen der Schritt von der Interjection zum einfachen Satz ein sehr kleiner, aber es bleibt immerhin ein Schritt: auch in diesem Fall muss der sprachliche Ausdruck, wenn er ein Satz, kein bloßes Satzäquivalent in dem oben (S. 233) erläuterten Sinne sein soll, eine Gesammtvorstellung enthalten, die sich in zwei auf einander bezogene Bestandtheile gliedert.

Nach ihrem psychischen Inhalt und in Folge dessen meist auch nach den bei ihnen angewandten sprachlichen Mitteln lassen sich die Ausrufungssätze wieder in zwei Unterarten scheiden: in die Gefühlssätze und in die Wunschsätze. Unter den Gefühlssätzen wollen wir solche verstehen, die irgend einer Gemüthsstimmung Ausdruck geben, ohne dass sich aber damit eine Willensregung verbindet. Insofern das Gefühl der relativ einfachere Seelenzustand ist, sind daher die Gefühlssätze gewissermaßen als die primäre Form zu betrachten. Ein Wunschsatz ist immer zugleich ein Gefühlsausdruck; nur ist bei ihm der Gefühlsverlauf in einen Willensvorgang

übergegangen. Der Gefühlssatz dagegen bleibt an und für sich bloß Ausdruck des Gefühls. Solche Ausrufungen wie z. B. *welch ein Mann! — herrliche Landschaft!* — oder Kaiser Wilhelms I. berühmtes Wort *welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* sind reine Gefühlssätze. Sie sind zugleich, wie man an diesen Beispielen erkennt, ganz vorzugsweise Sätze, die auch in unseren an Verbalformen reichen Sprachen des Verbums entbehren. Reine Nominalbildungen oder Nomina mit Demonstrativ- und Relativpronominibus, eventuell unter Zuziehung der erforderlichen Partikeln, constituiren den ganzen Satz. Wo Verba vorkommen, da geschieht es, wenn es sich nicht um eine der unten zu erwähnenden Uebertragungen in einen Aussage- oder Fragesatz handelt, ausschließlich in der Form eines Verbalnomens, meist des Infinitiv, z. B. *welche Lust zu leben! — diesen Tag zu sehen!* —

Ganz anders bei der zweiten Form des Ausrufungssatzes, bei dem Wunsch- oder Befehlssatz. Die ihm adäquate Form ist der Imperativ des Verbums, unter Umständen für sich allein oder ergänzt durch adverbiale und nominale Bestimmungen, wobei aber stets jener der Träger des Satzes bleibt. Wo er je einmal fehlt, da ist er durch eine Partikel ersetzt, die durch häufige Verbindung mit einem bestimmten verbalen Imperativ dessen Bedeutung associativ übernommen hat. Hier ergeben sich daher hauptsächlich jene schon früher angedeuteten Fälle, wo ein einzelnes Wort eigentlich nicht durch das was es selbst bedeutet, sondern durch den Vorstellungsinhalt, den es durch gewohnheitsmäßige Association aufgenommen hat, den Werth eines Satzes gewinnt. So sind *komm! — kommt! — gib her! — weicht zurück!* — theils einfache theils durch Partikeln ergänzte Imperative und in beiden Fällen zugleich vollständige, in der Singular- oder Pluralform des Imperativs auf die Person oder auf eine Mehrheit von Personen hinweisende Sätze. Dabei enthält schon ein einzelnes Wort wie *komm* oder *kommt* durch die klar ausgedrückte Singular- oder Pluralform den sprachlichen Ausdruck zweier Vorstellungen: der Handlung und der einen oder der mehreren Personen, an welche die Aufforderung gerichtet ist. Wörter wie *hinaus! — hierher! — zurück!* sind dagegen an sich keine Sätze; sie sind aber Satzäquivalente, indem sie durch die Association mit den hinzuzudenkenden Imperativformen die Function von Sätzen übernehmen können.

### 3. Aussagesätze.

Die am reichsten entwickelte Satzart ist der Aussagesatz. Während Gefühl und Wunsch im allgemeinen einfache Seelenzustände sind, die daher auch zu einfachen Ausdrucksformen drängen, gehört der Aussage die ganze, bald auf den engsten Umfang sich zurückziehende, bald weite Gebiete zugleich umfassende und zahlreiche Einzelheiten verbindende Anschauungswelt des Menschen an. Der Aussagesatz ist es daher ganz besonders, der allmählich zur Entwicklung reich gegliederter zusammengesetzter Satzformen führt, während die Frage, insofern sie eine Aufforderung zur Antwort in sich schließt, in diesem Sinne also zugleich dem Wunsche verwandt ist, wieder zu knapperem Ausdruck drängt. Der Fragesatz begnügt sich meist mit einer Frage. Der Aussagesatz kann viele Aussagen in sich schließen, und er strebt mit zunehmender Entwicklung der Sprache dies in dem Sinne zu thun, dass er Wahrnehmungs- oder Begriffsinhalte, die in engerem Zusammenhange mit einander stehen, auch zu einer Satzeinheit vereinigt.

Seinem psychischen Inhalte nach ist der Aussagesatz auf das Thatsächliche und Objective gerichtet. Es kann zwar dieses Thatsächliche möglicher Weise einmal ein bloß Gedachtes sein. Ausgangspunkt der Aussagesätze bleibt aber immer die objective sinnliche Anschauung, und fortan kommen daher dem Aussagesatz seiner psychologischen Beschaffenheit nach Vorstellungen als dominirender Inhalt zu. Dies ist sein specifischer Unterschied gegenüber dem Ausrufungssatz, dessen Sphäre Gefühl und Wille ist, und in den, wenngleich auch hier jedes Wort im allgemeinen Ausdruck einer Vorstellung bleibt, doch die Vorstellungen nur als Erreger jener subjectiven Gemüthsbewegungen hineinragen. Ist demnach der Inhalt des Aussagesatzes ein thatsächlicher Zusammenhang von Vorstellungen, der im Satze zunächst zu einer Gesammtvorstellung vereinigt und dann in seine Bestandtheile gegliedert wird, so scheiden sich nun die Aussagesätze je nach der besonderen Beschaffenheit dieses Vorstellungsinhaltes wieder nach zwei Richtungen. Auf der einen Seite kann der Satz dem Zusammenhang des Gegenstandes mit den an ihm wahrgenommenen Eigenschaften Ausdruck geben. Da solche Attribute, ähnlich wie der Gegenstand selbst, durch Nominal-

formen, sei es durch Adjectiva, sei es durch Substantiva und deren Casusformen, ausgedrückt werden, so können wir diese Sätze nach ihrer sprachlichen Natur als solche bezeichnen, die nach nominalem Typus gebaut sind. Ihr logischer Charakter besteht darin, dass sie, als Urtheile betrachtet, entweder beschreibender oder erklärender Art sind, wobei für die logische Function der Beschreibung der dem substantivischen Gegenstandsbegriff gegenübergestellte abhängige Begriff vorzugsweise die adjectivische, wenn dagegen die Erklärung vorwaltet, die substantivische Form annimmt. Doch so wichtig diese Unterschiede für die logische Function der Urtheile sein mögen, psychologisch sind sie, wie ja auch das nahe Verhältniss der beiden Kategorien des Nomens dies mit sich bringt, nicht von wesentlicher Bedeutung, und es fließen daher nicht selten in den natürlich vorkommenden Sätzen der Sprache jene beiden logischen Functionen in einander, wie man sich denn auch bei dem gewöhnlichen, der wissenschaftlichen Ausbildung des Denkens vorausgehenden Gebrauch solcher Sätze meist durchaus nicht der Absicht bewusst ist, irgend etwas beschreiben oder erklären zu wollen, sondern eben nur das Angeschaute in dem Aussagesatz wiederzugeben. Dabei kann dieses Angeschaute ein Gegenstand sein, der Eigenschaften darbietet, die sich der Wahrnehmung aufdrängen, oder es kann eine Mehrheit von Gegenständen sein, die in irgend welchen Verhältnissen zu einander stehen. Findet die erste dieser Thatsachen Ausdruck im Satze, so liegt in einer solchen Aussage der Keim eines beschreibenden Urtheils. Kommt die zweite zur Geltung, so ist dies der natürliche Ausgangspunkt der späteren erklärenden Urtheile.

Die zweite Richtung, die der Aussagesatz nehmen kann, geht nicht von den Eigenschaften und Verhältnissen der Gegenstände, sondern von der Wahrnehmung der veränderlichen Zustände eines Gegenstandes oder auch mehrerer Gegenstände in ihrer Relation zu einander aus. Das Ausdrucksmittel für eine solche Beziehung wird der natürliche Träger der Zustandsbegriffe in der Sprache, das Verbum. Der so entstehende Aussagesatz hat dann, wie der vorige, einen gegenständlichen Hauptbegriff, meist in der Form eines substantivischen Nomens, von dem sich aber bei der Gliederung des Satzes nun nicht ein anderes Nomen, sondern eine verbale Ausdrucksform loslöst. Die so entstehenden Sätze können wir demnach als

gebaut nach dem verbalen Typus bezeichnen. Es sind Sätze, die wir nach ihrem logischen Charakter erzählende nennen. Natürlich gilt aber auch hier wieder, dass der ursprüngliche Inhalt solcher Sätze, welcher der Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens vorausgeht, von den logischen Absichten eines erzählenden Urtheils nichts weiß, sondern dass er in der natürlichen Wiedergabe angeschauter Ereignisse oder der Vorgänge besteht, die von dem Sprechenden erwartet werden. Der Begriff »Erzählung« darf daher bei dieser Anwendung selbstverständlich nicht auf den Bericht über Vergangenes beschränkt werden [1]).

### 4. Fragesätze.

An den Aussagesatz schließt sich der Fragesatz enge an, denn man könnte sich zwar in abstracto vielleicht Aussagen ohne Fragen, nie aber Fragen ohne Aussagen denken. Der Fragende wünscht eine Aussage über etwas: insofern enthält die Frage zugleich einen Wunsch. Freilich darf man aber jene abstracte logische Möglichkeit von Aussagen ohne Fragen nicht in eine wirkliche, irgendwie nachweisbare Präexistenz umdeuten. Auch von der Aussage lässt sich behaupten, dass sie wenigstens in vielen Fällen eine Antwort auf eine Frage sei, die sich der Redende selbst stellt, — nicht ausdrücklich und in Worten, sondern latent, unbestimmt enthalten in den Gefühlen der Neugierde oder des Staunens, womit er das Wahrgenommene betrachtet. Von allen diesen Grundfunctionen der Sprache gilt also, dass sie wahrscheinlich in dem Augenblick da sind, wo die Sprache überhaupt da ist. Kommen doch schon in der bei ihrer natürlichen Entstehungsweise primitivsten Form der Sprache, der Geberdensprache, Aeußerungen, die Gefühle oder Wünsche, und solche, die Aussagen, oder die Fragen ausdrücken, neben einander vor. Auch der Fragesatz scheidet sich aber wieder nach seiner psychologischen Natur in zwei Formen: die eine enthält den Inhalt einer möglichen, jedoch vorläufig noch bezweifelten Aussage, nur in einer Form, welche diese Aussage zur Frage umwandelt. Einen Fragesatz dieser Art kann man

[1]) Rücksichtlich der logischen Verhältnisse dieser Satzformen verweise ich hier auf meine Logik, I,[2] S. 172 ff.

nach dem psychischen Zustand, den er voraussetzt, eine Zweifelsfrage nennen. Sie erwartet ja oder nein als Antwort; alles was etwa noch beigefügt wird, ist vom Standpunkt der reinen Zweifelsfrage aus eine überflüssige Zugabe. *Hat die Uhr geschlagen? — Ist der Feind besiegt?* Auf solche Fragen ist nur dann das einfache ja oder nein nicht ausreichend, wenn der Befragte keine sichere Auskunft zu geben weiß und nun eben diesen Zustand des eigenen Zweifels zum Inhalt einer Aussage macht: 'ich weiß es nicht', 'ich halte es für wahrscheinlich' u. dergl. Die Partikeln *ja* und *nein* selbst haben so in der echten Zweifelsfrage ihre Quelle. Wo sie sonst noch vorkommen, ist ihr Gebrauch ein übertragener.

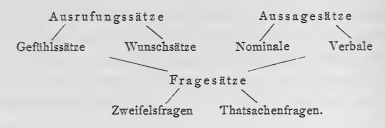
Die zweite Art des Fragesatzes ist auf einen Inhalt gerichtet, der dem Fragenden selbst unbekannt ist, und den daher die Frage von der Antwort erwartet. Diese Art der Frage können wir die Thatsachenfrage nennen. Sie setzt bestimmte Thatsachen als gegeben voraus. Aber in deren Kenntniss finden sich Lücken, die der Antwortende ausfüllen soll. Das kann nur durch eine Aussage mit einem bestimmten, in der Frage noch offen gelassenen Inhalte geschehen. Die Antwort auf die Thatsachenfrage besteht daher nicht in ja oder nein, sondern in einer vollständigen, aber von der Frage abhängigen und diese Abhängigkeit in der Regel in der Unvollständigkeit der Form verrathenden Aussage. *Wann starb Karl der Große? — 814.* Hier erlässt sich die Antwort die Wiederholung aller der Bestandtheile, die schon in der Frage enthalten waren, und wird so zu einem bloßen »Satzäquivalent«, ganz wie auch das ja oder nein als Antwort auf die Zweifelsfrage ein solches ist. In beiden Fällen bilden eben Frage und Antwort ein psychologisch zusammengehöriges Ganzes[1]).

---

[1]) So einig im allgemeinen die Grammatiker über die Unterscheidung dieser beiden Formen der Frage sind, so wenig hat man sich über ihre Bezeichnungsweise geeinigt. Am besten dürften noch die von Wegener (Grundfragen des Sprachlebens, 1885, S. 76) vorgeschlagenen Ausdrücke Bestätigungs- und Ergänzungsfragen, oder die von Sütterlin (Deutsche Sprache der Gegenwart, S. 307) gebrauchten Entscheidungs- und Bestimmungsfragen einigermaßen dem objectiven Thatbestande entsprechen.

### 5. Wechselbeziehungen der drei Satzarten.

Die Beziehungen der drei Satzarten lassen sich durch das folgende Schema verdeutlichen:




Nach diesem Schema erscheinen die Fragesätze den andern gegenüber als secundäre Bildungen. Das sind sie psychologisch betrachtet auch jedenfalls insofern, als sie die beiden ersteren voraussetzen. Denn jede Frage enthält an und für sich eine Aussage, die Zweifelsfrage eine vollständige, die Thatsachenfrage eine unvollständige, die von der Antwort ihre Ergänzung erwartet, wogegen die Ausrufungssätze nicht als solche, wohl aber in den sie treibenden Gefühls- und Wunschmotiven im Hintergrund einer jeden Frage stehen. Die letztere Beziehung gibt sich denn auch darin nicht selten kund, dass sich die Frage viel häufiger als die Aussage mit Interjectionen oder selbst mit Ausrufungen in Satzform verbindet. Uebrigens weisen die sprachlichen Hülfsmittel der Fragesätze ebenfalls auf eine solche nach zwei Seiten gerichtete Abhängigkeit hin. Für die Zweifelsfragen treten nicht selten besondere Partikeln ein, die selbst schon einen interjectionalen Charakter besitzen, wie das lateinische *ne*, das griechische ἆρα, ἦ. Für die Thatsachenfragen bilden sich besondere Interrogativpronomina, *wer*, *welcher*, *quis*, τίς, ποῖος, die dann auch in die Aussagesätze direct oder in modificirter Form (*qui*, ὅστις, ὁποῖος) in der Bedeutung von Relativpronominibus übergehen. Ebenso werden umgekehrt aus dem zusammengesetzen Aussagesatz die der Bezeichnung von Orts-, Zeit- und Bedingungsverhältnissen dienenden Conjunctionen *wo*, *wann*, *wie*, *warum*, *ubi*, *quomodo*, ὡς, πῶς u. s. w. in die Thatsachenfrage hinübergenommen. Die gleichen Frage- und Relativpronomina und Conjunctionen bilden aber auch ganz gewöhnliche Bestandtheile des Gefühlssatzes: *welches Schicksal!* — *wie herrlich!* — und dergl.

Wie diese sprachlichen Mittel Beziehungen zwischen den verschiedenen Satzarten verrathen, die schließlich in den zu Grunde liegenden psychischen Stimmungen ihre Quelle haben, so kann nun aber auch namentlich in der entwickelteren Sprache vielfach die eine Satzart vollständig in die andere umgeformt werden, ohne dass dabei die Grundabsicht des Satzes eine wesentliche Aenderung erfährt. Am häufigsten geht auf diese Weise der Wunsch oder Befehl in die Frage über: *komm zu mir*, und *willst du zu mir kommen*? Die Zweifelsfrage mildert den Befehl, indem sie, wenn auch nur in der Form, die Befolgung, das ja oder nein, dem Angeredeten zu überlassen scheint. Aehnlich kann aber auch die Frage wieder gemildert werden, indem die Zweifelsfrage die Form des Aussagesatzes annimmt und nur in dem Tonfall den Charakter der Frage bewahrt: *hat die Uhr geschlagen?* und *die Uhr hat geschlagen?* Die directe Frage heischt Antwort und ist darum immer noch einigermaßen mit dem Gefühlston des Befehls behaftet. Die Aussage überlässt dem, an den sie gerichtet ist, ob er etwas aussagen will. Das sind Transformationen, wie sie in allen Gebieten des sprachlichen Ausdrucks vorkommen und, obgleich sie von bloß formaler Natur zu sein scheinen, doch von ganz bestimmten Gefühlsmotiven getragen sind, unter deren Wirkung sie sich unwillkürlich einstellen.

## III. Bestandtheile des Satzes.

### 1. Subject und Prädicat im Aussagesatz.

Unter den unerfreulichen Folgen, welche die Vermengung logischer, grammatischer und psychologischer Gesichtspunkte mit sich führt, gibt es kaum eine, die auf die Auffassung der wirklichen Thatsachen der Sprache verwirrender gewirkt hat, als die Uebertragung der logischen Bestandtheile des Urtheils auf die Unterscheidung der sprachlichen Bestandtheile des Satzes. Dass das Urtheil aus Subject und Prädicat besteht, ist ein Ergebniss der Analyse desselben, welches aus der Aristotelischen Logik, so sehr unser heutiges wissenschaftliches Denken dieser im übrigen entwachsen ist, mit Recht unerschüttert in die neuere Logik überging. Das Subject ist der Gegenstand der Aussage, das »zu Grunde liegende«, ὑποκείμενον; das

Prädicat ist der Inhalt der Aussage, das κατηγόρημα, wie es Aristoteles nannte. Dagegen ist die »Copula« schon in der Logik ein völlig unnützes Ueberlebniss, nicht nur weil es zahlreiche Urtheile gibt, in denen von Rechts wegen, falls man sie nicht in völlig sinnloser und zweckwidriger Weise umgestaltet, überhaupt keine Copula vorkommt, wie in allen erzählenden Urtheilen, sondern weil selbst da, wo sich in unseren sprachlichen Ausdrucksformen die Copula findet, sie ein zum Prädicat gehöriges Element, kein selbständiger, dritter Bestandtheil des Urtheils ist. Darum ist es auch gewissermaßen eine sprachliche Zufälligkeit, wenn sich in unsern Cultursprachen das Verbum substantivum 'sein' in der Weise in seiner Bedeutung entwickelt hat, dass es, wo das Prädicat irgend ein nominaler Eigenschafts- oder Gegenstandsbegriff ist, die prädicirende Function der Form nach übernimmt. Dass es diese Entwicklung erfuhr, ist gewiss ein Vortheil für unser wissenschaftliches Denken. Es ist aber kein nothwendiges und allgemeingültiges Erforderniss für das menschliche Denken überhaupt; und selbst bei den Urtheilen, deren Prädicatinhalt ein nominaler ist, würde unser Denken nichts wesentliches entbehren, wenn die Copula hinwegfiele, da diese nur auf irgend ein Verhältniss zwischen Subject und Prädicat hinweist, aber für sich allein ungenügend ist, dieses Verhältniss näher zu bestimmen. Denn sie lässt dahingestellt, ob es die Verbindung einer Eigenschaft mit ihrem Gegenstand, oder ob es eine Gleichheit, eine totale oder partielle Subsumtion eines Begriffs unter einen andern ist, die sie andeutet.

Anders verhält es sich mit den Grundbestandtheilen des Urtheils, Subject und Prädicat. Sie fehlen keinem Urtheil, nicht einmal dem sogenannten Impersonale, da in diesem eben das »zu Grunde liegende« nur als ein Unbestimmtes vorausgesetzt wird. Indem nun jedes Urtheil ein Aussagesatz ist, ebenso aber jeder eigentliche Aussagesatz logisch als ein Urtheil betrachtet werden kann, lassen sich die Begriffe Subject und Prädicat zweifellos auch auf den Aussagesatz übertragen. Man kann sie dann in ihrer Correlation zu einander als den Ausdruck für das fundamentale Princip der Gliederung der dem Satz zu Grunde liegenden Gesammtvorstellung ansehen, da diese Gliederung eben stets eine Zweigliederung ist, Subject und Prädicat also die Hauptglieder bezeichnen, in die jede Aussage sich sondert, diejenigen zugleich, die bei einem einfachen Satze die einzigen bleiben.

Wie verhält es sich aber damit bei den Sätzen, die nicht Aussagesätze sind, bei den Ausrufungs-, den Fragesätzen? Und wie verhalten sich ferner jene Hauptglieder der Aussage dann zu einander, wenn der Satz irgend welche sprachliche Umformungen erleidet, die gleichwohl seinen Sinn unangetastet lassen? Falls ich den Satz *Cäsar überschritt den Rubico* in die Form umwandle *der Rubico wurde von Cäsar überschritten*, ist damit das Subject Cäsar zum entfernteren Object, und umgekehrt das vorherige Object, der Rubico, zum Subjecte geworden? Oder hat sich endlich, wenn ich sage *dem Cäsar gelang die Ueberschreitung des Rubico*, das anfängliche Prädicat nun zum Subject umgewandelt?

## 2. Dominirende Vorstellungen im Satze.

Fragen dieser Art sind es gewesen, die in der neueren Sprachwissenschaft zu einer Unterscheidung führten, die eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hat, von der ich aber nicht umhin kann zu glauben, dass sie die durch die Vermengung von Logik, Grammatik und Psychologie entstandenen Verwirrungen nicht gelöst, sondern vermehrt habe. Man unterscheidet nämlich nach dem Vorgange von G. von der Gabelentz zwischen logischem oder grammatischem und psychologischem Subject und Prädicat. Dem logischen Subject und Prädicat lässt man seine aus der Logik überkommene Bedeutung. Als das psychologische Subject dagegen bezeichnet man »die zuerst in dem Bewusstsein des Denkenden und Sprechenden auftretende Vorstellungsmasse«, als das psychologische Prädicat den »Inhalt, der sich an diese zuerst gedachte Vorstellung anschließt,« oder, wie es v. d. Gabelentz von seinem teleologischen Standpunkt aus formulirt: das psychologische Subject ist »das, worüber der Sprechende den Hörenden denken lassen, worauf er seine Aufmerksamkeit hinleiten will, das psychologische Prädicat dasjenige, was er darüber denken soll«[1]).

[1]) G. v. d. Gabelentz, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, VI, 1869, S. 378, Techmers Internationale Zeitschrift für Sprachwissenschaft, III, 1887, S. 102 ff., Die Sprachwissenschaft, 1891, S. 348 ff. Von andern Autoren hat den Gegenstand im gleichen Sinne namentlich Paul (Principien,3 S. 111 ff.) behandelt, und von ihm aus ist die Unterscheidung zum Theil auch in die Grammatiken über-

Logisches Subject und Prädicat sind somit nach dieser Ansicht, unabhängig von der Wortstellung, durch die grammatische Form des Satzes gegeben: jenes steht im »Subjectscasus«, im Nominativ, dieses ist ein Verbum oder eine durch die Copula dem Subject zugesprochene und dadurch in die prädicative Form gebrachte nominale Bestimmung. Psychologisches Subject und Prädicat werden dagegen durch die Wortstellung angezeigt; denn das, worauf der Redende zuerst die Aufmerksamkeit zu lenken wünscht, steht naturgemäß im Satze voran, das, was er darüber denkt, folgt nach. In den zwei Sätzen: *heute ist mein Geburtstag* und: *mein Geburtstag ist heute* soll also im ersten das *heute*, im zweiten der *Geburtstag* das psychologische Subject sein[1]).

Dem gegenüber ist vor allem hervorzuheben, dass Subject und Prädicat an sich logische, also ursprünglich nicht einmal grammatische, noch viel weniger psychologische Begriffe sind. Man wird darum sicherlich gut thun, sie aus diesem ihrem eigentlichen Gebiet nicht auf ein anderes zu übertragen, so lange dazu nicht gewichtige Gründe in der Verwandschaft der Begriffe zu finden sind. In der That ist das ja auch der Grund, weshalb man gelegentlich, und nicht ganz mit Unrecht, Bedenken getragen hat, grammatisches und logisches Prädicat schlechthin einander gleichzusetzen. Dennoch dürften diese Bedenken für den Aussagesatz, auf den wir uns bei dieser Frage zunächst beschränken müssen, weil er der einzige Ursprungsort jener logischen Begriffskategorien ist, kaum gerechtfertigt sein. Wenn man behauptet, in den zwei Sätzen *Cäsar überschritt den Rubico* und *der Rubico wurde von Cäsar überschritten* sei das logische Subject dasselbe, während das grammatische wechsle, so hat man dabei ganz

gegangen. (Vgl. z. B. Sütterlin, Deutsche Sprache der Gegenwart, S. 317 ff.) Bei Wegener (Untersnchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, S. 29) sind die Bezeichnungen derart gegen einander verschoben, dass er das sogenannte psychologische Snbject nnd Prädicat als das logische bezeichnet, nm dagegen dem gewöhnlich sogenannten logischen und von ihm mit dem grammatischen identisch angenommenen Subject nnd Prädicat ausschließlich die Namen grammatischer Kategorien vorznbehalten. Schon diese Confusion der Benennnngen spricht dafür, wie nützlich es sein würde, wenn man sich mit eindentigen Definitionen für Snbject nnd Prädicat begnügen und, wo man es mit andern Begriffen zn thun hat, lieber anch andere Namen wählen wollte.

[1]) G. v. d. Gabelentz, Techmers Zeitschrift, III, S. 103.

gewiss das Subject im Aristotelischen Sinne, als das der Aussage zu Grunde liegende, schon aus dem Auge verloren und ihm einen psychologischen Gesichtspunkt, nämlich den, dass das Subject ein handelndes sein müsse, untergeschoben. Handelnde Persönlichkeit ist natürlich in beiden Fällen Cäsar. Aber die Grundlage der Aussage ist er nur im ersten und nicht im zweiten Satze. Jener enthält eine Aussage über Cäsar, dieser eine solche über den Rubico. Dies ist ein wesentlicher logischer Unterschied, der in dem Gedankenzusammenhang der Rede seinen guten Grund hat, falls die abweichenden Satzformen überhaupt nach zureichenden logischen Motiven gewählt sind; und dies muss natürlich stets angenommen werden, wenn man ihre formalen Bedeutungen bestimmen will. Dann fallen aber auch im Aussagesatz logisches und grammatisches Subject, logisches und grammatisches Prädicat immer zusammen. Unter den mannigfachen Motiven, unter denen der Aufbau des Satzes steht, sind für diese eine Seite desselben, für die Ausprägung seiner Hauptglieder in besonderen Wortformen, sichtlich die logischen die ausschlaggebenden gewesen. Das grammatische Subject des Satzes ist immer auch im logischen Sinne »Grundlage der Aussage«; und wenn der Redende je einmal grammatisch ein anderes Subject wählt, als was er logisch zum Subject machen möchte, so hat er seinem Gedanken eine inadäquate Form gegeben, wobei ja immerhin andere Motive als die rein logischen, wie Wohlklang und Rhythmus der Rede, solche Abweichungen gelegentlich entschuldigen mögen.

Fallen auf diese Weise logisches und grammatisches Subject, logisches und grammatisches Prädicat nothwendig zusammen, weil eben das Grammatische in dieser einen Beziehung ausschließlich der sprachliche Ausdruck der logischen Verhältnisse des Aussagesatzes ist, so verhält es sich nun aber wesentlich anders mit dem sogenannten psychologischen Subject und Prädicat. Das logische Subject braucht durchaus nicht diejenige Vorstellung zu sein, auf die der Redende hauptsächlich Werth legt, auf die er vor allem die Aufmerksamkeit lenken möchte; sondern das kann ebensowohl das logische Prädicat, oder kann auch irgend eine attributive oder adverbiale Nebenbestimmung im Satze sein. Doch auf diesen psychologisch betonten Satztheil den Namen des Subjectes zu übertragen, dazu liegt nicht der geringste Grund vor. Vielmehr kann durch eine

solche Uebertragung nur eine falsche Auffassung von dem erweckt werden, was ein derart psychologisch betonter Satztheil eigentlich bedeutet. In der That hat hier die Analogie mit dem logischen Subject und Prädicat sichtlich schon herübergewirkt, wenn gesagt wird, das psychologische Subject sei das, »worüber der Redende den Hörer denken lassen wolle, das Prädicat das, was dieser darüber denken solle«. Wenn ich sage 'heute ist mein Geburtstag', so will ich über das heute den Hörer nicht denken lassen; das der Aussage zu Grund Liegende kann hier auch im psychologischen Sinne nur dasselbe sein was es im logischen ist, der Geburtstag. Logisches und Psychologisches bilden eben kein Nebeneinander, dessen Bestandtheile sich trennen ließen, sondern die logischen Verhältnisse der Satzglieder sind zunächst psychologische: die Logik hat sie nur aus dem psychologischen Verlauf der Gedanken abstrahirt, um sie in ihrer besonderen und auf möglichst vollkommene Form zurückgeführten Gesetzmäßigkeit zu untersuchen. Im wirklichen Denken sind sie aber mit sonstigen psychischen Motiven, namentlich mit jenen wechselnden Gefühlsbetonungen, die sich den allerverschiedensten Bestandtheilen der Aussage zuwenden können, auf das engste verbunden. Das logische Subject des Satzes, welches wegen dieser Untrennbarkeit der logischen von den psychologischen Motiven immer auch das psychologische Subject ist, kann am stärksten, es kann aber auch verhältnissmäßig schwächer gehoben sein: das sind Unterschiede, die man eben deshalb, weil sie sich mit den logischen des Denkens immer verbinden und nicht selten durchkreuzen, unbedingt auch mit andern Namen belegen muss, wenn nicht eine bedauerliche Verwirrung der Begriffe entstehen soll.

Demnach werden wir am zweckmäßigsten und conform der sonst üblichen psychologischen Ausdrucksweise diejenige Wortvorstellung des Satzes, die beim Sprechen desselben im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, die dominirende Vorstellung nennen. Sie zeigt schon darin einen wesentlichen Unterschied von den logischen Kategorien Subject und Prädicat, dass nach der größeren oder geringeren Herrschaft der Vorstellungen im Bewusstsein die Satztheile nicht bloß in zwei Bestandtheile zerfallen, einen dominirenden und einen gegen diesen zurücktretenden, sondern dass hier verschiedene Abstufungen gar nicht selten sind. Insbesondere pflegen drei sehr

häufig vorzukommen. Das kann beispielsweise schon bei dem einfachen Satze 'heute ist mein Geburtstag' zutreffen. Es ist möglich, dass er bloß in ein stärker und in ein schwächer gehobenes Glied (*heute* und *mein Geburtstag*) zerfällt. Es kann aber auch sein, dass sich von dem zweiten dieser Theile wieder das *mein* oder aber umgekehrt der *Geburtstag* als relativ stärker gehobener Theil scheidet.

Damit hängt noch ein anderer Punkt zusammen. Die Lehre vom sogenannten psychologischen Subject betrachtet in einseitiger Weise die Wortfolge als das Product dieser Abstufung der Gefühlsbetonung. Nun strebt allerdings der Satztheil, auf welchem der Blickpunkt der Aufmerksamkeit ruht, immer auch in der Reihenfolge der Satzglieder den Vorrang zu behaupten. Sehr häufig folgen sich daher, wo nur eine Abstufung dieser Art zu bemerken ist, dominirende und zurücktretende Vorstellung. Schon in der Reihenfolge der Zeichen der Geberdensprache ist uns diese Regelmäßigkeit entgegengetreten (Cap. II, S. 204 ff.). Aber gerade bei der Lautsprache können andere, den Satzbau beherrschende Motive, namentlich die hier weit mehr als bei der Geberde sich einstellende feste Einübung bestimmter Stellungsgesetze sowie die logischen Motive der Satzverbindung, dem entgegenwirken. Auch besitzt die Sprache in Accent und Tonabstufung noch andere Ausdrucksformen, durch welche sie eine stärkere oder geringere Hebung der Satztheile bewirken kann. Sie vor allem sind im Stande, die psychische Betonung der Satzglieder auch da zu ihrem Rechte kommen zu lassen, wo sie aus logischen oder sogenannten rein grammatischen Gründen, d. h. vermöge jener Stellungsverhältnisse, die sich associativ befestigt haben, auf die Wortstellung keinen Einfluss gewinnen kann. Dies geschieht schon im Aussagesatz; noch in viel höherem Grade aber im Ausrufungs- und Fragesatz, weil für diese das allgemeine Gesetz, dass die dominirende Vorstellung dem Anfang der Rede zustrebt, überhaupt nicht mehr gilt (vgl. unten Nr. VI, 5).

### 3. Satztheile im Ausrufungssatze.

#### a. Der Gefühlssatz als attributive Satzform.

Da die Begriffe Subject und Prädicat aus dem logischen Urtheil in die Lehre vom Satz übergegangen sind, so nimmt dieses Begriffspaar zunächst nur im Aussagesatz eine ihm nicht streitig zu machende

Stellung ein, insofern dieser zugleich ein logisches Urtheil ist. Anderseits sahen wir jedoch, dass, so lange wir überhaupt an zureichenden Kriterien zwischen Satz und Wort festhalten wollen, jenes Princip der Gliederung, welches den Aussagesatz beherrscht, auch für die Ausrufungs- und Fragesätze zutrifft. Beim Fragesatz ist dies begreiflich, da er im allgemeinen nur eine in ihrer Form umgewandelte Aussage ist. Aber es gilt auch für den eine selbständigere Stellung einnehmenden Ausrufungssatz in seinen beiden Formen des Gefühls- und des Befehlssatzes. Von diesen erscheint dann aber wieder der erste in seinem Aufbau als der abweichendste.

Wenn für den allgemeinen Begriff des Satzes daran festgehalten werden muss, dass das Verbum kein nothwendiger, jedem Satze zukommender Bestandtheil sei, so sind es hauptsächlich die Gefühlssätze, die dem als Stütze dienen, weil in ihnen in der That eigentliche Verbalausdrücke häufiger fehlen als vorkommen. In den Ausrufungen *wie freue ich mich*, *wie bin ich betrübt* und ähnlichen hat zwar unsere der verbalen Form zugeneigte Sprache auch in diese Satzform reichliche Verbalausdrücke eingeführt. Aber im Unterschiede von dem Aussagesatz, wo die Umwandlung des Verbum finitum in substantivische Formen unter Zuhülfenahme abstracter Hülfszeitwörter eben wegen dieser abstracteren Formen als eine Abschwächung der Frische des Ausdrucks empfunden wird, erscheint uns vielmehr der Gefühlsausruf in Formen wie *welche Freude! welcher Schmerz!* der gefühlsbetontere, ursprünglichere, wie ja denn auch hier jene abstracten Hülfsverben ganz hinwegfallen und der Satz in einen reinen Nominalsatz übergeht. Die völlig zweckwidrige Vermengung von Logik und Grammatik, die in ihren Nachwirkungen immer noch fortdauert, hat es zwar fertig gebracht, auch in diese Sätze ein Verbum in Gestalt der für solche Künste immer zur Verfügung stehenden Copula hineinzudeuten. Ein Ausruf wie *welch eine Wendung durch Gottes Fügung* soll eine »Ellipse« sein, da ja in diesem Fall das Wörtlein *ist* ergänzt werden kann, ohne dass der logische Sinn des Satzes verändert wird. Dass er freilich in der ganzen ihm innewohnenden Gefühlsbetonung durch eine solche Einschiebung unrettbar Schiffbruch leidet, ist augenfällig. Aber davon abgesehen, auch wenn man die Sache bloß vom logischen Gesichtspunkte betrachtet: wer nicht die gekünstelten Formeln der

scholastischen Logik mit dem Denken selber verwechselt, für den ist zweierlei klar: erstens, dass der Redende an die verbale Form nicht gedacht hat, und zweitens, dass sie auch den Gedanken des Hörenden ferne liegt, da ihm in dem nominalen Ausdruck vollkommen abgeschlossen der Sinn des Ganzen vor der Seele steht, ohne dass dazu in Gedanke wie Ausdruck etwas fehlte. Es ist also zweifellos: der Gefühlssatz kommt in unzähligen Fällen als reiner Nominalsatz vor, und alle Merkmale sprechen dafür, dass dies die ursprüngliche Form desselben ist. Der dichterische Ausdruck greift mit Vorliebe zu ihm und verschmäht den gleichbedeutenden Verbalsatz, auch wenn er leicht zu Gebote steht. Darum ist zwar die Thatsache, dass auch die älteste Dichtung vorzugsweise nominale Gefühlssätze enthält, kein directer Beweis für deren größere Ursprünglichkeit. Doch liegt in dem poetischen Gebrauch an sich ein gewisser Beweis. Denn die Poesie bevorzugt eben diesen Ausdruck als den gefühlsstärkeren. Wo aber zwei verschieden abgestufte Ausdrucksformen für den gleichen Inhalt vorkommen, da ist im allgemeinen der energischere auch der ursprünglichere.

Ist der Gefühlssatz in den ihm eigenthümlichen Gestaltungen mindestens in der Mehrzahl der Fälle eine unmittelbare Verbindung nominaler Begriffe, so kann nun aber auch auf diese typische Form desselben der Ausdruck, dass er ein prädicatives Verhältniss enthalte, nicht angewandt werden. Im Grunde spielt ja in diesen Ausdruck immer noch die Vorstellung der logischen Ergänzung durch die Copula hinein, durch die er in einen gewöhnlichen Aussagesatz umgewandelt wird. Von welchem der in dem obigen Ausdruck enthaltenen Begriffe soll denn aber etwas prädicirt, und was soll von ihm prädicirt werden? Gewiss war es nicht die Absicht des Redenden, auszusagen, dass die Wendung durch Gottes Fügung eingetreten sei. Der bloße Ausruf *welch eine Wendung!* würde nöthigenfalls genügen, um das gleiche Gefühl auszudrücken. Die Worte *durch Gottes Fügung* sind also kein Prädicat, sie sind eine attributive Ergänzung, ähnlich wie in dem Satze *unsere tapferen Krieger haben die Schlacht gewonnen*, das Wort *tapfer* nicht das Prädicat des Satzes, oder in dem andern *unsere Krieger haben mit Gottes Hülfe die Schlacht gewonnen*, die Worte *mit Gottes Hülfe* nicht Prädicat, sondern attributive Bestimmungen sind, die sich, ob wir sie nun nach grammatischem

Gebrauch im einen Fall als eigentliches Attribut oder im andern als Adverbiale bezeichnen, im wesentlichen überall die gleiche Function der Ergänzung eines bereits vorhandenen Begriffs haben. Der Satz *welch eine Wendung durch Gottes Fügung* gliedert sich demnach, genau wie ein prädicirender Aussagesatz, in zwei Theile: wir können aber diese Theile, wenn wir ihre wirkliche logische Function übereinstimmend mit der sonstigen begrifflichen Bedeutung der Ausdrücke andeuten wollen, nicht Subject und Prädicat, sondern nur Subject und Attribut nennen. Auch die Function des Satzes selbst werden wir daher nur als eine attributive, nicht prädicative bezeichnen können. Ein Subject hat ein solcher attributiver Satz offenbar ebenso gut wie ein prädicativer: die Vorstellung, die hier die Grundlage des Ausdrucks bildet, ist das worauf sich das Attribut bezieht. Statt eines Prädicates hat er aber ein Attribut, d. h. er enthält keinen zweiten Begriff, der von dem ersten ausgesagt werden soll, sondern statt dessen eine nähere Bestimmung, die zu jenem hinzugefügt wird. In diesem Sinne ist *welch eine Wendung* das Subject, *durch Gottes Fügung* das Attribut des Satzes.

Die gleichen Verhältnisse ergeben sich, wo immer wir Gefühlssätze mit rein nominalen Ausdrucksformen in ihre Bestandtheile zerlegen, mögen jene nun von einfacher oder zusammengesetzter Beschaffenheit sein. In der That ist schon der obige Satz nicht von ganz einfacher Structur. Sein Subject *welch eine Wendung* würde für sich allein einen vollkommen zureichenden Gefühlssatz bilden. In diesem Falle würden wir aber die *Wendung* als den tragenden Subjectsbegriff, das zum Ausruf verwendete und durch den Artikel mit dem Subject verbundene Pronomen *welch eine* als das Attribut zu betrachten haben: diese Pronominalverbindung fügt dem Subject einen stark gefühlsbetonten Hinweis hinzu, der logisch wieder nur als Attribut, als eine dem Hauptbegriff beigegebene nähere Bestimmung, nicht als eine prädicirende Aussage über ihn aufgefasst werden kann. Die dominirende Vorstellung ist aber in diesem einfacheren Satze das Attribut *welch eine*, während sie in dem zusammengesetzteren das ganze logische Subject *welch eine Wendung* war.

Noch eine andere Eigenschaft, durch die sich solche attributive von prädicativen Sätzen unterscheiden, tritt bei der Vergleichung dieser Beispiele hervor: es ist die, dass, wo sich mehrere Attribute

um ein Subject gruppiren, die Hauptglieder des Satzes bei gleichbleibender Construction wechseln können, je nachdem die logischen Verbindungen enger oder ferner gedacht und die Gefühlsbetonungen verschieden vertheilt werden, so dass also dieser Wechsel nur in dem abweichenden Accent und in der verschiedenen Vertheilung der Wortpausen seinen Ausdruck findet. Statt *welch eine Wendung — durch Gottes Fügung* ließe sich auch gliedern *welch eine — Wendung durch Gottes Fügung*, wo dann der zweite Theil als das Subject und die Worte *durch Gottes Fügung* als ein diesem angehöriges engeres Attribut zu denken wären, indess der die dominirende Vorstellung bildende Hinweis *welch eine* das Hauptattribut ist. Die Möglichkeit solcher Transformationen des Gedankens beruht auf der logischen Coordination der Attribute, die überall da stattfindet, wo diese nicht etwa selbst erst Attribute zu einem Attribut sind. In dem obigen Satze bleibt stets der Begriff *Wendung* der logische Mittelpunkt des Ganzen, der darum unter allen Umständen auch Subject ist. Er ist aber von zwei Attributen umgeben, von denen je nach der Richtung des Gedankens entweder das eine oder das andere das Satzattribut sein kann, worauf sich dann von selbst das zweite in ein näheres Subjectsattribut umwandelt. Das würde in einem prädicirenden Satze niemals möglich sein, weil hier der prädicirende Begriff durch seine verbale Form von allen attributiven Bestimmungen adnominaler und adverbialer Art scharf sich sondert und damit zugleich diesen ihre Stellung im Ganzen anweist. So würde der obige Satz, wenn man ihn in einen Aussagesatz umwandeln wollte, im ersten Fall seinem logischen Inhalte nach etwa lauten: 'eine ungeheure Wendung ist durch Gottes Fügung eingetreten', im zweiten Fall: 'die Wendung, die durch Gottes Fügung eintrat, ist eine ungeheure'. Der attributiv aufgebaute Ausrufungssatz bedarf dieser Umformungen nicht: durch verschiedene Vertheilung der Redepausen und Betonungen kann hier eine und dieselbe Satzform die eine oder die andere Bedeutung annehmen.

#### b. Der Wunschsatz als prädicative Satzform.

Einen völligen Gegensatz zu den Gefühlssätzen bilden, so eng sie ihnen durch den Charakter der Gefühlsbetonung verwandt sind, in ihrem logischen und darum auch in ihrem sprachlichen Aufbau die

Wunschsätze. Sind jene vorwiegend nominal, so sind diese ausschließlich verbal, wie denn die einfachsten Befehlssätze, die Imperative, reine Verbalformen sind, in denen der pronominale Bestandtheil höchstens durch die Endung, in vielen Fällen aber sprachlich überhaupt nicht ausgedrückt, sondern nur durch constante associative Beziehungen in der Imperativform mit enthalten ist. Subject der Wunschsätze ist gleichwohl dieser im Wort direct angedeutete oder zu ihm associirte Pronominalbegriff, der in den ausgeführten Wunschsätzen eine attributive Bestimmung in der Form des Vocativ zu sich nehmen kann. Prädicat ist dann der Verbalbegriff selbst, der seinerseits durch adverbiale Bestimmungen ergänzt werden kann und in den zusammengesetzteren Wunschsätzen regelmäßig ergänzt wird. Gegenüber dem einfachen *komm* zeigt so z. B. der ausgeführtere Wunschsatz *Karl komm hierher* eine doppelte attributive Ergänzung: den Namensanruf als eine des im Imperativ ruhenden Pronominalbegriffs, das *hierher* als eine solche des Verbalbegriffs.

### 4. Attributive und prädicative Aussagesätze.

Gegenüber den so in dem Verhältniss zu den sie tragenden Wortformen einander entgegengesetzten Arten der Ausrufungssätze nehmen die Aussagesätze eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Bilden die ersteren nach ihrem Gefühlston zusammengehörige Gruppen, nach ihren logischen Eigenschaften aber Contraste, so stellt sich der Aussagesatz durch die wenigstens in der äußeren Form gewahrte Zurückhaltung des Gefühls beiden gegenüber. Nach seinem logischen Charakter vereinigt er jedoch zwei Formen, von denen sich die eine an den attributiven Gefühlssatz, die andere an den prädicativen Wunschsatz anschließt. Einen vorwaltend attributiven Charakter werden wir nämlich allen den Aussagesätzen zuschreiben müssen, in denen das gewöhnlich sogenannte Prädicat eine Eigenschaft oder irgend ein durch substantivische Formen ausgedrücktes Verhältniss von Gegenständen ist, welches durch die Copula zu dem Subjecte formal in Beziehung gesetzt wird, kurz alle die Sätze, welche die Logik zu den beschreibenden und erklärenden rechnet. Hierher gehören also Sätze wie *Gott ist gerecht*, *die Tugend ist das höchste Gut*. *die Walfische sind Säugethiere* u. s. w. Hingegen

besitzen einen rein prädicativen Charakter die Aussagesätze mit echtem verbalem Prädicate, bei denen dieses einen Zustand oder eine Handlung oder aber eine Actionsart ausdrückt, die von dem Subject ausgesagt wird. Dahin gehören also Sätze wie: *der Blitz leuchtet*, *die Schlacht wurde gewonnen*, *die Sonne wird aufgehen* u. s. w., kurz alle Sätze mit erzählendem Inhalt im weiteren Sinne dieses Wortes. Subject ist demnach in der Regel in beiden Fällen ein Gegenstandsbegriff, mag nun ein wirklicher Gegenstand oder ein durch Begriffsumwandlungen zum Gegenstand gemachter Gedankeninhalt, wie die Tugend, Inhalt dieses Begriffs sein. Der Gegensatz beider Arten der Aussage liegt aber im Prädicat: dieses ist bei den Sätzen erster Art in Wahrheit ein dem Subjecte beigelegtes Attribut, bei den Sätzen zweiter Art ein echtes verbales Prädicat.

Die Logik pflegt in diesen beiden Fällen den dem Subjecte beigelegten Begriff das Prädicat des Satzes zu nennen. Dazu hat sie zweifelsohne ein gutes Recht. Denn ihr ist es ja nicht darum zu thun, die Sätze in ihrem natürlichen Vorkommen in der Sprache zu untersuchen, sondern sie betrachtet sie stets in derjenigen sprachlich möglichen Form, in der nicht nur jede Satzform für sich, sondern auch die verschiedenen Satzformen in ihrem wechselseitigen Verhältnisse einer vergleichenden Betrachtung am zugänglichsten sind. Die Logik überschreitet dieses ihr zustehende Recht der Transformation nur dann, wenn sie mittelst solcher Kunstmittel Sätze hervorbringt, die auch logisch nicht mehr dasselbe ausdrücken, was die ursprünglichen Sätze enthalten hatten. Das geschieht z. B., wenn dem echten Verbum überall durch die Anwendung participialer Constructionen die Copula substituirt wird, also: 'der Blitz ist etwas leuchtendes, die Schlacht ist eine gewonnene Schlacht' u. s. w., kurz wenn sie erzählende Aussagen so behandelt, als wenn sie beschreibende oder erklärende Definitionen wären. Ist aber innerhalb der angegebenen Grenzen die Auffassung, dass in Folge des verbalen Charakters der Copula alle Aussagesätze prädicirende Sätze seien, für die Logik erlaubt, so ist der gleiche Standpunkt schon für die Grammatik von zweifelhafterer Berechtigung. Da sie nicht, gleich der Logik, die Gefühlssätze ignoriren kann, so muss sie wenigstens in ihnen Sätze anerkennen, in denen meist kein prädicirendes Verbum, und nicht einmal eine dieses vertretende Copula vorkommt. Noch weiter verschiebt sich

endlich der Standpunkt für die vergleichende Grammatik im weiteren Sinne dieses Wortes und für die Psychologie der Sprache. Beide können unmöglich an der Thatsache vorübergehen, dass eben jene Verbalform, mittelst deren wir einer großen Zahl von Aussagesätzen überhaupt erst den prädicirenden Charakter verleihen, die Copula, in der Mehrzahl der Sprachen überhaupt nicht existirt, und dass es, in Anbetracht der abstracten Bedeutung, die hier das Verbum 'sein' angenommen hat, auch in der Entwicklung unserer Sprachen eine Zeit gegeben haben muss, wo eine Copula nicht vorhanden war. Was wird in dieser Zeit ihre Stelle im Aussagesatz eingenommen haben? Hierauf lässt sich im Hinblick auf die noch heute der Copula entbehrenden Sprachen mit großer Wahrscheinlichkeit antworten: wo bei uns die Copula in Sätze eingedrungen ist, in denen ein erzählender Charakter vorwaltet, da wird statt ihrer im allgemeinen ein Verbum finitum von concreterem Begriffsinhalt gestanden haben; da aber, wo wir heute ein rein attributives Prädicat mit dem Subjecte verbinden, muss die alte Sprache attributive Sätze ohne Verbum gebildet haben, ganz so wie in vielen Fällen unsere Gefühlssätze es noch heute sind. Das konnte um so leichter geschehen, da hier eine unmittelbare attributive Verbindung vollkommen genügt, um den Gedankeninhalt des Satzes auszudrücken. Die Copula fügt in Wahrheit nicht den geringsten realen Inhalt zu dem Satze hinzu: sie hat ganz ausschließlich eine formale Function, das ist eben die, den ursprünglich attributiven Ausdruck in einen prädicativen umzuwandeln. Dabei kann aber dieser doch immer nur in seiner äußeren Form prädicativ werden; seinem Gehalte nach bleibt er attributiv. Nichts desto weniger hat diese Formumwandlung, wie wir unten (in Nr. V) sehen werden, eine wichtige Folge für die Structur des Satzes, weil dadurch das zuerst bei den im eigentlichen Sinne prädicativen Aussageformen entstandene, für die logische Ordnung der Satzglieder eminent wichtige Princip der dualen Gliederung durchgängig auch auf die attributiven Sätze übergegangen ist.

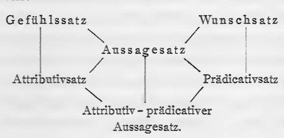
Es ist eine alte Gewohnheit der Grammatiker, in solchen Fällen, wo je einmal in einem Aussagesatz von attributivem Charakter eine Copula fehlt, dies als eine Auslassung anzusehen, die dem normalen, vollständigen Satze gegenüber als ein Fehler, wenn auch unter Umständen als ein aus rhetorischen Grunden zulässiger Fehler gelten

müsse. Die Figur der »Ellipse« hilft auch hier aus, so fern dem Redenden selbst der Gedanke an eine Auslassung liegen mochte. In Wahrheit ist aber wohl die umgekehrte Betrachtungsweise die zutreffende: attributive Aussagesätze, die sich durch die unmittelbare Verbindung des Attributs mit dem Subjecte noch unseren Gefühlssätzen nähern, stehen an sich der Ursprungsform näher. Demnach werden wir überhaupt zwei Grundformen des Aussagesatzes annehmen dürfen, die in der That noch heute in zahlreichen Sprachen in dieser ihrer ursprünglichen Gestalt neben einander bestehen: den attributiven, in welchem ein Attribut, und den prädicativen, in welchem ein prädicirendes Verbum mit dem Subject verbunden wird. Es war ein für die Entwicklung des Denkens überaus wichtiges Ereigniss, dass in unsern Cultursprachen die prädicirende Satzform über die attributive obsiegte. Diesen Sieg hat auch hier der Gedanke zunächst ohne Zweifel durch jene fortwährend wirksamen angleichenden Associationen errungen, vermöge deren im Gebiet der Sprachlaute wie der Wort- und Satzbildung die am häufigsten gebrauchten Formen, also in diesem Fall diejenigen, die von reicherer Verwendung waren, die andern verdrängten. Jene associativen Motive mussten sich überdies, sobald ihre Wirkungen einmal fühlbar wurden, nothwendig mit logischen Motiven verbinden. Aber auch hier ist das Logische nicht das Primäre: die logisch wirksameren Mittel der Sprache mussten erst vorhanden sein, ehe ihre den Zwecken besser genügende Beschaffenheit zu einem Motiv ihrer verbreiteteren Anwendung werden konnte. So ist auch diese Entwicklung ein Beispiel für das überall im Gebiet der Sprache sich bewährende Princip der »psychischen Resultanten« oder der »Heterogonie der Zwecke«. Nur in dem Gefühlssatz blieb, da hier die logischen gegen die stärker wirkenden Gefühlsmomente nicht überall aufkommen konnten, ein ehrwürdiger Rest einst weiter verbreiteter, namentlich auch über das Gebiet der Aussagesätze sich erstreckender Ausdrucksformen stehen. Ob dieser Rest Stand halten wird, ist eine Frage der Zeit. Bei manchen Schwankungen, die in dieser Beziehung der sprachliche Ausdruck in seiner geschichtlichen Entwicklung zeigt, scheint es doch, als wenn im ganzen genommen die verbale Ausdrucksform mehr und mehr auch in die Gefühlssätze einzudringen strebe, indess auf der andern Seite in den prädicirenden Aussagen

das Verbum vielfach der abgeblassteren Form der Copula und ihrer Verbindung mit einem nominalen Attribut weichen muss.

Nachdem die Copula zum formalen Symbol der Prädicirung in attributiven Sätzen geworden ist, hat jedoch das Verbum 'sein', dem sie entstammt, seine inhaltliche Bedeutung noch nicht ganz verloren. Vor allem in den verschiedenen Temporalformen der Vergangenheit und Zukunft, die damit stets auch dem abstracten Begriff des Seins selbst wieder eine concretere Bestimmtheit mittheilen, dauert jene fort. Auf diese Weise bilden sich Formen von Aussagesätzen, die gleichzeitig einen attributiven, nominalen und einen prädicativen, verbalen Charakter besitzen. So zeigt von den drei Sätzen *Kyros ist ein König*, *Kyros herrschte* und *Kyros war ein König* oder griech.: Κῦρος βασιλεύς ἐστι, Κῦρος ἐβασίλευε und Κῦρος βασιλεὺς ἦν der erste einen rein attributiven, der zweite einen prädicativen, der dritte aber einen attributiv-prädicativen Charakter. Auch die zwei einander nahe stehenden Ausdrucksformen Κῦρος ἐβασίλευε und Κῦρος βασιλεὺς ἦν sind in Wahrheit in ihrer Bedeutung so wenig identisch wie in ihrer Form: der erste ist rein erzählend, der zweite erzählt gewissermaßen von dem Attribut, das dem Subjecte zukam. Fixiren sich solche Attribute in prädicativer Verwendung, so können sie dann allerdings auch in reine Prädicate übergehen: das geschieht z. B. vielfach mit den Participialformen, die, nachdem sie zuerst substantivirt worden, wieder im Verein mit Hülfsverben prädicirend verwendet werden: so in Beispielen wie *er ist gefangen worden*, *er ist fortgegangen*, *er war abwesend* u. s. w., Fälle, in denen bereits der Bedeutungswandel der Wortformen eine wesentliche Rolle spielt.

Sehen wir von solchen wegen dieses Bedeutungswandels in ihrer logischen Stellung schwankenden Formen ab, so lässt sich hiernach der Zusammenhang der verschiedenen Aussagearten unter einander und mit den beiden Gruppen der Ausrufungssätze in folgendem Schema festhalten:



## IV. Scheidung der Redetheile.

### 1. Nomen und Verbum.

Wort und Satz stehen, wie bereits früher (Cap. V., S. 560) erörtert wurde, in Wirklichkeit nicht in dem uns durch die grammatische Betrachtung der Sprache nahe gelegten Verhältnisse zu einander, dass das Wort das an sich ursprünglichere, der Satz das spätere wäre; sondern der Entstehungsort des Wortes ist der Satz. Darum ist die Bildung der Wortformen, die das vorige Capitel nach ihren psychologischen Bedingungen zu schildern suchte, ein Vorgang, der auf das engste an die Satzbildung gebunden ist. Erst innerhalb der Satzbildungen und fortwährend beeinflusst durch sie können alle jene psychischen Kräfte entstehen, die bei der Erzeugung der einzelnen Wortformen wirksam werden. In dieser Beziehung bedarf daher auch die Betrachtung der Wortformen hier einer Ergänzung, die, von dem Ganzen des Satzes ausgehend, diese Formen als die aus der Gliederung des Satzes hervorgegangenen Spaltungsproducte nachzuweisen sucht. Diesen im Hinblick auf die Satzbildung betrachteten Process der Entwicklung der Wortformen nennen wir die Scheidung der Redetheile. Während jedoch die Grammatik unter diesem Ausdruck hauptsächlich die Merkmale versteht, durch welche sich die im Satze vorkommenden Wortformen nach Structur und Function unterscheiden, ist derselbe hier, unter dem psychologischen Gesichtspunkt, vielmehr als die Reihe der Vorgänge aufzufassen, durch die der Satz bei seiner Gliederung die einzelnen Wortformen entstehen lässt. Dabei wird es sich wiederum empfehlen, zunächst von den in unserer eigenen und den ihr verwandten Sprachen vorliegenden Formen der Satzbildung, als den bekannteren, auszugehen.

Für unseren Aufbau des Satzes bilden aber Nomen und Verbum die grundlegenden Satztheile. Beide haben diese herrschende Stellung durch die Bedeutung gewonnen, die sie im Aussagesatz besitzen. Indem jede Aussage durch die Ausbildung und Anwendung der Copula in ihrer Form prädicativ geworden ist, fallen für uns Nomen und Verbum im wesentlichen mit den beiden Hauptgliedern des Satzes zusammen. Unter ihnen ist es aber wieder das Verbum, auf dem der

Schwerpunkt der Satzbildung ruht. Denn indem auf den älteren Sprachstufen die einfachsten, dem Redenden nächststehenden Subjecte, die Personen der Unterredung oder die Gegenstände, auf die, ohne sie besonders zu nennen, unmittelbar hingewiesen werden kann, direct in die Verbalformen eingehen, ist das Verbum für den Aussagesatz die einzige eventuell für sich allein schon satzbildende Wortform. Darum erscheint nun auch da, wo ein besonderes nominales Subject im Satze vorkommt, oder wo das Prädicat bestimmte Objectsbegriffe fordert, jedesmal der nominale Ausdruck als eine nähere Ergänzung des Verbums, auf dessen Bau fortan Art und Form der Aussage ruht. Diese herrschende Stellung scheint sich das Verbum auf dem indogermanischen Sprachgebiet schon in sehr früher Zeit errungen zu haben. Denn gewisse Hülfsmittel, die zum Ausdruck von Modificationen des Verbalbegriffs dienen, wie die Reduplication, vielleicht auch das Augment, jenes zum Ausdruck sich wiederholender oder gesteigerter Thätigkeiten, dieses zur Bezeichnung der Vergangenheit, sind wahrscheinlich älter als die specifischen Casusunterscheidungen[1]). Dies will natürlich nicht sagen, dass Casusbeziehungen in der Zeit, in der gewisse Actionsarten und Temporalbestimmungen bereits ausgedrückt wurden, nicht ebenfalls unterschieden worden wären. Aber diese Unterscheidung blieb eben muthmaßlich noch an die Beziehungen gebunden, die unmittelbar von dem Verbalbegriff den ihn ergänzenden Nominalbegriffen mitgetheilt wurden. Hieraus begreift es sich zugleich, dass auf dem Gebiet der Casusflexion, auch nachdem diese eingetreten war, die Schwankungen und namentlich die Mehrdeutigkeiten der Beziehungsbegriffe fortan größer blieben als bei den einer langsameren und stetigeren Bedeutungsentwicklung unterworfenen Verbalformen. So ist die Sprachform, innerhalb deren unser gegenwärtiges Denken und Sprechen erwachsen ist, von frühe an ausgezeichnet durch die Vorherrschaft des Verbum finitum oder, vom Gesichtspunkt der Satzbildung aus betrachtet, durch die des rein prädicativen Aussagesatzes.

Doch müssen wir uns hüten, diesen Zustand, den uns unsere eigene Sprache als Ausgangspunkt bei der Betrachtung der Scheidung der Redetheile nahe legt, nun deshalb als den Urzustand der Sprache

[1]) Brugmann, Grundriss, II, S. 845 ff.

überhaupt oder als eine bleibende und unwandelbare Gesetzmäßigkeit anzusehen. Vielmehr eröffnet sich uns auf der einen Seite die Perspective auf eine wesentlich abweichende, sicherlich ursprünglichere Denkform, von der wir in manchen, im übrigen hoch ausgebildeten Sprachen die Spuren vorfinden, und die wir in andern, freilich durchweg minder entwickelten sogar noch jetzt als die vorherrschende treffen. Auf der andern Seite darf man sich aber auch der Erkenntniss nicht verschließen, dass die Vorherrschaft des Verbums über das Nomen durch einen Process, der theilweise schon in den classischen Sprachen begann und sich in wachsender Ausbreitung in die neueren fortsetzte, wesentliche Stücke ihres früheren Umfangs eingebüßt hat.

Wenn die ganze Gruppe der ural-altaischen Sprachen echte Verbalformen des Indogermanischen, und speciell solche, die hier, wie die Verwendung der Reduplication erkennen lässt, zu den ältesten gehören, nicht anders als durch echte Nominalbildungen ausdrücken kann, also Formen wie griech. βέβηκα durch ‘mein Gehen’, so blicken wir hier in eine Form des Denkens, die gerade diejenige Gestaltung des Verbalbegriffs, die sich auf indogermanischem Gebiet am frühesten durch besondere Ausdrucksmittel schied, umgekehrt am längsten in gegenständlicher Bedeutung bewahrt hat. Dabei erweist sich dieser nominale Ausdruck für das Perfectum mit größter Wahrscheinlichkeit, gerade so wie im Indogermanischen die Reduplication, als der alterthümliche Rest einer einst weiter verbreiteten Erscheinung, von der uns theils in der Existenz indifferenter Nominal-Verbalstämme theils in dem Ursprung der persönlichen Flexionselemente des Verbums aus dem Possessivpronomen, theils endlich in dem Ueberwiegen attributiver Nominalbestimmungen für die untergeordneten Glieder eines Satzes an Stelle unserer Nebensätze in zahlreichen Sprachen der Erde Zeugnisse erhalten sind[1]). So ergibt sich in diesen Fällen eine Form des sprechenden Denkens, bei welcher der Nominalbegriff noch heute als der dominirende gelten kann, und diese Form hebt sich allem Anscheine nach von einem vorgeschichtlichen Zustande ab, in welchem überhaupt Verbalformen im eigentlichen Sinne nicht entwickelt waren. Es sind dies diejenigen Unterschiede, die oben schon als die des gegenständlichen und des zuständlichen

[1]) Vgl. oben Cap. VI, S. 136 ff.

Denkens bezeichnet wurden (S. 161). Niemand kann mit Sicherheit sagen, und schwerlich wird es jemals historisch nachzuweisen sein, ob auch die Indogermanen, ehe sie in die uns überlieferte Entwicklung der Sprache eintraten, bereits Zustände hinter sich hatten, die jenen Sprachformen näher standen, in denen wir heute noch ein gegenständliches Denken herrschend finden. Die Wahrscheinlichkeit wird sich aber angesichts der Verbreitung dieser Denkform bei den primitiveren Völkern und in sonst weit von einander abliegenden Sprachgebieten nicht bestreiten lassen, abgesehen von den psychologischen Gründen, die sich aus den später zu erörternden allgemeinen Gesetzen der Begriffsentwicklung ergeben[1]).

Ist so die Vorherrschaft des Verbums im Satze aller Wahrscheinlichkeit nach das Product einer Entwicklung, die eine vorangegangene und theilweise noch heute bestehende Vorherrschaft des Nomens voraussetzt, so steht aber weiterhin dieser ersten eine zweite Entwicklung gegenüber, die bei dem Punkte beginnt, wo der Verbalbegriff seine den Satz dominirende Stellung erreicht hat, um nun allmählich wieder in eine gegenständlichere Form des Denkens überzuführen. Im Hinblick auf die Stellung des Verbums könnte man diese Entwicklung eine rückläufige nennen. An sich betrachtet ist sie dies keineswegs, da hinter jenen Aehnlichkeiten der äußeren Wortform, die die spätere mit den früheren Stufen gemein hat, tief greifende Unterschiede verborgen sind. Sie ergeben sich am klarsten aus den Bedingungen, die dieser Neubelebung der Herrschaft der Gegenstandsbegriffe im Satze zu Grunde liegen. Diese bestehen in erster Linie in der Bildung der abstracten Hülfszeitwörter oder vielmehr in der Ueberführung von Verben von ursprünglich concreter Bedeutung in eine abstractere Sphäre; in zweiter in der Entstehung abstracter Begriffe überhaupt, bei welcher Entstehung die Umwandlung von Verbal- in Nominalformen eine besonders wichtige Rolle spielt[2]). Beide Vorgänge sind auf diese Weise Bestandtheile der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung des abstracten Denkens. Indem sich die abstracten Begriffe des *seins*, *habens*, *werdens* bilden, sondern diese Verben den prädicirenden Verbalbegriff samt den ihm

[1]) Vgl. Cap. VIII, Nr. III.

[2]) Ueber die zu Grunde liegenden Begriffsmetamorphosen vgl. unten Cap. VIII.

etwa anhaftenden allgemeinsten Zeitbestimmungen von dem inhaltlichen Bestandtheil des ursprünglichen Verbums und hinterlassen so diesen Inhalt selbst in einer gegenständlicheren Form. Die Participial- und Infinitivbildungen, ursprünglich als nominale Ableitungen des Verbums entstanden, wandern so in das ursprüngliche Verbum zurück, indem bestimmte Formen desselben in einen nominalen und einen verbalen Bestandtheil zerlegt werden. Durch diese Zerlegung wird eine doppelte Wirkung hervorgebracht: einerseits wird die prädicirende Function des Verbums, die ganz auf das Hülfsverbum übergegangen ist, in eine abstractere Sphäre versetzt. In Wörtern wie *dedi*, *feci*, *amavi* ist die Temporalbestimmung mit dem Begriff so innig verschmolzen, dass nur die nebenhergehende, aber im Augenblick der Rede doch zurücktretende Association mit andern Flexionsformen des gleichen Verbums die Sonderung derselben oder der Person und der Handlung dunkel empfinden lässt. In *ego habeo amatum*, *j'ai aimé* hat die Temporalbestimmung einen besonderen Ausdruck in dem Hülfsverb gefunden; die Innigkeit der Verbindung mit dem Hauptbegriff ist daher eine losere geworden, so dass beide Bestandtheile auch in der Vorstellung deutlicher unterschieden werden. Diese Veränderung ist deshalb keineswegs bloß eine äußerliche, rein sprachliche, sondern der Bewusstseinszustand ist zugleich ein anderer geworden. Indem endlich nicht minder das Personalpronomen von dem Verbalausdruck sich löste, hat sich dieser in ein Object der Handlung umgewandelt, das zu dem abstracten, die Vergangenheit als solche andeutenden Verbum *haben* hinzugedacht wird. Freilich wird man zugeben müssen, dass das franz. *j'ai aimé* und das lat. *ego habeo amatum* nicht dasselbe sind: unverkennbar ist dort wieder eine Contraction der einzelnen Wortgebilde eingetreten, die sie abermals einer Worteinheit nahe bringt. Aber die volle Verschmelzung zu einer solchen ist doch nicht erfolgt, und da hier wie überall das äußere Verhältniss der Bestandtheile einer Wortzusammensetzung der Verbindung der Vorstellungen selbst genau parallel geht, so wird man in dieser Wortgruppe immer nur den Ausdruck einer Agglutination der Vorstellungen erblicken können, welche noch Theilwirkungen der einzelnen Componenten zulässt. Man deutet darum wohl die Entstehung einer solchen analytischen aus der zuvor bestandenen synthetischen Sprachform nicht zutreffend, wenn man sie als eine

Compensation für die verloren gegangenen Flexionselemente auffasst. Eine solche würde die bleibende Sonderung der Glieder des Ganzen nicht nothwendig machen. Ueberdies setzt aber auch hier jener eingetretene Verlust in gewissem Umfang die Entstehung der analytischen Form voraus: sie war vermuthlich in der Volkssprache vielfach in Folge einer gelegentlich stärkeren Gefühlsbetonung jener einzelnen Theile des Verbalbegriffs bereits eingetreten, ähnlich wie es ja auch in unseren Dialekten umschreibende Redeweisen gibt, die nur in solcher Betonung bestimmter Nebenvorstellungen, keineswegs etwa in einem verloren gegangenen Verständniss für die einfacheren Formen ihren Grund haben, wie z. B. *er thut arbeiten* für *er arbeitet* u. dergl.

Mit dieser schon in der Entstehung der Hülfsverben zu erkennenden Richtung auf Zerlegung der Gedankengebilde und demnach zu abstracterer Richtung verbindet sich nun als eine zweite, aus der gleichen allgemeinen Entwicklung hervorgegangene Bewegung die Bildung abstracter Nominalbegriffe, namentlich abstracter Substantiva, die, aus Verbalbildungen hervorgegangen, theils selbständige Zwecke erfüllen, theils auch das Verbum aus bisher von ihm eingenommenen Gebieten verdrängen. Wörter wie *Gang*, *Gabe*, *Bitte*, *Leben*, *Wissen* und *Gewissen*, *Tugend* und *Laster* und zahllose andere sind nominale Neubildungen, denen im ganzen in viel geringerer Zahl Verben, die sich umgekehrt aus Nominalformen entwickelt haben, gegenüberstehen. Hiermit hängt zugleich die Bedeutungsentwicklung des abstractesten aller Hülfsverben, der Copula, zusammen. Während jene alle möglichen Begriffsgebiete vertretenden Substantiva sich ausbilden, entsteht in der Copula diejenige Form der Prädicirung, durch die in der allgemeinsten Weise Nominalbegriffe, und vor allem auch in einem hinsichtlich der Temporal- und Actionsbeziehungen völlig abstracten Sinne, d. h. ohne jede Rücksicht auf irgend eine Zeit und irgend eine Art von Handlung, einander zugeordnet werden können. Auf diese Weise ist in der Copula die Verbalform zum reinen Ausdruck der Aussage selbst geworden: sie ist aus den Objecten dieser Aussage ganz und gar in das urtheilende Subject hinübergewandert.

Vergleicht man diesen bis dahin erreichten Endpunkt mit dem Ausgangspunkt der Entwicklung, so ist es augenfällig, dass formal betrachtet die Mittel, deren sich die Sprache zur Ausscheidung der

Wortformen aus dem Ganzen des Satzes bedient, überall die nämlichen bleiben. Mit Personalelementen und Hülfswörtern, darunter nicht zum wenigsten mit solchen, die in besonders ausgeprägter Form Thätigkeitsbegriffe enthalten, beginnt die Bildung des Verbums und seine Sonderung vom Nomen (Cap. VI, S. 149). Aus der Zerlegung der verschmolzenen Verbalformen gehen in der analytischen Periode der Sprache abermals, neben den Pronominalwörtern, Hülfsverben hervor, welche die Träger des eigentlichen Verbalbegriffs wieder in nominalen Wortformen zu sich nehmen. Aber hinter dieser äußeren Aehnlichkeit, welche zeigt, dass die fundamentalen Bildungsgesetze der Sprache die gleichen bleiben, birgt sich ein wesentlicher Unterschied. Jene Hülfswörter, aus denen das primitive Verbum entsteht, sind überall von concreter, sinnlich anschaulicher Natur. Die Hülfswörter, die aus der Zerlegung der entwickelten Verbalformen entstehen und sie ersetzen, sind von so abstracter Beschaffenheit, dass nur die allgemeinsten Modificationen des Verbalbegriffs durch sie ausgedrückt werden, und dass die allgemeinste und allmählich für gewisse Gebiete der Aussage zu einer besonderen Bedeutung gelangte unter ihnen, die Copula, überhaupt jeden eigentlichen Verbalinhalt eingebüßt hat, um nur als allgemeiner Ausdruck der prädicirenden Function des Begriffs, dem sie beigegeben ist, zurückzubleiben.

Wie in den Wortformen, den allmählichen Wandlungen der Wortkategorien und der Bedeutung der Hülfsbegriffe, so spiegelt sich endlich der allgemeine Gang dieser Entwicklung in den vorherrschenden Satzformen. Auf den noch erreichbaren frühesten Stufen indogermanischen Sprachen ist die rein prädicirende Aussage die dominirende. Andere Sprachgebiete lassen uns jedoch auf eine vorangehende lange Entwicklung zurückschließen, wo ebenso die attributive Satzform die Vorherrschaft besaß. Die heutige Sprache wechselt nach Bedürfniss zwischen den verschiedensten Arten der Aussage. Ein unverkennbares Uebergewicht hat aber doch in Folge der zunehmenden Verbreitung der Copula und theilweise auch der andern Hülfsverben diejenige Form des Aussagesatzes gewonnen, die selbst das Product einer Mischung ist: die attributiv-prädicative.

### 2. Nomen und Attribut.

Während Nomen und Verbum Satzbestandtheile sind, die frühe schon in specifisch gestalteten Wortformen ihren Ausdruck finden, verhält sich dies wesentlich anders mit den beiden Formen des Nomens, die darum bereits die alte Grammatik einer und derselben Wortkategorie zugezählt hat. Auch deutet der Ausdruck »Nomen«, Name, vollkommen zutreffend den logisch-psychologischen Grund dieser Verbindung an. Das einfachste Hülfsmittel, die Gegenstände zu nennen, besteht in der Hervorhebung irgend einer Eigenschaft derselben. Der Name für das Ding selbst, das Substantivum, und der Name für eine seiner Eigenschaften fließen daher ursprünglich zusammen; und nur dadurch, dass sich eine einzelne Eigenschaftsbezeichnung inniger mit der Vorstellung des Gegenstandes associirt und so den ursprünglichen Eigenschaftsbegriff hinter dem Gegenstande zurücktreten lässt, sondern sich allmählich Substantivum und Adjectivum. Fortan bleibt deshalb auch die Grenze eine fließende, indem bald Adjectiva substantivirt, bald umgekehrt Substantiva in Folge der Association ihrer wesentlichen Merkmale mit andern Gegenständen adjectivirt werden. Diese Scheidung beider Wortformen ist aber wiederum eine Wirkung der Satzbildung selbst. Denn der Satz ist es ja erst, der eine Gesammtvorstellung in einen Gegenstand und in eine an diesem besonders appercipirte Eigenschaft zerlegt. Während jedoch das verbale Prädicat psychologisch durch den an dem Gegenstand wahrgenommenen Vorgang oder Zustand ausgelöst wird, ist es die attributive Function, die unterscheidende Sonderung der Eigenschaft von dem Gegenstand, welche die Zerlegung in Substantiv und Adjectiv bewirkt.

Unter den Motiven, die diese Gegenüberstellung zweier Nominalbegriffe im Satze herausfordern, gehören wohl diejenigen, die dem einzelnen Gegenstand selbst eine dauernde Eigenschaft beilegen, nicht zu den ursprünglichsten. Für ein primitives gegenständliches Denken liegt es viel näher, verschiedene Gegenstände in ihrem Verhältnisse zu einander aufzufassen, als das einzelne Object in seine Merkmale zu zerlegen. Das gilt um so mehr, als der Ausdruck solcher Verhältnisse von Gegenständen da, wo sicher ausgeprägte Verbalbegriffe noch nicht vorhanden sind, leicht auch

Vorgänge und Zustände in sich fassen kann. Hierdurch wird es begreiflich, dass manche Sprachen die attributive Satzform dauernd als allgemeingültigen Ausdruck verwenden können, und dass andere wenigstens in einer früheren Zeit solche rein attributive Aussageweisen wahrscheinlich besaßen. Für den Ausdruck aller dieser Verhältnisse ist nun die Gegenüberstellung substantivisch gedachter Nomina die adäquate Ausdrucksform. Darum ist die Ausbildung der Casusbegriffe wohl überall der Unterscheidung der beiden Nominalkategorien vorausgegangen, und in zahlreichen Sprachen, in denen die Casus sicher geschieden einander gegenüberstehen, ist die Scheidung zwischen Substantiv und Adjectiv immer noch eine fließende geblieben. Dabei ist freilich wieder zu betonen, dass die Casusbegriffe selbst und Wortformen, die solchen Begriffen entsprechen, verschiedene Dinge sind, da, wie früher bemerkt, die allgemeinsten Casus auch durch die Wortstellung oder durch die den Begriffen in ihrer Verbindung immanenten Eigenschaften unterschieden werden können (S. 119 f.).

Hier ist es nun sichtlich eine für die Stellung der Nominalbegriffe im Satze grundlegende Thatsache, dass die vier Casus der inneren Determination (S. 81), wenn wir für den Begriff des Casus lediglich diese Function im Satze als maßgebend ansehen, wahrscheinlich keiner Sprache fehlen. Sie sind die constanten, wenn auch im einzelnen Fall je nach Bedürfniss herbeigezogenen oder bei Seite bleibenden Nominalbegriffe des Aussagesatzes. Darin spricht sich aus, dass diese vier Casus die sämmtlichen fundamentalen Beziehungen enthalten, in denen die gegenständlichen Begriffe einer attributiven Aussage überhaupt zu einander stehen können, dass aber auch keiner jener Casus fehlen kann, wenn die dem menschlichen Denken zu Gebote stehenden Grundverhältnisse überhaupt ausgedrückt werden sollen. Denken wir uns, die Gesammtvorstellung, die den Inhalt des Satzes bildet, sei eine von irgend einem Wesen ausgeführte Handlung, so sind in der That das handelnde Wesen und der Gegenstand, auf den jene einwirkt (Subjects- und Objectscasus) die nächsten, und sodann die unmittelbare Zugehörigkeit eines weiteren Gegenstandes zum Subject oder Object sowie die Beziehung der Handlung auf einen entfernteren Gegenstand, auf den jene nicht direct einwirkt (Attributiv- und entfernterer Objectscasus), also Nominativ,

Accusativ, Genitiv, Dativ, die fundamentalen, nie fehlenden Casus. Durch die Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, können sie aber auch die Bedürfnisse des Denkens nöthigenfalls vollständig decken, indem das, was in unseren Sprachen den eigentlichen Schwerpunkt der Aussage ausmacht, der Verbalbegriff, bei einem vorzugsweise gegenständlich gerichteten Denken selbst als eine attributive Bestimmung des Objects oder Subjects gedacht wird. So liegt in der mannigfaltigen Verwendbarkeit dieser Casus die Möglichkeit, dass die attributive Satzform über alle Verhältnisse des Denkens sich ausbreitet, wobei dann freilich diese Ausdrucksweise allmählich eine Häufung von Attributen mit sich führt, der gegenüber die Form der verbalen Prädicirung nicht bloß als eine specifisch verschiedene, sondern auch als eine den Denkprocess wesentlich vereinfachende erscheint. (Vgl. unten Nr. V.)

Im Vergleich mit dieser Constanz der inneren Determinationsformen, die eines jener Bande bildet, die schließlich alle Gestaltungen menschlicher Sprache von den niedersten bis zu den höchsten umschließt, sind die Verhältnisse der äußeren Determination nicht nur von einer Sprache zur andern, sondern auch innerhalb der verschiedenen Entwicklungsstufen einer und derselben Sprache einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Immerhin bezeichnen hier jene drei Kategorien von Raum, Zeit und Bedingung mit ihren Untergliederungen (S. 105), innerhalb deren sich alle äußeren Determinationen bewegen, bleibende Functionen des Denkens, die mit der Satzbildung eng verbunden sind, und die daher, wie sie zuerst in dieser zum Ausdruck kommen, so auch wieder auf deren Entwicklung zurückwirken. Dies geschieht aber, indem sich der Satz vorzugsweise nach den in den äußeren Determinationscasus ausgedrückten Begriffsbeziehungen in zusammengesetzte Formen gliedert. Sie entstehen in dem Augenblick, wo sich einerseits die entsprechenden Casusverhältnisse von einzelnen Gegenständen über ganze, selbst wieder leicht in Satzrelationen zu bringende Verbindungen von Begriffen ausdehnen, und wo anderseits das Uebergreifen der prädicirenden Satzform der Gliederung des Satzes in Neben- und Untersätze zu Hülfe kommt. Da hierbei die Ausbildung gewisser Pronomina und Conjunctionen eine wichtige Rolle spielt, so wird bei diesen hierauf zurückzukommen sein. (Vg. unten 4 und 5.)

Aus jener Mannigfaltigkeit attributiver Bestimmungen durch verschiedene Casusbegriffe entwickelt sich nun das Adjectivum als die specifische Nominalform der engsten attributiven Beziehung. Sie tritt da ein, wo das Attribut nicht mehr ein anderer Gegenstand ist, der zu dem tragenden Subject- oder Objectbegriff in Beziehung steht, sondern in den Umfang der eigensten Merkmale desselben gehört. Dass Ausdrücke für eine solche engste Zugehörigkeit später sein müssen als diejenigen für die weiteren, ist einleuchtend. Denn gerade sie wird ursprünglich als eine unmittelbare empfunden und bedarf daher neben dem Gegenstand selbst gar keiner besonderen Benennung, oder wo eine solche stattfindet, da ist der Name der Eigenschaft zugleich Name des Gegenstandes, was auch weiterhin noch in jener fortwährenden Neigung des Ueberfließens der beiden Nominalformen in einander sich ausspricht. Seinem begrifflichen Inhalte nach schließt sich demnach das Adjectiv am nächsten an den specifischen Attributivcasus, an den Genitiv an. Aber die engere Zugehörigkeit sowie die besondere Ausprägung des Eigenschaftsbegriffs bringen es zugleich in eine unmittelbarere Verbindung mit dem als Träger dieser Eigenschaft gedachten Substantiv. Dabei ist es ein für die Aussonderung des Adjectivs aus dem Ganzen des Satzes sehr wichtiges Moment, dass jene Zugehörigkeit in verschiedener Form zur Geltung kommen kann: äußerlich durch die unmittelbare Verbindung mit dem Substantiv, innerlich durch die Angleichung an das Genus desselben, falls die Ausbildung der Wortformen zu einer solchen herausfordert. Durch die äußere Verbindung kann das Adjectiv so eng mit dem Substantiv verbunden werden, dass es mit diesem allmählich zu einer zusammengesetzten Worteinheit verschmilzt. Bleibt die Verbindung eine losere, so erscheint sie einem den Hauptsatz ergänzenden attributiven Nebensatz äquivalent, in den sie, namentlich wenn die Verbindung eine Mehrheit von Eigenschaften umfasst, unter Zuhülfenahme der satzverknüpfenden Pronomina übergehen kann (vgl. unten 4). Da jedoch die unmittelbare Verbindung von Substantiv und Adjectiv schon diesen Gedankeninhalt, nur unter Verzicht auf die prädicirende Form, enthält, so erscheint diese einfachste Attributivverbindung zugleich als ein mitten in der prädicirenden Aussage stehen gebliebener Rest ursprünglicher attributiver Aussageform. Dem entspricht es denn auch, dass der in unserer Sprache attributiv gebliebene Gefühlssatz,

neben gelegentlicher Anwendung von Casusverbindungen, ganz besonders adjectivische Attribute wählt: *welch glückliches Ereigniss!* — *welch tiefer Schmerz!* u. dergl. Tritt das innere Merkmal der Zugehörigkeit, die Numerus- und Genusrection, mehr in den Vordergrund, so kann dagegen das äußere ganz aufgegeben werden. Dies geschieht namentlich dadurch, dass andere Satzbestandtheile eine attrahirende Kraft auf das Adjectiv ausüben, oder dass der Gefühlston, der auf ihm ruht, eine Aenderung der Satzstellung herbeiführt. Unter den attrahirenden Satzbestandtheilen ist es besonders das Verbum, das die natürliche Zugehörigkeit zum Substantiv lockern kann. Bleibt in solchen Fällen das Adjectiv allein mit der Copula verbunden als prädicirte Eigenschaft zurück, so erwächst dann hieraus das sogenannte prädicative Adjectiv, das aber, entsprechend der früher erörterten Bedeutung solcher Satzformen, in Wahrheit einem Attributivsatz entspricht, der die prädicative Form angenommen hat. Stets übt übrigens jene Attraction des Verbums zugleich auf das Adjectivum eine begriffsmodificirende Wirkung in dem Sinne aus, dass dieses nun mehr und mehr als eine dem Verbum zugehörige nähere Bestimmung empfunden wird. Indem es dadurch seinen Zusammenhang mit dem Substantiv einbüßt, kann es dann unter dieser Wirkung der Satzfügung in eine andere Wortform, in die des Adverbiums übergehen.

### 3. Verbum und Adverbiale.

Um der psychologischen Bedeutung des Adverbiums in seiner gleichzeitigen Beziehung zum Verbum und zum Ganzen des Satzes näher zu treten, ist es wohl das beste, von einem Zustand der Sprache auszugehen, in welchem dieser Redetheil im Sinne unserer heutigen Sprache überhaupt nicht existirt, weil derjenige, an den er sich anlehnt, das Verbum selbst, noch nicht ausgebildet ist. Auch auf einer solchen Sprachstufe bewährt sich das regierende Nomen, dem noch keine Prädicate, sondern nur Attribute gegenüberstehen, als der Hauptbegriff, als das Subject des Satzes. Demnach zieht es alle andern Bestandtheile nach Maßgabe der Wichtigkeit an, die ihnen im Bewusstsein des Redenden zukommen, derart dass ihm diejenigen Wortvorstellungen im allgemeinen am nächsten

verbunden sind, auf denen der Schwerpunkt der Aussage ruht, also zuerst das Hauptattribut, dem sich dann die unwesentlicheren Attribute in entfernterer Folge anreihen. Selbst wo das Subject eine handelnde Person ist, kann daher unter Umständen die von ihm ausgehende Attraction irgend eine Objectsvorstellung, auf die sich die Handlung bezieht, enger an sich ketten als die Vorstellung der Handlung selbst (Cap. VI, S. 139). Von dem Augenblick an, wo sich die letztere, die in dem Verbum ruht, intensiver zur Apperception drängt, werden nun aber zu allererst die Vorstellungen der handelnden Personen von dem Verbalbegriff attrahirt, und es beginnen sich so in den Agglutinationen und Verschmelzungen des Verbums mit den Personalelementen eigentliche Verbalformen auszubilden. Daran schließen sich dann jene weiteren Bestandtheile der Rede, in denen die verschiedenen objectiven und subjectiven Modificationen des Verbums zum Ausdruck kommen. Auch diese Hülfswörter stehen anfänglich da und dort, wo die attributiven Beziehungen zu Nominalbegriffen es nahe legen, im Satze zerstreut. Nicht selten sind sie, wie dies auf einer weit fortgeschrittenen Stufe begrifflicher Entwicklung das Chinesische noch zeigt, zugleich selbständige Nomina, die, wo sie gesondert von dem die prädicirende Function ausübenden Worte vorkommen, ihre selbständige nominale Bedeutung bewahren können, als Hülfsbegriffe des Verbums aber zu partikelartigen Gebilden werden, die mit jener nominalen Bedeutung nur noch durch entfernte Associationen zusammenhängen oder diese Beziehung gänzlich eingebüßt haben. Indem sie sich dem Verbum unterordnen, sind sie eben durch die von ihm ausgehende Wirkung mehr und mehr verändert worden. Das ursprünglich selbständige Wort ist durch diese Unterordnung unter den verbalen Hauptbegriff in ein bloßes Hülfswort übergegangen, das in dem Zusammenhang der Rede nicht wesentlich anders denn als ein Flexionselement empfunden wird.

Auf diese Weise beruht die Ausbildung der Verbalformen selbst schon auf einer psychischen Attraction, die das ursprüngliche Verbalnomen zunächst auf die Personalelemente des Satzes, dann auf die für die Handlung bedeutsamen Hülfsvorstellungen ausübt. Diese primäre Attraction ist aber nichts anderes als das allmähliche Erwachen der prädicirenden Function, die mit ihrer Entwicklung vollkommen gleichzeitig sich ihre Hülfsmittel schafft. Natürlich entstehen

diese Hülfsmittel auch hier nicht durch irgend eine Art planmäßiger intellectueller Arbeit, sondern sie erwachsen von selbst aus den dem Verbalbegriff innewohnenden associativen Attractionen auf die andern Bestandtheile des Satzes oder, was hier wohl ergänzend eingreift, auf sonstige adäquate Wortgebilde, die in andern Satzverbindungen entstanden sind. Die erste Bedingung zur Aeußerung dieser Attractionskräfte liegt aber darin, dass das ursprüngliche Verbalnomen durch die ihm innewohnende Realvorstellung und die mit der letzteren wieder verbundene Gefühlsbetonung selbst schon begonnen hat, eine leise Metamorphose zu erfahren, durch die es seinem Begriff nach mehr Verbum als Nomen geworden ist. Ist das erst geschehen, so steigern nun hier, wie bei allen ähnlichen psychischen Vorgängen, die Wirkungen wieder die Ursachen: die prädicirende Function bildet sich in Folge jener Umwandlungen, die sie in der Satz- und Wortgestaltung hervorgebracht hat, mehr und mehr aus, und im gleichen Maße theilt sich nun das Verbum mit dem Subjectsnomen in die Herrschaft über das Ganze oder wird sogar zum unbedingt dominirenden Bestandtheil desselben: so vor allem da, wo es sich die persönlichen Subjectsvorstellungen incorporirt hat.

Die attrahirende Kraft, die so das Verbum bei seiner eigenen Bildung bereits den übrigen Satzbestandtheilen gegenüber bewährt, dauert nun fort, nachdem durch die Entwicklung der echten Verbalformen die prädicirende Function die vorherrschende geworden ist; ja sie steigert sich erst recht, indem je nach den besonderen Bedürfnissen des Denkens fortwährend neue, ursprünglich selbständige Nominalbegriffe oder Verbindungen solcher in die Attractionssphäre des Verbums gerathen und dadurch in die Form eines Adverbiums übergehen, wobei sich mit den eingetretenen Modificationen der Bedeutung auch entsprechende Aenderungen der Lautgestalt der Wörter zu verbinden pflegen. Damit ist das Verbum zu demjenigen Satzbestandtheil geworden, der sich vor allen anderen in Wirkungen auf die Stellung und den begrifflichen Inhalt der Wörter im Satze bethätigt.

Den nächsten Angriffspunkt für die Aeußerung der so vom Verbum ausgehenden attrahirenden Wirkungen bietet das Adjectivum, als Träger eines concreten Eigenschaftsbegriffs, der sich als attributive Ergänzung einem substantivischen Gegenstandsbegriff anschließt.

Indem sich die prädicirende Function entwickelt, zieht sie eine Menge von Eigenschaftsbegriffen in ihre Sphäre: das Adjectivum wechselt so seine Stelle; zunächst kann es, wie vielfach in den classischen Sprachen, seine Wortform unverändert bewahren, indem es nur durch die äußere Annäherung eine gleichzeitige Beziehung zum Verbum erkennen lässt, während es durch die erhalten gebliebene Abhängigkeit von Genus und Numerus des regierenden Substantivs immer noch als ein zu diesem gehöriges Attribut erscheint. Wie schon im Griechischen und Lateinischen in einzelnen Fällen, so hat dann aber in den modernen Sprachen durchweg das prädicative Adjectiv seine Flexion eingebüßt und ist damit vollständig zum Adverbium geworden. Als solches ist es im eigentlichen Sinne Attribut des Verbalbegriffs. Aber hier liegt nun in diesem Wechsel des regierenden Begriffs zugleich die Bedingung für eine wesentliche Veränderung der Bedeutung des Attributes. Auf eine solche weist schon der Wandel der Wortform hin. Wenn das Adjectiv in dem Moment, wo es mit dem Verbum eine engere Verbindung eingeht, durch den Verlust der Flexion erstarrt, so ist das nicht nur ein äußeres Merkmal jener neu eingetretenen Verbindung, sondern es wird als eine unmittelbare und nothwendige Wirkung des Verbalbegriffs selbst gefühlt. Dazu liegt der tiefere psychologische Grund in jener abstracteren Natur des letzteren, wie sie uns schon in einem ganz andern Zusammenhang entgegengetreten ist [1]). Nur auf den primitivsten Stufen des Denkens, auf denen der Verbalbegriff noch unentwickelt ist, sind auch an dem Verbum gelegentlich Unterschiede haften geblieben, die den Genusunterschieden des Nomens äquivalent, oder die vielmehr als Rückwirkungen der nominalen Satzbestandtheile auf den Inhalt des Verbalbegriffs zu deuten sind [2]). Im allgemeinen aber hat die Sprache Vorgänge wie das ‘stehen, gehen, sitzen, geben, tragen’ u. s. w. außerordentlich frühe schon als gleichartige, von den Subjecten, denen sie beigelegt werden, in ihrer eigenen Beschaffenheit unabhängige aufgefasst. Diese abstractere Indifferenz, die dem Verbalbegriff eigen ist, muss nun nothwendig auch auf die Eigenschaftsbestimmungen übergehen, die ihm als nähere Bestimmungen associirt werden.

---

[1]) Vgl. Cap. V, S. 504, 517.

[2]) Vgl. hierzu Cap. VI, S. 147 f.

Darum ist die grammatische Erstarrung des Adjectivs zum Adverb ebensowohl ein sprachliches Zeugniss für die Vollendung der vom Verbum ausgehenden attrahirenden Wirkung, wie ein psychologisches Symptom der abstracteren Begriffssphäre, in die der Wortinhalt durch diese Attraction versetzt wurde, woran sich dann von selbst leicht noch weitere, durch den attrahirenden Begriff und seine Verbindungen erzeugte Modificationen der Bedeutung anschließen können.

Wie dem Adjectiv in seinem Verhältniss zum Substantiv mannigfache Casusformen des Substantivs selbst als weitere attributive Bestimmungen zur Seite treten, durch die namentlich auch die entfernteren Beziehungen selbständiger Gegenstandsbegriffe zu einander ausgedrückt werden, so bilden nun für das Adverbiale die Casusformen des Substantivs, theils für sich allein, theils mit ergänzenden Nominalbegriffen eine weitere wichtige Quelle fortwährender Neubildungen, die, ihrer Mannigfaltigkeit entsprechend, ein weites Gebiet vielgestaltiger Beziehungen umfassen. Auch hier besteht die für den Uebergang charakteristische äußere Wandlung in der Erstarrung der Wortform. Für diese Veränderung ist aber, neben der im Verhältniss zum Substantiv abstracteren Natur des Verbalbegriffs, noch eine andere Bedingung maßgebend, die in der Casusform, als einem im allgemeinen bereits zusammengesetzten, stets zugleich eine Beziehungsform enthaltenden Begriff an und für sich schon liegt. Diese Bedingung besteht in der Verschmelzung der in der Casusform verbundenen Elemente zu einem vollkommen einheitlichen Begriff. Die adverbial gewordene Casusform wird daher überhaupt nicht mehr als solche aufgefasst; jene Beziehungen, die sich zwischen dem Adjectiv und dem aus ihm entstandenen Adverb möglicher Weise noch lange erhalten können, gehen hier sehr bald völlig verloren: das Adverbium wird ein vollkommen neues Wort, das in seinem Gebrauch in der Sprache oft nur noch schwache Spuren der Bedeutungsentwicklung aus seiner substantivischen Ausgangsform erkennen lässt. Da diese Quelle der Adverbialbildung eine unerschöpfliche ist, indem sich fortwährend neue Uebergänge solcher Art vollziehen können, so sind wir gerade hier im Stande, jenen Verschmelzungen der Begriffe oft Schritt für Schritt zu folgen. In Verbindungen wie *rechter Hand*, *linker Hand*, *geraden Wegs* u. a. fassen wir die Theile noch als gesonderte, das

Ganze als nominale Form auf, in solchen wie *allerlei*, *diesseits*, *jenseits*, *nächstens*, *allerdings*, *blindlings*, *rechts*, *links*, *stets*, *bereits*, *besonders*, *übrigens* u. a. ist die Verschmelzung eine vollständige geworden, oder sie nähert sich einer solchen so sehr, dass uns die Zusammensetzung im Fluss der Rede nicht mehr zum Bewusstsein kommt.

Bei der Bildung dieser aus der Verbindung resultirenden Vorstellung ist nun regelmäßig noch ein weiterer Process wirksam, der mit jener Laut- und Begriffsverschmelzung abermals Hand in Hand geht, ebensowohl Wirkung wie wiederum Ursache ist. Dieser Process tritt namentlich da auffallend hervor, wo das ursprüngliche Wort ein Compositum oder ein dem Satze entnommenes Wortgefüge ist. Er besteht in einer Verdunkelung einzelner Bestandtheile des an das Ganze gebundenen Vorstellungscomplexes und einer daraus hervorgehenden Begriffsverschiebung. Bei einem Wort wie *demnächst* erkennen wir noch deutlich, dass es das *diesem nächste* bedeutet. Aber das demonstrative Pronomen ist derart verdunkelt, dass im Gebrauch der ursprüngliche Begriff der räumlichen Nähe gänzlich verschwinden und eine ausschließliche Uebertragung auf die Zeit eintreten konnte. Dabei wirkt das Demonstrativum höchstens insofern mit, als es gewissermaßen von dem Punkt der Gegenwart hinweg auf die Zukunft hinweist, während es doch die unmittelbare Nachbarschaft zu dem gegenwärtigen Moment andeutet; darum empfinden wir bei *demnächst* die Zukunft wesentlich näher als bei *nächstens*. Diese Verdunkelung der Bestandtheile und die dadurch vermittelte Verschiebung der Bedeutungen macht nun noch einen weiteren Schritt möglich, durch den diese an die syntaktischen Beziehungen gebundenen Wortbildungsprocesse zugleich über das Gebiet des Adverbs selbst hinausführen. Dieser Schritt besteht darin, dass das Adverbium unter Eingehung weiterer Bedeutungsmodificationen wieder vom Verbum sich löst, um theils abermals als Ergänzung nominaler Bestandtheile, theils auch zur weiteren Gliederung des Satzes und zur Verknüpfung der bei solcher Gliederung sich abzweigenden Nebensätze verwendet zu werden. Indem das Adverb den Ausgangspunkt für die Neuschöpfung der auf diese Weise den mannigfaltigsten Bedürfnissen des Denkens entgegenkommenden Partikeln bildet, ist es aber einer der wichtigsten Factoren für die Ausbildung

der Beziehungsformen des einfachen Satzes wie insbesondere für die Entstehung zusammengesetzter Satzformen. Ehe wir auf diese Weiterentwicklungen eingehen, erheischt jedoch das Verhältniss einer andern Wortform zum Satze, mit der sich jene Producte der Adverbialbildung vielfach begegnen und verbinden, unsere Betrachtung: das Verhältniss der hinsichtlich ihrer Functionen im Satze überaus wichtigen Pronominalbildungen.

## 4. Stellung der Pronomina im Satze.

Die beiden Gruppen pronominaler Bildungen, die uns (S. 40) als selbständige Wortformen entgegentraten, die Personal- und Possessivpronomina, die Demonstrativa und Interrogativa, welchen letzteren sich noch die Indefinita anreihen, nehmen auch im Satze eigenthümliche Stellungen ein.

Durch die vorherrschende Bedeutung, die der Personenbegriff für sie besitzt, bilden hier vor allem die Personal- und Possessivpronomina eine engere Gruppe. Ist es die nähere Beziehung auf persönliche Wesen und das was ihnen zugehört, was diese Pronominalformen nicht nur durchweg in ihren sprachlichen Ausdrucksweisen in enge Verbindung bringt, sondern auch mannigfach die eine in die andere übergehen lässt, so macht sich der begriffliche Unterschied beider in dem Verhältnisse geltend, in dem die Vorherrschaft der einen oder der andern Form zu der Structur des Satzes zu stehen scheint. Wo sich der Satz frühe schon in einzelne, scharf gegen einander abgegrenzte Wortgebilde gesondert hat, deren jedes Träger eines ganz bestimmten einfachen Begriffs ist, wie in den monosyllabischen Sprachen Ostasiens, in dem malayo-polynesischen Sprachgebiet und in vielen Negersprachen, da spielt das persönliche Pronomen die führende Rolle. Das Possessivum wird bald durch Verkürzung bald durch die unmittelbare Anwendung des Besitzcasus, des Genitivs, aus ihm abgeleitet. Sichtlich ist es die in der Structur dieser Sprachen zum Ausdruck kommende Unterscheidung des Einzelnen, die auch die Person vor allem als ein Einzelwesen erfassen lässt, worauf dann die Beziehungen der Person zu den Gegenständen erst als ein von ihr abhängiges Verhältniss gedacht werden. Wo dagegen durch die Fülle der Verbindungen, in die unmittelbar die

Gegenstände der Rede zu einander gesetzt sind, die Grenzen von Wort und Satz mehr in einander fließen, wie in vielen amerikanischen und in den meisten ural-altaischen Sprachen, da ist ebenso das Possessivpronomen vorherrschend. Ist auch nur in seltenen Fällen ein Zustand erreichbar, wo das Personale vollständig als eine aus dem Possessivum entstandene Form erscheint, so zeichnet sich doch überall in diesen Sprachen das Possessivum mindestens durch selbständigere, nicht direct aus dem Personale abzuleitende Formen aus. Namentlich aber greifen die meist aus Verkürzungen des vollen Possessivpronomens hervorgegangenen Affixbildungen des Verbums weit in Gebiete hinüber, die in den Sprachen mit personalem Typus von den analogen Personalelementen oder dem persönlichen Pronomen selbst eingenommen werden. Wie in der Sonderung der einzelnen Objecte des Denkens für die Vorherrschaft des persönlichen, so werden wir demnach hier umgekehrt in der zusammenfassenden Apperception, die den einzelnen Gegenstand und demzufolge auch die einzelne Person überall in ihren Verbindungen mit der Umgebung wahrnimmt, einen Grund für die Vorherrschaft des Besitzpronomens erblicken dürfen. Das Besitzverhältniss ist für diese Betrachtungsweise das wichtigste, dem häufig auch andere Arten der Beziehung sich unterordnen; und der selbständige Ausdruck der Personenvorstellung muss daher gegenüber solchen Ausdrucksformen zurücktreten, in denen das Einzelwesen an seine Umgebung gebunden ist.

Steht so die wechselnde Vorherrschaft der beiden Ausdrucksweisen des Personenbegriffs, der directen im Personalpronomen selbst und der indirecten im Possessivum, mit der Structur des einfachen Satzes in enger Beziehung, so hat die zweite Gruppe der Pronominalbildungen, die der Demonstrativa, auf allen Sprachgebieten übereinstimmend für die Satzfügung die wichtige Bedeutung, dass sie es ist, die über den einfachen Satz hinaus zur zusammengesetzten Satzbildung führt. Schon im einfachen Satz ist aber die dem Demonstrativum zukommende Function die des Hinweises auf Gegenstände und Personen, die entweder, weil sie sich in unmittelbarer Nähe befinden, oder weil sie kurz zuvor erwähnt wurden, der besonderen, sonst für sie geltenden Namenbezeichnung nicht bedürfen. Diese Bedingung trifft nun vor allem da zu, wo unmittelbar vorher in der gleichen Rede der Gegenstand genannt ist: hier tritt daher das

Demonstrativum ein, um an den ausgesprochenen Satz einen andern mit gleichem Subject oder Object anzuschließen. Eine solche Anreihung ist nun zunächst noch keine zusammengesetzte Satzbildung, sondern eine Verbindung zweier Sätze im Verhältnisse vollständiger Nebenordnung, in der nur ein im Vorangegangenen dominirender Begriff im Nachfolgenden durch den im Demonstrativum enthaltenen Hinweis ersetzt wird. In dieser Form einfach parataktischer Aneinanderreihung, bei der es bloß zum Ersatz eines schon genannten Nomens dient, ist die Verwendung des Demonstrativpronomens eine geradezu allgemeingültige: sie findet sich schon in Sprachen, in denen es zusammengesetzte Sätze im eigentlichen Sinne noch gar nicht gibt, und sie bleibt auch in solchen bestehen, die sich, wie unsere Culturspracher, durch reiche Satzgliederung auszeichnen. In vielen Fällen kann freilich, wo der ganze Zusammenhang den vorangegangenen Begriff in den neuen Satz durch Association herübernehmen lässt, selbst das Demonstrativum hinwegbleiben: der folgende Satz erscheint jetzt ganz ohne einen Ausdruck für das Subject oder Object, auf welches der in ihm vorkommende Verbalausdruck zurückgeht. Hier pflegen dann aber auch durch die Rede beide Sätze enger an einander gerückt zu werden. Solche Erscheinungen haben sich zum Theil in unseren neueren Sprachen erhalten, und in den älteren Formen derselben sind sie gerade so wie auf unentwickelteren Sprachstufen vielfach zu finden. So in einem Satze wie: *wash the clothes you brought yesterday*, einer noch im Englischen häufigen Construction, die wir ins Deutsche nur unter Anwendung des Relativpronomens übersetzen können: ‘reinigen Sie die Kleider, die Sie gestern brachten’[1]).

[1]) H. Jacobi, Compositum und Nebensatz, 1897, S. 30 ff., wo auch Beispiele aus andern Sprachgebieten, namentlich aus dem Polynesischen und den Drâwidasprachen angeführt sind. Bei der Durchmusterung der Sprachproben in Fr. Müllers Grundriss findet man solche Verbindungen mit bald eingefügtem, bald fehlendem Demonstrativpronomen überall da weit verbreitet, wo sich ein eigentliches Relativpronomen noch nicht ausgebildet hat. Jacobi fasst die Erscheinung, wo sie in unseren neueren Sprachen vorkommt, als ein »survival« auf. Beispiele dieser ἀπὸ κοινοῦ genannten Ausdrucksform aus dem ahd., ait., afranz. bringt Paul, Principien der Sprachgeschichte,3 S. 126, der aber an der Auffassung festhält, dass es sich dabei um unvollständige Nebensätze handle. Man wird, wie mir scheint, darin Paul zustimmen könnnen, dass solche Bildungen, wo sie in neueren Sprachen vorkommen, nicht gerade auf einer Tradition von einer älteren Sprachstufe her beruhen müssen, sondern dass sie sehr wohl auch neu entstanden sein können. Aber ein »Ueber-

Man betrachtet diese Construction gewöhnlich als eine Art »Ellipse«, als die Verkürzung eines zusammengesetzten Satzes, dessen zweiter Theil als Nebensatz zu deuten sei. Aber weder im Ausdruck noch in dem, was sich der Redende dabei denkt, liegt dazu irgend ein Grund vor. Der Ausdruck besteht vielmehr aus zwei unmittelbar an einander gereihten einfachen Sätzen. 'Reinigen Sie die Kleider, Sie brachten sie gestern' — in dieser Form könnten auch wir allenfalls, wenn uns die nähere Bestimmung erst später in den Sinn käme, die beiden einfachen Sätze unabhängig auf einander folgen lassen. Wie im Ausdruck, so werden aber in einem solchen Fall in dem Bewusstsein des Sprechenden die Theile des Ganzen einander coordinirt sein. Was in dem Ausdruck ausgefallen ist und stillschweigend ergänzt wird, das ist in diesem Fall das Demonstrativ-, nicht das Relativpronomen. Denn gerade diejenigen Merkmale, an denen sich dieses von jenem scheidet, fehlen hier.

Solcher Merkmale einer Ueberführung des Demonstrativ- in das Relativpronomen gibt es nun hauptsächlich zwei. Das eine besteht in dem engen Anschluss des hinweisenden Pronomens an das Nomen, zu dem es einen ergänzenden Nebensatz einleitet; das andere in einer Veränderung der pronominalen Wortform. Als mehr secundäre und darum häufiger fehlende Eigenschaften können dann dazu noch Veränderungen des Wortgefüges hinzukommen, wie wir sie z. B. in unsern deutschen Nebensätzen beobachten. Alle diese Erscheinungen beruhen auf abweichenden, aber in gleicher Weise für die Bildung der zusammengesetzten Satzform wesentlichen psychischen Motiven. Der Anschluss an das Nomen, auf welches das Demonstrativum hinweist, wird durch die Vorstellung der Abhängigkeit des durch dasselbe eingeleiteten Satzinhaltes von jenem verursacht. Diese Vorstellung führt dann auch die weitere der Unterordnung des ganzen zum Demonstrativum gehörigen Satzes mit sich. Der letztere hört auf, selbständiger Satz zu sein: er wird Nebensatz. Verstärkt wird noch die Vorstellung der Abhängigkeit, wenn durch die engere Verbindung des Demonstrativums mit dem zugehörigen Nomen der Zusammenhang des Hauptsatzes unterbrochen, der Nebensatz

lebniss« im psychologischen Sinne wird man sie darum doch insofern nennen dürfen, als dabei der Satzbau einer modernen Sprache zu einem primitiveren Typus zurückkehrt.

ihm als eine Einschaltung interponirt wird. Gerade da, wo das Relativum der Bildung zusammengesetzter Sätze zu Grunde liegt, bietet sich aber hierzu besonderer Anlass, weil es sich in der Regel an einen einzelnen Nominalbegriff, seltener und nur in einer weitergehenden Entwicklung, wo es zum Theil schon in die Verwendung der Conjunctionen eingreift, an einen ganzen Satzinhalt anschließt. Das zweite Merkmal, die Ausbildung einer besonderen, meist noch deutlich an das Demonstrativum sich anlehnenden, aber doch in dieser specifischen Function differenzirten Lautform des Relativpronomens ist gegenüber jenen syntaktischen Vorgängen jedenfalls erst eine secundäre Wirkung, die darum auch an sich keine entscheidende Bedeutung hat. Denn es kann ebensowohl vorkommen, dass das Relativum mit dem Demonstrativum lautlich vollständig zusammenfällt, wie es möglich ist, dass in Sprachen mit noch nicht ausgebildetem Relativpronomen dem Demonstrativum Relativpartikeln beigefügt werden, oder dass diese ausschließlich für das Relativum eintreten. Solche Partikeln, unserer im Deutschen dialektisch im gleichen Sinne gebrauchten Ortspartikel *wo* vergleichbar, lassen die Abhängigkeit des durch sie eingeleiteten Satzes erkennen; aber es fehlt der Partikel wegen ihrer Unflectirbarkeit die Beziehung auf bestimmte Nominalbegriffe des Hauptsatzes, so dass die Unterordnung unter diesen minder ausgesprochen ist[1]).

Unmittelbar aus den syntaktischen Ausdrucksformen der Relation heraus erwächst nun noch eine zweite, seltenere Entwicklungsweise des Relativums, die aus dem Interrogativum, wie sie in dem lat. *qui*, zusammenh. mit *quis*, dem deutschen *wer*, *welcher* und in noch andern Pronominalbildungen indogermanischer Sprachen neben der auch hier weiter verbreiteten Herleitung aus dem Demonstrativum vorkommt[2]). Die nämliche Entwicklung aus dem Interrogativum

[1]) So noch vielfach, neben der Verwendung des eigentlichen Demonstrativpronomens, in den semitischen und hamitischen Sprachen. Das hebräische Relativum *asher* z. B. ist Ortspartikel, wahrscheinlich ein ursprüngliches Substantivum mit der Bedeutung 'Ort' (H. Zimmern, Vergl. Gramm. der semitischen Sprachen, S. 77).

[2]) Vgl. E. Windisch, Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen, in Curtius, Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, II, 1869, S. 203 ff. und besonders S. 413 ff. Auch für das Indogermanische ist nach diesen Untersuchungen eine relativ späte, im wesentlichen erst den Einzelsprachen zuzuweisende Entstehung des eigentlichen Relativum wahrscheinlich.

findet sich übrigens auch noch anderwärts, zum Theil in weit von einander abliegenden Sprachgebieten. Dadurch weist auch sie, nicht minder wie die aus dem Demonstrativum, auf allgemeingültige Bedingungen zurück. Am schlagendsten wird das Verhältniss beider Entstehungsweisen psychologisch wohl durch das Vorkommen eines doppelten Relativums in der Sprache der Kolh- oder Vindhya-Stämme Südindiens gekennzeichnet, wo das Relativum durch das Demonstrativum ersetzt wird, wenn es sich auf bekannte, durch das Interrogativum, wenn es sich auf unbekannte Gegenstände oder Personen bezieht[1]). Hiernach lässt sich wohl diese Entstehungsweise des Relativum auf einen Process zurückführen, der eine im Verlauf der Rede auftauchende Frage unmittelbar, noch ehe sie ausgesprochen ist, beantwortet, und so den Frage- in einen Aussagesatz verwandelt, dabei aber das Fragepronomen zurückbehält, das sich auf den Gegenstand dieser Aussage bezieht. Eine solche Umwandlung wird durch die Form der »Thatsachenfrage« unmittelbar nahegelegt. (Siehe oben S. 255.) 'Welcher von euch ist es gewesen?' lautet etwa die Frage — 'Karl ist der, welcher es gewesen ist' die zugehörige Antwort. Die Beibehaltung des Fragepronomens erklärt sich so durch die unmittelbare Association mit der vorangegangenen Frage. Vor der Ausbildung des Relativpronomens würde die Antwort möglicher Weise gelautet haben: 'Karl ist es, dieser ist es gewesen'. Von einer solchen, auf ursprünglicheren Sprachstufen sehr häufigen Form des Ausdrucks in zwei auf einander folgenden Sätzen, von denen jeder einen Theil eines uns einheitlich

[1]) Müller III, 1, S. 117 f. Die psychologische Bedeutung dieses Vorkommens wird natürlich nicht beeinträchtigt, wenn, wie man vermuthet, der relative Gebrauch des Interrogativum erst durch indische Einflüsse aufgekommen sein sollte (Nottrott, Grammatik der Kolh-Sprache, 1882, S. 17, 20). An weiteren Sprachen, in denen eine Entwicklung des Interrogativum zum Relativum oder die Andeutung einer solchen vorkommt, finde ich in Müllers Grundriss verzeichnet: das Mexikanische (Nahuatl), wo das Demonstrativum durch die Zufügung einer Fragepartikel den Relativcharakter annimmt (II, 1, S. 264), das Samojedische, welches gesonderte Interrogativa für belebte und unbelebte Wesen besitzt, die dann auch als Relativa verwendet werden (II, 2, S. 174), die uralischen Sprachen, in denen sämmtlich das Relativum mit dem Interrogativum zusammenfällt oder nur geringe Lautmodificationen gegenüber demselben aufweist (II, 2, S. 224), endlich zum Theil die altaischen Sprachen, insoweit nämlich in ihnen überhaupt Nebensatzbildungen auftreten (II, 2, S. 280).

erscheinenden Gedankens besonders hervorhebt, gibt es zwei Wege zur Umwandlung des zweiten Satzes in einen Nebensatz: die directe Ueberführung des Demonstrativ- in ein Relativpronomen — der häufigere Fall; oder die Herübernahme des Fragepronomens, die durch die naheliegende gleichzeitige Verwendung desselben als Indefinitum, 'wer = irgend wer', erleichtert werden mag. Hier musste nur zu dem den selbständigen Demonstrativ- in einen Relativsatz umwandelnden Begriff der Abhängigkeit noch die Association mit dem in der vorangegangenen Frage enthaltenen Personen- oder Dingbegriff hinzukommen: das Interrogativum wurde so im Sinne eines Indefinitum aufgenommen, das aber doch zugleich durch den Vordersatz seinem Inhalte nach definirt war. Entsprechend diesen abweichenden psychischen Entstehungsbedingungen besitzen nun aber auch das aus dem Demonstrativum und das aus dem Interrogativum hervorgegangene Relativum verschiedene Begriffs- und Gefühlsfärbungen: das Demonstrativ-Relativum steht dem Gegenstand, dem es eine ergänzende Bestimmung beifügt, näher, und es rückt daher auch den Nebensatz enger an jenen heran; das Interrogativ-Relativum steht ihm ferner, es liegt in ihm noch etwas von dem Gefühlston der Frage, der den Gegenstand aufsucht: die Anwendung dieser Form drängt sich daher, falls die Wahl freisteht, wie im Deutschen, dem Sprachgefühl dann auf, wenn die Apposition eine minder erwartete und selbstverständliche ist. Darum ist der Besitz dieser beiden Relativpronomina, wenn auch in unsere deutsche Schriftsprache das Interrogativ-Relativum durch den Einfluss des Lateinischen eingedrungen sein mag, doch, wie mir scheint, kein überflüssiger Luxus, sondern ein Reichthum der Sprache, nicht bloß weil er überhaupt einen Wechsel des Ausdrucks erlaubt, sondern weil in solchem Wechsel zugleich feinere Unterschiede der Bedeutung zur Geltung gebracht werden können.

### 5. Satzverbindende Partikeln.

Auf einer je ursprünglicheren Stufe wir die Sprache vorfinden, in um so einfacherer Weise fügen sich die Sätze an einander. Jeder Satz enthält eine einzelne in sich geschlossene Gesammtvorstellung, die sich über mehrere, den Hauptbegriffen attributiv zugeordnete Theile

erstrecken kann: der Satz bleibt aber in dem Sinne ein einfacher, dass eine Gliederung desselben in solche Bestandtheile, die selbst wieder den Satzcharakter an sich tragen, niemals vorkommt. In ihren primitivsten Formen ist überdies die Rede noch sehr arm an solchen Wortbildungen, die irgendwie das Verhältniss andeuten, in welchem der Inhalt eines folgenden zu dem eines vorausgehenden Satzes steht. Am frühesten scheinen sie in der Weise vorzukommen, dass sich am Eingang eines Satzes, auf den der Redende besonders hinweisen möchte, eine demonstrative oder emphatische Partikel befindet, die vielleicht ursprünglich nur den Charakter einer Interjection hatte. Daran schließen sich dann aber bald weitere Partikeln, zu denen die erzählende Rede herausfordert, und die daher zunächst hauptsächlich das Zeitverhältniss andeuten, in dem das im folgenden Satz Berichtete zum Vorangegangenen steht. Dies ist eine Form der Rede, wie wir sie, freilich schon in hoch ausgebildeter, über eine reiche Zahl solcher Partikeln verfügender Form noch bei Homer finden; und viele der bei ihm vorkommenden satzverknüpfenden Wörter gehen, wie die Sprachvergleichung zeigt, bis auf den gemeinsamen Wortschatz der Indogermanen zurück: so Partikeln wie ἄρα, γάρ, ἀτάρ, τέ, ἔτι, καί, ἄν u. a.[1]) Manche davon mögen primäre Partikeln in dem früher (S. 205) bezeichneten Sinne, manche vielleicht in grauer Vorzeit schon aus der Erstarrung anderer Wortformen entstanden sein. Denn von frühe an hat das Verbum durch jenen Process der Attraction der verschiedensten im Satze vorkommenden Nominalbildungen (S. 287 f.) Adverbien hervorgebracht, die zunächst durch die Einwirkung des Verbalbegriffs in ihrer Wortform stabil wurden, um dann weiterhin wieder von den verschiedensten andern Bestandtheilen des Satzes aus angezogen zu werden und, unter entsprechendem Wandel ihres begrifflichen Inhaltes, neue Functionen zu erfüllen. So kommt es, dass gerade diejenige Form der Partikel, die allem Anscheine nach die ursprünglichste ist, die satzverbindende zwischen unabhängigen Aussagesätzen, in der lebenden Sprache in fortwährender Neubildung begriffen ist, indem neu entstandene Adverbien oder neue Zusammensetzungen von Adverbien und Präpositionen in die leer gewordenen Stellen einrücken. In der heutigen deutschen

[1]) Vgl. Brugmann, Griechische Grammatik,3 S. 538 ff.

Sprache gehören hierher Bildungen wie *zugleich*, *alsbald*, *hierauf*, *danach*, *nunmehr*, *demnächst* u. a. Solche Neubildungen müssen wir in der Regel schon anwenden, um z. B. jene oben erwähnten uralten Partikeln der Homerischen Sprache einigermaßen sinngetreu wiederzugeben, während andere, von ihnen wenig verschiedene Formen, besonders aber auch die meisten einfacheren Partikelbildungen sich in präpositionaler oder auch in specifisch conjunctionaler, der Wortverknüpfung oder der Verbindung von Nebensätzen dienender Bedeutung fixirt haben. So sind *worauf*, *nachdem*, *sobald*, *weil*, *wenn*, sowie die aus den Fragesätzen in die Aussage herübergewanderten *wie*, *wo*, *wann*, *weshalb*, *warum* vollständig in Conjunctionen übergegangen, die der Verbindung der zuvor unabhängigen einfacheren Sätze zu einem in Haupt- und Nebensatz gegliederten Satzganzen dienen. In gleichem Maße sind dann aber auch Partikeln, die unabhängige Sätze verknüpfen, durch Neubildungen ersetzt worden. Dadurch kommt es, dass zu einem nicht geringen Theil der Bestand unserer Sprache gerade an derjenigen Gattung von Beziehungswörtern, die ihrer Bedeutung nach eine der ältesten ist, durch Neubildungen gedeckt wird.

In dieser Entwicklung der Partikelbildungen und ihrer Functionen spiegelt sich nun zugleich eine Entwicklung der Satzformen, innerhalb deren jede Sprache eine bestimmte Stufe einnimmt. Die Nebenordnung einfacher Sätze oder die reine Parataxis bildet den Ausgangspunkt. Eine Aneinanderfügung, die eines jeden sprachlichen Bindemittels entbehrt, ist zwar vielleicht nirgends mehr vollständig anzutreffen; doch finden sich immerhin in den primitivsten Sprachen Annäherungen an diesen Zustand. Dann kommt als zweite Stufe eine Nebenordnung mit verbindenden Partikeln, wobei die letzteren vorzugsweise die Zeitbeziehungen der Satzinhalte, in einzelnen Fällen auch räumliche Verhältnisse, endlich auf einem etwas fortgeschritteneren Zustande Beziehungen conditionaler Art enthalten: wir können diese Form als die der conjunctiven Parataxis bezeichnen. Daran schließt sich als dritte Stufe und zugleich als Endpunkt der ganzen Entwicklung die Unterordnung ursprünglich unabhängiger Sätze und die dadurch vermittelte Gliederung des Satzes in Hauptsatz und Nebensätze mittelst unterordnender

Partikeln oder die Stufe der Hypotaxis, die an und für sich conjunctiv ist, so dass hier diese besondere Bezeichnung hinwegbleiben kann.

Der Uebergang der conjunctiven Parataxe in die Hypotaxe wird hauptsächlich durch zwei sprachliche Veränderungen vermittelt, eine äußere und eine innere. Aeußerlich ist es die engere Angliederung oder auch Eingliederung des Nebensatzes, die außerdem mit charakteristischen Aenderungen der syntaktischen Wortfügung verbunden sein kann, welche die Zugehörigkeit zum Hauptsatze ausdrückt. Regelmäßig kommt daher diese An- und Eingliederung namentlich auch in der wesentlich verminderten Pause zwischen Haupt- und Nebensatz, im Unterschied von der eigentlichen Satzpause, zum Ausdruck. Innerlich vollzieht sich ein Bedeutungswandel der Conjunction, durch den nun diese in der Regel zugleich dem parataktischen Gebrauche entrückt wird. In dieser Beziehung schließt sich die Bildung des unterordnenden Nebensatzes durchaus der des Relativsatzes an, abgesehen davon, dass, der verschiedenen Function entsprechend, dort das aus einem Demonstrativ- oder Fragepronomen entwickelte Relativum, hier die aus der parataktischen entstandene hypotaktische Conjunction zum Bindemittel zwischen Haupt- und Nebensatz wird. Doch spricht sich die enge Verwandtschaft beider Vorgänge deutlich genug darin aus, dass Conjunction und Relativpronomen gelegentlich ihre Stellen tauschen können. So gebraucht noch Luther die Folgepartikel *so* sehr häufig statt des Relativpronomen. Auch die dialektisch das Relativum vertretende Ortspartikel *wo* ist mit den analogen Erscheinungen in andern Sprachgebieten (S. 294) hierher zu zählen. Anderseits ist in unserer Folgepartikel *dass* das Demonstrativum und Relativum *das* durch bloßen Orts- und Bedeutungswechsel zur Conjunction geworden: denn nur die Schrift, nicht die Aussprache scheidet in der Regel beide Wörter von einander. Gerade solche Fälle, in denen, wie hier, das Wort selbst bei dem Uebergang im wesentlichen unverändert blieb, machen den Vorgang besonders deutlich. 'Ich weiß das, er kommt' ist der Form nach eine reine Parataxe. 'Ich weiß, dass er kommt' ist mit dem Uebergang des Pronomens in die Conjunction und der veränderten Vertheilung und Länge der Satzpause vollständig zur Hypotaxe geworden. 'Ich bleibe, derweile gehst du' ist eine conjunctive Parataxe; die Partikel *derweile*, die nichts anderes

als der adverbial erstarrte Genitiv *der Weile* ist, gibt die Beziehung des zweiten zum ersten Satze an, lässt aber beide in ihrer Selbständigkeit bestehen: die Verbindung lässt daher auch völlig dahingestellt, ob etwa das 'ich bleibe' von dem 'du gehst', oder ob umgekehrt das 'du gehst' von dem 'ich bleibe' causal bestimmt sei. In dem Satze 'ich bleibe, derweile du gehst' ist die Parataxe in eine zeitliche Hypotaxe übergegangen: das 'ich bleibe' ist durch die veränderte Wortfügung, mit der sich eine Verminderung der Satzpause verbindet, in unmittelbare zeitliche Abhängigkeit von dem 'du gehst' gesetzt, und insofern ist der Sinn nicht unwesentlich verändert. Endlich in dem Satz 'ich bleibe, weil du gehst' ist die zeitliche Hypotaxe des vorigen Satzes zu einer conditionalen geworden, was durch den Bedeutungs- und Lautwandel der Conjunction bewirkt ist. Deshalb kann diese in ihrer ursprünglich zeitlichen Bedeutung nur noch in der auf ihren Ursprung deutlicher hinweisenden Zusammensetzung *derweile* gebraucht werden, die aber in der neueren Sprache meist durch das zur Conjunction erstarrte Participium *während* ersetzt wird.

Da die conjunctive Parataxe sichtlich ein Mittelglied zwischen der wahrscheinlich der ursprünglichen Sprache überall eigenen reinen Parataxe und der Hypotaxe ist, so können sich begreiflicher Weise Zweifel regen, ob sie selbst nicht etwa schon zur Hypotaxe zu rechnen sei. Denn man kann ja die Frage aufwerfen, ob die Charakterisirung eines Satzes als Nebensatz nothwendig durch syntaktische Mittel zu Stande kommen müsse, und ob jene nicht vielmehr in dem Gedankeninhalt der verbundenen Sätze zu suchen sei. Stellt man diesen logischen Gesichtspunkt in den Vordergrund, so wird man aber nicht nur geneigt sein, überall da, wo eine verbindende Partikel auf die Beziehung eines folgenden Satzes zum vorangegangenen hinweist, also z. B. in den zahlreichen Bindemitteln der Homerischen Sprache, eine wahre Hypotaxe zu sehen, sondern man könnte eine solche latent selbst da annehmen, wo überhaupt gar keine äußeren sprachlichen Mittel eine Unterordnung ausdrücken, der Inhalt des Gedankens aber eine solche annehmen lässt. Dann würde z. B. das Cäsarische *veni vidi vici*, wo die drei Wörter zugleich drei einfache Sätze sind, gleichfalls eine Hypotaxe sein, weil logisch der errungene Sieg jedenfalls als Folge des Kommens und Sehens gedacht werden

muss[1]). Aber auch hier handelt es sich doch nicht um die Frage, wie ein Satz oder eine Verbindung von Sätzen logisch interpretirt, oder was als logische Voraussetzung zu ihm hinzugedacht werden könne, sondern darum, welchem seelischen Zustand er unmittelbar Ausdruck gibt. Die Sätze *veni vidi vici* sind reine Parataxen, obgleich gar kein Zweifel daran bestehen kann, dass Cäsar bei dieser Satzform sich des causalen Zusammenhangs der Theile sehr wohl bewusst gewesen ist, und dass er ihn bei der Wahl dieser knappen Form absichtlich unterdrückt hat. Aber das Motiv, aus dem er ihn hinwegließ, kommt nun um so mehr in der äußeren Form zur Geltung. Darum, weil sie eine absichtliche Parataxe ist, bleibt sie doch nicht minder eine solche: sie gibt dem Gedanken, dass Kommen, Sehen und Siegen eins gewesen seien, den kräftigsten Ausdruck. Gerade so werden wir da, wo zwar verknüpfende Partikeln hinzutreten, diese aber doch die selbständige Satzform unversehrt lassen, solches stets als ein äußeres Zeichen einer noch vorhandenen Parataxe ansehen dürfen, die, mag gleich der Gedanke einer Beziehung der einzelnen Sätze zu einander ausdrücklich durch die Partikeln betont sein, doch dem einzelnen Satz im Bewusstsein des Redenden noch eine Selbständigkeit verleiht, die erst aufhört, wenn auch äußerlich die Unterordnung eingetreten ist. Wieder ist hier die Sprache ein treuerer Ausdruck der psychischen Vorgänge, als die logische Interpretation, die wir nachträglich dem Gedanken geben. Ganz in diesem Sinne hat daher die Sprache Homers durchaus den Charakter der Parataxe, wobei dahingestellt bleiben mag, ob dies deshalb der Fall ist, weil die Sprache zur Zeit Homers überhaupt ihn hatte, oder ob ihn Homer ihr gegeben hat, weil er durch den Stil der epischen Erzählung dazu gedrängt wurde[2]). Im einen wie im andern Fall ist die Erscheinung ein Zeugniss des höheren Alters der parataktischen Satzfügung. Denn der epische Stil ist der alterthümlichere, weil er der Stil der objectiven, rein aneinander-

[1]) In diesem Sinne bezeichnet in der That Paul sowohl die Meinung, dass die Hypotaxe durch äußere sprachliche Mittel kenntlich sein, wie die andere, dass sie immer aus der Parataxe entstanden sein müsse, als irrthümlich (Paul, Principien der Sprachgeschichte,3 S. 130).

[2]) Vgl. über diese Frage die Polemik zwischen P. Cauer, Grammatica militans, 1998, S. 114, 159, und Brugmann, Griechische Grammatik,3 S. 555 f.

reihenden Erzählung ist. So finden sich auch in Goethes Hermann und Dorothea mehr parataktische Satzfügungen als in den Wahlverwandtschaften oder auch als im Faust. Ist aber einmal die Hypotaxe das Spätere, das, um aus der reinen Parataxe zu entstehen, als Mittelglied jene nebenordnenden Bindemittel der Homerischen Sprache voraussetzt, so ist nicht einzusehen, wie die Hypotaxe anders entstanden sein sollte, als eben aus der Parataxe[1]). In einzelnen Fällen mag sich ja eine hypotaktische Conjunction nicht gerade auf dem Umweg über die parataktische gebildet haben. Dies ist für die allgemeine Frage der Entwicklung gleichgültig. Der Weg musste dem unterordnenden Satzbau unter allen Umständen erst durch jene in ihrem Wesen noch parataktischen, aber schon durch mannigfache Bindemittel einen Uebergang andeutenden Gliederungen der Rede bereitet werden. Aus diesem Grunde kann man aber auch die Begriffsbestimmung von Haupt- und Nebensatz nicht darein verlegen, dass »Hauptsatz im strengsten Sinne« überhaupt nur ein Satz sei, »der um seiner selbst willen, Nebensatz ein solcher, der nur um eines andern willen ausgesprochen werde«[2]). In der zusammenhängenden Rede werden nicht nur die Nebensätze durch die Hauptsätze, sondern auch diese durch jene bestimmt, und die selbständigen Sätze einer Rede bestimmen einander in ihrer Aufeinanderfolge, insofern sie eben einer zusammenhängenden Gedankenäußerung angehören. Nebensatz kann also nur der heißen, der sich syntaktisch einem andern Satze eingliedert, so dass er mit diesem zusammen ein einziges Satzganzes bildet. Erst in dem Augenblick, wo dies geschieht, geht die Parataxe in eine wirkliche Hypotaxe über: diese ist mit einem Worte ein rein syntaktischer und, sofern die Satzfügung stets zugleich Ausdruck bestimmter Gedankenbeziehungen ist, zugleich ein psychologischer, sie ist aber nicht im geringsten ein logischer Begriff.

---

[1]) Partikeln, die je nach der einzelnen Satzverbindung, in der sie vorkommen, bald noch die parataktische Function bewahrt haben, bald zur hypotaktischen fortgeschritten sind, kommen nach einer Bemerkung Leskiens besonders in den slavischen Sprachen vor, so dass wir sie, da uns solche zwiespältige Partikeln fehlen, im Deutschen durch ganz verschiedene Conjunctionen wiedergeben müssen: so z. B. das serbische *te* durch 'und, darum, dass' oder selbst durch ein Demonstrativ- oder Relativpronomen (Leskien, Archiv für slavische Philologie, XXII, 1900, S. 1 ff.).

[2]) Paul a. a. O., S. 133.

Gerade diese syntaktisch-psychologischen Bedingungen ihrer Entstehung sind es nun, durch welche die Unterordnung ursprünglich selbständiger Sätze unter andere, die damit zu Hauptsätzen werden, eine überaus wichtige Bedeutung für die Entwicklung des Denkens und der Sprache gewinnt. Diese Bedeutung liegt zunächst darin, dass der Umfang der simultan appercipirten Gesammtvorstellungen im gleichen Maße wächst, damit also die Gedankenverbindungen sehr viel umfassender werden; sodann aber darin, dass die prädicative Form der Aussage immer mehr über die Unterordnungen des Satzes sich ausbreitet. Denn eben in dem Fortschritt von der parataktischen Aneinanderreihung zu der hypotaktischen, in allen Nebensätzen zugleich die prädicirende Verknüpfung festhaltenden Gliederung besteht ein wesentlicher Unterschied der Satzfügungen. In den Sprachen mit Hypotaxe wachsen die Sätze, indem sich ein Hauptsatz eine Anzahl von Nebensätzen als ergänzende prädicirende Bestimmungen assimilirt. In solchen mit bloßer Parataxe können die Sätze gleichfalls an Inhalt zunehmen; aber dies geschieht hier durchweg durch die associative Attraction einzelner Vorstellungen, die nun mit den schon vorhandenen Satzgliedern in attributive, nicht in prädicative Verbindungen treten. So erheben sich auf dieser Verschiedenheit der Bedingungen die wichtigen Unterschiede der Sprachformen, die uns in der Ordnung der Satzglieder entgegentreten. Dauernde Erhaltung der Parataxe wird hier gleichbedeutend mit dem Auswachsen des Satzes zur attributiven Satzform, Entwicklung der Hypotaxe steht im engsten Zusammenhang mit der fortschreitenden Ausdehnung der prädicativen Function über alle Theile eines zusammengesetzten Gedankeninhalts.

### 6. Primitive Sprachformen und Sprache des Kindes.

Wenn wir primitive mit entwickelteren Sprachen an der Hand der Sprachproben und der Vocabularien, die von ihnen mitgetheilt sind, vergleichen, so zeigen sich in den Eigenschaften, welche die Scheidung der Redetheile berühren, vor allem zwei regelmäßig wiederkehrende Unterschiede: der eine betrifft die Wortformen, der andere die Formen der Satzverbindung. Im Gebiet der Wortformen überwiegt in der primitiveren Sprache die Nominalbildung. Ihr

Uebergewicht macht sich darin geltend, dass in der Rede überhaupt Nominalbegriffe, und zwar in erster Linie Substantiva, am meisten hervortreten; besonders aber darin, dass die Nominalbildung in ihrer sprachlichen Form auch über solche Begriffe übergreift, die, wie die des *gehens*, *schlagens*, *tragens*, *redens* u. a., ihrem Begriffswerthe nach verbaler Natur sind. Im Gebiet der Satzfügung herrscht sodann ausschließlich die parataktische Verknüpfung der Sätze, sei es in der Form der reinen, sei es in derjenigen der conjunctiven Parataxe. Die Sprache wächst nicht über den einfachen Satz hinaus: verwickeltere Vorstellungsverbindungen werden nicht durch Ein- und Untergliederung von Nebensätzen, sondern durch attributive Apposition einzelner Wortvorstellungen an die Hauptglieder des einfachen Satzes gebildet. Alle übrigen in einzelnen Fällen noch hervortretenden Eigenthümlichkeiten sind theils secundärer Art theils aber auch minder constant. Insbesondere gehört zu diesen der mehr oder minder große Reichthum der Partikelbildungen. Eine hoch entwickelte Sprache zeichnet sich immer durch zahlreiche Formen namentlich secundärer Partikeln aus. Auf der andern Seite gibt es aber auch begrifflich wenig entwickelte Sprachen, die reich an Partikeln sind. Da diese zur näheren Bestimmung einzelner Wörter und zu parataktischen Verbindungen ebenso gut wie zur Erzeugung hypotaktischer Satzgliederungen dienen können, so ist begreiflicher Weise der Partikelreichthum an sich kein sicheres Merkmal höherer Entwicklung. Ein solches ergibt sich erst aus dem Charakter der einzelnen Partikeln, und zwar einerseits formal aus ihrer Bildungsweise aus anderen Wortformen, anderseits material aus ihrer Function im Satzgefüge.

Durch die erwähnten Merkmale treten nun die primitiveren Formen der Sprache zugleich in eine unverkennbare Beziehung zu den syntaktischen Eigenschaften, die uns die Sprache des Kindes in der Periode beginnender Satzbildung bietet. War es auch ein verfehltes Beginnen, die Lautbildungen des Kindes mit den Lauteigenthümlichkeiten der Sprachen gewisser Naturvölker in Beziehung zu bringen [1]), so werden wir doch hier, auf syntaktischem Gebiet, insofern weit eher gewisse Aehnlichkeiten erwarten dürfen, als unentwickeltere

[1]) Vgl. Cap. III, S. 296, Anm. 1.

Formen des Denkens voraussichtlich überall, unter welchen Bedingungen sie auch vorkommen mögen, gerade auf die Satzbildung übereinstimmende Wirkungen ausüben werden. Freilich würde es auch hier verfehlt sein, wollte man von vornherein erwarten, die wesentlichen Eigenschaften der Sprachen primitiver Völker ohne weiteres in der Sprache des Kindes wiederzufinden, und umgekehrt. Der sogenannte Wilde ist kein Kind, sondern er besitzt zahlreiche geistige Eigenschaften, die nur dem erwachsenen Menschen zukommen können, wie z. B. alle aus der socialen Organisation, dem Verkehr, dem Verhältniss der Geschlechter, aus der Arbeit und dem Kampf der Horden und der Einzelnen entspringenden Vorstellungs- und Gefühlskreise. Und ebenso wenig ist das Kind der Culturgesellschaft ein Naturmensch, sondern es steht von frühe an unter dem Einfluss einer Umgebung, die der Aeußerung der rein thierischen Triebe Schranken auferlegt und in die umgebende geistige Atmosphäre von frühe an auch das Kind mit einschließt. Dennoch bleibt ein Punkt, der eine gewisse Analogie sichert. Das ist die noch wenig fortgeschrittene geistige Entwicklung überhaupt, mit der wieder der beschränktere geistige Gesichtskreis sowie die concretere Form des Denkens zusammenhängen. Insoweit diese concrete und logisch unentwickelte Form des Denkens ein nothwendiges Attribut einer relativ zurückgebliebenen geistigen Entwicklung ist, werden daher die Symptome dieser beim Kinde in nicht anderer Weise als bei dem Naturmenschen zu erwarten sein, — freilich hier ebenso vermischt mit den von Anfang wirksamen Cultureinflüssen, wie dort mit denen eines im allgemeinen primitiven Culturzustandes.

In diesem Sinn ist es demnach leicht verständlich, dass uns die Beobachtung der Sprache des Kindes in der Zeit beginnender Satzbildung, also etwa von der ersten bis zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres an und dann in abnehmendem Grade in die nächstfolgenden Jahre hinüber, ebenfalls die zwei Eigenschaften darbietet, die wir oben als die einer primitiven Sprachform überhaupt kennen lernten: das Ueberwiegen der gegenständlichen Vorstellungen und die reine Nebenordnung der Gedanken. Die ersten wirklichen Sätze des Kindes sind durchweg einfachster Art: zwei Vorstellungen werden aneinander gereiht, die Art ihrer Verknüpfung bleibt aber unbestimmt. So sagt etwa das Kind *Mama wot* (fort) oder *keine Mama*

für 'Mama ist fortgegangen', *Tul* (Stuhl) *ab* für 'ich bin vom Stuhl gefallen', *hadden* (harte) *Schale* für 'hart ist diese Schale' u. s. w. Als charakteristisches Beispiel zusammengesetzterer Satzbildungen mag das folgende dienen, das Berthold Sigismund aus dem 20. Lebensmonat mittheilt: *Atten Beene Titten Bach Eine Puff Anna*, übersetzt in die richtigen Wortformen: 'Garten Beeren Kirschen (gegessen) Bach Steine (geworfen) Anna (begegnet)'; oder ein von Preyer nachgeschriebener Satz: *Mimi atta Teppa Papa oi*, übersetzt: 'Milch fort (gegossen) auf den Teppich Papa (sagte) Pfui'[1].

In der Regel werden diese Satzbildungen einfach als lückenhafte Gedankenäußerungen betrachtet. Auch in ihnen sieht man eine Art sprachlicher »Ellipse«: das Kind besitze die Vorstellungen, die zu dem vollständigen Satze gehören, aber entweder wisse es im Moment die Worte nicht zu finden, oder es begnüge sich mit dem für die Gedankenäußerung und das Verständniss Notwendigen. Nun wird man gewiss zugeben können, dass dem Kinde die Worte, die es nicht ausspricht, auch im Augenblick nicht zu Gebote stehen. Aber dass dabei irgend eine Ueberlegung mitspiele über das, was zum Verständniss unbedingt erforderlich sei und was nicht, das ist natürlich ausgeschlossen. Auch erklärt die allgemeine Bedingung, dass es nicht aller Worte mächtig ist, über die der Erwachsene verfügt, keineswegs die auffallende Thatsache, dass seine Rede, wie die beiden obigen Beispiele zeigen, fast ausschließlich aus den Substantiven besteht, die im Satze vorkommen, und denen sich nur in solchen Fällen, wo bestimmte Eigenschaftsvorstellungen eine besondere Rolle spielen, Adjectiva und unter ähnlichen Bedingungen Verba in infinitiver Form anreihen. Dabei werden diese beiden sehr oft auch da hinweggelassen, wo sie uns für den Ausdruck des Satzes unerlässlich scheinen, indem, wie besonders in dem ersten der obigen Beispiele, die Objecte, auf die sich die Handlungen beziehen, für diese selbst stellvertretend functioniren. Aus dem Mangel des Wortvorraths überhaupt wird dies offenbar nicht begreiflich; denn er ließe erwarten, dass gelegentlich ebenso gut in den Gegenstandsvorstellungen Lücken blieben. Gerade

[1]) Berthold Sigismund, Kind und Welt, 1856, S. 147. Preyer, Seele des Kindes,3 S. 440 ff. Weitere Beispiele von ähnlicher Beschaffenheit vgl. bei Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache, S. 53 ff. Ament, Entwicklung von Sprechen und Denken, S. 164 ff.

das ist aber niemals der Fall. Der Grund muss also ein anderer sein: man wird ihn nur darin suchen können, dass auch beim Kinde jene gegenständliche Form des Denkens vorherrscht, die uns in so mannigfachen Erscheinungen der Sprache überhaupt auf ihren früheren Entwicklungsstufen entgegentrat. Das Kind denkt sich freilich zu einem Satze wie dem obigen die Handlungen des Essens, des Werfens mit den Steinen, des Begegnens hinzu. Doch diese Vorstellungen bilden gegenüber den Objecten, auf die sie sich beziehen, dunklere Bewusstseinsinhalte. In der Gesammtvorstellung ist alles enthalten, was zu dem erzählten Vorgang gehört; bei der Zerlegung der Gesammtvorstellung treten aber nur diejenigen Bestandtheile successiv in den Blickpunkt der Apperception, die auch in jener schon dominiren, und das sind vor allem die Vorstellungen der Gegenstände.

Diesem Verhältniss der im Bewusstsein dominirenden Vorstellungen entspricht nun auch durchaus der Wortvorrath des Kindes und seine Vertheilung über die verschiedenen Wortclassen. In dem Vocabular des sprechenlernenden Kindes überwiegen die Substantiva. Viel geringer an Zahl sind schon die Adjectiva. Etwas mannigfaltiger erscheinen wieder die Verba, aber entweder sind sie flexionslos — das Kind spricht in Infinitiven[1]) — oder die Flexionsformen werden nach zufällig gehörten Beispielen durcheinander gemengt. Am schwächsten sind endlich die Partikeln vertreten, diese im ausgebildeten Wortschatz namentlich wegen der großen Zahl der Adverbien reichste der Wortclassen. Hier kommt zu dem die Hinweglassung des Adjectivs bestimmenden Motiv des unmittelbaren Hinzudenkens zu den zugehörigen Gegenstandsvorstellungen noch das andere, dass die den abstracteren Partikeln entsprechenden Beziehungsbegriffe im Bewusstsein des Kindes überhaupt mangeln[2]).

---

[1]) Ueber den Grund dieser Redeform vgl. Cap. IV, S. 379.

[2]) Statistische Beobachtungen über die in den Vocabularien etwa zweijähriger Kinder vertretenen Wortclassen sind von zwei amerikanischen Gelehrten, E. S. Holden (Transactions of the American Philological Association, 1877, p. 59 ff.) und M. W. Humphreys (ebend. 1880, p. 5 ff.) mitgetheilt worden. Mit diesen an Kindern englischer Zunge angestellten Beobachtungen stimmen die auf Veranlassung von Preyer an deutschen Kindern gemachten im wesentlichen überein. Als Beispiele mögen hier zwei angeführt werden, beide von zweijährigen Mädchen, einem deutschen, das den normalen mittleren Wortschatz dieses Lebensalters repräsentirt

Durch diese Eigenschaften gewinnt demnach die Rede des Kindes im allgemeinen den Charakter einer primitiven Sprachform, bei der vorzugsweise die Hauptvorstellungen an einander gereiht werden, während die sinnmodificirenden Elemente meist hinwegbleiben. Es ist aber doch zu bemerken, dass die letzteren keineswegs ganz fehlen. Auch wird das zu Ungunsten der Partikeln hervortretende Resultat der Wortstatistik dadurch etwas ausgeglichen, dass einige der wenigen Partikeln, die überhaupt vorkommen, dafür um so häufiger gebraucht werden. Dahin gehören namentlich die Orts- und Zeitadverbien, wie *da*, *dort*, *hier*, *nachher*, *gestern*, *heute* u. s. w. In der Art, wie einzelne derselben sowie die verschiedenen Arten der Pronomina mit

---

(Frau Wertheimer, bei Preyer, Seele des Kindes,3 S. 449 f.), und eines englischen, das entschieden einen für dieses Alter übernormalen Wortschatz hat (Humphreys a. a. O., p. 17), während sich gleichwohl beide in Bezug auf die relative Frequenz der einzelnen Wortclassen nicht wesentlich unterscheiden:

| | Substantiva | Verba | Adjectiva | Adverbia | »Sonstige Wörter« | Im ganzen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| W. | 249 | 119 | 23 | 46 | 52 | 489 |
| H. | 592 | 283 | 114 | 56 | 76 | 1121 |

Die Classe der »sonstigen Wörter« ist leider etwas unbestimmt, da sie neben den vom Kinde sparsam verwendeten Präpositionen und Conjunctionen auch die häufiger gebrauchten Pronomina umfasst. Uebrigens hat diese ganze Statistik vor allem deshalb nur einen beschränkten Werth, weil sie sich bloß auf den Inhalt des Vocabulars, nicht auf die Häufigkeit der einzelnen Wörter bezieht, während doch erst aus der letzteren ein gewisser Maßstab für die Denkformen des kindlichen Bewusstseins zu gewinnen wäre. Dazu müssten uns aber freilich auch noch genauere Vergleiche mit dem Wortschatz des Erwachsenen und mit der relativen Häufigkeit der einzelnen Wortclassen in seiner Sprache zu Gebote stehen. Wenn Holden (a. a. O. p. 58) sein eigenes Vocabular auf 33456 Wörter schätzt, so ist dies entschieden überschätzt, da er diese Ziffer durch Zählung der Wörter fand, die ihm in dem großen Websterschen Wörterbuch der englischen Sprache bekannt erschienen. Die Wörter, die wir theils direct, theils auch mittelst der Verwandtschaft mit andern Wörtern als bekannt anerkennen, sind aber von dem Wortschatz, den wir wirklich gebrauchen, sehr verschieden; und der letztere, der sich allein mit jenen Kindervocabularien vergleichen ließe, ist natürlich viel kleiner. Nach einer Angabe bei Max Müller (Wissenschaft der Sprache, neue Ausgabe, I, S. 360) soll der Sprachschatz Miltons nicht mehr als 8000, der Shakespeares 15000 Wörter betragen, während sich der Wortschatz der neuesten Wörterbücher der englischen Sprache auf 100000 und darüber beläuft. Einige englische Tagelöhner verfügten, wie derselbe Autor berichtet, nach den Beobachtungen des Landgeistlichen ihres Kirchsprengels über nicht mehr als etwa 300 Wörter. Ihr Wortschatz blieb also erheblich unter dem eines zweijährigen Kindes aus gebildeter Familie. Leider ist auch hier über die Vertheilung nach den verschiedenen Wortclassen nichts mitgetheilt.

den die Hauptbestandtheile des Satzes bildenden Gegenstandsbegriffen verbunden werden, bleibt übrigens der Unterschied zwischen den selbständigen Begriffsbestandtheilen der Rede und andern, die bloß gewisse Verbindungen und Beziehungen vermitteln, erkennbar.

Es würde demnach überhaupt unzulässig sein, in diesem Fall individuelle und generelle Entwicklung in eine durchgängige Parallele zu bringen. Der einzige Punkt, in welchem die Sprache des Kindes und die eines Naturvolkes, abgesehen von der in beiden Fällen natürlich vorhandenen Begriffs- und Wortarmuth, übereinstimmen, ist der, dass hier wie dort Begriffe und namentlich Begriffsbeziehungen, die für die Cultursprache wesentlich sind, nicht ausgedrückt, sondern als unausgesprochene Vorstellungen oder noch häufiger in der Form bloßer Gefühle hinzugedacht werden. Präpositionen, Conjunctionen, Relativpronomina — das sind Bestandtheile, die in allen primitiven Sprachen nicht oder nur sehr spärlich entwickelt sind, ohne dass darum ihr Begriffsinhalt ganz zu fehlen braucht. Was aber die Sprachen der Naturvölker von der des Kindes stets unterscheidet, das ist ein Luxus in dem Ausdruck concreter sinnlicher Verhältnisse und näherer Bestimmungen der Denkobjecte, der dem Kinde, das in den Formen der ihm überlieferten Cultursprache sprechen und denken lernt, ferne bleibt.

## V. Gliederung des Satzes und Satzformen.

### 1. Geschlossene und offene Wortverbindungen.

Durch die Scheidung der Redetheile sondern sich im Satze Wörter und Wortgruppen und werden zugleich in jene Beziehungen zu einander gebracht, welche die Grammatik theils nach ihrer logischen Function theils nach ihren äußeren Verbindungen mit den Namen Subject, Prädicat, Attribut, Adverbiale, näheres und entfernteres Object zu bezeichnen pflegt. Wenn wir nun, von der besonderen logischen Bedeutung dieser Verbindungen absehend, lediglich den formalen Charakter derselben ins Auge fassen, so zeigt sich, dass jede zunächst aus zwei Gliedern von verschiedener Function zusammengesetzt ist. Dem Subject steht das Prädicat, dem verbalen Prädicat das Object, dem nominalen Subject oder Object sein

Attribut, endlich dem Verbum seine in der Function dem Attribut analoge adverbiale Bestimmung gegenüber. Alle diese Verbindungen besitzen darum auch ihre einfachste und als typisch geltende Form dann, wenn Subject, Prädicat, Attribut, Object, Adverbiale je aus einem einzigen Begriff bestehen. Jedem dieser Glieder können aber dann weitere Begriffe zuwachsen, die entweder den zunächst vorhandenen gleichwerthig coordinirt sind oder, wie namentlich bei dem Attributiv und dem Adverbiale, secundäre Bestimmungen zu den primär vorhandenen bilden: so ist in der attributiven Verbindung *ein trefflicher vielseitig gebildeter Mann* das Wort *trefflich* ein coordinirtes, *vielseitig* aber ein secundäres Attribut zu *gebildet*.

Auf diese Weise ergeben sich, rein formal betrachtet, zwei Arten der Wortverbindung im Satze: die eine können wir die geschlossene, die andere die offene nennen. Eine geschlossene Satzverbindung bilden unter allen Umständen Subject und Prädicat. Dies bewährt sich auch darin, dass, wo mehrere Subjecte oder Prädicate in einem Satze coordinirt vorkommen, meist der Inhalt des Gedankens selbst diese Coordination fordert, so dass sich trotzdem alle Glieder als ursprüngliche Inhalte einer einzigen Gesammtvorstellung erweisen, aus deren Zerlegung der Satz entstand. So würde z. B. der Satz *Alexander, Cäsar und Napoleon waren große Feldherren und ausgezeichnete Staatsmänner* zwar logisch in die sechs einfachen Aussagen *Alexander war Feldherr*, *Alexander war Staatsmann* u. s. w. zerlegt werden können. Doch der eigentliche Sinn desselben, welcher eben darin besteht, dass diese drei Männer beides, Feldherren und Staatsmänner zugleich waren, würde dadurch verloren gehen. Deshalb verrathen sich die coordinirten Subjecte und Prädicate als ursprüngliche Glieder einer Gesammtvorstellung, und insofern bewahrt der Satz seinen Charakter als eine geschlossene, wenngleich in mehrere Theile zerfallende Verbindung. Dies wird nur dann anders, wenn die Coordination der Prädicate in Wahrheit eine parataktische Aneinanderreihung mehrerer Sätze bedeutet, wie etwa in dem Beispiel: *Der Feind überschritt den Fluss und warf unsere Armee zurück*, ein Fall, wo die enge Association der beiden auf einander folgenden Gesammtvorstellungen in dem Hinwegbleiben des Subjectes beim Beginn des zweiten Satzes seinen naturgemäßen psychologischen Ausdruck findet, wo aber

immerhin nicht bloß logisch, sondern auch psychologisch zwei Satzinhalte vorliegen.

Analog dem Verhältniss zwischen Subject und Prädicat ist das des prädicirenden Verbums zu den Objecten, den näheren wie den entfernteren, auf die sich die Handlung bezieht. Eine Coordination von Objecten pflegt auch hier nur in dem Falle stattzufinden, wo die Objecte in der Gesammtvorstellung ein einziges zusammengehöriges Ganzes bilden, so dass dadurch die Geschlossenheit der Satzverbindung erhalten bleibt. In dem Satz: *der Feind zerstörte die Festung*, *die Stadt und die umgebenden Dörfer* bilden die drei Objecte Bestandtheile eines einzigen zusammengehörigen Thatbestandes, die sämmtlich schon in der zu Grunde liegenden Gesammtvorstellung enthalten waren.

Wesentlich abweichend ist dagegen in dieser Beziehung die Stellung des attributiven Verhältnisses, mag es nun, als eigentliches Attribut, in der Form ergänzender Bestimmungen des Subjectes oder des Objectes, oder aber, was psychologisch ebenfalls hierher gehört, als Adverbiale, als Ergänzung des verbalen Prädicates, auftreten. In jeder dieser Formen kann das Attribut weitere, ihm coordinirte Attribute zu sich nehmen, ohne dass eine bestimmte, durch den Inhalt der ursprünglichen Gesammtvorstellung gebotene Grenze existirt. Vielmehr ist es in vielen Fällen unzweifelhaft, dass bei weiterer Anhäufung solcher Attribute der Inhalt der ursprünglichen Gesammtvorstellung weit überschritten werden kann. Besonders leicht findet dies dann statt, wenn der Gegenstandsbegriff Prädicat des Satzes ist, indem in diesem Fall die Satzpause der weiteren Anreihung solcher Ergänzungen freien Spielraum lässt. Wenn nun jemand über einen Bekannten etwa urtheilt: *er ist ein guter*, *treuer*, *gewissenhafter*, *fleißiger Mensch*, so wird ziemlich sicher anzunehmen sein, dass mehrere dieser Prädicate ihm bei Beginn der Aussage nicht einmal undeutlich vorschwebten, sondern dass sie sich successiv als Ergänzungen der zuerst ausgesprochenen eingestellt haben, meist wohl in dem Augenblick, wo nach einem vorangehenden Attribut eine Pause entstand, in der die Subjectsvorstellung eine weitere attributive Ergänzung des Prädicates erwecken konnte.

Auf diese Weise durchdringen sich im Satze fortwährend, sobald seine Hauptbestandtheile irgendwie in eine Mehrzahl weiterer Glieder

auseinander treten, beide Verbindungsweisen der Vorstellungen, die geschlossene und die offene. Die Grundgestalt des Satzes, die in dem prädicativen Verhältniss zum Ausdruck kommt, beruht durchaus auf einer geschlossenen Verbindung. Aber in diese können nun Glieder eintreten, die Ausgangspunkte offener Verbindungen sind. An sich kann wohl jeder Satzbestandtheil zu solchen durch Association bewirkten Appositionen weiterer Wortvorstellungen Anlass werden. Doch liegt es in der Natur gewisser Glieder, dass sie sich dieser Apposition entziehen, falls nicht die ursprüngliche, der ganzen Satzbildung zu Grunde liegende Gesammtvorstellung sie schon enthielt: dann schließen sich jedoch die hinzutretenden Theile wiederum so eng an die primäre geschlossene Verbindung an, dass sie nicht mehr als freie Verbindungen angesehen werden können, was denn auch darin zum Ausdruck kommt, dass sich in solchen Fällen die Ergänzungen der einfachen Satzbestandtheile immer nur über wenige, leicht zu vereinigende Glieder erstrecken. Zu diesen trotz gelegentlicher Erweiterungen im ganzen die Grenzen der geschlossenen Verbindung nicht überschreitenden Gliedern gehören in erster Linie die Theile des prädicativen Verhältnisses, Subject und Prädicat, selbst und sodann die ihnen begrifflich nahe stehenden der Objecte zu der im Verbalbegriff ausgedrückten Handlung. Auf der andern Seite dagegen bilden alle im weiteren Sinne attributiven Verhältnisse, also das eigentliche Attribut und die adverbialen Ergänzungen des Verbums, insofern offene Verbindungen, als sie leicht den associativen Zutritt weiterer Vorstellungen gestatten.

Hiernach können wir symbolisch die zwischen zwei Gliedern des Satzes bestehende geschlossene Verbindung durch eine die beiden Vorstellungen verbindende Bogenlinie, die offene Verbindung durch einen über der Zeile zwischen ihnen angebrachten horizontalen Strich $^{-}$ andeuten. Dann bezeichnet die Formel $A\frown B$ durch die beiden Enden des Bogens ebensowohl die Geschlossenheit wie die durchgängig zweigliedrige Beschaffenheit dieser Art von Verbindungen. Die Formel $A^{-}B$ lässt dagegen erkennen, dass zwar auch hier natürlich die zweigliedrige Verbindung den Ausgangspunkt bildet, dass sich dann aber diese leicht über unbestimmt viele weitere Glieder $A^{-}B^{-}C^{-}D$ ausdehnen kann.

## 2. Apperceptive und associative Beziehungen der Satzglieder.

Die beiden Verbindungsformen, die sich nach ihrer äußeren Erscheinungsweise als geschlossene und offene gegenüberstellen lassen, beruhen nun offenbar auf wesentlich abweichenden inneren Bedingungen. Für die Beurtheilung dieser Bedingungen sind aber vor allem zwei psychologische Gesichtspunkte maßgebend.

Erstens weist die geschlossene Verbindung immer darauf zurück, dass ihre Theile Elemente der ursprünglichen Gesammtvorstellung sind, die der Bildung des Satzes zu Grunde liegt. Mögen jene Theile auch nur dunkel in dieser vorgestellt worden sein, irgend ein umfassenderes Ganzes, welches sie enthielt, muss wegen des geschlossenen Zusammenhangs aller Theile des Satzes vorhanden gewesen sein. Dagegen lässt die offene Verbindung die Möglichkeit zu, dass sich erst später, nach dem Aussprechen eines vorangehenden Bestandtheils oder während desselben, die weiteren Vorstellungen aggregirt haben. Dass dieser Fall wirklich stattfinde, wird natürlich um so wahrscheinlicher, je größer die Zahl der Glieder ist. Dieser Voraussage entspricht in der That der Bewusstseinzustand in beiden Fällen: dort, bei der Einreihung der Glieder einer geschlossenen Wortverbindung in ein Satzganzes, pflegt sich, sofern nicht Gedächtnissmängel störend eingreifen, die Articulation des Satzes ohne weiteres, gewissermaßen als eine selbstverständliche Folge aus der am Anfang vorhandenen Gesammtvorstellung zu vollziehen. Hier, bei der offenen Verbindung, erscheint nicht selten dem Sprechenden selbst eine hinzutretende Vorstellung deutlich als etwas neues, unerwartetes, das von der unmittelbar vorausgegangenen erst angeregt worden ist. Sodann deutet die überall durchgeführte binäre Beschaffenheit der Gliederung geschlossener Verbindungen unmittelbar an, dass jene früher im allgemeinen gekennzeichnete analytische Function der Satzbildung (S. 236) hauptsächlich bei ihr zur Wirkung gelangt: denn diese binäre Gliederung ist der sichtliche Ausdruck dafür, dass das Ganze, sei es die Gesammtvorstellung selbst, sei es eines der bereits aus ihrer Zerlegung hervorgegangenen Glieder, nicht bloß in Bestandtheile zerlegt, sondern dass jeder Theil zu dem ihm zugeordneten sowie zu dem ganzen Satze in eine jener Beziehungen gebracht wird, die

wir im einzelnen als die des Gegenstandes zu seiner Eigenschaft oder zu seinem Zustand oder zu einem andern Gegenstand, in ihrer Gesammtheit aber als die logischen Beziehungen bezeichnen. Nun ist eine logische Beziehung ihrer Natur nach beschränkt auf die zwei Vorstellungen, zwischen denen sie stattfindet. Nicht als ob ähnliche Beziehungen zwischen einer dieser Vorstellungen und einer dritten nicht ebenfalls möglich wären. Doch die Ausführung einer solchen fordert dann stets auch einen neuen, in sich geschlossenen Denkact. Ist z. B. $A$ ein Gegenstand und $B$ eine Eigenschaft desselben, so sind neben $\widehat{A\,B}$ noch andere beziehende Verbindungen $\widehat{A\,C}$, $\widehat{A\,D}$ u. s. w. oder auch $\widehat{A_1\,B}$, $\widehat{A_2\,B}$, $\widehat{A_3\,B}$ u. s. w. möglich, wenn im ersten Fall $C$ und $D$ andere Eigenschaftsvorstellungen, im zweiten $A_1$, $A_2$, $A_3$ andere Gegenstandsvorstellungen bedeuten. Doch eine simultan ausgeführte Beziehung zwischen $A$ und $B$, $C$, $D$ oder zwischen $A$, $A_1$, $A_2$, $A_3$ und $B$ ist nicht möglich. Jede analytische Beziehung im Satze ist also ein Act, der zwei Glieder, niemals mehr umschließt, und dieser Grundeigenschaft der beziehenden Function des Denkens entspricht jene oben bemerkte duale Gegenüberstellung der Satzglieder, Subject und Prädicat, Subject oder Object und Attribut, Verbum und Adverbiale. Psychologisch aber kann sie nur zurückgeführt werden auf die fundamentale Eigenschaft unseres Bewusstseins, dass die logischen Beziehungen der Vorstellungen successiv appercipirt werden, während zugleich die Ausführung derselben, da sie mit den die willkürliche Aufmerksamkeit charakterisirenden subjectiven Symptomen verbunden ist, als eine Willenshandlung erscheint. Schon Kant hat darum diese Eigenschaft als die discursive des logischen Denkens der intuitiven der Wahrnehmung in dem Sinne gegenübergestellt, dass dort der Verlauf der Begriffe von einem Punkte zum andern linear fortschreite, hier dagegen, bei den Wahrnehmungsassociationen, eine Vielheit einzelner Dinge auf einmal umfassen könne. Man kann nicht behaupten, dass diese discursive oder lineare Beschaffenheit des Denkens etwas a priori nothwendiges wäre. Wenn wir uns eine andere nicht vorstellen können, so hat dies seinen guten Grund darin, dass jene die wirkliche und eben darum eine andere für uns unmöglich ist. Schließlich müssen wir jedoch diese Eigenschaft gerade so wie die Beschaffenheit der in den

logischen Kategorien zum Ausdruck kommenden Beziehungen selbst als eine gegebene hinnehmen. Dies vorausgesetzt folgt dann die geschlossene Natur der Verbindungen unmittelbar aus der Natur der in diesen Kategorien zum Ausdruck kommenden Functionen des beziehenden Denkens.

Hiervon unterscheidet sich die Entstehung einer offenen Satzverbindung in doppelter Weise. Erstens findet die Apposition einer weiteren Vorstellung bei ihr immer nur so statt, dass sich die gleiche Beziehung wiederholt, die einem eben ausgeführten Denkacte zu Grunde lag; und da eine solche Wiederholung ohne bestimmte Grenze stattfinden kann, so ergibt sich daraus die offene Natur der Verbindung. Darum findet aber auch bei dieser Aggregirung einer dritten und vierten Vorstellung niemals eine neue Zerlegung in der Form einer weiteren Scheidung der Begriffe statt, sondern der vorher aus dem Ganzen losgelöste Begriff ruft einen weiteren gleicher Art wach. Darum gehören bei der offenen Verbindung die ferner hinzutretenden Glieder immer zur selben Begriffskategorie, der auch das erste, an das sie sich anschließen, angehört. Setzt sich z. B. die Zerlegung einer Gesammtvorstellung in Gegenstand und Eigenschaft $A\frown B$ in eine weitere Aufzählung von Eigenschaftsbegriffen $A\frown B\,\overline{\phantom{x}}\,C\,\overline{\phantom{x}}\,D$ fort, so sind $C$ und $D$ dem $B$ gleichartige Begriffe. Zugleich erhellt hieraus, dass irgend eine geschlossene Verbindung wenigstens in den uns geläufigen Formen des Denkens und der Sprache regelmäßig den Ausgangspunkt für die Bildung offener Verbindungen bildet: sie ist gewissermaßen der Krystallisationskern, an den sich die weiteren Glieder anlehnen müssen. Würde er fehlen, so würde überhaupt keine Satzbildung, also kein Act der Sprache, sondern eine einfache Vorstellungsassociation vorliegen. Hiermit hängt nun auch der zweite Unterschied zusammen, durch den sich die offene von der geschlossenen Verbindung sondert. Da die Entstehung der ersteren natürlich nur von dem Momente an gerechnet werden kann, wo sich an den erwähnten Kern weitere Vorstellungen anschließen, die mit dem einen Glied derselben näher verbunden sind, so beruht diese Apposition nicht auf einem neuen Act der Zerlegung der Gesammtvorstellung, sondern die neu hinzutretende wird von der bereits vorhandenen Theilvorstellung, an die sie sich

aggregirt, durch Association erweckt. Dabei bleibt allerdings die frühere Gesammtvorstellung das Substrat dieser Association. Aber ein neuer Act des analytischen Denkens ist entweder überhaupt nicht erforderlich, weil die associative Wirkung der einmal losgelösten Vorstellung auf jenes Substrat genügt, um neue, ihr coordinirte auszusondern, oder ein solcher, dem vorangegangenen völlig gleichender Zerlegungsact hebt sich so wenig von diesem ab, dass die von der ersten Vorstellung der Reihe ausgeübten Associationswirkungen immerhin die überwiegende Bedeutung besitzen. So kommt es, dass sich beim Eingehen offener Verbindungen in das Satzganze zwar die Vorstellungen ebenfalls in der allgemeinen linearen Form des discursiven Denkens an einander reihen, dass aber die willkürliche Aufmerksamkeit bei der Ausführung der Verbindungen zurücktritt, und diese vielmehr als das Werk einer successiven Association erscheinen. Hierbei bleibt die letztere nur insofern einer von dem Willen ausgehenden Regelung unterworfen, als das Substrat der Associationen die ursprüngliche Gesammtvorstellung ist, und als ihre allgemeine Richtung durch den zuerst entstandenen Zerlegungsact bestimmt wird.

Nach allen diesen Unterschieden lassen sich ihrem allgemeinen psychologischen Charakter gemäß die geschlossenen Satzverbindungen als Apperceptionsverbindungen oder auch, mit Rücksicht auf ihre Structur, als Wirkungen apperceptiver Zerlegung einer Gesammtvorstellung, die offenen als Associationsverbindungen oder als Wirkungen associativer Apposition zu einzelnen Producten der apperceptiven Zerlegung bezeichnen. Dabei darf man freilich nicht außer Acht lassen, dass es sich hier, wie bei den meisten solchen Unterscheidungen complexer psychischer Vorgänge, nicht um absolute Gegensätze, sondern, wie schon die obigen Erörterungen erkennen lassen und sich noch näher bei der Einzelbetrachtung der Satzformen zeigen wird, nur um die Hauptrichtungen der Vorgänge handeln kann.

Mit den in diesen verschiedenen Verbindungsformen begründeten Verhältnissen der Satzstructur hängen nun ferner auch jene Eigenthümlichkeiten der Satzform zusammen, die uns, soweit sie bei den verschiedenen Satzarten in Betracht kommen, schon oben beschäftigten (S. 248 ff.). Hierbei zeigt sich jedoch, dass jene Unterschiede

weit über das Gebiet der verschiedenen Satzarten, in denen sie in den gegenwärtigen Formen unserer Cultursprachen besonders auffallende Spuren zurückgelassen haben, hinausgreifen. Zugleich weisen die soeben erörterten Eigenschaften der geschlossenen und der offenen Satzverbindungen sowie die verschiedene Bedeutung, die dem prädicativen und dem attributiven Verhältnisse theils in den einzelnen Sprachformen theils in den verschiedenen Satzarten zukommen, auf die Gesichtspunkte hin, welche die Sätze nach den psychologischen Merkmalen ihrer Structur am zweckmäßigsten in gewisse Gruppen sondern lassen. Im Hinblick auf die bei den Satzarten besprochene Bedeutung des prädicativen Verhältnisses im Satze werden wir nämlich solche Satzformen, die ausschließlich aus geschlossenen oder apperceptiv gegliederten Verbindungen aufgebaut sind, als rein prädicative, solche dagegen, in denen die offenen oder die associativen Verbindungen vorherrschen, als attributive bezeichnen können. Dabei kommt in Betracht, dass bei der Apposition associativer Satzglieder, wie oben (S. 268) bemerkt wurde, selbst die primäre Satzzerlegung, die nach dem vorhin gebrauchten bildlichen Ausdruck in allen entwickelteren Sprachformen den Krystallisationskern für die weiteren Glieder abgibt, eine attributive Bedeutung haben kann, die wir nur vermöge unserer von der prädicativen Satzform bestimmten Denkgewohnheiten als eine prädicirende auffassen. Neben diesen beiden einander als Gegensätze gegenüberstehenden Satzformen können wir endlich als eine dritte, gemischte, in unseren Sprachen die häufigste, die prädicativ-attributive unterscheiden. Wir gehen zunächst von den beiden extremen Formen aus, weil sich aus ihnen die Structur der Mischformen am besten verstehen lässt; und wir stellen wieder die logisch durchsichtigere, die prädicative voran, obgleich sie aller Wahrscheinlichkeit nach erst das Product einer langen Entwicklung ist.

## 3. Prädicative Satzformen.

### a. Einfache prädicative Sätze.

Die rein prädicative Satzform tritt uns in ihren ursprünglichsten Gestaltungen in den einfachen Wahrnehmungsaussagen entgegen, wie: *der Blitz leuchtet*, *der Donner rollt*, *das Schiff versank*, *die*

*Sonne wird aufgehen* u. a. Die Gesammtvorstellung besteht bei ihnen aus einem einzigen Wahrnehmungsbilde, sei es aus einem unmittelbar gegenwärtigen oder aus einem früher erlebten oder erwarteten. Dass diese Gesammtvorstellung als ein Ganzes simultan im Bewusstsein ist, und dass die Aussage lediglich das Anschauungsbild in Theile gliedert, die an sich in der Wirklichkeit nicht getrennt vorkommen, aber im Denken gesondert und zugleich in Beziehungen zu einander gesetzt werden, ist unmittelbar einleuchtend. Nach dem Vorbild derartiger einfacher Aussagesätze von erzählendem Inhalt werden dann aber in unseren Sprachen auch solche einfache Beziehungen, die eigentlich attributiv gedacht sind, mittelst der Copula in die prädicative Form gebracht, so dass nun auch über Sätze wie *die Rose ist roth*, *die Erde ist eine Kugel* und ähnliche, die prädicirende Function ihre Herrschaft ausdehnt.

Eine erweiterte Gestalt gewinnt die prädicative Satzform, wenn die beiden Hauptglieder des Satzes, Subject und Prädicat, jedes für sich abermals dual gegliedert werden, so dass jedes von ihnen, sobald man es aus dem Satze löst und unter dem Gesichtspunkt des prädicativen Verhältnisses betrachtet, wiederum als ein einfacher prädicirender Satz erscheint, der sich aber durch Wegfallen der Copula und unter Umständen durch Aenderungen der Wortformen dem dominirenden Subjects- und Prädicatsverhältnisse unterordnet. Auf diese Weise zerlegt sich in dem regelmäßig in binären Verbindungen aufgebauten Satze zunächst das Subject in das eigentliche Subject und sein Attribut, das verbale Prädicat in das Verbum und sein Object, in das Verbum und das Adverbiale oder, wenn es ein nominales Prädicat ist, in das Prädicatsnomen und sein Attribut. Ist endlich das Attribut in das eigentliche Attribut und eine ergänzende Bestimmung desselben, oder das Object in ein näheres und ein entfernteres gegliedert, so bildet dort das eigentliche Attribut, hier das nähere Object mit dem Begriff, dem es zugeordnet wird, eine engere Einheit, dem die entfernteren Begriffe gegenüberstehen, worauf dann erst jene engere Einheit selbst abermals dual gegliedert ist. In diesem Sinne können Sätze wie *ein redlich denkender Mensch verschmäht die Täuschung*, *der Bote übergab dem Diener die Briefe* u. a., Formen, wie sie unter den gewöhnlichen, über die einfachsten Prädicatsverbindungen hinausgehenden Aussagen die Mehrzahl bilden, in allen

ihren Theilen als binäre Verbindungen höherer Ordnung betrachtet werden, deren dem Hauptprädicatsverhältniss untergeordnete Glieder selbst wieder die prädicirende Function in verdichteter Form enthalten. So schließt das Subject des ersten der obigen Sätze zunächst die Aussage in sich 'ein Mensch denkt redlich', dann das so entstehende Prädicat wieder die andere 'redlich (oder Redliches) wird gedacht'; und das Hauptprädicat enthält ebenso in verdichteter Form die Aussage 'die Täuschung wird verschmäht'. Analog lässt sich der logische Inhalt des Prädicats im zweiten Beispiel in dem Satz ausdrücken 'die Briefe wurden dem Diener übergeben', worauf der Inhalt dieses neuen Prädicats dem unvollständigen Satz entspricht: 'dem Diener wurde (etwas) übergeben'. Dass wir jedesmal grammatische Veränderungen vornehmen müssen, um eine Verbindung, die im wirklichen Satz eine der Untergliederungen der Aussage bildet, in die prädicirende Form überzuführen, kann natürlich an der Thatsache, dass ein solcher Theil logisch ein prädicatives Verhältniss einschließt, nichts ändern. Denn die Form, die dieses im Satze gewinnt, ist ja nicht bloß durch das Verhältniss seiner eigenen Glieder zu einander, sondern vor allem durch das zu der Hauptaussage, also zu dem eigentlichen Subject und Prädicat bestimmt. Dass aber jeder in dieser Weise dual gegliederte Bestandtheil logisch in der prädicirenden Form gedacht werden kann, wird ersichtlich, wenn wir ihn isoliren und unter den entsprechenden, die Begriffe selbst unverändert lassenden grammatischen Umwandlungen in einen selbständigen Satz überführen. Denn nun enthält dieser genau das, was er auch im wirklichen Satz ausdrückt, nur losgelöst von den Beziehungen, in denen jener Theilinhalt zu den übrigen Bestandtheilen des Satzes steht.

Hiermit darf nun aber keinesfalls die Vorstellung verbunden werden, die attributiven, objectiven, adverbialen Verbindungen seien auch psychologisch nichts anderes als prädicative Verhältnisse, oder sie seien gar thatsächlich aus den letzteren hervorgegangen. Vielmehr ist nicht zu übersehen, dass diese Untergliederungen des Satzes nur in ihrer Verbindung mit dem Hauptprädicatsverhältniss Wirklichkeit besitzen, und dass sie in unmittelbarem Anschluss an dieses, nicht außerhalb desselben entstanden sind. Demnach fasst sie auch das wirkliche Denken niemals anders als in dieser Verbindung auf, und jene logische Betrachtungsweise wird immer erst durch eine

nachherige Abstraction möglich[1]). Dagegen muss man wohl annehmen, dass die den Satz beherrschende prädicative Gliederung seiner Haupttheile in doppelter Weise auf die übrigen Bestandtheile herüberwirkte: erstens formal, indem das Princip der binären Zerlegung auch die Untergliederungen derart beeinflusst, dass es in dem Satzbau einer von der prädicirenden Function beherrschten Sprache für diese ebenfalls die Vorherrschaft gewinnt; und zweitens material, indem auf das logische Verhältniss der Theile dieser Untergliederungen zu einander die prädicative Function in dem Sinne einwirkt, dass eine Angleichung der verschiedenen Begriffsverhältnisse an das Subjects- und Prädicatsverhältniss stattfindet. Wie die Bevorzugung der binären Form ein Zeugniss für jene formale Angleichung, so kann ein solches für diese materiale in den Veränderungen gesehen werden, die der Inhalt des einfachen attributiven Satzes durch die Entwicklung der Copula erfuhr. Als an die Stelle der einfachen attributiven Gliederung 'die Rose roth' die prädicative trat 'die Rose ist roth', da war freilich kein neuer objectiver Gedankeninhalt entstanden; aber es hatte sich doch eine Veränderung in der subjectiven Auffassung des Gedankeninhaltes eingestellt, indem das 'ist' diesen Inhalt als einen von dem aussagenden Subject vorgefundenen und so auch mit dieser subjectiven Bekräftigung wieder dem Hörer mitgetheilten erscheinen lässt. In diesem Sinne ist daher der objective Gedankeninhalt selbst attributiv geblieben, aber die Aussage über ihn ist aus einer attributiven zu einer prädicativen geworden. Nun tritt bei jenen Untergliederungen der Aussage eine directe Umwandlung in eine prädicative

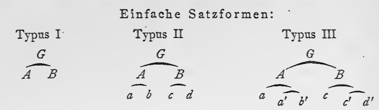
[1]) Eine solche Verwechslung des wirklichen Verhältnisses der Begriffe mit ihrer auf logischer Abstraction beruhenden Snbsumtion unter das Grundverhältniss von Subject und Prädicat charakterisirt die Auffassung K. Ferd. Beckers, der anch in diesem Punkte von der einseitig logischen Betrachtungsweise des Satzes geleitet wird (Ausführliche deutsche Grammatik, II, 1837, S. 85 ff.). Schon der Umstand, dass es doch zahlreiche Fälle attributiver und adverbialer Verbindungen gibt, bei denen das Princip der dualen Gliederung nicht zutrifft, widerspricht dieser Anffassung. Thatsächlich ist eben die Entwicklung genau die umgekehrte: nicht selbständige prädicative Verhältnisse einfachster Art sind von einem größeren Satzganzen aufgenommen und dadurch gewissermaßen zu attributiven, adverbialen, objectiven Verbindungen verstümmelt worden; sondern diese Verbindungen haben in einem gewissen Maße von dem prädicativen Hanptverhältniss Einflüsse erfahren, die jedoch, wie vor allem die nnten (5) zu besprechenden attribntiv-prädicativen Satzformen zeigen, keineswegs von allgemeingültiger Art sind.

Form nirgends ein; und deshalb werden jene in Wahrheit nicht prädicativ gedacht. Doch in der Thatsache, dass auch in diesen Bestandtheilen die Beziehung durchgängig eine solche ist, bei der jedesmal der eine Begriff als der Hauptbegriff erscheint, dem der andere zugeordnet wird, liegt immerhin eine analoge subjective Angleichung an das prädicative Verhältniss; und die allgemeiner gewordene binäre Gliederung selbst ist offenbar nichts anderes als die Wirkung dieser subjectiven Gedankenbeziehung auf die äußere Form des Satzes. Zugleich geht dem noch eine weitere psychologische Angleichung parallel. Im selben Maße, wie jene regelmäßige Zweitheilung durchdringt, ist nämlich der ganze Satz in allen seinen Bestandtheilen in der ihm vorausgehenden Gesammtvorstellung bereits vorgebildet, und setzt sich somit der Charakter der geschlossenen Verbindung von dem einfachsten prädicirenden Satze auf solche verwickeltere Satzgebilde fort.

Alle die Sätze, in denen das Subject oder das Prädicat oder beide zugleich in weitere Glieder zerfallen, zählt man nun grammatisch zusammen mit den bloß aus einem einzigen Subject und Prädicat bestehenden Aussagen zu den einfachen Sätzen. Kriterium des einfachen Satzes ist also hierbei nicht die Zahl der im Satze enthaltenen Vorstellungen, sondern lediglich die Einheit von Subject und Prädicat. Bezeichnen wir die Gesammtvorstellung, aus welcher die Satzbildung hervorgeht, symbolisch mit $G$, Subject und Prädicat des Satzes mit $A$ und $B$ und die etwaigen Untergliederungen dieser Hauptbestandtheile mit $a$, $b$, $c$, $d$ u. s. w., so sind demnach die sämmtlichen Formen solcher binär gegliederter einfacher Sätze geschlossene Verbindungen. Daran wird auch dann nichts geändert, wenn das Subject und Prädicat oder beide gleichzeitig aus mehreren copulativ mit einander verbundenen Vorstellungen bestehen, so lange nur solche Theile zusammen einen einheitlichen Begriff ausmachen, der schon in der ursprünglichen Gesammtvorstellung vorgebildet war. Ebenso liegt keine wesentliche Aenderung des Verhältnisses vor, wenn bei wachsender Anzahl solcher Theile, oder bei wachsender Menge der Untergliederungen viele Einzelheiten nur dunkel in der anfänglichen Gesammtvorstellung enthalten sein können. Dass sie trotzdem alle irgendwie in ihr vorgebildet sind, bringt eben die geschlossene Natur der Verbindung nothwendig mit sich. Denn

jeder geschlossene Gedankeninhalt in dem hier festzuhaltenden psychologischen Sinne ist ein simultaner, was natürlich ein wechselndes Dunkler- und Klarerwerden der einzelnen Theile keineswegs ausschließt, Veränderungen, die in der That stets und von Moment zu Moment beim Aussprechen eines Satzes eintreten. Als Haupttypen einfacher Sätze von verschiedener Verwicklung der Structur lassen sich hiernach die folgenden drei betrachten, von denen übrigens der dritte noch in mannigfachen Modificationen vorkommen kann, die sich leicht aus beliebigen Beispielen entwickeln lassen:

Einfache Satzformen:




b. Zusammengesetzte prädicative Sätze.

Von dem einfachen unterscheidet sich der zusammengesetzte Satz dadurch, dass er aus mehreren einfachen Sätzen besteht, die in eine der Beziehung der Bestandtheile des einfachen verwandte Beziehung zu einander treten, so dass die ganze Verbindung in Folge dessen eine neue Satzeinheit bildet. Die einfachste und häufigste Verbindung ist auch hier wieder die zweigliedrige, wobei aber die Glieder nicht Satzbestandtheile, sondern selbständige Sätze sind. Die Hauptunterschiede zusammengesetzter Sätze beruhen dann auf der Festigkeit dieser Verbindung und, was damit zusammenhängt, auf dem Verhältnisse der verbundenen Sätze zu einander. Mit Rücksicht auf diese Eigenschaften stehen sich hier vor allem die parataktische und die hypotaktische Satzverbindung gegenüber. Bei jener sind zwei auf einander folgende Satzinhalte in eine Beziehung gebracht, ohne dass jedoch der eine Inhalt als abhängig von dem andern aufgefasst wird. Es sind, wie wir oben gesehen haben, besondere, theils alt überlieferte, theils neu entstandene Conjunctionen, die die Function der Angliederung solcher coordinirter Satzverbindungen übernehmen (S. 297 f.). Bei den hypotaktischen Verbindungen ist der eine Satz, der Hauptsatz, dem andern, dem Nebensatz, übergeordnet, und wiederum sind es besondere, in

dieser unterordnenden Bedeutung verhältnissmäßig spät entwickelte Pronominalformen und Conjunctionen, die dem Ausdruck eines solchen Verhältnisses dienen.

Der Ursprung der hypotaktischen aus der parataktischen Verbindungsform, auf den neben der veränderten Structur des Nebensatzes schon das Verhältniss dieser verbindenden Elemente hinweist, geht nun in doppelter Weise vor sich, indem zunächst zwei Grundformen parataktischer Satzverbindung entstehen, an die sich dann ebenso zwei hypotaktische anschließen. Auf der einen Seite kann sich nämlich eine gleichgeordnete Verbindung von Sätzen dadurch bilden, dass sich an einen einzelnen gegenständlich gedachten Begriff des vorangehenden Satzes, sei er nun das Subject oder Object oder ein Prädicatsnomen, ein zweiter Satz anschließt: in diesem Fall geschieht die Verbindung durch das Demonstrativpronomen, welches zunächst auf jenen Begriff des vorangehenden Satzes hinweist, und sodann diesen selben Begriff zum Theilinhalt des zweiten Satzes macht, der dabei aber dem ersten gleichgeordnet bleibt. Wird nun dieser selbständige Demonstrativsatz in den vorangehenden incorporirt, und direct an den durch das Demonstrativpronomen bezeichneten Begriff angeschlossen, so geht die Verbindung aus einer parataktischen in eine hypotaktische über: der Demonstrativsatz wird, unter Umwandlung des Demonstrativ- in das Relativpronomen, zu einem Relativsatz.

Auf der andern Seite kann eine gleichgeordnete Verbindung dadurch entstehen, dass der folgende Satz auf den ganzen Inhalt des vorangegangenen, nicht bloß auf einen einzelnen Begriff, zurückweist: hier wird die Verbindung zunächst durch eine der parataktischen Conjunctionen vermittelt. Diese lassen sich drei allgemeinen Beziehungsformen unterordnen, die wir als Coordination (*und*, *auch*, *also*, *denn* u. s. w.), Opposition (*aber*, *sondern*, *dennoch*, *dagegen*) und Limitation (*indessen*, *gleichwohl*, *jedoch*, *übrigens* u. a.) unterscheiden können, die aber nicht immer scharf gegen einander begrenzt sind, da namentlich zwischen der dritten und einer der beiden andern Kategorien Uebergänge vorkommen. Von diesen drei Beziehungsformen ist es hauptsächlich die erste, die Coordination, die schon innerhalb der parataktischen Satzordnung verschiedene Verhältnisse räumlicher, zeitlicher und conditionaler Beziehung aus

sich entwickelt. Solche speciellere Formen der Coordination, das *zugleich*, *darauf*, *deshalb*, *denn*, *darum*, welche die einfache und unbestimmte Verbindung (*und*) näher determiniren, bilden nun insofern den Uebergang zur hypotaktischen Gliederung, als bei ihnen inhaltlich schon ein Abhängigkeitsverhältniss gedacht wird, das in den verbindenden Partikeln angedeutet ist. Aus diesen parataktischen Raum-, Zeit- und allgemeinen Bedingungsverhältnissen geht dann die hypotaktische Form wirklich hervor, sobald sich der Satz, der durch die allgemeine Abhängigkeitspartikel eingeleitet wird, dem Hauptsatz durch Veränderung der Conjunction und eventuell durch geänderte Anordnung der Satzglieder unterordnet, während der Hauptsatz selbst keine wesentlichen Veränderungen erfährt. Genetisch kommt dieses Verhältniss nicht selten darin zum Ausdruck, dass die hypotaktische Conjunction direct aus einem adverbialen Bestandtheil des Hauptsatzes entspringt, während die parataktische dem zweiten Satz noch selbständig angehört hatte. Darum lässt sich dieser Uebergang der Parataxe in die Hypotaxe auch als ein Vorgang auffassen, bei dem ein Bestandtheil des Hauptsatzes, der die Art der Prädicirung näher bestimmt, von dem Nebensatz attrahirt wird und damit diesen in einen dem ersten untergeordneten umwandelt, unter Verdrängung der parataktischen Conjunction, falls eine solche vorhanden war. Doch ist dies zwar der psychologisch durchsichtigste, aber keineswegs der einzige Modus der Entwicklung. Namentlich kann es auch vorkommen, dass Sätze, die ursprünglich überhaupt ohne verbindende Partikeln einander folgen, durch die Entwicklung der Beziehungsformen in ein solches Verhältniss der Unterordnung treten, indem sie die der Art der Abhängigkeit entsprechende Conjunction aus andern bereits geläufigen Satzverbindungen associativ aufnehmen. Der auf einem dieser Wege entstandene conjunctive Nebensatz bezieht sich demnach stets auf das Ganze des Hauptsatzes, und er unterscheidet sich dadurch von dem stets nur an einen einzelnen Begriff sich anlehnenden Relativsatz.

Dieser wesentliche Unterschied macht es erklärlich, dass der Relativsatz enger als der conjunctive Nebensatz mit dem Hauptsatz verbunden ist: jener wird demselben eingegliedert, dieser wird ihm angegliedert. Bei jenem ist die selbständige Satzform so verwischt, dass er als ein zum einfachen Satz gehörendes, selbst aber

in die Satzform aufgelöstes Attribut erscheint; und in der That gehen, nachdem erst einmal das Relativpronomen entstanden, nicht selten Relativsätze direct aus einer solchen Gliederung eines Attributes hervor. Dagegen bleibt der conjunctive Nebensatz dem Charakter eines selbständigen Satzes dauernd näher. Dies zeigt sich schon darin, dass er, falls nicht secundäre Aenderungen der Satzgliederung in Folge der unten zu besprechenden Verwebungen der Satzgebilde eintreten (Nr. VI), dem Hauptsatz entweder folgt oder vorausgeht, nicht aber, wie der Relativsatz, demselben incorporirt wird, ein Unterschied, der durchaus seiner Rückbeziehung auf das Ganze des Hauptsatzes entspricht. Dabei ist es das primäre Verhältniss, dass der Nebensatz dem Hauptsatze folgt, da dies die der parataktischen Satzverbindung, die den Ausgangspunkt der Entwicklung gebildet hat, nothwendig zukommende Form ist. Bei dieser, bei der die Sätze noch unabhängige Gedankeninhalte darstellen, kann natürlich immer erst in dem Augenblick, wo der zweite Satz beginnt, der Gedanke einer Beziehung zum vorangegangenen auftauchen und in einer entsprechenden Partikel Ausdruck finden. Ist die vollständige hypotaktische Gliederung eingetreten, so kann sich nun allerdings dieses Verhältniss umkehren; ja in solchen Fällen, wo der Inhalt des Nebensatzes als die Bedingung für den des Hauptsatzes aufgefasst wird, erhebt sich sogar diese Stellung zur herrschenden: die Richtung des Denkens von der Bedingung zur Folge, von der Ursache zur Wirkung gibt nun auch den Bestandtheilen des Satzes diese Ordnung. Während also die parataktischen Conjunctionen *denn*, *darum* nothwendig den zweiten Satz einleiten, ist für die hypotaktischen *wenn*, *weil* jede Ordnung möglich. Die ursprünglichere ist auch bei ihnen die, dass der Nebensatz, dem sie angehören, nachfolgt. Doch hat sich hier in fortschreitendem Maße die Tendenz nach Voranstellung der Bedingung geltend gemacht. Demselben Zuge sind dann auch die zeitlichen Conjunctionen gefolgt, nur mit dem Unterschied, dass die Folge der Erzählung und die der Ereignisse immer, in der parataktischen wie in der hypotaktischen Gliederung der Rede, einander entsprechen müssen, und dass daher nicht die Sätze ihre Stellen gewechselt, sondern ihre Rollen getauscht haben. Der vorangehende Satz ist zum Neben-, der folgende zum Hauptsatz geworden, und jener hat dem entsprechend die Conjunction an sich gezogen: aus ‘die Verstärkungen trafen

ein, dann brachen die Truppen auf' wird hypotaktisch: 'nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, brachen die Truppen auf'.

#### c. Psychologisches Verhältniss parataktischer und hypotaktischer Satzverbindungen.

Diese Umstellungen der Sätze oder der ihre Beziehungen ausdrückenden Conjunctionen weisen nun zugleich auf die wesentlichen psychologischen Structurunterschiede der parataktischen und der hypotaktischen Satzverbindungen hin. Bei den ersteren ist jeder Satz Inhalt einer selbständigen Gesammtvorstellung. Dabei mag bei der Bildung des ersten vielleicht schon eine dunkle Andeutung des folgenden, mehr in der Form eines Gefühls als bestimmter Vorstellungen im Bewusstsein, vorhanden sein: im ganzen wird man aber auch hier voraussetzen dürfen, dass die sprachliche Form der Gedanken ein treuer Abdruck ihrer wirklichen Beschaffenheit sei. Ueber die primitivste, ohne alle verknüpfenden Partikeln stattfindende Form der Aneinanderreihung geht nun die parataktische Verbindung selbst schon dadurch hinaus, dass augenscheinlich in dem Moment, wo eine folgende, mit der ersten in Beziehung stehende Gesammtvorstellung in das Bewusstsein tritt, auch die Art dieser Beziehung irgendwie bewusst ist. Dabei wird demnach die Aneinanderreihung der Gesammtvorstellungen selbst noch als eine rein associative zu denken sein; aber ein Ansatz zur Bildung einer weiteren, beide Sätze umfassenden Gesammtvorstellung ist doch offenbar darin gelegen, dass sich in den Bindepartikeln im Moment des Uebergangs von einem Gedankeninhalt zum andern nicht bloß ein Gefühl der Existenz einer Verbindung beider, sondern mehr und mehr auch eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Verbindung geltend macht. Jenes anfänglich unbestimmte Gefühl zieht allmählich die entsprechenden Vorstellungsbestandtheile an sich: die ursprünglich einfach coordinirenden Partikeln nehmen bestimmtere zeitliche, räumliche u. s. w. Bedeutungen an. Schließlich attrahiren sich daher beide Gedankeninhalte derart, dass sie zu einer Gesammtvorstellung zusammenwachsen. Dies geschieht aber bei den beiden Formen des Nebensatzes wieder in sehr verschiedener Weise, gemäß den abweichenden Attractionsbedingungen. Der demonstrative Folgesatz

wird von der einzelnen Vorstellung attrahirt, die ihn associativ erregt hat: die ihm entsprechende Gesammtvorstellung wird daher vollständig von der des vorangehenden Satzes absorbirt, und der Relativsatz selbst wird so dem Hauptsatze eingegliedert. Anders bei den durch parataktische Conjunctionen vermittelten Verbindungen: hier bleiben die beiden Gesammtvorstellungen bestehen, aber sie ordnen sich beide einer allmählich sich ausbildenden, beide umfassenden Gesammtvorstellung unter, in der nun zugleich eine bestimmte Gedankenbeziehung, ausgedrückt in der Bindepartikel, die Glieder in ein Verhältniss der Ueber- und Unterordnung bringt.

Hiernach können wir uns den Uebergang der Parataxe in beide Formen der Hypotaxe durch das folgende Schema veranschaulichen, in welchem wieder, wie oben, das Zeichen ⌒ eine geschlossene, durch apperceptive Gliederung eines Vorstellungsganzen, das Zeichen — eine offene, durch Association vermittelte Verbindung bezeichnen soll; außerdem wollen wir mit *c* das Beziehungselement des Satzes (Demonstrativ-, Relativpronomen oder Conjunction) andeuten, dessen wechselnde Verbindungsweise zugleich seine verschiedenen Functionen nach ihrer formalen Bedeutung kenntlich machen soll:

| Parataxe | Relativsatz | Conjunctiver Nebensatz |
| --- | --- | --- |
| $G_1$ — $G_2$ | $G_1$ | $\overset{\frown}{G}$ |
| $\overset{\frown}{A\ B}$ \| $\overset{\frown}{C\ D}$ | $\overset{\frown}{A\ B}$ | $\overset{\frown}{G_1}$ \| $\overset{\frown}{G_2}$ |
| $c$ | $\overset{\frown}{C(c)\ D}$ | $\overset{\frown}{A\ B}$ \| $\overset{\frown}{C\ D}$ |
| | | $c$ |

Natürlich kann hier jeder der Bestandtheile $A$, $B$ u. s. w. wieder in der mannigfaltigsten Weise binär gegliedert sein. Nach dem bei dem einfachen Satze Bemerkten bedarf das keiner weiteren Erörterung. Haupt- und Nebensatz und bis zu einem gewissen Grade, besonders nach seinen Prädicatsbestandtheilen, auch der Relativsatz, bleiben eben hinsichtlich dieser Zerlegbarkeit in weitere Bestandtheile selbst Sätze, die nur in Folge ihrer Ein- und Angliederungen wieder zu einem complicirteren Satzganzen zusammenwachsen. Dabei bleibt bei der reinen Hypotaxe, so lange nicht die unten (5) zu erörternden Mischerscheinungen eintreten, das Ganze eine geschlossene Verbindung, hervorgegangen aus einer einzigen Gesammtvorstellung. Zugleich ist diese Gliederung ihrem psychologischen Wesen nach die

Wirkung einer Reihe in geordneter Form sich an einander schließender Apperceptionsacte, deren jeder in der Auffassung der Beziehung je zweier Glieder zu einander und zum Ganzen besteht, — ein psychischer Vorgang, zu welchem eben die binäre Satzgliederung nur die sprachliche Außenseite bildet.

In diesem Sinne können wir demnach überhaupt eine geschlossene Verbindung dieser Art, sie mag noch so verwickelt sein, als eine einzige zusammengesetzte Apperceptionsverbindung betrachten. Gerade die Entstehung des zusammengesetzten Satzes in seinen verschiedenen Formen weist aber bereits darauf hin, dass diese rein apperceptive Form des Denkens nicht die ausschließliche, und dass sie namentlich nicht die ursprüngliche ist, vielmehr selbst aus jenen offenen, auf Associationen beruhenden Verknüpfungen hervorwächst, wie uns solche vor allem auch in den parataktischen Satzverbindungen begegnen. Dabei sind in diesen die verschiedensten Uebergangsstufen gegeben, bei denen sich in der zwischen den unabhängigen Sätzen bestehenden Beziehungsform die eintretende Einordnung der Theile in eine größere umfassendere Gesammtvorstellung bereits vorbereitet. Vom Gesichtspunkt der Oekonomie des Denkens aus erscheint dieser Vorgang von eminenter, weit über das ihm gewöhnlich zugeschriebene Maß hinausgehender Bedeutung. Denn durch die Ausdehnung der binären apperceptiven Gliederung der Gedankeninhalte über eine Mehrheit von Sätzen breitet sich der Umfang des Denkens weiter und weiter aus, und in dem Maße, als er auf solche Weise extensiv zunimmt, verstärkt sich intensiv seine Energie, indem das Entlegene genähert, das ursprünglich in eine größere Zahl von Denkacten Gesonderte in eine Einheit zusammengefasst wird. Darum ist die zunehmende Herrschaft der prädicativen Satzform eine der allergrößten Umwälzungen in der Geschichte des menschlichen Denkens. Aber dieser ganze Vorgang zeigt auch schon, gerade aus Anlass der Entstehung der zusammengesetzten Sätze, dass diese prädicative Satzform mindestens in solcher Ausdehnung der Entwicklung ein verhältnissmäßig spätes Erzeugniss ist, und dass ihr eine wesentlich andere Form des Denkens vorausging, aus der sie sich allmählich hervorgebildet hat.

## 4. Attributive Satzformen.

### a. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurtheilung fremder Sprachformen.

Versucht man es, aus einer fremden in die eigene Sprache eine verwickeltere Satzconstruction Wort für Wort zu übersetzen, so entstehen bekanntlich schon bei Sprachen von verwandter Structur, wie Griechisch und Deutsch, nicht selten gezwungene Wort- und Satzfügungen; aber unverständlich werden solche wörtliche Uebertragungen selten. Wenn wir dagegen aus irgend einer Sprache von abweichenderem Bau, z. B. aus einer altaischen oder amerikanischen, einen Text wörtlich übertragen, so ist er nur noch unter der Bedingung relativ leicht verständlich, dass es sich um ganz einfache Sätze handelt. Ist die Sprache zu einem verwickelteren Satzbau fortgeschritten, so macht uns hier der zusammengesetzte Satz zunächst einen völlig fremdartigen Eindruck: fast erscheint er wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Wörtern. Eine nähere Analyse zeigt aber leicht, wie der Grund hiervon nur darin liegt, dass unsere Formen der Satzfügung in einer solchen Sprache durch andere ersetzt sind, die zum größten Theil nicht auf dem prädicativen, sondern auf einem attributiven Verhältnisse beruhen. Um zu einem wirklichen Verständnisse der Satzformen zu gelangen, muss man daher vor allem von den der eigenen Sprache entnommenen Denkformen zu abstrahiren suchen. Dies geschieht nun in den gewöhnlichen wörtlichen Uebertragungen von Sprachproben nur unvollkommen. Denn gewöhnlich folgt zwar die Uebersetzung Wort für Wort dem Original; dabei werden aber in der Regel zugleich überall diejenigen Wortformen eingesetzt, die in unserer eigenen Sprache den Sinn möglichst treu wiedergeben. Man folgt also in der Uebersetzung genau der Satzfügung der fremden Sprache, behält sich aber im Gebiet der Wortformen eine freie Bewegung vor. Dieses gemischte System scheint mir nun unter jedem Gesichtspunkt seinen Zweck zu verfehlen: das Verständniss des Sinnes wird dadurch kaum wesentlich erleichtert; das Eindringen in den Geist der fremden Sprache wird aber erschwert, indem man in sie Wortformen hinüberträgt, die sie überhaupt nicht besitzt, und auf deren Mangel gerade der völlig anders geartete Satzbau nicht selten

beruht. So nimmt vielfach erst in Folge dieser syntaktisch gebundenen, in der Wortform freien Uebersetzungsweise der fremde Satz eine barocke Gestalt an, und er wird verständlicher, wenn wir ihm auch in der Wortform sein ursprüngliches Gepräge lassen. Für ein Wort, das nach seiner Form sowohl Verbum wie Nomen sein kann, sollten wir daher, wenn wir es seinem Begriff nach durch ein Verbum wiedergeben müssen, jedenfalls die Form eines passenden Verbalnomens wählen. Wo eine Sprache Tempus und Modus nicht unterscheidet, da sollten auch wir solche Bestimmungen nicht nach Maßgabe unserer Sprachgewohnheiten hinzufügen. Eine Partikel, die irgend welche Begriffsmodificationen des Nomens oder Verbums ausdrückt, sollten wir wieder durch eine Partikel übersetzen, und zwar möglichst durch eine solche, die den verschiedenen Anwendungsweisen gleichzeitig gerecht wird, nicht abwechselnd durch eine Conjunction oder Präposition oder ein Adverbium oder gar durch die Copula oder durch Hülfsverben, vollends wenn die betreffende Sprache Copula, Conjunctionen und Hülfsverben überhaupt nicht besitzt. Dagegen werden wir Casusunterscheidungen des Nomens oder die verschiedenen Genus-, Modus- und Tempusformen des Verbums stets durch die entsprechenden Formen unserer eigenen Sprache ausdrücken können, auch wenn diese an sich abweichenden Ursprungs sind, falls wir nur im allgemeinen sicher sein können, dabei der fremden Sprache keine Begriffe unterzuschieben, die nicht in ihr selbst vorhanden sind[1]).

### b. Einfache attributive Sätze.

Betrachtet man, von den obigen Gesichtspunkten geleitet, Satzconstructionen der verschiedensten Sprachen, so erkennt man unschwer, bei aller Abweichung im einzelnen, doch eine bestimmte Entwicklungsfolge. Auf der niedersten Stufe begegnet uns zunächst

[1]) Ans einem andern Grund ungeeignet zur Erkenntniss der Sprachform sind vielfach die Bibeltexte, besonders die in Adelung-Vaters »Mithridates« und oft noch neuerdings als Sprachproben beliebten Vaterunser-Uebersetzungen. In der Regel übertragen hier die Missionare den Bibeltext Wort für Wort in die fremde Sprache, so dass die syntaktischen Eigenthümlichkeiten der Sprachform dadurch gänzlich verwischt werden.

eine Form der Rede, die wir als die einfachste attributive Satzform bezeichnen können. Sie besteht in dem sprachlichen Ausdruck einfacher Wahrnehmungsinhalte: ein Gegenstand, eine Person oder Sache wird mit einer Eigenschaft oder einem Zustand ohne weitere grammatische Hülfsmittel verbunden. Eigenschaft und Zustand selbst werden nur durch die dem Gegenstand nachfolgende Stellung von diesem geschieden: in ihrer Wortform sind sie dem substantivischen Nomen gleich und können daher in andern Satzverbindungen im Sinne eines solchen auftreten. Dem entsprechend wird in der Regel das Pronomen in seiner substantivischen Anwendung, als persönliches, und in seiner adjectivischen, als possessives, nicht unterschieden. Dagegen scheiden sich stets schon deutlich durch die Wortstellung die Casusformen der inneren Determination, Subjects-, Objects- und Besitzcasus (Genitiv). Ebenso hat der nach seiner Wortform indifferente Verbalbegriff eine verschiedene Bedeutung, je nachdem er als Attribut dem Subjectsnomen beigegeben ist, oder seinerseits als herrschendes Verbalnomen durch ein Objectsnomen ergänzt wird: das attributive Verbalnomen folgt dem Subjecte, das ein Object bestimmende geht diesem voraus. Wir wollen diesen Unterschied im folgenden dadurch wiedergeben, dass wir für das attributive Verbalnomen das Particip, für das dem Object voranstehende den Infinitiv wählen. Alle Modificationen der Hauptbegriffe werden auf dieser Sprachstufe durch Partikeln ausgedrückt, die im allgemeinen eine hinweisende Bedeutung besitzen, und die wir daher am angemessensten durch ein *hier*, *da*, *dort* oder durch ein Demonstrativpronomen übersetzen können. Ich gebe als Probe dieser Sprachform eine kleine Erzählung »der Buschmann und der Weiße«, welche, auch abgesehen von der Structur der Sätze, durch die Art, wie ein allgemeines Erlebniss in einer Reihe concreter Wahrnehmungsbilder wiedergegeben wird, für diese Stufe des Denkens bezeichnend ist. Wir würden den wesentlichen Gedankeninhalt etwa folgendermaßen ausdrücken: »Zuerst nimmt der Weiße den armen Buschmann freundlich auf und beschenkt ihn, damit er für ihn arbeite. Dann aber wird der Buschmann misshandelt, bis er davonläuft, worauf der Weiße irgend einen andern Buschmann in seine Dienste nimmt.« Es ist das alte Lied von der Treulosigkeit des weißen Mannes gegen die unterdrückte farbige Rasse, das sich in der Sprache des Buschmanns

folgendermaßen ausnimmt[1]): *Busches Mann-hier da gehend laufen-zu Weißem, er Weißer gebend-hin Tabak, er da gehend rauchen, er da gehend füllen Tabak Sack, er Weißer gebend Fleisch-Gabe, Busches Mann da gehend essen Fleisch, er stehend auf, er gehend heim, er gehend lustig, er trinken Wasser, er gehend sitzen, Busches Mann weiden Weißen Schafe, Weißer gehend schlagen Busches Mann, er Busches Mann schreiend-sehr aus-Schmerz, er gehend laufen-weg Weißem, er Weißer laufend-nach Busches Mann, Busches Mann da anderer, dieser hier weidend Schafe, er Busches Mann ganz fort.*

Die kurzen Sätze, aus denen diese Erzählung besteht, enthalten theils ein einziges, sich attributiv an das Substantiv oder das vertretende Demonstrativpronomen anschließendes Verbalnomen, wie *Busches Mann gehend heim, er stehend auf* u. s. w., theils zwei mit einander verbundene Verbalnomina (oben als Particip und Infinitiv wiedergegeben), von denen das zweite das erste ergänzt, um entweder die besondere Beschaffenheit der durch das erste Verbalnomen unbestimmter angegebenen Handlung, oder um die besondere Beziehung der letzteren auf ein diesem zweiten Verbalnomen folgendes näheres oder entfernteres Object auszudrücken, wie *er gehend rauchen*, oder *er gehend laufen-zu Weißem*, oder aber auch, indem die Objecte sich häufen, *er gehend füllen Tabak Sack.* Die Sätze der ersten Art sind augenscheinlich einfache Attributivverbindungen, nach dem Typus $S\overline{\;\;}A$ gebaut, das Verbalnomen unterscheidet sich weder in der Wortform, noch in der Art der Verbindung von irgend einem dem Subject attributiv hinzugefügten andern Nomen. Auch erweist sich in der im zweiten Theil der Erzählung vorkommenden Aneinanderreihung solcher attributiver Verbalnomina (*er stehend auf, er gehend heim, er gehend lustig*) diese Verbindung als eine offene: wir können sie symbolisch ausdrücken durch eine Reihe $\overline{\overline{\overline{S\,A_1}}\;A_2\;A_3}$, d. h. durch die Formel einer jener Associationsreihen, wie sie überall da vorkommen, wo eine fest im Bewusstsein stehende Vorstellung der gemeinsame Ausgangspunkt einer Anzahl auf einander folgender

[1]) Mitgetheilt von Fr. Müller (Grundriss IV, S. 15 f.) nach schriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Theophil Hahn. Die Uebersetzung, die Müller dem in der Ursprache mitgetheilten Texte beigibt, ist von mir nach den sonstigen Mittheilungen Müllers über die Buschmanns-Sprache gemäß den oben angedeuteten Grundsätzen verändert worden.

Associationen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es gerade diese Art der Associationsreihen, die eben durch die Beziehung auf einen von der Aufmerksamkeit festgehaltenen Ausgangspunkt den unmittelbaren Uebergang zu den apperceptiven Vorstellungsprocessen und damit zu den geschlossenen Satzverbindungen bildet. Von diesem Uebergang wird man in der That annehmen dürfen, dass er bereits eingetreten, oder einzutreten im Begriffe sei in jenen Fällen, wo zu dem attributiv mit dem Subject verbundenen Verbalnomen ein zweites selbständig bleibendes oder ein Objectsnomen regierendes hinzutritt, wie in *er gehend rauchen*, *er gehend füllen Tabak* u. s. w. Hier hat augenscheinlich das ständig wiederkehrende Wort *gehend* die formale Bedeutung, das Subject, dem es beigefügt ist, als ein Nomen agens und so das folgende Verbalnomen als seine Handlung zu kennzeichnen: damit beginnt sich aber dieser zweite Verbalbegriff aus der Sphäre der Attribute zu lösen und dem Subject als Prädicat gegenübergestellt zu werden, in welcher Function er sich nun vor allem auch durch die Verbindung mit einem Object, auf das die Handlung gerichtet ist, befestigt. Denn indem dieses Object den Verbalbegriff attrahirt, hört der letztere auf, ein dem Subject adhärirendes Attribut zu sein, und wird ihm vielmehr samt dem Object als Prädicat gegenübergestellt. Es ist daher sehr möglich, dass solche transitive Prädicatbildungen überhaupt die ursprünglichsten sind, und dass sich an sie erst intransitive Formen angeschlossen haben, nachdem durch jene attractive Wirkung des Objects ein Verbalnomen dem Subject selbständig gegenübergestellt war. Ebenso mochte es dann auch geschehen, dass das erste attributive Verbalnomen in den folgenden Fällen gelegentlich hinwegblieb, nachdem durch dasselbe die Bildung der Vorstellung eines Nomen agens in seinem Verhältniss zur Handlung überhaupt einmal ausgebildet war: so unter den obigen Sätzen in *er trinken Wasser*, *Weißer geben Fleisch*, wo nach Analogie der übrigen Sätze der volle Ausdruck lauten müsste *er gehend trinken Wasser*, *Weißer gehend geben Fleisch*. Bezeichnen wir hiernach das erste, attributive Verbalnomen, wie oben, mit $A$, das zweite, prädicative mit $V$, so lässt sich die Bildung der primitivsten prädicativen Satzformen durch die symbolische Formel

$$S \frown \overset{\frown}{A \qquad V} \frown O$$

veranschaulichen, in welcher Formel $S \frown A$ und $V \frown O$ nunmehr als die Producte der apperceptiven Gliederung der das Ganze umfassenden Gesammtvorstellung erscheinen. Aus dieser Verbindung gehen dann durch die Verdichtung des Elementes $A$ die weiteren und in formaler Beziehung noch einfacheren prädicativen Satzformen $S \frown V \frown O$ und $S \frown V$ hervor.

Ueber die geschilderte primitive Form kann sich die syntaktische Fügung der Rede zunächst noch innerhalb der gleichen attributiven Ausdrucksweisen dadurch erheben, dass die mit dem Subject oder mit einem Object verbundenen Attribute an Zahl zunehmen, und so umfangreichere Satzbildungen entstehen lassen. In diesem Fall tritt meist zugleich eben in Folge dieser complicirteren Beschaffenheit des Satzbaues der Unterschied der attributiven von der prädicativen Gedankenform sofort deutlicher hervor. So in der Sprache der Hottentotten, die den Idiomen der Buschmann-Stämme, obgleich sie ihnen nicht genealogisch verwandt zu sein scheint, doch in den Eigenschaften der Wortbildung und der syntaktischen Structur nahe steht. Sie zeigt vor allem darin den gleichen allgemeinen Typus, dass auch sie ein eigentliches Verbum und einen sicheren Unterschied zwischen persönlichem und possessivem Pronomen nicht kennt. Doch nimmt das Hottentottische insofern eine wesentlich höhere Stufe ein, als es bereits zu verwickelteren Satzbildungen gelangt ist. Die fortgeschrittene geistige Entwicklung gibt sich denn auch an dem Gehalt der sprachlichen Denkmäler, besonders in der Märchen- und Mythendichtung dieser Stämme, zu erkennen. Ich wähle als Beispiel den Anfang eines Märchens, indem ich zur leichteren Verständigung über die Beziehungen der Satzglieder sofort den einzelnen Hauptbegriffen die nachher zu verwendenden symbolischen Zeichen beifüge: *Sonne-die (S) sie sagend ein Tag Erde-auf-der damals sie seiend* $(A_1)$, *auch damals sie Weg-den ziehend* $(A_2)$ *Menschen* $(S_1)$ *sehend sitzen (V) sie auch damals doch ziehend vorüber an ihr* $(A_3)$ [1]. In unsere prädicative Sprachform übersetzt würde dieser Satz lauten: 'Als eines Tages, wie sie sagen, die Sonne auf der Erde war, sahen Menschen,

---

[1]) Th. Hahn, Jahresber. des Vereins für Erdkunde in Dresden, 1870, S. 57. Müller, Grundriss, I, 2, S. 23. Einige weitere Beispiele bei Th. Hahn, Die Nama-Sprache, 1870, S. 57 ff.

die des Weges kamen, sie sitzen, während sie vorüberzogen[1]. In der Sprache des Hottentotten nähert sich nur einer der Ausdrücke der prädicativen Form, indem er durch die Verbindung zweier Verbalbegriffe wiederum das Nomen agens der Handlung gegenüberstellt: *Menschen sehend sitzen*. In der That ist dies der Hauptbegriff des Satzes. Alles übrige besteht in attributiven Bestimmungen, die zuerst in einem vorangehenden einfachen Satze dem ersten Subject *Sonne*, dann in einem nachfolgenden dem zweiten Subject *Menschen* beigefügt werden. Symbolisch können wir daher die Hauptbegriffe der Erzählung folgendermaßen ordnen: $S^{\frown}A_1,\ \widehat{S_1{}^{\frown}A_2\ \ A_3\ \ V}.$

### c. Complexe attributive Verbindungen im einfach prädicirenden Satze.

Auch in dem vorangehenden Beispiel handelt es sich bei der einzigen im Satze vorkommenden Verbindung, die als äquivalent einer prädicativen anzusehen ist, noch um einen jener Fälle, wo die Begriffsbildung in gewissem Sinn der sprachlichen Form vorauseilt. Der prädicative Ausdruck wird nicht durch eine wahre Verbalform, sondern nur durch jene eigenthümliche Verbindung nominaler Attribute erzeugt, welche den Hauptbegriff als ein Nomen agens kennzeichnet, indem sie der im unmittelbaren Attribut ausgedrückten Handlung noch ein weiteres Nomen actionis beifügt. Das gleiche Uebergewicht attributiver Verbindungen kann nun aber auch dann erhalten bleiben, wenn sich die hier auf zwei Nomina vertheilte prädicative Function auf ein einziges Wortgebilde zurückzieht, das nun als echtes verbales Prädicat den übrigen Bestandtheilen des Satzes gegenübertritt. Die Vorherrschaft der attributiven Verbindungen pflegt sich hier in einer großen Zahl, im übrigen von einander völlig unabhängiger Sprachen übereinstimmend darin zu äußern, dass selbst in sehr zusammengesetzten Sätzen dieser prädicative Ausdruck nur einmal vorkommt. Während er nunmehr die Hauptglieder des Satzes deutlicher von den Nebenbestandtheilen sondert, ordnen sich die letzteren als weitere ergänzende Vorstellungen in attributiven Verbindungen an, die sich über beliebig viele Glieder erstrecken können, also den allgemeinen Charakter offener Verbindungen besitzen.

Das folgende Beispiel aus der Sprache der Wolof, eines centralafrikanischen Negerstamms, ebenfalls der Anfang eines Märchens, mag dies veranschaulichen: *Ein Tag Schmetterling (S) dieser schön ($A_1$) dessen nicht ähnlich ($A_2$) schwebte (V) über Blume (O)*, d. h.: 'ein schöner Schmetterling, der seines gleichen nicht hatte, schwebte eines Tages über einer Blume'[1]). Das Wort *schwebte* ist diesmal auch in der Wolofsprache ein echter Verbalausdrück: im übrigen aber sind die weiteren Bestimmungen, die wir durch engere adjectivische Verbindung und durch einen Relativsatz dem Subjecte angliedern, diesem lose als Attribute angefügt. Die Structurformel würde demnach folgende sein: $\overset{\frown}{S\,\overline{A_1}\,A_3\;\overset{\frown}{V\;O}}$.

Diese Neigung zur Bildung offener, an bestimmte Hauptbegriffe sich anlehnender attributiver Verbindungen reicht nun noch tief in Sprachformen hinein, die durch reiche, ja, vom Anschauungskreis unserer Sprachformen aus betrachtet, durch überreiche Verbalbildungen ausgezeichnet sind. Sie spricht sich hier in einer Erscheinung aus, die man als Begleiterin solch excessiver Bildung der Genera und Modi des Verbums regelmäßig findet: in der Erzeugung zahlreicher Verbalnomina. Neben dem Infinitiv und den Gerundien pflegen in diesen Sprachen, zu denen neben den amerikanischen namentlich die altaischen gehören, Nomina agentis und actionis, Nomina präsentis, präteriti und futuri vorhanden zu sein, lauter Wortformen, die, weil sie in ihrer syntaktischen Function vollständig den ursprünglichen Substantiv- und Adjectiv- oder den aus diesen hervorgegangenen Adverbialbildungen gleichkommen, durchaus wieder im attributiven Sinne verwendet werden. Gerade diese Sprachen zeigen daher meist Erscheinungen sehr verwickelter Satzstructur, während gleichwohl der ganze Satz nur von einem einzigen Verbum finitum beherrscht wird, alles aber, was in unseren Sprachen durch Neben- und Relativsätze mit den ihnen zugehörigen echten Verbalformen ausgedrückt ist, mittelst dicht gedrängter Participialconstructionen attributiv dem Hauptsatze einverleibt wird.

Ich wähle als Beispiel dieser an sich hoch entwickelten, jedoch in ihrer Eigenart unserem Denken völlig fremd gegenüberstehenden

---

[1]) Müller, Grundriss, I, 2, S. 103.

Sprachform ein jakutisches Lied. Die wortgetreue Uebersetzung macht in diesem Fall namentlich deshalb Schwierigkeiten, weil die Sprache gewisse Verbalformen besitzt, die wir sogar unter Beiziehung von Hülfsverben kaum wiedergeben können, weil sie Verhältnisse der Handlung ausdrücken, zu denen wir in unsern Sprachen der Nebensätze und der unterordnenden Conjunctionen bedürfen. Wenn man z. B. den »Conditionalis« des jakutischen Verbums mittelst der Conjunction 'wenn' übersetzt, so fällt man natürlich ganz aus dem Geist der Sprache heraus, in der diese Conjunction gerade so wie ein durch sie eingeleiteter Nebensatz unbekannt ist. Ich werde daher, um die Form des selbständigen Verbums zu wahren und dem Sinn wenigstens so nahe wie möglich zu kommen, den Conditionalis mittelst des Hülfszeitworts 'sollen' umschreiben. Dies vorausgesetzt lautet der jakutische Text in wörtlicher Uebertragung: *Bekannter Mann-mein (S) kommen-sollte-er (*$V_1$, Condition.*), seit-lange gesehen-er-mein (*$A_1$*) sichtbar-werden-sollte-er (*$V_2$, Condition.*), ich (*$S_1$*) jenen mich-verbergend kommend (*$A_2$*) Küsse-mein-werdend (*$A_3$, Nomen futuri*) gewiss, Wolf Blut-sein-von auch Mund-sein (*$s_1$*) bestrichen-worden-sein sollte (*$V_3$, Condition.*), jenen Hand-mit (O) fest drücken mein (*$V_4$*) gewiss, diese Fläche-ihrer-auf (*$s_2$*) Schlange sich windend auch liegen-sollte (*$V_5$, Condition.*).* Böthlingk übersetzt diese Worte folgendermaßen: 'Wenn mein Bekannter käme, wenn mein vor Zeiten Erblickter sich zeigte: ich nahte mich verstohlen und küsste ihn, wenn auch sein Mund mit Blute vom Wolfe besudelt wäre; fest drückte ich ihm die Hand, wenn auch eine Schlange auf ihrer Fläche sich wände'[1]).

Vergleicht man den jakutischen Text mit dieser Uebersetzung, so besteht zunächst ein wesentlicher Unterschied darin, dass an Stelle der Nebensätze nur einander gleichgeordnete Sätze zu finden sind. Im Jakutischen ist daher in mehrere einfache Sätze zerlegt, was wir in einem einzigen zusammengesetzten Satz ausdrücken. Anderseits hat sich aber der letzte dieser einfachen Sätze durch Angliederung mehrerer attributiver Bestimmungen an das Subject so erweitert, dass wir ihn wieder theils in mehrere selbständige Sätze,

---

[1]) Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, Jakutischer Text, S. 96. Müller, Grundriss, II, 2, S. 303.

theils in Haupt- und Nebensatz sondern müssen. Dabei ist noch besonders bemerkenswerth, dass, zusammenhängend mit der reichen Verbalbildung der Sprache, unter diesen Attributen nicht nur Verbalnomina, sondern auch ganze, sich associativ angliedernde Sätze vorkommen. Näher betrachtet lässt sich nämlich, wenn wir uns auf den Ausdruck der oben in den Klammern symbolisch angedeuteten Hauptbegriffe beschränken, der ganze Text in folgender Formel ausdrücken:

$$\overset{\frown}{S\ V_1},\ \overset{\frown}{S{-}A_1\ V_2},\ \overset{\frown}{\overline{S_1{-}A_1\ s_1\ A_3}{-}(\overset{\frown}{s_1\ V_3})\ V_4}\ \overset{\frown}{s_2\ O}{-}(\overset{\frown}{s_2\ V_5}).$$

Zuerst gehen voran die zwei kurzen Sätze: 'mein Bekannter sollte kommen' $(\overset{\frown}{S\ V_1})$, und: 'mein seit lange gesehener (dasselbe Subject mit einem neu hinzutretenden Attribut) sollte sichtbar werden' $(\overset{\frown}{S{-}A_1\ V_2})$. Dann kommt als drittes Glied ein durch reichliche Attribute erweiterter Satz mit der Redenden selbst als Subject $(S_1)$; das durch diese Attribute weit getrennte Prädicat des Satzes ist: '(ich) drückte fest seine Hand' $(\overset{\frown}{V_4\ O})$. Vorher kommen, direct an das Subject sich anschließend, die Attribute 'mich verbergend kommend' $(A_2)$ und 'Küsse-mein-werdend' $(A_3)$. Hier enthält nun aber die Vorstellung des Küssens als Nebenvorstellung die des Mundes $(s_1)$, und an diese schließt sich wiederum attributiv ein wirklicher, abermals mit dem Conditionalis gebildeter Satz: 'sollte sein Mund von Wolfsblut bestrichen sein' $(\overset{\frown}{s_1\ V_3})$. Analog enthält aber auch noch der zum Prädicat gehörige Objectsbegriff Hand $(O)$ die begleitende Vorstellung der Handfläche $(s_2)$, die zu einem an das Prädicat associativ sich anschließenden Satze Anlass gibt: 'sollte die Fläche der Hand von einer Schlange umwunden sein' $(\overset{\frown}{s_2\ V_5})$.

Sicherlich ist das eine Art syntaktischer Fügung, die unsern Denkgewohnheiten sehr ferne liegt. Hält man aber daran fest, dass wir in eine solche, den Satz von seinen einzelnen Bestandtheilen aus attributiv erweiternde Sprache vor allem nicht überall unsere eigenen prädicativen Denkformen übertragen dürfen, so wird alles klar, und die fremde Gedankenform erscheint als eine ebenso natürliche, wie die unsere, ja dieser gegenüber als die einfachere, weil die bloße associative Apposition der Vorstellungen noch eine größere Rolle

spielt. Darum besteht nun aber auch nicht das geringste Recht, derartigen Erscheinungen gegenüber von einer »Formlosigkeit« der Sprache zu reden. Ihre Form ist eine andere als die uns gewohnte; aber sie folgt darum nicht minder bestimmten Gesetzen. Allerdings verräth dieses Vorherrschen attributiver Verbindungen und der Mangel hypotaktischer Satzgliederungen in gewissem Sinn eine niedrigere Sprachstufe. Aber dabei ist doch nicht zu übersehen, dass innerhalb einer solchen wieder eine reiche Entwicklung sprachlicher Formen nach anderer Richtung vorkommt, da nicht nur das attributive Verhältniss hier weit vielgestaltigerer Anwendungen fähig ist, sondern auch der einfache Satz durch die Entwicklung von Verbalformen mit complexem Bedeutungsinhalt mannigfaltigere Ausdrucksweisen gewinnt. Ueberhaupt ist eine an sich tiefer stehende Entwicklungsstufe der sprachlichen Formen darum noch nicht Formlosigkeit. Sie kann das schon aus dem Grunde nicht sein, weil die syntaktischen Verbindungsformen, die wir auf solchen Stufen vorfinden, auch in den syntaktisch höher entwickelten Sprachen keineswegs fehlen, sondern nur verhältnissmäßig mehr zurücktreten, ebenso wie umgekehrt die prädicative Aussageform selbst auf den ursprünglichsten Stufen, wo sich ein vom Nomen sicher unterschiedenes Verbum noch gar nicht ausgebildet hat, mindestens in Andeutungen schon vorkommt. Der wesentliche psychologische Unterschied, der alle diese Eigenschaften des grammatischen Baues als seine nothwendigen Folgen mit sich führt, besteht eben darin, dass innerhalb der attributiven Gedankenform die Associationen vorherrschen, und dass darum hier im allgemeinen dem Satze noch während er ausgesprochen wird Bestandtheile in mehr oder minder großer Zahl zuwachsen, die sich in Gestalt offener Verbindungen an die Hauptvorstellungen angliedern. Besonders tritt dies an zusammengesetzteren Satzgebilden hervor. So sind in dem letzten der obigen Beispiele die attributiv an eine vorhergehende einzelne Vorstellung sich anlehnenden Sätze ($\widehat{s_1\ V_3}$ und $\widehat{s_2\ V_5}$) sichtlich erst durch das unmittelbar vorangehende Attribut erweckt worden, und gerade so gut wie sie würden sich dem auch noch weitere ähnliche Associationen anschließen können. Nach der Bedeutung, die das attributive Verhältniss für den Aufbau des Satzes hat, bilden aber die Sprachen, in denen dieses

Verhältniss überwiegt, selbst eine Entwicklungsreihe, die, wie sie grammatisch als eine wachsende Herrschaft der prädicativen über die attributive Form erscheint, so psychologisch als die allmähliche Entstehung der apperceptiven aus den associativen Functionen gedeutet werden muss.

d. Der Gefühlssatz unserer Sprachen als attributive Satzform.

Ein Zeugniss für diese stetige Entwicklung der einen Gedankenform aus der andern besitzen wir in der Thatsache, dass es in allen Cultursprachen eine Satzform gibt, in der uns vorwiegend die attributive und associative Verknüpfung der Vorstellungen erhalten blieb: die Form des Gefühlssatzes. Indem im Affect das Wogen der Gefühle in jedem Moment neue Vorstellungen in das Bewusstsein hebt, ergießt sich die Sprache des Affects mehr als die gewöhnliche Rede in Sätzen, in denen sich unmittelbare Associationen in offenen Wortverbindungen an Vorangegangenes anreihen. Daher der Affect so leicht ein Bild an das andere, eine Ausdrucksweise des gleichen Gedankens an eine ähnliche knüpft, — Eigenschaften, die aus der Affectsprache in die poetische Sprache übergegangen sind, die ja stets in einem gewissen Grad Affectsprache bleibt. Die Gefühlssätze bieten uns darum heute noch alle möglichen Uebergänge von jenen früher erwähnten Wortverbindungen, die überhaupt nur attributiver Art sind, zu solchen, in denen, wenn auch noch nicht durch ein Verbum direct ausgedrückt, doch dem Sinne nach ein Act prädicativer Beziehung vorliegt, und wo nun außerdem Subject wie Prädicat eines solchen Satzes Ausgangspunkte von Associationen sein können. So kann man in den Schillerschen Versen *Endlich, endlich nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden ein Augenblick der Rache, des Triumphes* die Worte, die das Grundthema des Gefühlsergusses bilden, *endlich ein Augenblick der Rache* als eine eben auf der Schwelle zur prädicativen Satzform stehende Fügung betrachten. Alles weitere aber ist Product zuströmender Associationen, die sich leicht beliebig weiter fortsetzen könnten.

Wie sich in den Gefühlssätzen die attributive Gedankenform noch in einer Weise erhalten hat, die an die primitivsten sprachlichen Bildungen erinnert, so ragt sie nun aber auch vielfach in die

Aussagesätze, und zwar vor allem in solche von verwickelterem Aufbau hinein, derart dass unter den Sätzen einer in Perioden stilisirten Rede die Mehrzahl einer gemischten, prädicativ-attributiven Gedankenform zugehört.

### 5. Prädicativ-attributive Sätze.

Da die rein prädicative Satzform die vollständige binäre Gliederung einer Gesammtvorstellung darstellt und demnach im allgemeinen voraussetzt, dass alle ihre Theile in dieser Gesammtvorstellung bereits enthalten waren, so begreift es sich leicht, dass dem Umfang dieser Form gewisse Grenzen gesetzt sind. Sie können nach den allgemeinen Bedingungen der überlieferten Sprache und nach den besonderen der individuellen Anlage nicht unerheblich variiren. Aber auf der einen Seite kann der Umfang eines in sich geschlossenen prädicativen Zusammenhangs nur soweit reichen, als der natürliche Umfang des menschlichen Bewusstseins es gestattet. Auf der andern werden im Verlauf der Gliederung eines prädicativen Satzes mit der Erhebung der einzelnen Theile in den Blickpunkt des Bewusstseins fortwährend Associationsmotive wirksam, die bald durch die in der Gesammtvorstellung bereits vorgebildeten Entwicklungen wieder gehemmt werden, bald aber auch Einfügungen neuer Glieder in den ablaufenden Satz veranlassen. Dies kann unter Umständen so geschehen, dass sofort auch die neu hinzutretenden Theile prädicative, dem ablaufenden Satz organisch angepasste Formen annehmen, in welchem Falle natürlich äußerlich ein Unterschied zwischen solchen secundär zugewachsenen und den in der Gesammtvorstellung bereits präformirten Satztheilen nicht zu bemerken ist. In den meisten Fällen, und namentlich da, wo eine einzelne Wortvorstellung die Association erregt, schließt sich aber das secundär Angegliederte in der Form der offenen attributiven Verbindung dem betreffenden Satztheil an; und dann sind die secundären von den primären Bestandtheilen eben mittelst dieser Merkmale deutlich zu unterscheiden.

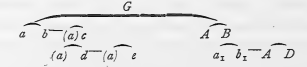
Als eine besonders wirksame Bedingung zur Erzeugung solch associativer Einschaltungen und Anfügungen erweist sich auch hier der Affect. Wie in den reinen Gefühlssätzen schon das freie Spiel der Associationen vorherrscht, so sprengt der Affect leicht auch die

Gliederung des Aussagesatzes, indem er ihm neue und neue Vorstellungen zuführt, so dass schließlich nicht selten selbst die Grenzen des Bewusstseins überschritten werden, und der Satz entweder gar nicht oder nur unter Verschiebung seiner ursprünglichen Anlage zu Ende gelangt. Mäßigere associative und attributive Ergänzungen dieser Art werden aber sehr häufig auch in gewöhnliche, relativ affectlose Aussagesätze eingeschaltet, da natürlich in einem gewissen Grade die im Affect nur zu besonderer Intensität erwachenden Associationsmotive immer wirksam sind. Zwei beliebig ausgewählte Beispiele aus Goethe mögen hier die charakteristischen Unterschiede jener affectvollen, durch reichlich zuströmende Associationen die Structur des Satzes durchbrechenden Rede, und dieses ruhigen, nur wenig dessen ursprüngliche Anlage durch secundäre Einschaltungen erweiternden Stiles veranschaulichen. Das erste Beispiel ist dem Werther, das zweite den Wahlverwandtschaften entnommen. *Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe* $(\widehat{a\ b})$, *wie die Morgensonne über ihn her durch den stillen Nebel durchbricht* $(\widehat{a_1\ b_1})$, *und den stillen Wiesengrund bescheint* $(G_1)$, *und der sanfte Fluss zwischen seinen entblätterten Eichen zu mir herschlängelt* $(G_2)$ — *O! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirtes Bildchen* $(G_3)$, *und alle die Wonne* $(a_4)$ *keinen Tropfen Seligkeit hinauf in das Gehirn pumpen* $(b_4)$ *kann* $(G_4)$, *und der ganze Kerl* $(a_5)$ *vor Gottes Angesicht steht* $(G_5)$ *wie ein versiegter Brunnen* $(b_5)$, *wie ein verlechter Eimer* $(b_6)$. (Weimarer Ausg. Bd. 19, S. 128.) Beschränken wir uns auf die Andeutung der durch secundäre Associationen entstandenen Nebensätze, deren jeder eine momentan neu entstehende Gesammtvorstellung bildet, indem wir sie, wie in den oben beigefügten Klammern geschehen, durch die Symbole $G_1$, $G_2$, $G_3$ . . bezeichnen, um einzelne Unterglieder derselben nur da einzuführen, wo sie specielle Anknüpfungspunkte folgender Associationen sind $(\widehat{a_1\ b_1}, \widehat{a_4\ b_4}$ u. s. w.), so lässt sich der ganze Satz durch die folgende Structurformel darstellen:

$$\begin{array}{l} \overbrace{\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad}^{G} \\ \widehat{a\ b} \quad G_1 \\ \quad \widehat{a_1\ b_1} - G_2 - G_3 - G_4 \\ \qquad\qquad\qquad \widehat{a_4\ b_4} - G_5 \\ \qquad\qquad\qquad\qquad \widehat{a_5\ b_5} - b_6 \end{array}$$

Die Formel zeigt deutlich, wie die Gliederung der Gesammtvorstellung $G$, welche die Grundlage des ganzen Gedankens bildet, hier überhaupt nur bis zur Vollendung des Nebensatzes $(\widehat{a\ b})$ fortschreitet, an den nun eine solche Fülle associativer Satzglieder theils direct theils indirect, durch Associationen zweiter Ordnung, angereiht wird, dass der Hauptsatz ganz ausbleibt, — die Lücke ist durch den Strich rechts angedeutet.

Dem sei als Beispiel ruhigen, prädicativen Aufbaues mit nur spärlichen secundär associirten Gliedern das folgende aus den Wahlverwandtschaften gegenübergestellt: *Als er sich den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien* $(\widehat{a\ b})$, *und immer aufs neue betheuerte* $(c)$, *dass er gewiss gern mittheile* $(d)$, *gern für Freunde thätig sei* $(e)$, *so empfand sie* $(\widehat{A\ B})$, *dass sie sein zartes Gemüth verletzt habe* $(\widehat{a_1\ b_1})$, *und sie fühlte sich als seine Schuldnerin* $(\widehat{A\ D})$. (Weimarer Ausg., Bd. 20, S. 269.) Das ergibt folgende Structurformel, die nach dem Vorangegangenen wohl keines weiteren Commentars bedarf:



Das Verhältniss, das diese Beispiele bieten, kann im allgemeinen als typisch betrachtet werden für die Periodisirung der Rede, die in unsern unter der Vorherrschaft der prädicativen Satzform stehenden Sprachen die regelmäßige ist. Einerseits ist hier, namentlich in den Formen der ruhigen Aussage, der Erzählung, Beschreibung oder Erklärung, der Hauptinhalt jedes Satzes in klarer organischer Gliederung in seinen rein aus der apperceptiven Zerlegung der Gesammtvorstellung hervorgehenden Theilen ausgeprägt. Anderseits lässt diese Entwicklung ergänzenden Associationen, die den ursprünglichen Umfang des Gedankens da- oder dorthin erweitern, zureichenden Raum, ohne den Structurzusammenhang des Ganzen zu beeinträchtigen. Nur der Affect bricht gelegentlich wieder die beherrschende Macht der Gesammtvorstellung, weil in ihm die neu associirten Bestandtheile durch ihre Gefühlsintensität so mächtig werden können, dass sie den anfänglichen Gedankeninhalt völlig verdrängen. Hier spielen also die

nämlichen Bedingungen mit, die den eigentlichen Gefühlssatz stets aus offenen, associativen Verbindungen herstellen. Im gewöhnlichen Aussagesatz kommen solche die regelmäßige Gliederung in höherem Grade störende secundäre Associationen hauptsächlich im Gebiet der pathologischen Erscheinungen vor, wo sie mit der sogenannten »Ideenflucht« zusammenhängen. Bei ihr erweisen sich die Satzbildungen auf den ersten Blick als Producte einer wilden, fortwährend dahin und dorthin abgelenkten Association, der gegenüber die bei Beginn des Satzes wirksame Gesammtvorstellung völlig ihre Macht verliert, weil sie sehr bald ganz aus dem Bewusstsein verdrängt wird. Auch in diesem Falle manifestirt sich also das Pathologische nur als die einseitige Steigerung gewisser Functionen, die ebenso im normalen Bewusstsein wirksam sind, in ihm aber durch gegenwirkende Momente theils compensirt theils in die Dienste der regelmäßigen Gedankenbildung gestellt werden[1].

Hiernach lässt sich allgemein innerhalb der Denkformen unserer Cultursprachen der Uebergang der geschlossenen, prädicativen Structur des Satzes in einen gemischten, mehr oder minder durch offene

[1]) Der folgende Satz ans der schriftlichen Ausarbeitung eines Geisteskranken, der keines Commentars und keiner näheren Analyse durch eine Structurformel bedürfen wird, um die völlige Zersetzung der apperceptiven Gedankenform durch die hin- und herwogenden Associationen zu erkennen, mag hier zur Veranschaulichung dienen. Die Schrift, welcher der Satz entnommen ist, hat zum allgemeinen Thema die Schilderung der Leiden der Lebenden in Folge der teuflischen Wirkungen, die der Verf. den Gestorbenen zuschreibt: 'Wenn die Zeit vor dem Tode die Berührungswirkungen der Gestorbenen erkennt, die ostensibeln Ausstellungen der Gestorbenen erkennen musste, weil diese Zeit vor dem Tode, gleich der Ueberzeugung des Autors, außer den humanen Existenzen der Zeit vor und nach dem Tod eine andere personelle Existenz nie für möglich gehalten hat, in allen diesen Fällen des correcten Verständnisses der Zeit vor dem Tode versetzen diese Gestorbenen das von der Zeit vor dem Tod correct Gefühlte, Gesehene und Gehörte in die Collectivstandpunkte der Zeit nach dem Tod, von welchen angenommen ist, dass die Zeit vor dem Tod in der physischen Unmöglichkeit sich befinde, das erforderliche Verständniss haben zu können, den Vollzug des Collectivstandpunktes daher zu ertragen habe, wie der Grasfresser den Fleischfresser, oder wie das Vieh das Schlachtmesser.' Die Punkte, wo hier meist von einzelnen Worten aus secundäre Associationen angeregt werden, unter deren Wirkung der Satz sich ins ungemessene erweitert, sind deutlich zu erkennen. Gleichwohl sieht man, wie in der dissoluten Aneinanderreihung von Nebensätzen, denen der zugehörige Hauptsatz gänzlich abhanden gekommen ist, der Schematismns der eingeübten prädicativ-attributiven Satzconstructionen immer noch einen gewissen Einfluss behauptet.

attributive Verbindungen durchbrochenen Aufbau als die Wirkung zuströmender Associationen, und diese lassen sich wieder als die Folgen zweier Einflüsse betrachten: des Affectes einerseits und des Nachlasses der hemmenden Wirkungen der Aufmerksamkeit anderseits. Unter beiden Bedingungen ist die zweite ohne Zweifel die directe: der Affect bewirkt die Lösung der prädicativen Satzstructuren wahrscheinlich immer nur dadurch, dass er bei sonst normalen Seelenzuständen eine der häufigsten Ursachen nachlassender Willenshemmungen ist, während zugleich die natürliche Affecterregung zahlreiche zu dem Affect in Beziehung stehende Vorstellungen in das Bewusstsein hebt. Aber auch die Fülle der durch bestimmte Vorstellungen ausgelösten Associationen und die Abnahme der solche Associationen in Schranken haltenden Willensspannung oder, wie diese gewöhnlich genannt wird, der »Concentration der Aufmerksamkeit«, wirken in gleichem Sinne. Die Willenshemmungen sind es zugleich, die sich, indem sie secundäre Associationen fern halten, zu Gunsten der ursprünglichen Gesammtvorstellung geltend machen, so dass man nun, bei ausschließlicher Berücksichtigung der Momente des Vorstellungsverlaufes, die Gesammtvorstellung selbst als die den prädicativen Satzbau beherrschende Macht bezeichnen kann. Die so meist als letzte Bedingungen sich herausstellenden Willensmomente erklären es auch, dass uns als die hauptsächlichsten äußeren Gelegenheitsursachen für die Auflösung der prädicativen Satzform neben den Affecten noch die meist ganz affectlosen Zustände der »Zerstreutheit« begegnen. Von den letzteren führt dann eine continuirliche Reihe von Uebergangsstufen zu der pathologischen »Ideenflucht«, bei der sich in der Regel zugleich Affecterregungen als mitwirkende Ursachen einstellen. In dem Einfluss auf die syntaktische Gliederung der Rede besteht jedoch zwischen der gewöhnlichen Zerstreutheit und der Ideenflucht nur ein Gradunterschied. Die sehr erheblichen qualitativen Differenzen beider gehören durchaus den Vorstellungsinhalten und den mit diesen zusammenhängenden Wortbildungsvorgängen an[1]).

[1]) Auch in dieser Beziehung sind also die beliebten Analogien zwischen »Genie und Wahnsinn«, an die man bei der Vergleichung solcher Satzstructuren wie des obigen Beispiels aus dem Werther mit den Producten Geisteskranker auf den ersten Blick denken könnte, hinfällig. Die Aehnlichkeit beschränkt sich auf die starke

Für die aus dem Zusammenhang aller dieser Erscheinungen sich ergebende Folgerung, dass die Wirkung des Affectes auf die syntaktische Form der Rede an sich eine indirecte ist, liegt nun schließlich ein äußeres Zeugniss noch in einer weiteren Thatsache. Sie besteht darin, dass der Affect jene Erscheinung keineswegs immer hervorbringt, sondern dass sie auch bei ihm durch entgegenwirkende Bedingungen aufgehoben, ja in gewissem Sinn in ihr Gegentheil verkehrt werden kann. Wenn sich nämlich die Affectäußerung weder in reinen Gefühlssätzen, noch, wie in dem obigen Beispiel aus Werther, in stark gefühlsbetonten Anschauungsbildern bewegt, sondern wenn der nächste Zweck der affectreichen Rede aus bestimmten intellectuellen Motiven entspringt, dann pflegt sich, natürlich wiederum ganz und gar unwillkürlich, eine Art Ausgleichung zwischen diesem intellectuellen Zweck und dem begleitenden Affect einzustellen: es entsteht eine Form der Rede, die wir wohl psychologisch am zutreffendsten die des zurückgehaltenen Affects nennen können. Die associativen Abschweifungen verschwinden völlig; aber es verschwinden auch alle die Hülfsmittel, durch welche der vollkommenere prädicative Satz die Gedanken gliedert: die unterordnenden Conjunctionen und Relativpronomina und mit ihnen die Nebensätze. Der Satzbau kehrt zur einfachsten Form parataktischer Aufeinanderfolge kurzer einfacher Sätze zurück. Diese Sparsamkeit des Ausdrucks gibt der Rede eine besondere Wucht, in der eben der zurückgehaltene Affect sich ausspricht; zugleich aber verleiht sie ihr durchaus die dem intellectuellen Zweck entsprechende Präcision. Man beobachtet eine solche Form vor allem in der stark affectbetonten Erzählung. Seltener kommt sie bei beschreibenden Schilderungen und kaum jemals bei erklärenden Aussagen vor, da sich diese Aussageformen ihrem Charakter nach viel weniger leicht mit dem Affect verbinden, als der Bericht über aufregende oder erschütternde Ereignisse. Der Satzbau in kurzen parataktischen Sätzen pflegt daher in solchen Fällen von dem Dichter oder Erzähler auch mit Absicht als Kunstform der Rede gewählt zu werden. Doch folgt hier selbstverständlich

---

Wirkung momentan aufsteigender Associationen, während in allem übrigen, und namentlich auch in Bezug auf Inhalt und Richtung der Associationen, die Unterschiede unverkennbar sind.

die Kunst nur dem natürlichen Ausdruck, der ganz von selbst diese Form annimmt. Man vergleiche die folgende Mittheilung einerseits in der Form der regelmäßig gliedernden hypotaktischen Satzbildung, und anderseits in der einer bloßen parataktischen Aneinanderreihung. Affectfrei erzählen wir etwa: *Als ich zur Stadt gekommen war, fand ich Briefe vor, welche den Ausbruch des Krieges meldeten.* Mit gehaltenem Affect lautet die gleiche Erzählung: *Ich kam zur Stadt, ich fand Briefe vor, der Krieg war ausgebrochen.* Der Drang nach Mittheilung des Erlebten schneidet hier allen etwa aufsteigenden Associationen den Faden ab; oder wo sie doch sich einstellen sollten, da nehmen auch sie die gleiche, kurz abgerissene Satzform an. Denn das Charakteristische dieser Form besteht gerade darin, dass in ihr jeder Satz ein geschlossenes Ganzes, dass aber dieses Ganze zugleich beschränkt genug ist, um im nächsten Moment einem neuen Affectimpuls freien Raum zu lassen. So macht sich die den geschlossenen Satzbau sprengende Wirkung des Affectes auch hier geltend: dies geschieht aber nicht dadurch, dass in ein größeres gegliedertes Ganzes associative Einschaltungen eintreten, sondern dass von vornherein der ganze Gedankenbau in eine Anzahl enger begrenzter Gesammtvorstellungen gesondert wird. Dabei ist dann der blasse Umriss eines sie alle umfassenden Ganzen wohl noch im Bewusstsein. Aber da dieses auf die syntaktische Gliederung keinen Einfluss ausübt, so kann es leicht in jenes Halbdunkel zurücktreten, in welchem auch sonst die verschiedenen einer zusammenhängenden Rede angehörenden Gesammtvorstellungen noch in einer gewissen Continuität mit einander stehen.

## VI. Ordnung der Satzglieder.

### 1. Typische Formen der Wortstellung.

In der Aufeinanderfolge der Wörter im einfachen Satze sowie in der Anordnung der verschiedenen Bestandtheile eines zusammengesetzten Satzes, seiner Haupt- und Nebensätze, beobachten wir gewisse Regelmäßigkeiten, die theils von Sprache zu Sprache, theils schon innerhalb der gleichen Sprache mannigfach wechseln können. Die Motive solcher Unterschiede hängen vielfach mit Bedingungen

der geschichtlichen Entwicklung zusammen, deren psychologische Bedeutung dunkel ist, oder über die nur unsichere Vermuthungen möglich sind. Dieser Einfluss einer im einzelnen nicht mehr auf seine Ursachen zurückzuverfolgenden historischen Tradition tritt uns namentlich in solchen Fällen deutlich entgegen, wo syntaktische Verbindungen, die dem Ausdruck der gleichen psychologischen Beziehungen dienen, in sonst verwandten Sprachen eine verschiedene Form besitzen, ohne dass wir einen Anlass haben, eine entsprechende Verschiedenheit in der psychologischen Auffassung des betreffenden Verhältnisses anzunehmen. So geht im Deutschen bekanntlich das einem Substantiv attributiv verbundene Adjectiv jenem regelmäßig voraus; in den romanischen Sprachen ist die Stellung eine wechselndere, und es haben sich hier gewisse Verbindungen gebildet, wo die Stellung der deutschen gleicht, neben andern, wo sie ihr entgegengesetzt ist. Aber schwerlich sind Ausdrücke wie *ein armer Mensch* und *un pauvre homme* einander ihrer inneren Gedankenform nach verwandter als *eine sehr liebenswürdige Frau* und *une femme très aimable*. In solchen Fällen übt sichtlich die sprachliche Tradition eine Macht aus, welche die bestehende Ordnung zunächst nur als eine Wirkung dieser Tradition erscheinen lässt.

Für die Beobachtung der Abhängigkeit der Ordnung der Satzglieder von bestimmten psychischen Motiven bieten darum vor allem die beiden classischen Sprachen, das Griechische und das Lateinische, weit günstigere Bedingungen dar, als unsere modernen Sprachen. Denn in jenen ist diese Macht der Tradition noch geringer, die Wortstellung daher eine freiere: sie kann leichter in jedem Moment den gerade herrschenden psychischen Motiven folgen. Deshalb ist es möglich, die psychologische Bedeutung der einzelnen Arten der Wortverknüpfung durch ihre beliebige Variirung so zu sagen experimentell zu erproben. So können wir im Deutschen den Satz *Romulus gründete Rom* nur in dieser e i n e n Weise ausdrücken, wenn wir nicht Veränderungen der Wortformen vornehmen oder Hülfspronomina herbeiziehen wollen (wie 'Rom wurde von Romulus gegründet', 'es gründete Romulus Rom' u. dergl.). Im Lateinischen können dagegen die drei Wörter, aus denen dieser Satz besteht, in jeder möglichen Permutation ihrer Stellung angewandt werden. Wir erhalten so die folgenden s e c h s S a t z t y p e n, von denen wir die drei ersten (1, 2, 3)

die Haupttypen, die drei folgenden (1ª, 2ª, 3ª) die Nebentypen nennen wollen:

| 1. S V O | 2. V O S | 3. O V S |
|---|---|---|
| *Romulus condidit Romam* | *Condidit Romam Romulus* | *Romam condidit Romulus* |
| 1ª. S O V | 2ª. V S O | 3ª. O S V |
| *Romulus Romam condidit* | *Condidit Romulus Romam* | *Romam Romulus condidit.* |

Ueber die verschiedene Bedeutung dieser Typen des einfachen Satzes können wir uns Rechenschaft geben, wenn wir die Fragesätze aufsuchen, zu denen jeweils eine bestimmte dieser Satzformen als die adäquate Antwort erscheint. Dann ergibt sich, dass die drei Haupttypen die Antworten auf Fragen sind, deren Gegenstand jedesmal einer der drei in dem einfachen Satz verbundenen Begriffe ist. Bezieht sich die Frage auf das Subject des Satzes, so ergibt sich Typus 1 als angemessene Form: 'wer war Romulus?' Antwort: 'Romulus war der Gründer Roms' (*R. condidit Romam*). Ist dagegen das verbale Prädicat Gegenstand der Frage, so ergibt sich Typus 2: 'was geschah damals?' Antwort: 'die Gründung Roms durch Romulus' (*condidit Romam R.*). Bezieht sich endlich die Frage auf das Object der Aussage, so ergibt sich Typus 3: 'was wurde gegründet?' Antwort: 'Rom' (*Romam condidit R.*).

Zu diesen drei Antworten auf die drei möglichen Fragen enthalten dann die Nebentypen des Satzes Variationen, bei denen der Gegenstand der Frage derselbe bleibt, wo sich aber die Richtung der Frage insofern verändert, als in sie auch noch dasjenige Satzglied hineingezogen wird, welches mit dem bei dem entsprechenden Haupttypus dem Gegenstand der Frage zunächst folgenden seine Stelle tauscht. So lautet bei dem Typus 1ª die Frage: 'wer gründete Rom?' Antwort: 'Romulus' (*R. Romam condidit*), bei 2ª: 'was geschah durch Romulus?' Antwort: 'die Gründung Roms' (*condidit R. Romam*), endlich bei 3ª: 'was wurde durch Romulus gegründet?' Antwort: 'Rom' (*Romam R. condidit*). Wie man sieht, enthalten die Nebentypen feinere Schattirungen der in den Haupttypen ausgeprägten

Unterschiede, die sich darum auch leichter verwischen können. Namentlich gilt dies bei dem Verhältniss von 3 und 3a, wo die in 3a enthaltene stärkere Hervorhebung des handelnden Subjectes den Sinn nur wenig verändert. Wir können darum in diesem Fall den Unterschied noch am leichtesten durch eine ihn übertreibende Umschreibung kenntlich machen. Wenn bei 3 der Sinn durch die einfache Aussage: 'Rom wurde durch Romulus gegründet' wiedergegeben wird, so verändert sich bei 3a dieser Sinn in die Versicherung: 'Rom wurde durch Romulus, durch keinen andern gegründet'. Man würde diese Wortstellung da wählen, wo etwa von mehreren Städtegründungen durch verschiedene Personen die Rede wäre, und nun den übrigen Städten Rom, den übrigen Gründern Romulus gegenübergestellt werden sollte. Je feiner nuancirt solche Bedeutungsunterschiede abweichender Wortstellungen werden, um so leichter können aber auch gewohnheitsmäßige Bevorzugungen, die aus irgend welchen, meist nicht mehr zu ermittelnden Gründen einmal eingetreten sind, gelegentlich jene Einflüsse der Bedeutung compensiren.

### 2. Princip der Voranstellung betonter Begriffe.

Vergleicht man die correspondirenden Veränderungen, die auf diese Weise Wortstellung und Sinn der Aussage erfahren können, so springt in die Augen, dass diese Beziehungen bei allen den sechs Permutationen der drei Hauptbestandtheile des Satzes von völlig übereinstimmender Art sind. Sie lassen sich in das allgemeine Princip zusammenfassen: wo die Wortstellung frei, nicht durch eine überlieferte feste Norm oder durch andere Bedingungen gebunden ist, da folgen sich die Wörter nach dem Grad der Betonung der Begriffe. Nun ruht die stärkste Betonung naturgemäß stets auf derjenigen Vorstellung, die den Hauptinhalt der Aussage ausmacht: sie steht auch im Satze voran. In vielen Fällen ist es das Subject des Satzes, in andern kann es das verbale Prädicat oder das Object sein, wo nun jedesmal diese mit dem Subject die Stellen tauschen.

Der psychologische Sinn dieses Gesetzes ist im allgemeinen leicht verständlich; er ist dies aber vor allem dann, wenn man sich gegenwärtig hält, dass die Wortvorstellungen nicht erst in dem Augenblick

in das Bewusstsein treten, wo sie sich in den Satz eingliedern, sondern dass sie von Anfang an in der vorausgehenden Gesammtvorstellung als dunkler bewusste psychische Motive existiren, die erregend auf die Aufmerksamkeit einwirken, und demgemäß in einer Reihenfolge, die dem Grad dieser Wirkung entspricht, successiv appercipirt werden. Der Redende verhält sich in dieser Beziehung der in ihm auftauchenden Gesammtvorstellung gegenüber nicht anders, als wie sich der Wahrnehmende zu einem zusammengesetzten äußeren Objecte verhält, von dem er, wenn sonstige störende Nebenbedingungen fehlen, zuerst diejenigen Theile wahrnimmt, die sich am stärksten seiner Aufmerksamkeit aufdrängen. Das Gesetz der Stellung nach der Betonung der Begriffe bei freier Wortfolge ist daher nichts anderes als eine specielle Anwendung des allgemeinen psychologischen Gesetzes der *successiven Apperception der Theile eines Ganzen nach Maßgabe ihres Eindrucks auf das Bewusstsein*. Dabei steht nun aber die Succession der Apperceptionen in diesem Fall zugleich in enger Verbindung mit der Function des gesammten Aussagesatzes, wie das bereits aus jenen Fragen hervorgeht, als deren Beantwortungen die verschiedenen Satzformen betrachtet werden konnten. So ist die Voranstellung des *Subjectes* bei freier Wortstellung naturgemäß vor allem denjenigen Sätzen eigen, in denen über dieses Subject irgend eine Erklärung abgegeben werden soll. Die Stellungen $\overset{\frown}{S\,\overset{\frown}{V\,O}}$ und $\overset{\frown}{S\,\overset{\frown}{O\,V}}$ charakterisiren daher die *erklärende* Aussage. Wird umgekehrt das verbale Prädicat vorangestellt, steht also das in diesem prädicirte Ereigniss zuerst im Bewusstsein, so ist die so entstehende Wortfolge $\overset{\frown}{\overset{\frown}{V\,O}\,S}$ oder $\overset{\frown}{V\,S}\,O$ Ausdruck einer *erzählenden* Aussage. Tritt endlich das Object zuerst hervor, wie bei den Formen $\overset{\frown}{\overset{\frown}{O\,V}\,S}$ und $\overset{\frown}{\overset{\frown}{O\,S}\,V}$, so wird durch diese Stellungen im ganzen die Gesammtfunction der Aussage am wenigsten fest determinirt, daher denn solche Stellungen im Zusammenhang einer Erklärung wie einer Erzählung vorkommen können, falls nur in Folge besonderer Bedingungen auf den Objectbegriff ein besonderer Werth gelegt wird.

Das nämliche Gesetz der begrifflichen Betonung, das die Stellung der Hauptglieder des Satzes beherrscht, findet nun auch auf die

weiteren Verbindungen seine Anwendung, in die jene sich sondern können, auf die des Substantivs mit seinem Adjectiv, eines nominalen oder verbalen Hauptbegriffs mit attributiven Casusformen und Adverbien u. s. w. So ist in Verbindungen wie *justus homo* und *homo justus*, *ingens mons* und *mons ingens* jedesmal der wesentliche Inhalt des Gesammtbegriffs zwar der nämliche; aber die besondere Färbung, die derselbe durch die wechselnde Betonung der Einzelbegriffe gewinnt, ist eine abweichende. In *mons ingens* ist der Berg der Hauptbegriff, dem die Größe nur als eine nähere Bestimmung hinzugefügt wird; in *ingens mons* wird die Größe des Berges hervorgehoben. Dabei spielt jedoch in diesen untergeordneten Verbindungen zugleich ein Verhältniss eine wichtige Rolle, das bei den Beziehungen der Hauptglieder des Satzes zurücktritt: die enger verbundenen Satzglieder wachsen leicht zu einheitlichen Gebilden zusammen, wie ja denn auch nicht selten besonders aus den attributiven und adverbialen Verbindungen wirkliche Worteinheiten durch allmähliche Agglutination und Verschmelzung hervorgehen[1]). Die Momente, die schließlich zur vollständigen Wortverschmelzung führen können, wirken nun aber natürlich immer auch schon in gewissem Grade da, wo die Wörter noch selbständige Gebilde im Satze sind, und ihre einheitliche Auffassung wird um so mehr begünstigt, je rascher die Apperception von dem einen zu dem andern Glied der Verbindung hinübereilt. Bei einer Wortverbindung wie *mons ingens* oder *ingens mons* rücken die Momente der Lautapperception schon so nahe zusammen, dass der Bedeutungsinhalt dieser Worte, da er für den Hörenden erst durch den Lauteindruck zu deutlicherem Bewusstsein gebracht wird, vollständig in eine simultane Vorstellung zusammenfallen kann. Denn in dem Moment, wo das erste Wort die ihm entsprechende begriffliche Vorstellung erweckt hat, ist auch das zweite schon da, und indem diesem das vorangegangene als Associationshülfe zur Seite steht, wird in dem zweiten Moment der Zeitunterschied zwischen Laut- und Begriffsapperception verschwindend klein. Hierdurch erklärt es sich auch, dass sich diese engeren Verbindungen im Satze viel leichter stabilisiren, so dass nun die an die Stellungsunterschiede gebundenen Betonungsdifferenzen

[1]) Vgl. Cap. V, S. 614 ff.

überhaupt nicht mehr zum Ausdruck kommen. Ein solcher Betonungsunterschied wird natürlich in dem Moment bedeulungslos, wo die Wortverbindung in ihrem Eindruck auf das Bewusstsein einer Worteinheit vollständig äquivalent geworden ist. Deshalb fällt denn auch von den Motiven, die wir als bestimmend für die Aufeinanderfolge der Zeichen der Geberdensprache früher (Cap. II, S. 217 f.) kennen lernten, eines bei der Lautsprache, oder wenigstens bei den durch raschere und fester eingeübte Diction ausgezeichneten Cultursprachen, innerhalb des einfachen Satzes ganz hinweg: das ist jenes Motiv der Anschaulichkeit, nach welchem ein Zeichen, das für sich allein nicht selbständig vorgestellt werden kann, niemals dem Zeichen, auf das es bezogen wird, vorausgehen darf, sondern ihm immer nachfolgen muss. Verbindungen, wie *justus homo* oder *condidit Romam Romulus* würden in der Geberdensprache unmöglich sein, weil sie diesem Gesetz der Anschaulichkeit widerstreiten. In der Lautsprache widerstreiten sie demselben wegen der sehr viel rascheren Aufeinanderfolge der Worte nicht. Darum herrscht hier, so lange sich nicht bestimmte Normen durch associative Einübung fixirt haben, das Gesetz der Betonung durch vorausgehende Stellung im Satze viel unumschränkter, obgleich es übrigens innerhalb der durch das Princip der Anschaulichkeit gezogenen Grenzen auch für die Geberdensprache Geltung besitzt, ja mit dieser Einschränkung hier noch allgemeiner herrscht, weil bei ihr wiederum die Bedingungen der associativen Fixirung bestimmter, von der begrifflichen Betonung unabhängiger Stellungsnormen hinwegfallen.

### 3. Verschlingungen der Satzglieder.

Dagegen gibt es ein anderes Motiv, welches für die nur in den einfachsten Satzformen sich bewegende Geberdensprache nicht besteht, und bei der Lautsprache eine um so eingreifendere Bedeutung gewinnt, je mehr der Satzbau von den einfacheren zu den verwickelteren Bildungen fortschreitet. Dieses Motiv ist das Streben, den in der ursprünglichen Gesammtvorstellung als eine Einheit enthaltenen Gedanken auch in der Entwicklung der Satzglieder wieder zu einer Einheit zu verbinden. Es ist, wie wir es kurz bezeichnen können, das Motiv der synthetischen Einheit der ursprünglichen

Apperception eines verwickelten Gedankens, das auf die analytische Entwicklung desselben im Satze herüberwirkt, und das in Verschlingungen der Satzglieder seinen Ausdruck findet, durch welche die logisch zunächst zusammengehörigen gesondert, die von einander unabhängigeren aber verbunden werden. Da nun über solche äußere Trennungen hinaus das logisch Verbundene seine innere Affinität bewahrt, so wirken jene Sonderungen unmittelbar als Bindemittel, die auch die zwischenliegenden Theile fester unter einander und mit dem Ganzen des Satzes verknüpfen.

Solche Verschlingungen können schon im einfachen Satze eintreten, sofern nur die Hauptglieder desselben, Subject und Prädicat, in mehrere Bestandtheile, wie Nomen und Attribut, Verbum und Object u. s. w., zerfallen. Auch hier sind es wieder die griechische und die lateinische Sprache, bei denen die relativ freie Wortstellung, über die sie verfügen, die Verschlingungen in der ausgiebigsten Weise gestattet. In einem Satze wie *magna dis immortalibus habenda est gratia* ist der ganze, ziemlich lange Ausdruck durch die logisch und grammatisch zusammengehörigen Worte *magna gratia* zu einer Einheit verbunden, in der sich die ursprüngliche Einheit der Gesammtvorstellung gewissermaßen vor unseren Augen erneuert. Einigermaßen sind wir zwar auch noch bei der deutschen Uebersetzung eines solchen Satzes im Stande, ähnliche Verschlingungen auszuführen; sie sind uns aber doch nicht in gleich vollkommener Weise möglich, weil sich die Stellungen von Substantiv und Adjectiv fixirt haben, so dass diese ihrer Auseinanderreißung größeren Widerstand leisten. Wir benützen daher die in unserer Sprache freier gebliebene Compositionsweise des Verbums mit seinen Hülfsverben oder präpositionalen Elementen, um analoge Wirkungen hervorzubringen, z. B.: *großer Dank ist den Göttern zu spenden*, oder *bringt den Göttern euern Dank dar* u. s. w.

In umfangreicherem Maße noch machen sich die Verschlingungen in zusammengesetzten, aus Haupt- und Nebensätzen bestehenden Satzbildungen geltend, und hier bewahren sich auch Sprachen mit festerer Wortstellung eine freiere Bewegung, obgleich uns freilich in diesem Fall wieder die Fülle der Verbindungsweisen, die dem Griechischen und Lateinischen zu Gebote stehen, nur theilweise erhalten blieben. So verweben wir namentlich, wo zwei Nebensätze mit einem

Hauptsatz zusammentreffen, mit Vorliebe einen der ersten mit dem letzteren: *wenn ich heimgekehrt bin*, *werde ich*, *sobald ich Musse finde*, *die Arbeit vollenden.* Der Grieche und Römer aber schaltet nicht bloß den Nebensatz in den Hauptsatz, sondern, namentlich wo dieser kurz ist, zur Erzielung einer festeren Gedankenverschlingung den Hauptsatz in den Nebensatz ein: *haec res metuo ne fiat.*

Die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes, namentlich mit Rücksicht auf die besondern Wirkungen, welche die verschiedenen Formen solcher Verwebung der Theile des Satzes auf die Rede ausüben, gehören in die Psychologie des Stils. Für die Psychologie der Sprache ist nur der allgemeine Charakter der Verbindungen von Interesse. Nach ihm scheiden sich aber diese Erscheinungen in zwei Formen: in die Verschlingung der Glieder des einfachen Satzes, und in die der Einzelsätze eines zusammengesetzten Satzganzen, die sich beide natürlich wieder combiniren können. Der Charakter der Erscheinungen ergibt sich auch hier am anschaulichsten, wenn man sich dieselben in Structurformeln vergegenwärtigt. Deuten wir zu besserer Unterscheidung der Verschlingungen von den gewöhnlichen syntaktischen Verbindungen jene durch Linien unter der Zeile, ebenso wie diese durch solche über der Zeile an, so entspricht ein Satz wie der oben in erster Linie angeführte (*magna dis immortalibus* etc.) der folgenden, in den Sprachen mit freier Wortstellung in gleicher oder wenig modificirter Form außerordentlich häufig wiederkehrenden Structur:

$$\underbrace{A\ \overparen{O\ \overparen{V}\ S}}.$$

Bezeichnen wir ferner im zusammengesetzten Satze den Hauptsatz mit $H$, den Nebensatz mit $n$ oder, falls es mehrere Nebensätze gibt, diese mit $n_1$, $n_2$, $n_3$ . ., und zwar derart, dass wir da, wo die Theile eines Satzes an verschiedene Stellen dislocirt werden, jedesmal an der betreffenden Stelle das für ihn gewählte Symbol wiederholen, so können bei Vorhandensein eines Nebensatzes die Verschlingungen $\underbrace{H\ n\ H}$ oder $\underbrace{n\ H\ n}$, bei Vorhandensein zweier Nebensätze die Verschlingungen $n_1\ \underbrace{H\ n_2\ H}$, $\underbrace{H\ n_1\ n_2\ H}$, $\underbrace{H\ n_1\ H}\ n_2$ u. a. vorkommen, wobei dann überdies innerhalb der verschiedenen

Glieder die besonderen für den Einzelsatz ausführbaren Variationen möglich sind. Auf diese Weise entsteht namentlich in den Sprachen mit freier Wortstellung eine außerordentliche Beweglichkeit der Satzglieder, welche die verschiedensten Nuancen des Ausdrucks und die verschiedensten Möglichkeiten eines Zusammenschlusses der Glieder zulässt. Mit der Ausbildung festerer Stellungsgesetze geht freilich diese Beweglichkeit zum Theil verloren. Wie im einfachen Satze die Sonderung von Subject und Attribut, so fehlt z. B. im zusammengesetzten die Einschaltung des Hauptsatzes in den Nebensatz (*n H n*), eine Form der Verschlingung, die im Lateinischen und Griechischen außerordentlich häufig vorkommt, in den neueren Sprachen gänzlich. Um im Deutschen einen analogen Zusammenschluss wie in *haec res metuo ne fiat* herbeizuführen, müssen wir schon unter Anwendung einer geeigneten Conjunction den Haupt- und Nebensatz ihre Rollen tauschen lassen: *dies wird, wie ich fürchte, nicht geschehen (H n H).*

Die Verschlingung der Satzglieder hat nun augenscheinlich zwei psychologische Wirkungen. Einmal ist auch sie ein specieller Fall des Princips der successiven Apperception der Wortvorstellungen nach dem Grad ihrer Betonung: wenn von zwei logisch zusammengehörigen Satzbestandtheilen der eine stärker, der andere schwächer betont ist, als irgend ein anderer, der zu beiden in einer entfernteren Beziehung steht, so geschieht es von selbst, dass sich dieser entferntere Bestandtheil zwischen die zusammengehörigen einschiebt. Sodann aber macht sich in diesen Verschlingungen direct und wohl auch unabhängig von solchen Betonungswirkungen die Einheit des Satzes, die in seinem Ursprung aus einer einheitlichen Gesammtvorstellung wurzelt, als eine verbindende Kraft geltend, welche nicht wirksamer in den Aufbau des Satzes eingreifen könnte, als indem sie dessen verschiedene Theile durch solche umschließt, die eng zusammengehören. Es ist wohl im einzelnen Fall schwer zu sagen, ob der Betonungsunterschied, ob die unificirende Tendenz überwiegt. Wahrscheinlich sind aber beide immer bis zu einem gewissen Grade vereinigt: die Gesammtvorstellung drängt nach fester Zusammenfassung; und die Art, wie sich diese vollzieht, wird dann zumeist durch die Unterschiede der logischen Betonung und der

Gefühlsbetonung bestimmt. Nur eines ist zweifellos: alle diese Wirkungen vollziehen sich zunächst vollkommen unwillkürlich. Sie sind natürliche Producte der Zerlegung der Gesammtvorstellungen im Satze. Eine gelegentlich eintretende kunstmäßige Verwendung der Gedankenverschlingung wie der Betonung, als Hülfsmittel zur Erzielung rhetorischer Effecte, kann immer erst secundär geschehen, auf Grund bestehender Formen der Gedankenverbindung, die sich von selbst in der Sprache gebildet haben. In dieser ihrer natürlichen Entwicklungsweise sind aber gerade die Satzverschlingungen abermals sprechende Zeugnisse für die Entwicklungsweise des Satzes aus einer einheitlichen, seiner Gliederung vorausgehenden und sie begleitenden Gesammtvorstellung. Denn nur die fortwährende Einwirkung der verschiedenen Theile der letzteren auf den Verlauf der Satzgliederung macht es psychologisch verständlich, dass in jedem Moment jeder Theil des Gedankens bereit ist, hervorzutreten und seinen Einfluss auf die Folge der Satzglieder zu äußern. Auch hier gilt der Vergleich mit einem zusammengesetzten Wahrnehmungsbild, dessen Bestandtheile durchaus nicht nothwendig in einer bestimmten regelmäßigen Folge appercipirt werden müssen, sondern sich je nach den Bedingungen, denen die Auffassung unterworfen ist, in der mannigfaltigsten Weise verschieben können.

### 4. Umwandlung von Nebensätzen in nominale Attribute.

Noch eine weitere, in sehr verschiedener Form auftretende, aber in ihrem Effect wieder gleichförmige Erscheinung steht unter der Wirkung der nämlichen unificirenden Macht der Gesammtvorstellungen, der die Verschlingungen der Gedanken ihren Ursprung verdanken. Sie besteht in dem Eintritt einfacher für zusammengesetzte Satzbildungen, dadurch, dass sich die Nebensätze in nominale Attribute einzelner Glieder des Hauptsatzes umwandeln.

Die allgemeine Richtung dieser Vorgänge bringt es mit sich, dass bei ihnen Wortbildungsprocesse und Satzumwandlungen in einander eingreifen. Wenn aber auch hierzu gewisse Formen der Wortbildung bereits vorhanden sein müssen, so ist doch im concreten Fall wahrscheinlich die Tendenz der Zusammenfassung des Satzes

zu einer Einheit das primäre, an das sich die einzelnen Wortbildungen anschließen. Diese selbst sind von doppelter Art: sie bestehen theils in directen nominalen Ableitungen der Verba, also in sogenannten Verbalnominibus, theils aber in den allgemeinen Vorgängen der kategorialen Umwandlung der Begriffe, welche bei zunehmendem begrifflichem Denken vorwiegend in der Richtung einer Vermehrung der Gegenstandsbegriffe erfolgen und daher die gleich gerichteten Umwandlungen des Satzes begünstigen[1]). In beiden Fällen sind demnach die entstehenden Nominalbildungen von wesentlich verschiedener Beschaffenheit: während sie dort ausschließlich Verbalnomina (Infinitive, Participialformen) sind, bestehen sie hier aus selbständigen Nominalbildungen, die sich allerdings zumeist an ein bestimmtes Verbalthema anlehnen, in der Sprache aber aus dem Kreise der eigentlichen Verbalformen herausgetreten sind. Diesen äußeren entsprechen zugleich innere, genetische Unterschiede, die diesen beiden Vorgängen eine verschiedene Stellung in der Entwicklung der Satzformen anweisen.

Die erste der erwähnten Erscheinungen, der Eintritt eigentlicher Verbalnomina für Satzglieder, die in der zur vollen Entwicklung gelangten prädicativen Satzform durch Nebensätze ausgedrückt werden, ist innerhalb des indogermanischen Sprachgebiets in den älteren Sprachformen vorherrschend. Diese sind an Verbalsubstantiven und Verbaladjectiven reicher als die jüngeren, und dieser Bestand an directen Nominalformen des Verbums ist, so weit sich die Entwicklung überhaupt übersehen lässt, durchgehends als ein relativ ursprünglicher, den Verbalformen von frühe an eigenthümlicher anzusehen. Diese Nominalbildungen verhalten sich demnach in ihrem Eintreten für die von uns heute durch Nebensätze ausgedrückten Satztheile wahrscheinlich genau ebenso wie die entsprechenden reich entwickelten Verbalnomina in jenen Sprachen der ural-altaischen Familie, die weder Relativpronomina noch unterordnende Conjunctionen entwickelt haben und daher überhaupt keine Nebensätze besitzen (vgl. oben S. 336). Die Infinitiv- und Participialconstructionen der älteren indogermanischen Sprachen, wie sie in besonderem Reichthum namentlich auch das Lateinische mit seinem

[1]) Vgl. unten Cap. VIII, Nr. III.

Ablativus absolutus, seinem Accusativ cum Infinitiv und seinen zahlreichen Participialbildungen sich erhalten hat, sind daher aller Wahrscheinlichkeit nach Ausdrucksformen, die theils aus einer der Bildung des zusammengesetzten Satzes vorausgehenden Zeit in der Sprache übrig geblieben, theils aber in associativer Anlehnung an altüberlieferte Formen neu entstanden sind. Alle solche Bildungen sind daher in diesem Sinne rückständige Formen. Sie bezeichnen ein Hereinragen der attributiven in die prädicative Satzform. Sie alle, auch den lateinischen Accusativ cum Infinitiv und den Ablativus absolutus, können wir uns sinngemäß nur als attributive Bestimmungen zu dem Hauptbegriff denken, an den sich diese Constructionen anlehnen. Aber dabei wird, eben deshalb weil die attributive Verbindung eine engere ist, immer auch ein festerer Zusammenschluss des ganzen Satzes bewirkt, als er bei der Gliederung in Haupt- und Nebensätze möglich ist; und hierin wird man wohl den Grund dafür sehen dürfen, dass sich jene attributiven Ergänzungen durch Verbalnomina so lange über die Ausbildung hypotaktischer Satzgliederungen hinaus erhalten, und dass sich nach diesen Mustern fortwährend neue Satzbildungen dieser Art gebildet haben.

Diese Tendenz tritt nun vollends als die ausschließlich maßgebende bei der zweiten Form dieser Erscheinung hervor, wie sie den neueren Sprachformen eigen ist. Indem sie durchgehends mit Hülfsmitteln zu Stande kommt, die selbst Producte relativ später Wortbildungsvorgänge sind, gibt sie sich ohne weiteres als eine secundäre Erscheinung zu erkennen. Abgesehen davon, dass solche Verbalabstracta wie *Bewegung*, *Bedingung*, *Gabe*, *Glaube*, *Gang* und viele ähnliche, wie sie beim Ersatz der entsprechenden Verba durch nominale Constructionen vorkommen, zumeist erst unter dem Einfluss der Begriffsabstraction entstandene und selbst eine abstractere Begriffsstufe bezeichnende Bildungen sind, verräth sich der secundäre Charakter dieser Bildungen namentlich auch in dem Wechsel der die Unterordnung ausdrückenden Hülfspartikeln. An die Stelle der hypotaktischen Conjunctionen treten nämlich hier regelmäßig Präpositionen von ähnlicher unterordnender Bedeutung. Darin liegt aber ein augenfälliges Symptom dafür, dass die begriffliche Unterordnung, wie sie im Nebensatze prädicativ ausgedrückt ist, so in diesem Fall in der entsprechenden Nominalform noch fortwirkt, nur dass auch sie in

eine attributive Bestimmung des zugehörigen Hauptbegriffs umgewandelt wird. So geht der Nebensatz 'nachdem die Schlacht verloren war' über in die nominale Verbindung: *nach dem Verluste der Schlacht*, 'als Numa regierte' in *während der Regierung des Numa*, 'weil die Körper schwer sind' in *wegen der Schwere der Körper* u. s. w. Der in den unterordnenden Conjunctionen enthaltene Beziehungsbegriff ist hier, ebenso wie in vielen ähnlichen präpositionalen Bestimmungen, wie sie ja zahlreich auch schon im Lateinischen und Griechischen vorkommen, erhalten geblieben, ganz anders als in jenen auf der ältesten parataktischen Stufe stehen gebliebenen Formen *Numa regnante* oder *legem brevem esse (oportet)* und dergl., Verbindungen ursprünglichster attributiver Art, denen jede unterordnende locale, temporale oder causale Beziehung fehlt. Gerade bei der vollständigeren begrifflichen Substitution des unterordnenden Nebensatzes durch Verbalabstractum und Präposition erhellt aber deutlich die verdichtende, den Ausdruck verkürzende Wirkung, den dies im Unterschied von der vollkommeneren Entwicklung in Haupt- und Nebensatz ausübt. Dabei kommt weniger die absolute Verkürzung des Ausdrucks in Betracht, die zuweilen kaum merklich ist, als vielmehr der engere qualitative Zusammenschluss, den die attributive Verbindung bewirkt. 'Die Schwere der Körper' wird unmittelbar als ein einheitlicher Begriff empfunden; in dem Satz 'die Körper sind schwer' bewirkt die analytische Function der Aussage eine stärkere Scheidung der Bestandtheile. Dieser gedrungenen Kürze des Ausdrucks entspricht dann freilich zugleich auf der andern Seite eine geringere Anschaulichkeit, die gerade durch die Scheidung der Vorstellungen im Satze und durch die concretere Natur der eigentlichen Verbalformen, im Unterschiede von den aus ihnen entwickelten Verbalabstractis, gefördert wird. So steht hier die Satzbildung unter dem Einflusse sich entgegenwirkender Kräfte. Auf der einen Seite drängt die Einheit der Gesammtvorstellung zu knapper Zusammenfassung der Einzelvorstellungen und daher zur Umwandlung der analytischen, prädicativen in die synthetische, attributive Form; auf der andern Seite drängt das Streben, die einzelnen Inhalte der Gesammtvorstellung anschaulich auseinanderzulegen, zu einer ausgeführteren Entwicklung. Auch hier entscheidet schließlich die stärkere Kraft über den Erfolg, während zugleich eingeübte sprachliche

Gewohnheiten genereller oder individueller Art wiederum von weitreichendem Einflusse sind.

### 5. Wortstellung in Wunsch- und Fragesätzen.

Gegenüber den verwickelteren Verhältnissen, welche der Aussagesatz darbietet, lassen sich für die übrigen Formen der Sätze, namentlich die Wunsch- und Fragesätze, die Bedingungen der Ordnung der Satzglieder sehr kurz zusammenfassen, wie denn ja überhaupt diese Sätze theils wegen ihrer einfachen Function auch von wesentlich einfacherer Structur, theils aber, soweit sie sich zu verwickelteren Bildungen erheben, bloße Umwandlungen des Aussagesatzes in die der Gefühlsbetonung des Wunsches oder der Frage entsprechende Form sind. In dieser Beziehung bietet dann aber die Ordnung der Glieder in beiden lediglich eine Anwendung des in der Aussage so mannigfach sich bethätigenden Princips der Reihenfolge der Wortvorstellungen nach dem Grade der auf ihnen ruhenden Betonung.

Demnach bildet der Imperativ, der dem Wunsch- und Befehlssatz seinen Charakter gibt, fast regelmäßig auch den Anfang desselben, und nur wo ein ausnahmsweise großer Werth auf irgend einen andern Satzinhalt gelegt wird, kann sich dieses Verhältniss ändern. Variabler ist wegen der in diesem Falle wechselnderen Betonung die Ordnung der Glieder des Fragesatzes. Durchgehends gilt aber hier, da die stärkste Betonung auf dem Begriff ruht, auf den sich die Frage bezieht, dass das den Gegenstand der Frage anzeigende Wort vorangeht. 'Wer war Numa?' 'wann geschah dies?' 'wohin gehst du?' 'bleibst du oder gehst du?' — in allen diesen Fällen, ob nun Pronomina, Fragepartikeln, Verba oder andere Theile des Satzes voranstehen mögen, immer sind sie es, die den Inhalt oder Gegenstand der Frage andeuten. Dazu wirken nun bei den Wunsch- und Fragesätzen noch weit mehr als bei der Aussage die wechselnde Modulation und Intensität des Tones als natürliche Ausdrucksmittel, die der Ordnung der Satzglieder zu Hülfe kommen oder auch ganz an ihre Stelle treten können. Auf diese Unterschiede in den Accent- und Toneigenschaften der verschiedenen Satzformen werden wir bei der Erörterung der rhythmisch-musikalischen Eigenschaften des Satzes (in Nr. VII, 3) zurückkommen.

## 6. Stabilisirung der Wortstellungen.

### a. Allgemeine Bedingungen für den Eintritt fester Wortstellungen.

Jenen psychischen Kräften, welche je nach der Bedeutung und dem Werthe, den der einzelne Satzbestandtheil in der Rede besitzt, dessen Stellung und damit die gesammte Ordnung der Satzglieder bestimmen, wirken sichtlich in allen Sprachen andere, erhaltende Kräfte entgegen, die eine aus irgend welchen Ursachen zu häufiger Geltung gekommene Ordnung derart begünstigen, dass sie schließlich zur vorherrschenden, wenn nicht zur alleinherrschenden wird, unabhängig von den im einzelnen Fall etwa vorhandenen Bedeutungs- und Betonungsunterschieden. Da nun bei einer solchen Stabilisirung der Satzordnung die associative Einübung eine Hauptrolle spielt, diese aber natürlich einer gewissen Zeit bedarf, so ist von vornherein zu erwarten, dass innerhalb derjenigen Sprachfamilien, die wir in längerer Entwicklung verfolgen können, die älteren Formen in der Regel über eine freiere Wortstellung verfügen werden als die jüngeren. In der That bestätigt sich diese Voraussage im allgemeinen bei der in ihrer Geschichte bestgekannten Sprachfamilie, der indogermanischen, wenn sich gleich hier mannigfache Unterschiede im einzelnen darbieten, die es keineswegs erlauben, etwa ausschließlich das Alter einer Sprache für das Verhältniss jener beiden in ihrer Einwirkung auf die Satzordnung einander entgegenwirkenden Momente herbeizuziehen. So besitzt z. B. das Sanskrit eine weit stabilere Satzordnung als das Griechische und Lateinische, obgleich wir keinen Grund haben, die Sanskritsprache an sich für eine jüngere Bildung zu halten, wenn auch die frühere Ansicht, dass sie eine ältere sei, heute im allgemeinen nicht mehr getheilt wird. Auf die Schnelligkeit, mit der gewisse allgemeingültige Processe vor sich gehen, sind eben in den verschiedenen Sprachgebieten sehr verschiedene, für uns großentheils nicht mehr aufzufindende Bedingungen von Einfluss, so dass von zwei Sprachen gleichen Alters doch in der einen ältere Formen erhalten sein können als in einer zweiten, die möglicher Weise in andern Beziehungen dem ursprünglicheren Zustande näher ist. In diesem Falle scheinen nun in der That das Griechische und Lateinische einer früheren Stufe

mehr zu entsprechen als das Sanskrit oder auch als das Arische und das Urgermanische. Denn im allgemeinen wird man wohl von der Voraussetzung ausgehen dürfen, dass, sofern überhaupt in einem Sprachgebiet ein Zustand freier Wortstellung vorkommt, ein solcher der gebundenen Stellung gegenüber der ursprünglichere ist, da jene psychischen Kräfte, die nach momentanen Bedeutungs- und Betonungsunterschieden die Ordnung der Wörter bestimmen, von Anfang an vorhanden sein mussten, während die davon unabhängigen Stellungsnormen immer erst durch eine längere Einübung und Ueberlieferung entstehen konnten.

So leicht sich nun aber im allgemeinen die psychischen Motive durchschauen lassen, die bei freier Wortstellung die Ordnung der Satzglieder bestimmen, so schwer ist die Frage zu beantworten, welche Ursachen in irgend einem Sprachgebiet einer bestimmten Stellung jenes Uebergewicht verschafften, durch das sie eine angleichende Wirkung ausüben und so allmählich eine feste, von der wechselnden Betonung der Begriffe mehr oder minder unabhängige Ordnung hervorbringen konnte. Um hierüber zu entscheiden, müssten wir die Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung der Einzelsprachen gerade in den Momenten kennen, wo sich solche Stabilisirungen auszubilden anfingen. Dann würde sich vielleicht aus den äußeren Bedingungen auf die psychischen Motive mit einer gewissen Sicherheit zurückschließen lassen. Davon kann aber nicht einmal bei jenen Culturspracheu die Rede sein, deren Geschichte genauer durchforscht ist. Trotzdem ist eine Ansicht, und zwar diejenige, die vielfach als eine selbstverständliche Deutung wenigstens des allgemeinen Charakters dieser Erscheinungen angesehen wurde, von vornherein als psychologisch unmöglich zurückzuweisen: das ist die im Anschlusse an die Vorstellungen der älteren Linguistik über Lautcorruption und Formenverfall entstandene Meinung, die Wortstellung habe sich stabilisirt, weil die die grammatische Stellung des Wortes kennzeichnenden Formunterschiede allmählich verloren gingen, und daher nach einem Ersatz dieser Unterscheidungsmittel gesucht worden sei, welcher Ersatz dann in der festen syntaktischen Stellung gefunden wurde. Dies ist ein Schluss von der Wirkung auf die Ursache, der nur dann gestattet wäre, wenn die Voraussetzungen, zu denen er führt, psychologisch denkbar wären. Das sind sie aber

nicht. Wenn wir uns einen Zustand noch so trostloser Verwirrung dächten, der durch den Verlust der unterscheidenden Merkmale der Wortformen entstand, so würde der Entschluss, dieser Verwirrung durch Aufgabe der freien Wortstellung zu steuern, immer noch die unwahrscheinlichste unter allen möglichen Erklärungen bleiben. Denn ein solcher Entschluss könnte doch nur gefasst werden, wenn die Wortstellung überhaupt ein Werk bedachtsamer Ueberlegung wäre, das eine redende Gemeinschaft nach Bedürfniss verändern könnte. Das ist sie natürlich ebenso wenig wie der Lautbestand einer Sprache. Diese Erklärung steht daher genau auf gleicher Linie mit jener Hypothese, welche gewisse Lautänderungen daraus ableitete, dass man durch sie eine allzu große Anhäufung bestimmter Laute habe vermeiden wollen[1]).

Um zu begreifen, dass sich eine bestimmte Wortstellung fixirte, dazu genügen vollständig die unwillkürlich wirkenden associativen Motive, sobald nur einmal erst der Anfangspunkt in dem Uebergewicht einer bestimmten Stellung über andere gegeben ist. Dieses Uebergewicht selbst aber wird immer nur auf directe psychische Motive zurückgeführt werden können, für deren Würdigung wir in den bei freier Wortstellung vorkommenden Variationen der Satzordnung einen gewissen allgemeinen Maßstab besitzen, während uns freilich die concreten näheren Bedingungen der Erscheinungen im allgemeinen unbekannt sind, weil sie mit unerforschten und in manchen Fällen wahrscheinlich für immer unerforschbar bleibenden geschichtlichen und vorgeschichtlichen Vorgängen zusammenhängen. So wird man z. B., wenn sich in einer bestimmten Sprachengruppe die Voranstellung des verbalen Prädicates vor dem Subject, also eine der typischen Formen $\widehat{V\ O}\ S$ oder $\widehat{O\ V}\ S$ als feste Satzordnung herausgebildet hat, daraus, dass dies bei freier Wortstellung die Formen der **erzählenden** Aussage sind, schließen dürfen, es habe in der Zeit, die dieser Fixirung vorausging, die erzählende Redeform in dem betreffenden Sprachgebiet eine hervorragende Rolle gespielt. Ueber die besonderen Bedingungen dieser Bevorzugung, ob sie generelle oder individuelle waren, ob sie z. B. mit der Ausbildung kosmogonischer Mythen in erzählender Form, oder

[1]) Vgl. Cap. IV, S. 417.

ob sie mit dem Auftreten einzelner epischer Dichter von weit reichendem Einflusse zusammenhingen, werden jedoch höchstens in einzelnen Fällen Vermuthungen möglich sein. Wie es sich aber damit auch verhalten möge, erst wenn aus solchen directen psychischen Motiven eine bestimmte Satzordnung das Uebergewicht erlangt und durch associative Ausbreitung eine feste Wortstellung herbeigeführt hat, wird nun auch umgekehrt möglicher Weise die Existenz der letzteren den Untergang der grammatischen Wortformen erleichtern können, falls es außerdem noch directe Ursachen gibt, die einen solchen herbeiführen. In der That sind ja derartige Ursachen in den durch den Lautwandel und besonders durch die Contactwirkungen der Laute eintretenden Veränderungen genugsam gegeben. Höchstens also in diesem negativen Sinn ist ein Zusammenhang zwischen fester Wortstellung und Schwund der grammatischen Formunterschiede denkbar: sobald der Formenschwund mit einer bereits eingetretenen Stabilisirung der syntaktischen Fügung zusammentrifft, so vermittelt die letztere nun thatsächlich in vielen Fällen eine Unterscheidung, die früher der ersteren zufiel. Die Unterscheidung mittelst der syntaktischen Fixirung wird also möglich, weil diese bereits existirt; aber die letztere ist nicht deshalb eingetreten, damit eine logische Unterscheidung möglich werde.

Anderseits darf man nun freilich bei der Würdigung der psychischen Motive die große Bedeutung jener associativen Angleichungsvorgänge nicht übersehen, die, nachdem sie eine bestimmte Wortfolge zur vorherrschenden und schließlich vielleicht zur allgemeingültigen gemacht haben, in ihren Wirkungen fortdauern, auch wenn die primären Motive, die dereinst jenes Uebergewicht erzeugten, vielleicht längst nicht mehr bestehen. Mögen wir also z. B. mit noch so großer Wahrscheinlichkeit schließen, dass der Fixirung einer das Verbum im Satze voranstellenden Redeform eine Vorherrschaft der Motive der Erzählung zu Grunde liege, so lässt sich daraus weder auf die vorausgegangenen noch auf die später vorhandenen allgemeinen psychischen Anlagen der betreffenden Völkergemeinschaft ein Schluss gründen. Vollends unerlaubt ist es, diese Unterschiede, die irgend einmal aus möglicher Weise sehr transitorischen psychologischen Bedingungen entstanden

sind, zur Erschließung dauernder psychischer Rassencharaktere verwenden zu wollen. Wie sonstige Lebensformen, nachdem sie durch die Macht der Gewohnheit befestigt sind, fortdauern können, selbst wenn sich der Inhalt, den sie bergen, völlig umgewandelt hat, so ist das auch mit der Wortstellung im Satze nicht anders. Das gilt hier um so mehr, weil in diesem Fall von vornherein der Zusammenhang zwischen Form und Inhalt ein verhältnissmäßig loser ist, wie schon aus der Thatsache hervorgeht, dass, nachdem einmal eine syntaktische Stabilisirung eingetreten ist, die nämliche Satzform den verschiedensten Zwecken des Ausdrucks sich anpasst. Wenn noch der heutige Jude gelegentlich auf das Deutsch, das er redet, die dem Hebräischen eigene Voranstellung der verbalen Prädicate überträgt, so ist das sicherlich ein starkes Zeugniss für die ungeheure Macht der associativen Angleichung. Aber es ist kein Zeugniss dafür, dass die geistigen Eigenschaften des Juden seit den Zeiten des Moses und David unverändert geblieben, oder gar, dass die psychischen Kräfte, die dereinst diese syntaktische Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen hervorriefen, heute noch in ihm lebendig sind[1]).

---

[1]) An einem Schlussfehler dieser Art und zugleich an einer Unterschätzung der ungeheuren Mannigfaltigkeit psychischer Einflüsse, die einer bestimmten grammatischen Form ursprünglich zu Grunde liegen können, scheint mir das gelehrte Werk von James Byrne, General Principles of the Structure of Language, Vol. I, II,[2] 1892, zu leiden. Noch weniger freilich kann ich mit den allgemeinen Gesichtspunkten und mit der Methode einverstanden sein, die Byrne seinen Erörterungen zu Grunde legt. Nicht bloß, dass ich die Gegensätze der vermehrten und der verminderten Excitabilität, der größeren oder geringeren geistigen Energie (mental power) für allzu unbestimmte und unsichere psychologische Begriffe halte, um sie als allgemeine Erklärungsprincipien für alle möglichen Erscheinungen verwenden zu können, auch der Standpunkt psychologischer Interpretation, den Byrne hierbei einnimmt, ist, wie ich glaube, bedenklich, insofern er ein fertiges psychologisches Schema an die sprachlichen Erscheinungen heranbringt, um dann diese jenem, so gut es geht, einzuordnen. Das Gegentheil dieses, noch dazu mit einer unzulänglichen Psychologie operirenden deductiven Verfahrens scheint mir das fruchtbarere zu sein: die inductive Verwerthung der sprachlichen Thatsachen, bei der man in jedem Augenblick der ungeheuer complexen Beschaffenheit der wirkenden Ursachen eingedenk bleiben und sich möglichst aller Vorurtheile, die aus traditionellen Annahmen über Rasseneigenschaften u. dergl. entsprungen sein mögen, enthalten muss. Wesentlich den Anregungen von Byrne folgt F. N. Finck, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung, 1899, mit seinem Versuch, aus den Sprachformen auf die Unterschiede der Rassentemperamente zurückzuschließen.

In Anbetracht dieses ungeheuren Einflusses der associativen Angleichung tritt daher die Wortstellung auch als allgemeines Merkmal der Sprachen hinter andern Eigenschaften, wie der Ausbildung der verschiedenen Nominal- und Verbalformen, der Entwicklung der hypotaktischen Conjunctionen und des Relativpronomens, der Scheidung attributiver und prädicativer, einfacher und zusammengesetzter Satzformen, weit zurück. Hiermit stimmt überein, dass in vielen Fällen die Stabilisirung der Satzglieder in einer bestimmten Ordnung offenbar verhältnissmäßig späten Ursprungs ist. So bilden die indochinesischen Sprachen nach Wortschatz, Formenbildung und sonstigen Eigenthümlichkeiten eine eng zusammengehörende Sprachengruppe. Dennoch herrschen in der Ordnung der Satzglieder, abgesehen von der ihnen allen eigenen Voranstellung des Subjects vor dem verbalen Prädicat, die mannigfaltigsten Unterschiede, so dass man wohl annehmen muss, in jeder dieser Sprachen habe sich aus einer dereinst freien Wortstellung heraus unter zum Theil abweichenden Motiven das besondere Stellungsgesetz entwickelt[1]. Analoge Verhältnisse bietet das Indogermanische, wo nur noch die weitere Eigenthümlichkeit hinzukommt, dass sich, wie schon oben bemerkt, einzelne seiner Sprachen die freie Wortstellung verhältnissmäßig lange bewahrt haben, und dass in andern noch in neuerer Zeit beträchtliche Veränderungen in den Stellungsgesetzen vor sich gegangen sind. So hat sich das Neurussische, im Unterschiede von den andern slavischen Sprachen, die Voranstellung des verbalen Prädicates zu eigen gemacht; und in den romanischen Sprachen, namentlich im Französischen, wechseln in älterer Zeit die Stellungen $S\ \overparen{V\ O}$ und $\overparen{O\ V}\ S$. Während aber in den ältesten Denkmälern die Voranstellung von Object und Verbum erheblich überwiegt, nimmt im Laufe der Zeit die entgegengesetzte stetig zu, bis sich vom 16. Jahrhundert an die heute herrschende Stellung mit dem voranstehenden Subject allmählich als die fast alleinherrschende durchgesetzt hat[2]. In diesem Fall lässt sich die Veränderung

[1] E. Kuhn, Ueber Herkunft und Sprache der transganganetischen Völker, 1883. Die verschiedenen Wortstellungsgesetze in diesen Sprachen, mit Einschluss des Chinesischen, sind kurz zusammengestellt von K. Himly, Ueber die einsilbigen Sprachen des südöstlichen Asiens, in Techmers Zeitschrift, I, 1884, S. 282 ff.

[2] Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen, III, S. 797 ff.

wahrscheinlich darauf zurückführen, dass die ältesten Denkmäler durchweg der erzählenden Gattung angehören; die erzählende Aussage greift aber, wie wir oben gesehen haben, bei freier Wortstellung mit Vorliebe zur Voranstellung des Verbums[1]).

### b. Einfluss der sprachlichen Denkformen auf die Befestigung der Wortstellungen.

In unsern Cultursprachen ist nach allem diesem die Stabilisirung der Wortstellung meist ein verhältnissmäßig spät eingetretener Vorgang, der vielfach noch in geschichtlicher Zeit der Veränderung unterworfen war. Gleichwohl würde es verfehlt sein, wenn man hieraus einen allgemeinen Schluss auf die Ungültigkeit bestimmter Gesetze der Satzordnung für ursprünglichere Sprachstufen ziehen wollte. Erscheint auch auf der einen Seite die Stabilisirung als ein überall eintretendes, in den associativen Wechselwirkungen der syntaktischen Formen begründetes Product sprachlicher Entwicklung, so sind es doch sichtlich gerade die Cultursprachen, die in der Regel längere Zeit bei einer freieren, den mannigfachen psychologischen Motiven unmittelbar folgenden Ordnung beharrten, während in minder ausgebildeten Sprachformen offenbar sehr früh bestimmte Wortstellungsgesetze

---

[1]) Diese Voranstellung des Verbums in der Erzählung betont auch Delbrück an verschiedenen Stellen seiner Vergleichenden Syntax (z. B. hinsichtlich des Slavischen, III, S. 68 ff.). Dagegen vertritt Meyer-Lübke eine andere Auffassung. Er ist der Meinung, nicht das voranstehende, sondern das nachfolgende Wort werde stärker betont, die Stellung $\widehat{V\,S}$, die sich in der älteren französischen Sprache ausnahmslos bei den Verben des Sagens und heute noch bei einzelnen Bewegungsverben, wie *venir*, *entrer*, *suivre* etc. nicht selten vorfinde, erkläre sich daraus, dass »das Sprechen das Zunächstliegende, die Person des Sprechenden das Neue, also Spätere und Wichtigere sei«, und dass bei den Verben der Bewegung »der Sprechende zunächst das Erscheinen von etwas Neuem oder das Dasein von etwas Uebersehenem ankündige und dadurch, dass er dieses selbst erst nachträglich nennt, es um so stärker hervorhebe«. Wie mir scheint, widerspricht die Behauptung, dass das nachfolgende Satzglied das stärker betonte sei, der Beobachtung. Das Lateinische wählt die Stellung *ingens mons*, nicht *mons ingens*, wenn die Größe des Berges betont wird, und das Verbum wird in erzählenden Sätzen bei freier Wortstellung mit Vorliebe vorangestellt, weil die Erzählung vorzugsweise die verbalen Prädicate betont, die den Begriff dessen, was geschehen ist, in sich enthalten. Wenn im Französischen die Verben des Sagens und noch bis in die neueste Zeit die Verben der Bewegung vorangestellt werden, so erklärt sich dies also wohl daraus, dass diese Verben besonders häufig in der Erzählung verwendet werden.

hervortraten. Um diese beiden Erscheinungen in Einklang zu bringen, wird man wohl annehmen müssen, dass dem Uebergang in eine Cultursprache irgend eine, den Beginn der höheren Cultur bezeichnende physische und geistige Umwälzung vorangegangen sei, welche die in einem primitiveren Stadium, das ja irgend einmal jede Sprache durchgemacht haben muss, vorhandene Ordnung erschüttert und während einer kürzeren oder längeren Zeit jene freie Wortstellung herbeigeführt habe, die wir für den Beginn der Entwicklung unserer Cultursprachen voraussetzen müssen. Auch das wird man sich, wie die den Anfang einer neuen Sprachbildung bezeichnenden Wortbildungsprocesse, am ehesten nach Analogie der in geschichtlicher Zeit eingetretenen Neubildungen von Sprachen denken können[1]. In der That erscheint ja eine plötzlich eingetretene Sprachmischung, wie sie sich beim Aufeinanderstoßen stammesfremder Völker ereignen musste, unter allen Umständen als die plausibelste Ursache einer derartigen, die bisherige syntaktische Ordnung aufhebenden Umwälzung.

Bei dieser Annahme wird es verständlich, dass uns in der großen Mehrzahl der Sprachen der Erde, vor allem aber in allen denen, die niemals Litteratursprachen gewesen oder erst spät unter dem Einflusse der europäischen Cultur zu solchen geworden sind, verhältnissmäßig feste Stellungsgesetze beobachtet werden. In manchen derselben, vor allem in vielen amerikanischen Sprachen, wird die Stellung der Glieder des Satzes schon deshalb fixirt, weil Wort und Satz derart zusammenfallen, dass der Uebergang von einem einfacheren zu einem verwickelteren Ausdruck ebensowohl als die Umwandlung einer einfacheren in eine zusammengesetztere Wortform durch Aufnahme weiterer Wortelemente, wie als Uebergang eines kürzeren in einen längeren Satz angesehen werden kann. Dieser enge Zusammenhang von Satzbildung und Wortbildung bringt nothwendig auch eine feste Wortstellung mit sich, da zunächst in den ein Satzganzes vertretenden zusammengesetzten Conjugationsformen die Stellung der Glieder eine gegebene ist, die sich dann auf die etwa außerhalb dieser Formen stehenden isolirteren Wörter überträgt. So scheinen denn auch die Wortstellungsverhältnisse zum Theil in weit entlegenen Regionen dieses Sprachgebietes sehr

---

[1] Vgl. Cap. V, S. 624 ff.

gleichförmige zu sein, indem in der Regel das Subject an der Spitze des Satzes steht, während das Object ein etwas variableres Verhältniss zum Verbum hat, bald ihm vorangeht, bald ihm nachfolgt, nicht selten aber auch in der sogenannten objectiven Conjugation dieser Sprachen eine Art Doppelstellung einnimmt, bei der die Verbalform vollständig von den Objectbegriffen umgeben wird, da ihr zwar das eigentliche Object nachfolgt, ein auf dasselbe hinweisendes Demonstrativelement aber vorausgeht: *ich-ihn-liebe-den-Peter*. In andern Fällen tritt übrigens auch das Object selbst vor das Verbum, während das nominale und namentlich das pronominale Subject nachfolgt: *dich-sehe-ich*[1]).

Dem amerikanischen steht das ural-altaische Sprachgebiet in der Bildung zusammengesetzter Wortformen am nächsten. Dennoch haben sich hier Wort und Satz sicherer geschieden, was vor allem in dem regelmäßigeren Aufbau der Verbalformen und in der Ausscheidung der den Verbalausdruck ergänzenden Nominalbestandtheile zu bemerken ist. Dagegen tritt eine Eigenthümlichkeit, die in gewissem Sinne der objectiven Conjugation der amerikanischen Sprachen verwandt ist, in der Satzstellung der durch Cultureinflüsse weniger veränderten Glieder dieser Sprachenfamilie besonders hervor. Dies ist die Betonung des Objects der Handlung, während das handelnde Subject selbst mehr als eine bloß ergänzende Bestimmung des verbalen Prädicates erscheint[2]). Diesem Verhältniss entspricht es, dass das bestimmende Object meist im Satze voransteht, und dass sich an dieses zunächst eventuell ein ergänzender Objectbegriff und dann das verbale Prädicat anschließt, welchem letzteren endlich das Subject zu folgen pflegt, sofern es nicht als Pronominalsuffix dem Verbum selbst angehört. Doch hat sich, vielleicht unter dem Einflusse des Indogermanischen, dieses Verhältniss im Finnischen und Magyarischen insofern verschoben, als das Subject meist an den Anfang des Satzes gerückt wird und so in der syntaktischen Fügung dennoch das Uebergewicht erlangt[3]). Diese

[1]) Müller II, 1, S. 237, 267 und an andern Stellen.

[2]) O. Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, S. 298 f. H. Winkler, Zur Sprachgeschichte, 1887, S. 2 ff., 23 ff.

[3]) Man vergleiche die Sprachproben bei Müller II, 2, S. 250 ff. (Finnisch, Magyarisch) und S. 301 ff. (Mandzu, Mongolisch, Jakutisch, Türkisch).

stärkere Betonung der Objectbegriffe, wodurch dieselben namentlich in der altaischen Gruppe eine dem Subject unserer europäischen Sprachen correspondirende herrschende Stellung einnehmen, wird man als eine Erscheinung betrachten dürfen, die als psychologisches Symptom der Rolle entspricht, die in der Verbalbildung dieser Sprachen das Possessivpronomen vielfach an die Stelle unseres Personalpronomens treten lässt. Beide Erscheinungen repräsentiren eine Form des Denkens, bei welcher nicht das handelnde Subject, sondern der Gegenstand, auf den sich die Handlung bezieht, im Vordergrunde des Bewusstseins steht: in *meine Gabe* für *ich gebe* bildet das gebende Ich nur eine relativ zurücktretende Nebenbestimmung zum Object, das gegeben wird; ganz ebenso steht in einem Satze, wie *Hand-bei drücken-mein*, wie ihn der Jakute construirt, für *ich drücke ihm die Hand*, statt des thätigen Ich der Gegenstand der Thätigkeit, die Hand, im Vordergrund des Bewusstseins. So bilden sich die Typen $\widehat{O\ \widehat{VS}}$ oder $\widehat{O\ \widehat{SV}}$, in denen $O$ als das herrschende Glied des Satzes erscheint, während sich $S$, ähnlich wie in unserer Syntax $O$, eng an das Verbum anlehnt. Die Entwicklung dieser Typen zu stabilen Wortstellungen darf daher wohl als Ausdruck des nämlichen gegenständlichen Denkens betrachtet werden, wie er in diesen Sprachen auf dem Gebiete der Wortbildung in der großen Zahl der Verbalnomina und in der Verwendung der Possessivpronomina hervortritt.

Solchen durch ihre agglutinirende Satzstructur ausgezeichneten Sprachformen stehen nun auch in syntaktischer Beziehung die wortisolirenden scharf geschieden gegenüber. Bei ihnen allen erscheint die Wortstellung entweder noch fortan als eine relativ freiere, oder die eingetretene Stabilisirung lässt deutlich den Ursprung aus einer freieren Bewegung der Wörter im Satze erkennen. Man wird aber kaum zweifeln können, dass beide Momente eng zusammenhängen. Ist es doch die größere syntaktische Beweglichkeit, die, sofern man die Priorität des Satzes vor dem Worte voraussetzt, überhaupt als ein wesentlicher Factor bei der Sonderung des Wortes aus dem Satze anzusehen ist. Die Stabilisirung selbst ist nun in der großen Mehrzahl dieser Sprachen in Bezug auf das Verhältniss der Hauptglieder des Satzes, Subject und Verbum, in durchaus übereinstimmender

Weise eingetreten, indem sich die Folge $\widehat{S\ V}$ als die allgemeinste und häufigste durchgesetzt hat. Die Hauptausnahme bilden zwei große, sonst wieder einander sehr fern stehende Sprachfamilien: die semitische auf der einen, und die malayo-polynesische auf der andern Seite[1]). Welche Momente früher Cultur hier der erzählenden Form des Aussagesatzes ein solches Uebergewicht verschafft haben, darüber sind aber natürlich nur Vermuthungen möglich.

### c. Motive für die Voranstellung des Subjectes im Satze.

Eher fordert die entgegengesetzte Stellung $\widehat{S\ V}$ bei der sichtlich von specifischen Culturbedingungen unabhängigen Allgemeinheit, mit der sie sich auf den verschiedensten Gebieten der Erde durchgesetzt hat, eine psychologische Deutung heraus. Für diese kommt zunächst in Betracht, dass das nominale Subject seine herrschende Stellung augenscheinlich in ganz verschiedenen Momenten der Sprachentwicklung erlangt hat. Einerseits treffen wir dieselbe schon in den primitivsten Sprachformen. In diesen wird sie, sobald sie der wortisolirenden Form angehören, von früh an bevorzugt. Anderseits findet sie sich als Product einer allmählich eingetretenen Stabilisirung in allen Cultursprachen, im Chinesischen so gut wie in den meisten neueren Sprachen. Schwerlich wird man aber annehmen können, dass diese beiden weit aus einander liegenden Erscheinungen trotz ihrer äußeren Aehnlichkeit übereinstimmende Ursachen haben.

In den Sprachen der Negervölker, der Hottentotten und Buschmänner, der Eingeborenen Australiens scheint die Ordnung $\widehat{S\ V}$ um so regelmäßiger zu sein, je weniger solche Sprachen Nomen und Verbum nach Wortform oder Begriff von einander scheiden. Nun wird in einer Sprache, in welcher diese Scheidung überhaupt noch nicht eingetreten ist, in welcher also das Grundverhältniss des Satzes wesentlich noch als ein attributives angesehen werden muss, im allgemeinen die Folge $\widehat{S\ A}$, Subject-Attribut leicht schon deshalb den

[1]) In Bezug auf das Malayo-Polynesische vergleiche man die charakteristischen Sprachproben bei Müller II, 2, S. 41, II (Tahitisch), S. 48, IV (Hawaiisch), S. 153 B, und 155 (Malayisch). Die Vorliebe des Hebräischen für die Voranstellung des Verbums ist auch in der Lutherschen Bibelübersetzung nicht ganz verwischt, wenngleich durch die deutschen Stellungsgesetze etwas zurückgedrängt.

Vorzug gewinnen, weil zwar der Gegenstand ohne sein Attribut, nicht aber das Attribut ohne den Gegenstand, der sein Träger ist, aufgefasst werden kann, eine Regelmäßigkeit, die namentlich bei relativ langsam sich folgender Rede, also insbesondere bei wortisolirender Sprechweise, sich einstellen muss, wie wir sie denn aus diesem Grunde schon bei der Geberdensprache als die natürliche Folge der Geberdezeichen beobachtet haben (Cap. II, S. 213 ff.). Hiernach erscheint diese syntaktische Form als eine Wirkung des gegenständlichen Denkens, aber, gegenüber den zusammengesetzten Satz- und Wortformen der amerikanischen und ural-altaischen Sprachfamilie, einer wesentlich abweichenden Gestaltung desselben: einer solchen nämlich, bei der nicht die zusammenfassende Anschauung, sondern die Unterscheidung *einzelner* Gegenstände vorwaltet. Diesem Verhältniss entspricht auch durchaus die Thatsache, dass in den durch reiche Agglutination ausgezeichneten Sprachen von frühe an das *persönliche* Pronomen eine geringe Rolle spielt, wenn es sich nicht gar erst aus den Verbindungen des Possessivums mit den Objectsausdrücken entwickelt hat, dass dagegen die isolirenden Sprachen offenbar von früh an ein Personalpronomen besitzen. Ihm gegenüber bethätigt sich dann die gegenständliche Form des Denkens darin, dass es hinsichtlich der Casusbildung ganz wie ein Nomen behandelt wird, so dass nun wiederum die allmähliche Sonderung der Pronominal- von den allgemeinen Formen der Nominalflexion ein gewisses Maß für den stetigen Uebergang in das zuständliche Denken abgibt[1]).

Auf einem völlig andern Gebiet psychologischer Bedingungen muss dagegen die in einem relativ sehr späten Stadium sprachlicher Entwicklung eingetretene Bevorzugung des Subjectbegriffs gesucht werden, welche die Grammatik der großen Mehrzahl der Cultursprachen beherrscht, und welche sich dadurch zugleich das Vorrecht erworben hat, als maßgebend für die *logische* Ordnung der Satzglieder zu gelten, — so sehr, dass man die Folge Subject-Prädicat nicht bloß als die thatsächlich allgemeinste, sondern auch als die im *Urtheil* logisch geforderte anzusehen pflegt. Gleichwohl ist diese verbreitete Meinung in doppeltem Sinn eine irrthümliche.

---

[1]) Vgl. oben Cap. VI, S. 45 ff.

Erstens beruht es nicht im mindesten auf irgend einer Denknothwendigkeit, dass sich im Aussagesatz die Voranstellung des Subjectes ein Vorzugsrecht erworben hat; und zweitens gibt es zwar logische Gründe, die diese Bevorzugung veranlasst haben, aber diese Gründe sind durchaus nicht von zwingender Art. Wenn wir in den Urtheilen, aus denen sich unsere Schlüsse zusammensetzen, das Subject ebenso regelmäßig dem Prädicate folgen ließen, wie wir es ihm voranstellen, so würde dadurch an der Bündigkeit der Folgerungen selbst nicht das geringste geändert: in diesem Sinne ist daher die herkömmliche Ordnung der Satzglieder für die Logik lediglich eine conventionelle. Da aber diese Convention immerhin nicht eine bloß willkürliche Erfindung oder Verabredung ist, sondern da sie sich an die natürlichen Formen des Aussagesatzes angeschlossen hat, so muss es allerdings Motive geben, die zwar nicht mit logischer, aber doch mit psychologischer Nothwendigkeit zu ihr geführt haben.

Ein solches Motiv wird man nun darin erblicken dürfen, dass, wie uns die Variationen der Satzglieder bei freier Wortstellung gelehrt haben (S. 349), die Ordnung $\overset{\frown}{SV}$ der erklärenden Aussage am meisten adäquat ist (S. 351). Dies bedeutet nach allem, was sich aus jenen Veränderungen der Satzglieder ergibt, wiederum nicht, dass jede Erklärung nothwendig in dieser Satzform gegeben werden muss. Vielmehr, wo sich etwa eine andere Satzordnung durch associative Einübung befestigt, da fügt auch sie sich diesem Bedürfniss. Aber wo solche Einflüsse nicht entgegenwirken, da ist immerhin die Ordnung $\overset{\frown}{SV}$ diejenige, die sich nach dem Princip der stärkeren Betonung des vorangehenden Gliedes von selbst als Form erklärender Aussage einstellt, weil in diesem Fall stets der Gegenstand, über den eine Erklärung abgegeben wird, am stärksten betont ist. Hieraus werden wir aber auch umgekehrt schließen dürfen, dass, wo in der späteren Entwicklung der Cultursprachen die Ordnung $\overset{\frown}{SV}$ über andere obgesiegt hat, solches in der zunehmenden Bedeutung seinen Grund hat, welche die Functionen erklärender Aussage überhaupt in den Formen dieser Sprachen gewonnen haben. Nun ist die erklärende Aussage die eminent logische. Jedes mit Anspruch auf irgend welche Allgemeingültigkeit auftretende logische Urtheil, mag

es im engeren Sinn erklärender oder beschreibender Art sein, ist im weiteren Sinn eine erklärende Aussage und steht als solche der erzählenden gegenüber. Diese secundäre Bevorzugung der Form $\widehat{S\,V}$ wird man demnach überhaupt als eine Folge des Einflusses betrachten dürfen, welchen diejenige Richtung des Denkens auf den Geist der Sprachen ausübt, aus der zunächst die Verbreitung der erklärenden Aussageform und dann, im Anschlusse daran, das wissenschaftliche Denken hervorging.

Immerhin stehen auch noch in unsern Cultursprachen jene beiden Typen $\widehat{S\,V}$ und $\widehat{V\,S}$, als Symptome der Bevorzugung erklärender und erzählender Sätze, einander gegenüber, die erstere durch die meisten lebenden Sprachen indogermanischer Abkunft, die letztere durch die semitischen Sprachen repräsentirt. Doch selbst innerhalb dieser auf eigenthümliche Abweichungen in den ursprünglichen Bedingungen der geistigen Cultur hinweisenden Gegensätze erweist die Voranstellung des Subjectes darin ihre vorwaltende Wirkung, dass sie auch auf semitischem Gebiet überall zur Herrschaft gelangt ist, wo das Prädicat nicht in einer echten Verbalform, sondern in einem *nominalen Ausdruck* besteht. Zwar haben die semitischen Sprachen, was vielleicht mit der größeren Rolle zusammenhängt, die in ihnen die Erzählung spielt, keine eigentliche Copula entwickelt, sondern sie verbinden das nominale Prädicat unmittelbar, also eigentlich attributiv mit dem Subjecte. Doch das in der erklärenden Aussage liegende Motiv für die Bevorzugung des Subjectes hat gleichwohl diesem in solchem Falle im allgemeinen die erste Stelle verschafft, so dass gerade in den Sätzen, die, als allgemeingültige Formen der Urtheile, für die vorzugsweise logischen gelten, jene Ordnung zur festen Norm für alle Cultursprachen geworden ist.

## VII. Rhythmus und Tonmodulation im Satz.

### 1. Allgemeine Bedingungen der Entstehung rhythmisch-musikalischer Formen.

#### a. Factoren des rhythmisch-musikalischen Ausdrucks in der Sprache.

Rhythmus und Tonfall sind Eigenschaften, die ebenso sehr wie Laut, Wortform und Satz zum Wesen der Sprache gehören. Sie

sind aber so eng an die gesprochene und gehörte Rede gebunden, dass sie von vornherein einen schwankenderen Besitzstand der Sprache bilden, der namentlich im Laufe längerer Zeitperioden Veränderungen unterworfen ist, welche sich einer directen Ueberlieferung fast ganz entziehen. Meist sind wir darum hier auf Rückschlüsse aus den übrigen Eigenschaften der Sprache und aus den allgemeinen Bedingungen des rhythmisch-musikalischen Gefühls angewiesen. Besonders gilt dies für diejenigen Erscheinungen, auf die sich hier wegen ihres Zusammenhangs mit den allgemeineren Sprachproblemen unsere Betrachtung beschränken muss: für die Erscheinungen der gewöhnlichen gesprochenen Rede. Bei ihr haben nicht bloß jene früh sich einstellenden Motive kunstmäßiger Ausbildung gefehlt, die bei dem poetischen Metrum mit der Kunstübung auch eine Ueberlieferung ihres Betriebes begünstigten, sondern die poetische Form selbst enthält directere Anhaltspunkte für die Feststellung bestimmter rhythmisch-melodischer Wirkungen.

Zwei Eigenschaften unseres Bewusstseins sind es jedoch, die für jede Art rhythmischer Gliederung äußerer Reize maßgebend bleiben. Die eine besteht in dem unter wechselnden Bedingungen innerhalb gewisser Grenzen variirenden Umfang des Bewusstseins, die andere in den mehr oder minder regelmäßigen Schwankungen der Aufmerksamkeit. In Folge der letzteren können äußere Eindrücke bald lebhafter bald schwächer appercipirt werden, je nachdem ihre Einwirkung mit einem Höhe- oder Tiefpunkt solcher Oscillationen zusammenfällt, während auf deren Eintritt zugleich die Eindrücke selbst einen maßgebenden Einfluss ausüben. Denn dem Wechsel der Eindrücke können sich in weiten Grenzen die Schwankungen der Apperception anpassen, so dass hier eine eigenthümliche Wechselwirkung entsteht, vermöge deren Reizreihe und Apperceptionsreihe innerhalb der durch den Umfang des Bewusstseins gesteckten Grenzen einander entsprechen. Zu beiden kann dann unter Umständen als ein drittes, wiederum jenen sich anpassendes Glied noch die Succession eigener Bewegungen hinzutreten, sei es dass diese wieder den äußeren Eindrücken folgen, oder umgekehrt selbst erst solche hervorbringen, ein Zusammenhang, der als einen besonders wichtigen Specialfall auch die Articulationsbewegungen und Lautbildungen der Sprache in sich schließt. Endlich aber wirken diese

wechselnden Verstärkungen und Schwächungen der Reize, mögen sie von außen gegeben, oder durch eigene Bewegung erzeugt sein, wieder auf die Vorstellungen des zeitlichen Ablaufs der Eindrücke und der Zeitpausen zwischen ihnen zurück. Denn indem durch apperceptive Betonung einzelne Reize gehoben werden, bilden sich Gruppen, die durch deutlichere und längere Zeitpausen von ihrer Umgebung gesondert erscheinen; und mit der stärkeren Betonung eines Eindrucks ist regelmäßig zugleich eine Veränderung seiner Tonhöhe, in der Regel eine Erhöhung, unter Umständen aber auch, sofern nämlich der Contrast zu vorangehenden Hebungen dies bedingt, eine Vertiefung zu beobachten. Auf diese Weise bilden sich in der Gliederung unserer Bewusstseinsinhalte überhaupt, vornehmlich aber derjenigen, die in den Lauten der Sprache ihre Quelle haben, eigenthümliche Veränderungen, die, selbst wo die äußeren Eindrücke an sich gleichförmig ablaufen, einen Wechsel ihrer Auffassung herbeiführen. Diese Veränderungen schließen im allgemeinen drei variable Größen in sich: das dynamische Moment der Tonstärke, das zeitliche der Tondauer, und das qualitative der Tonhöhe. Es sind die nämlichen, die uns früher als Factoren des »individuellen Spielraums der Articulationen« begegnet sind[1]).

### b. Rhythmische Gliederung von Taktreihen.

Unter den beiden Bestandtheilen der rhythmisch-musikalischen Form zeichnet sich der rhythmische dadurch aus, dass er in ungleich höherem Grade als der musikalische von den subjectiven Eigenschaften des Bewusstseins bestimmt ist, so dass hier die äußeren Eindrücke selbst in ziemlich weitem Umfange Veränderungen durch Einflüsse der subjectiven Betonung unterworfen sind, die mit den oscillirenden Zuständen der Apperception zusammenhängen. Dies erhellt besonders deutlich aus einer Erscheinung, bei der die Wirkung dieser subjectiven Schwankungen, unberührt von allen etwa in dem Eindruck selbst liegenden Nebenbedingungen, hervortritt. Lässt man nämlich Taktschläge von absolut gleicher Intensität in gleichen Zeitintervallen auf einander folgen, so entsteht, so

[1]) Vgl. Cap. IV, S. 365 ff.

lange diese Intervalle nicht eine gewisse obere oder untere Grenze erreichen, stets die Vorstellung, dass die einzelnen Taktschläge nicht gleich, sondern von verschiedener Stärke seien; und zwar pflegen sie sich vollkommen regelmäßig nach einem bestimmten rhythmischen Schema zu ordnen. Zur Hervorbringung solcher objectiv gleicher Taktschläge mit abzustufender Intervalldauer bedient man sich zweckmäßig eines besonderen »Taktirapparates«, wie er in Fig. 41 in der

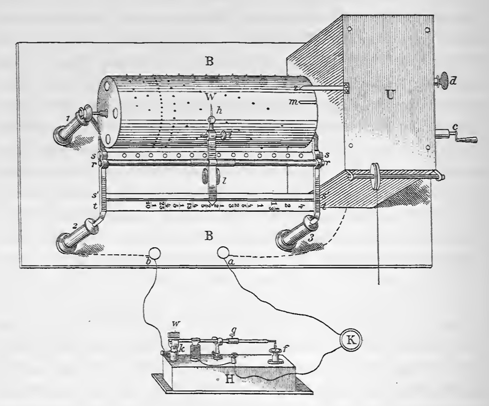



Fig. 41.

Ansicht von oben in etwa $^1/_3$ seiner wirklichen Größe abgebildet ist. Auf einem hölzernen Fußbrett *BB* ist rechts ein in einem Messinggehäuse eingeschlossenes Gewichtsuhrwerk *U* aufgeschraubt. Es kann mittelst der Kurbel *c* jederzeit aufgezogen werden, ohne dass der Gang der Uhr unterbrochen wird. Durch einen Druck an der Arretirung *d* aber wird es momentan in Gang gesetzt oder festgehalten. Links vom Uhrkasten befindet sich die stählerne Walze *W*, deren zwischen *U* und der Säule *1* laufende Achse sich auf Spitzen dreht. Nach vorn befinden sich auf dem Brett zwei

weitere Säulen *2* und *3*, welche einen von der Walze isolirten Federapparat mit seinen Einstellungsvorrichtungen tragen. Dieser Apparat besteht aus der Messingfeder *lh*, die mittelst einer Hülse auf dem cylindrischen Stahlstäbchen *rr* hin- und hergeschoben werden kann. Dabei nimmt sie jedesmal eine feste Stellung an, wenn ein an ihr befindlicher, nach unten gekehrter Stift in eine der Vertiefungen, die in regelmäßigen Abständen auf der stählernen Leiste *ss* angebracht sind, federnd eingreift. Das hintere Ende der Feder *lh* läuft über einer zweiten glatten Stahlleiste *s′s′* und geht in einen Zeiger über, der auf der Scala *tt* die Stellung der Feder angibt. Vorn läuft die letztere in einen nach abwärts gebogenen Ansatz *h* aus, der, sobald ein Stift der Walze *W* an ihm vorbeigeht, einen Metallcontact herstellt. Solche stählernen Stifte sieht man auf der Walze rechts in sehr großen, nach links allmählich immer kleiner werdenden Abständen angebracht, in ihrer Lage den Vertiefungen der Leiste *ss* und den Eintheilungen der Scala *tt* entsprechend. Die Walze vollendet eine Umdrehung genau in 4 Sec. Da nun am äußersten Rande rechts nur ein einziger Stift, links als äußerste Reihe 40 Stifte als Contacte wirken, so bilden die Intervalle von 4 Sec. und von $^1/_{10}$ Sec. die Zeitgrenzen, zwischen denen sich die Intervalldauer variiren lässt. Die dazwischen liegenden Intervalle, die mittelst der danach zu treffenden Einstellung der Feder zur Verfügung stehen, 2, $1^1/_3$, 1 u. s. w., sind auf der Scala *tt* angegeben. Zur Erzeugung der Taktschläge dient der kleine Schallhammer *H*, dessen Construction aus der Abbildung erhellt. Der den Schall hervorbringende Hammerkopf *k* wird durch das an einem senkrechten Stativchen verschiebbare Wattepolster *w* auf die geeignete Amplitude eingestellt, und die Stärke des Schalls durch das Laufgewicht *q* und die Spannung der Feder *f* regulirt. Der Strom einer galvanischen Kette (oder eines Accumulators) *K* wird dann durch den Hammer *H* und mittelst der Klemmschrauben *a* und *b* durch den Taktirapparat geleitet, an welchem die unter dem Fußbrett verlaufenden Drahtverbindungen durch die von *a* und *b* ausgehenden unterbrochenen Linien angedeutet sind[1]).

[1]) Die zwei äußersten Stiftreihen links, die man noch auf der Walze *W* bemerkt, sind zur Veranschaulichung einiger Verhältnisse des »Zeitsinns« bestimmt, die hier außer Betracht bleiben können. An Stelle dieses Taktirapparates kann man

Setzt man nun einen solchen Taktirapparat bei mäßigen Intervallen, etwa von 1 bis $^1/_2$ Sec. Dauer, in Gang, so entsteht nicht nur die Vorstellung einer regelmäßig wechselnden Stärke der Taktschläge, sondern auch die weitere, dass die Pausen zwischen den einzelnen Eindrücken von verschiedener Größe seien. Deuten wir die Taktschläge durch Notenköpfe, die gehobenen Eindrücke durch Accente, und die längeren Pausen zwischen je zwei Schlägen durch kurze Verticalstriche an, so wird demnach eine einfache Reihe

falls sich die rhythmisirende Wirkung unter den einfachsten Bedingungen bethätigt, subjectiv in die folgende verwandelt:

Ferner bemerkt man bei diesen Versuchen, dass sich der Rhythmus nach Willkür variiren lässt, während es nicht möglich ist, ihn ganz zu unterdrücken, so lange die Intervalle zwischen je zwei Eindrücken nicht unter oder über eine gewisse Grenze reichen. Für die Rhythmisirung am günstigsten sind Intervalle von 0,2—0,3 Sec. Geht man bis zu 0,1 Sec., so verschwindet der Rhythmus, indem sich die einander folgenden Taktschläge einem gleichförmigen Geräusch nähern. Geht man erheblich über die obere Grenze, so hört bei einem Intervall von 4 Sec. ebenfalls die Rhythmisirung völlig auf. Dies hat jedoch seinen Grund offenbar darin, dass der vorangegangene Eindruck nicht mehr im Bewusstsein ist, wenn der nächstfolgende appercipirt wird. Schon bei der Annäherung an diese obere Grenze sind daher zwar noch einfachste Rhythmen wie der oben verzeichnete, aber keine zusammengesetzteren mehr möglich, wie sie bei kürzeren Intervallen sehr leicht eintreten. Umgekehrt dagegen

---

sich auch zur Herstellung objectiv gleicher Taktschläge mit beliebig variirbaren Intervallen des »Zeitsinnapparates« (Physiol. Psychol.4 II, S. 424) mit den geeigneten für die Versuche wünschenswerthen Modificationen bedienen; für die Beobachtung der allgemeinsten Erscheinungen genügt sogar das gewöhnliche Mälzelsche Metronom. Doch hat das letztere den Nachtheil, dass die Taktschläge objectiv nicht ganz gleich sind. Auch können die längsten und die kürzesten Intervalle, die der Taktirapparat erreicht, mit ihm nicht hergestellt werden.

wird bei der Annäherung an die untere Intervallgrenze von 0,1 Sec. die subjective Neigung, durch complicirtere Rhythmen die Zusammenfassung zu unterstützen, größer und größer, und schließlich ist es überhaupt nur noch mittelst solcher möglich, eine rhythmische Vorstellung zu Stande zu bringen. In diesen Verhältnissen verräth sich schon die enge Beziehung, in der diese apperceptive rhythmische Gliederung der Vorstellungen und der Umfang des Bewusstseins zu einander stehen. Näher noch zeigt sich diese Beziehung darin, dass bei jeder Form der Rhythmisirung *nur eine bestimmte Zahl von Eindrücken zu einem Ganzen zusammengefasst werden kann*. Hierbei ist der Vollzug einer solchen Zusammenfassung daran zu erkennen, dass man beim Abschluss einer einzelnen rhythmischen Gesammtvorstellung das deutliche Gefühl der Verbindung ihrer Elemente zu einer Einheit hat, und dass beim Ablauf zweier einander folgender gleicher Gesammtvorstellungen die zweite unmittelbar nach ihrem Ablauf als übereinstimmend mit der ersten, vorausgegangenen erkannt wird, so also, dass man sich z. B. nach Vollendung der

*A* *B*

beiden Reihen *A* und *B* unmittelbar ihrer Gleichheit bewusst ist, während man ebenso sicher den Unterschied erkennt, wenn etwa die eine Reihe um ein oder zwei Glieder vermehrt oder vermindert wird.

Auf diese Weise bieten die Taktirversuche zugleich ein einfaches Hülfsmittel dar, um für den Umfang des Bewusstseins ein gewisses Maß zu gewinnen. Freilich hat dieses Maß jeweils nur für die speciellen Bedingungen der besonderen Form apperceptiver Gliederung sowie der Intervalldauer Geltung. Auch ist zu beachten, dass die Erkennung der Gleichheit zweier Reihen *A* und *B*, wie sie oben dargestellt sind, immer nur voraussetzt, dass jede *einzelne* von ihnen als ein Ganzes im Bewusstsein stand, nicht etwa, dass beide gleichzeitig gegenwärtig waren. Dies ergibt sich aus den Erscheinungen, die sich bei solchen Versuchen der Selbstbeobachtung aufdrängen. Man hat nämlich nach dem Ablauf der zweiten Reihe ein deutliches Gefühl des Wiedererkennens, analog dem, welches

etwa beim Wiedererblicken eines früher gesehenen Gesichtsobjectes entsteht. Ein solches Gefühl setzt nun voraus, dass die Vorstellung des Objectes, das man wiedererkennt, als ein Ganzes im Bewusstsein war; es setzt aber nicht voraus, dass beide Vorstellungen, die frühere und die neue, gleichzeitig vorhanden seien. Vielmehr treten im Gegentheil die charakteristischen Wiedererkennungsgefühle, welche die zweite Vorstellung oder im gegenwärtigen Fall die Vollendung der zweiten Taktreihe begleiten, nur dann auf, wenn die erste Vorstellung wenigstens theilweise bereits aus dem Bewusstsein verschwunden ist. Unter dieser Voraussetzung bilden nun 16 *Einzeleindrücke* oder 8 *Taktglieder* bei dem günstigsten Intervall von 0,2 Sec. und bei der einfachsten oben bemerkten Gliederung des $^2/_8$-Taktes das Maß für den Bewusstseinsumfang, d. h. für den Umfang einer Gesammtvorstellung, deren Theile noch vollständig im Bewusstsein zusammengefasst werden können. Diese Größe bleibt die nämliche, wenn man die Reihenfolge der apperceptiven Accentuirungen willkürlich umkehrt, und sie schwankt höchstens um einen Taktschlag hin oder her, wenn man statt des zwei- ein dreigliedriges Taktmaß wählt, so lange der einfache Wechsel von Hebungen und Senkungen beibehalten wird. Nur wird bei dem dreitheiligen Takt eine doppelte Pause bemerkbar, indem das dem betonten Eindruck vorangehende Intervall verlängert, das ihm nachfolgende verkürzt erscheint: man muss also, um die zeitlichen Verhältnisse einer solchen Reihe darzustellen, trotz der einfachen Accentuirung, schon zu einer doppelten Bezeichnungsweise der Pausen schreiten. Deuten wir die kürzere Pause durch einen einfachen, die längere durch einen doppelten Verticalstrich an, so nimmt demnach ein solches Triolentaktmaß folgende Gestalt an:

Verwickelter und ungleich mannigfaltiger werden die Verhältnisse, wenn mehrere Stufen apperceptiver Hebung eintreten. Dies geschieht leicht, namentlich bei etwas kürzerer Dauer der Intervalle, schon wenn man sich ungezwungen der Einwirkung der regelmäßigen akustischen Reizreihe hingibt. Es können dann durch wechselnde apperceptive Hebung alle möglichen Taktmaße erzeugt werden, die

in der musikalischen und poetischen Metrik vorkommen. Hier seien nur drei Beispiele hervorgehoben, von denen die zwei ersten zwischen der oben betrachteten einfachsten und der umfangreichsten, eben noch erreichbaren Gliederung in der Mitte stehen, während das dritte diese obere Grenze selbst darstellt. Lassen wir abwechselnd eine stärkere und schwächere Betonung, jedesmal durch eine Senkung unterbrochen, auf einander folgen, so entsteht der einfache $^2/_4$-Takt:

Dabei ist, um mit den üblichen Accentbezeichnungen der Grammatiker im Einklang zu bleiben, der Hauptton durch den Acutus ´, der Nebenaccent durch den Gravis ` angedeutet. Den zwei Accentgraden entsprechen zwei Stufen der Intervallpausen: die kürzere nach jeder Takthälfte, die längere nach dem ganzen Takt. Diese Intervallverhältnisse erweitern sich um eine Stufe, während zugleich die Accentgrade um einen vermehrt werden, wenn man zum $^4/_4$-Takt übergeht:

Die stärkste Betonung ist hier durch den Doppelacut, die mittlere durch den einfachen, und die schwächste durch den Gravis angedeutet. Das Hauptintervall liegt wieder nach dem ganzen Takt, die Nebenintervalle sind nur wenig verschieden: doch macht sich auch hier die Neigung, vor der stärkeren Betonung länger zu pausiren, durch eine ganz geringe Verlängerung des zweiten Nebenintervalls geltend. Gleichen Schritt halten endlich wieder beide Verhältnisse, Betonung und Pause, wenn man zu der umfangreicheren Form des $^6/_4$-Taktes übergeht:

Hier zerfällt zunächst jeder Takt in zwei Glieder, von denen das erste mit der stärksten, das zweite nach dem sechsten Taktschlag mit der mittleren Betonung beginnt. Jedes dieser Glieder

zerfällt dann abermals in drei Unterglieder, von denen das erste durch den Hauptton, das zweite und dritte durch die schwächste Betonung eingeleitet wird. So erhält man drei Accentstufen, und ihnen entsprechend drei Stufen der Intervallpause: die längste nach dem ganzen Takt, die mittlere nach dem halben, dem mittleren Accent vorangehend, und die kürzeste hinter jedem der übrigen zweigliedrigen Takttheile.

Eine solche verwickeltere Gliederung bringt es nun mit sich, dass sich der Umfang des Bewusstseins für die Anzahl der Einzeleindrücke, die dem rhythmischen Ganzen angehören, beträchtlich erweitert, während die Anzahl der zusammengesetzten Taktglieder selbst, die noch vereinigt werden können, natürlich abnimmt, sobald ihre Zusammensetzung wächst. An näheren Ermittelungen über die functionellen Beziehungen zwischen diesen Factoren, auf die sich möglicher Weise die Formulirung einer allgemeineren Gesetzmäßigkeit für den Bewusstseinsumfang gründen ließe, fehlt es bis jetzt. Doch mögen die für die einfachste und verwickeltste Taktform ausgeführten Bestimmungen hier ein gewisses Maß abgeben. Danach wächst der beim $^2/_8$-Takt durchschnittlich 16 Einzeleindrücke umfassende Umfang bei dem complicirtesten Taktmaß, das sich noch übersichtlich gliedern lässt, beim $^6/_4$-Takt, auf 36 Eindrücke, beidemal die günstigste objective Intervalldauer von 0,2 Sec. vorausgesetzt. Die Zahl der rhythmischen Gesammtvorstellungen, der Takte selbst, sinkt demnach beim Uebergang vom bloß zweigliedrigen zum 12-gliedrigen Takte von 8 auf 3. Hierbei fühlt man aber deutlich bei längeren Taktreihen einen gewissen Zwang, den man anwenden muss, um den einfachen $^2/_8$-Takt festzuhalten, während umgekehrt der $^6/_4$-Takt eine willkürliche Anstrengung fordert, wenn er sich nicht von selbst in einfachere Taktformen auflösen soll. Die für die Zusammenfassung zahlreicher Einzeleindrücke günstigste Art der Gliederung liegt daher in der Mitte zwischen beiden Extremen, nämlich bei dem oben notirten, aus 8 Taktschlägen bestehenden $^4/_4$-Takt:

der ebenfalls drei Grade der Hebung und drei Pausen besitzt, als ein das rhythmische Gefühl besonders befriedigendes Taktmaß sich aber

auch dadurch bewährt, dass man bei dem Versuch, möglichst viele Eindrücke zusammenzufassen, sehr leicht unwillkürlich auf diese Taktform verfällt. Bei ihr ist es noch möglich, 5 Taktreihen, im ganzen also 40 Einzeleindrücke, zu vereinigen, d. h. eine folgende Periode von gleicher Größe mit Sicherheit als übereinstimmend wiederzuerkennen. Diese Zahl dürfte demnach unter den hier obwaltenden Bedingungen metrischer Gliederung als ein Maß für den Maximalumfang des Bewusstseins angesehen werden können[1]).

### c. Gesetz der drei Stufen.

Abgesehen von den Folgerungen über den Umfang des Bewusstseins lässt sich aus diesen Beobachtungen noch ein weiterer Schluss auf die Anzahl der Abstufungen ziehen, zwischen denen sich die für die Gliederung einer rhythmischen Form unwillkürlich sich einstellenden oder willkürlich gewählten Grade der Betonung sowie die Zeiten der Pausen bewegen. Für beides, Betonung wie Pause, ordnen sich nämlich alle Erscheinungen einem Gesetz dreistufiger Erhebung über die gewöhnliche, der auszeichnenden Unterscheidung ermangelnde Tonstärke und Intervalldauer unter. Dieses Gesetz der drei Stufen entspricht einer psychologischen Thatsache, die uns auf allen Sinnesgebieten begegnet. Intensitäten der Empfindung können überall leicht unterschieden werden, so lange es sich nur um die Unterscheidung von drei gegenüber irgend einer Ausgangsempfindung abgestuften Graden handelt. Dagegen bedarf es einer besonderen Einübung und einer in jedem einzelnen Fall fühlbaren Anstrengung, um über diese Grenze hinauszugehen. So unterscheiden wir beim Heben oder beim Druck von Gewichten leicht ein kleines, ein größeres und ein größtes und vermögen sie bei Wiederholung des Versuchs jedesmal sofort wiederzuerkennen. Bei einer Reihe von 4, 5 oder mehr Gewichten dagegen bemerken wir wohl noch Intensitätsunterschiede, aber eine sichere Einordnung in die Reihe ist nicht mehr möglich, sondern wir begehen nun leicht Verwechselungen, falls nicht eine besondere Einübung dieser natürlichen Vergleichung zu Hülfe kommt.

[1]) Vgl. hierzu G. Dietze, Philos. Studien, II, 1885, S. 362 ff. (Umfang des Bewusstseins), und E. Meumann, ebend. X, 1894, S. 249, 393 ff. (Psychologie des Rhythmus).

Man darf wohl diese Thatsache mit der allgemeinen Eigenschaft unserer apperceptiven Functionen in Zusammenhang bringen, dass wir Größenunterschiede überall in Relation zu einander auffassen, einer Eigenschaft, die in dem Weber'schen Gesetz ihren exactesten Ausdruck findet[1]). Indem wir nun zugleich unter der Mitwirkung der begleitenden Gefühle geneigt sind, Intensitäts- und Zeitunterschiede von erheblichem Werth als Gegensätze aufzufassen, ordnen wir leicht irgend eine weitere Empfindung als eine mittlere zwischen ihnen ein, während die Einordnung einer vierten, fünften u. s. w. in steigendem Maße schwierig und unsicher wird. Bei der rhythmischen Auffassung kommt diese Unterscheidung überdies in der Weise zur Anwendung, dass die unbetonten Eindrücke nur einen gleichförmigen Hintergrund für diejenigen Taktglieder bilden, denen sich die unterscheidende Aufmerksamkeit zuwendet, so dass hier jene Eindrücke selbst außerhalb der dreistufigen Ordnung liegen. Durch Uebung kann nun allerdings in jedem einzelnen Fall diese natürliche Ordnung der Intensitäts- und Zeitwerthe vervollkommnet werden. Aber jede freiere, nicht unter der Mithülfe einer besonderen Anspannung der Aufmerksamkeit arbeitende Vergleichung ist wieder genöthigt, zu der einfachsten dreistufigen Unterscheidung zurückzukehren. Eine solche mühelos sich vollziehende Vergleichung ist jedoch vor allem zum Zustandekommen rhythmischer Vorstellungen unerlässlich. Denn wir können eine rhythmische Reihe nur so lange leicht in ein Ganzes zusammenfassen, als die Spannungs- und Lösungsgefühle, auf denen die Auffassung und der ästhetische Eindruck des Rhythmus beruhen, ungezwungen und regelmäßig sich ablösen[2]). Dieser Vorgang wird gestört, sobald sich damit die besondern Gefühle der Anstrengung verbinden, welche die stark gespannte Aufmerksamkeit und die reflectirende Vergleichung begleiten. Im selben Moment, wo diese eintritt, geht daher der rhythmische Eindruck verloren, und die Reihe zerfällt in ihre Theile. Man kann dies erproben, wenn man willkürlich Rhythmen mit mehr als drei Accentgraden und Pausen construirt, z. B. einen $^9/_4$-Takt, wo man sofort bemerkt, dass eine solche Taktform nicht durchzuführen ist, sondern in kleinere

[1]) Grundriss der Psychologie,3 S. 303 ff.

[2]) Rücksichtlich der näheren Analyse dieses Verlaufs der Gefühle vgl. Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele,3 S. 296 ff.

Bestandtheile, am leichtesten in $^3/_4$-Takte, sich auflöst, da weder die vier Grade der Hebung noch die entsprechenden vier Grade der Pause mehr zu unterscheiden sind.

### d. Progressive und regressive Wirkungen des Accents.

Indem sich das Gesetz der drei Stufen auf die Accentgrade und auf die Pausen gleichmäßig bezieht, beruht nun dieses übereinstimmende Verhalten nicht bloß darauf, dass für beide Bestandtheile die nämlichen Bedingungen der apperceptiven Unterscheidung gelten; sondern die Pause zeigt sich ihrerseits von der Betonung abhängig, indem der stärkeren Betonung stets die längere Pause vorausgeht. Diese Beziehung entspringt offenbar daraus, dass bei dem gewöhnlichen Ablauf rhythmisirter Reihen die Spannungs- und Lösungsgefühle und die sie begleitenden Empfindungen regelmäßig wechseln, so dass der Einwirkung des einzelnen Takttheils eine Einstellung auf denselben vorangehen kann. Eine solche besteht aber bei den dynamischen Accenten naturgemäß darin, dass sich die Athmungsbewegung auf das Maß des exspiratorisehen Luftdrucks vorbereitet, welches dem Ton seinen Stärkegrad verleiht. Die Vorbereitungszeit ist daher dem Grad des exspiratorischen Drucks annähernd proportional. Es gibt nur eine einzige Ausnahme von diesem Verhalten, und auch diese ist bloß eine scheinbare, weil sie außerhalb jener regelmäßigen Entstehungsbedingungen rhythmischer Vorstellungen liegt, bei denen die vorbereitende Einstellung eine Rolle spielen kann. Sie betrifft den *Auftakt*, der sich auch zeitlich eng an den nachfolgenden mehr accentuirten Takttheil, zu dem er gehört, anschließt, worauf dann erst diesem, als eine Nachwirkung der stärkeren Hebung, eine relative Pause folgt, also folgendermaßen:

*a t*

Hier sind die Verhältnisse insofern gegenüber dem gewöhnlichen Verlauf der rhythmischen Reihen die umgekehrten, als der Auftakt *a* samt dem zugehörigen Takttheil *t* ein *unerwarteter* Eindruck ist, daher nun nicht die Einflüsse der Einstellung, sondern diejenigen

der *Nachwirkung* der Eindrücke maßgebend werden. Sind diese ausschließlich vorhanden, so hat aber der stärker gehobene Eindruck auch eine stärkere, also längere Nachwirkung wie der minder gehobene. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man in eine längere Reihe gleichmäßig einander folgender Taktschläge plötzlich und unerwartet einen objectiv stärkeren oder qualitativ abweichenden einschaltet. Dann tritt die folgende Pausenvertheilung ein:

d. h. nach dem gehobenen Takttheile die längere Pause. Man kann demnach diese Erscheinungen der Pausenvertheilung überhaupt auf *zwei* entgegengesetzte Einflüsse zurückführen: auf eine *regressive* Einstellungswirkung, und auf eine *progressive* Nachwirkung. Beide stimmen darin überein, dass die stärkere Hebung eine längere Zeit beansprucht, ebensowohl eine längere Vorbereitungszeit zur Erzeugung des accentuirenden Respirationsdrucks, wie eine längere Nachdauer, bevor zu einem folgenden Takttheil übergegangen werden kann. Bei dem gewöhnlichen Ablauf rhythmischer Reihen überwiegen die Einflüsse der vorbereitenden Einstellung, und nur bei unerwarteten, aus dem gegebenen Rhythmus herausfallenden Betonungen oder beim Auftakt werden natürlich die nachwirkenden Einflüsse die stärkeren.

Alle diese Momente können, ebenso wie die rhythmischen Gliederungen irgend einer Taktreihe, völlig unabhängig von wirklich vorhandenen objectiven Betonungsverhältnissen wirksam werden. An einer objectiv gleichförmig ablaufenden Reihe von Taktschlägen kann man ohne Schwierigkeit durch wechselnde apperceptive Betonung nicht bloß die mannigfaltigsten innerhalb des Gesetzes der drei Stufen möglichen Rhythmen herstellen, sondern man kann auch durch willkürliche Unterbrechung einer Reihe und Beginn einer neuen die Verhältnisse eines unerwarteten, stärker betonten Eindrucks nachahmen; und jedesmal beobachtet man die der einen oder andern Richtung entsprechende Wirkung der Accentuirung. Sobald man nun aber die gehörten Rhythmen durch eigene Bewegungen, sei es durch solche des taktirenden Fingers, sei es durch begleitende

Laute, nachbildet, so setzt sich auch sofort der subjective Eindruck des gehörten Rhythmus in den Wechsel stärkerer und schwächerer Bewegungen, kürzerer und längerer Pausen um, kurz: der Rhythmus ist nun nicht mehr bloß ein in den Ablauf der Eindrücke hineingehörter, sondern ein selbsterzeugter; und in natürlicher Wechselwirkung verstärkt ein so durch objective Betonungs- und Zeitunterschiede ausgezeichnetes metrisches Gebilde bedeutend die rhythmische Wirkung. Zeichnet man derartige Metren, die einem zuvor gehörten Rhythmus frei durch taktirende Bewegungen nachgebildet werden, auf einer mit gleichmäßiger Geschwindigkeit sich bewegenden Fläche auf, so kann man daher jetzt die Erscheinungen der unwillkürlichen Rhythmisirung in umgekehrter Richtung wahrnehmen: die Bewegungen werden von selbst rhythmisch, zeigen entsprechende Hebungen, Senkungen und Pausen, auch wenn diese ursprünglich nicht beabsichtigt waren.

### e. Tonhöhe und Tondauer.

Im Gegensatze zu diesen regelmäßigen Verhältnissen der dynamischen Betonung bildet die Tonhöhe einen wechselnderen, aber die rhythmische Gliederung wesentlich unterstützenden Bestandtheil einer jeden irgendwie zusammengesetzteren Lautfolge. An zwei Erscheinungen tritt dies bei den subjectiven Rhythmisirungsversuchen hervor: erstens an dem Einflusse, den die Tonstärke auf die Tonhöhe ausübt, und zweitens an der Möglichkeit, durch Wechsel der Tonhöhe dieselben rhythmischen Effecte hervorzubringen, die bei den gewöhnlichen Taktirungen die apperceptive Verstärkung der Takte erzeugt. Bei jeder Hebung des dynamischen Accents bemerkt man nämlich eine Veränderung der Tonhöhe, in der Regel eine Tonerhöhung, aber unter Umständen, namentlich wenn die Tonlage der unbetonten Takttheile ziemlich hoch gewählt wird, auch eine Tonerniedrigung, oder bei complicirteren Rhythmen einen Wechsel zwischen erhöhten und vertieften Tönen. Außerdem beobachtet man jedoch, dass, sobald in eine gleichmäßig ablaufende Taktreihe einzelne in ihrer Tonqualität abweichende Eindrücke eingeschaltet werden, diese für den unwillkürlich eingehaltenen Rhythmus feste Eintheilungspunkte abgeben, denen dann die Betonung sich anpasst,

indem auf einen solchen in der Tonhöhe abweichenden Taktttheil eine stärkere Betonung fällt.

Bei allen diesen Wechselwirkungen von Tonhöhe und dynamischem Accent ist das Moment der Tonhöhe dadurch ausgezeichnet, dass das Gesetz der dreistufigen Unterscheidung für sie absolut keine Geltung hat, sondern dass der Fähigkeit, eine größere Zahl von Tönen auseinanderzuhalten, keine bestimmten Grenzen gezogen sind. Diese Variabilität der Tonhöhe bringt dann aber auch in die Unterscheidungen der Tondauer jene Mannigfaltigkeit, wie sie vor allem die rhythmischen Gebilde der Musik auszeichnet.

## 2. Rhythmische Gliederung des Satzes.

### a. Satzaccent.

In der gewöhnlichen Rede findet der Wechsel betonter und unbetonter Laute und der Pausen von verschiedener Dauer eine durch den Inhalt und die Gliederung der Sätze mannigfach modificirte Anwendung. Für das Verhältniss der strengeren metrischen Formen zu diesen in der natürlichen Sprache sich bildenden freieren dynamischen und zeitlichen Unterscheidungen ist es bezeichnend, dass gerade eine Reihe einfachster akustischer Eindrücke oder selbsterzeugter Lautbewegungen zur Bildung eines strengeren Rhythmus herausfordert, während derselbe durch die mit irgend einem bedeutsamen Inhalt beschwerte Rede zunächst bis auf geringe Spuren zerstört wird, um erst wieder zu entstehen, wenn das fortan in der eigenen Bewegung sich bethätigende und übende rhythmische Gefühl auch auf die Formen der Sprache Einfluss gewinnt. Schon hieraus ergibt sich, dass die »gebundene Rede« nichts ursprüngliches, sondern dass sie das Erzeugniss einer kunstmäßigen Uebung ist, die aber allerdings an eine ursprüngliche rhythmische Anlage anknüpft[1]).

Zwei Bedingungen entstehen nun aus der Structur des Satzes, welche mit dieser allgemeinen rhythmischen Anlage unseres Bewusstseins theils zusammentreffen, theils aber auch auf die aus ihr entspringenden rhythmischen Gliederungen verändernd einwirken. Die erste besteht in der mehr oder minder starken Gefühls-

[1]) Vgl. Cap. III, S. 260 ff.

betonung einzelner Vorstellungen, die andere in der Scheidung einzelner Satztheile von einander. Von jener sind in erster Linie die Verhältnisse des Accents, von dieser die der Pausen im Satze und zwischen den Sätzen abhängig. Da aber Gefühlsbetonung und Gliederung der Sätze und Satztheile in einem ganz irregulären Verhältnisse zu einander stehen, so ergibt sich hieraus von selbst, dass jener Zusammenhang zwischen Betonung und Pause, wie ihn der rein metrische Aufbau einer Reihe akustischer Eindrücke aufweist, im Satze durchbrochen wird, indem hier beide ganz verschiedenen Motiven folgen. Erst die kunstmäßige, gebundene Rede setzt dann wieder die rein rhythmische Form mit den im Satz aus Affectverstärkung und Begriffsgliederung entspringenden Verhältnissen der Betonungen und Pausen in Einklang, indem sie das Metrum der Sprache und die Sprache dem Metrum anpasst: das erstere, indem sie ein mit der allgemeinen Sprachform und dem besonderen Inhalt übereinstimmendes Metrum wählt, das letztere, indem sie den Bau des Satzes nach dem so gewählten Metrum abändert.

Leider besitzen wir noch keine Untersuchung, welche über Betonungsverhältnisse, Wort- und Satzpausen der gesprochenen Rede objectiv Auskunft gäbe. Eine solche würde ausführbar sein, wenn man in analoger Weise, wie die rhythmischen Bewegungen beim Taktschlagen, so die dynamischen Accente und Pausen zwanglos und sinngemäß gesprochener Sätze sich selbst registriren ließe. Da zureichende Versuche solcher Art nicht vorliegen, so sind wir auf die Wahrnehmungen durch das Gehör angewiesen; und da es sich hier nur um die Feststellung der allgemeinsten Verhältnisse handelt, so mag es genügen, die Beziehungen zwischen Accent und Gefühlsbetonung sowie zwischen Pause und Satzgliederung an einem der Beispiele zu erläutern, deren wir uns oben bei Betrachtung der Satzstructur bedient haben. Ich wähle das auf S. 343 angeführte aus den »Wahlverwandtschaften« und bezeichne, wie bei den Taktmaßen, die Betonungsstufen in aufsteigender Reihe als Gravis, Acut und Doppelacut, die Pausenlängen ebenfalls wieder in dreifacher Abstufung durch einen, zwei und drei Verticalstriche: ‘Àls er sich den Vòrwurf | séhr zu He̋rzen zu nèhmen schien || und ìmmer aufs ne̋ue betheuerte | dass er gewìss ge̋rn míttheile | ge̋rn für Frèunde thä́tig

sei || so empfánd sie | dass sie sein zártes Gemùth verlétzt habe || und sie fùhlte sich als seine Schúldnerin |||. Man erkennt deutlich, dass das Gesetz der drei Stufen für die Accente wie für die Pausen auch hier zutrifft. Wenn die Grammatiker nach alter Tradition nur zwei Accente, den sogenannten Haupt- und den Nebenaccent, unterscheiden, so werden dabei die feineren Unterschiede, die man bei einiger Aufmerksamkeit leicht noch wahrnehmen kann, vernachlässigt[1]. Anderseits kann man auch hier wieder beobachten, dass eine Unterscheidung von mehr als drei Betonungsstufen unmöglich ist. In nichts verräth sich dabei die allen rein metrischen Verhältnissen nicht selten zuwiderlaufende Abhängigkeit des Accents von der Gefühlsbetonung auffälliger als darin, dass in der gewöhnlichen Rede bald mehrere ganz unbetonte Wörter beinahe enklitisch auf einander folgen, bald aber auch Accente verschiedener Stufe an einer bestimmten Stelle des Satzes sich häufen: so etwa in dem obigen Beispiel bei den Worten 'gewìss gérn míttheile'. Gerade dadurch vermag jedoch die prosaische Rede bestimmte Stellen besonders eindrucksvoll zu heben.

Ganz andern Bedingungen folgen die Pausen des Satzes. Sie sind in erster Linie von der Satzgliederung abhängig, und je nach der Länge der Pausen gruppiren sich daher auch die verschiedenen Satztheile. Zunächst scheidet sich nämlich die Wortgruppe durch die kürzeste Pause, dann der zusammenhängendere Satztheil, Neben- oder Hauptsatz, durch die mittlere von den übrigen Satzgliedern, und endlich durch die längste der Satz selbst von andern Sätzen. Diese die ruhige Rede beherrschenden Normen können übrigens im gesteigerten Affect etwas modificirt werden, indem der unmittelbare Erguss desselben rascher über die Pausen hinwegführt, oder indem einer solchen rascheren Bewegung auch da, wo die logische Satzgliederung dies nicht fordern würde, längere Pausen folgen können.

---

[1]) Der Satzaccent bildet überhaupt einen etwas rückständigen Theil der Accentlehre, da sich die auch sonst sehr unzulängliche grammatische Ueberlieferung durchweg auf Angaben über den Wortaccent beschränkt. (Vgl. Hirt, Der indogermanische Accent, 1895, S. 290 ff.) Einige Beobachtungen über Pausen und Satzaccent im Neuhochdeutschen gibt O. Behaghel in Pauls Grundriss der germanischen Philologie,[2] I, S. 680 ff., und manche gute Beobachtungen aus der täglichen Umgangssprache W. Reichel, Sprachpsychologische Studien, 1897, S. 99 ff. Auch diese Autoren beschränken sich auf die Unterscheidung des Haupt- und Nebenaccentes.

### b. Wortaccent.

Da der Satz früher ist als das Wort, so ist nothwendig auch der Satzaccent ursprünglicher als der Wortaccent. Indem die äußere, dynamische Lautbetonung der inneren Gefühlsbetonung parallel geht, ist aber der Satzaccent nicht nur an und für sich veränderlich, sondern er muss ursprünglich diese Variabilität auch dem Wort mittheilen, das bald mit einem betonten bald mit einem unbetonten Satztheil zusammentreffen kann, und das, je nach den Verbindungen, in denen es steht, sogar in seinen einzelnen Theilen möglicher Weise wechselnden Betonungseinflüssen unterworfen ist. Hieraus erklärt es sich wohl, dass in vielen Sprachen noch heute kein fester Wortaccent existirt, und dass in denjenigen, in denen sich ein solcher herausgebildet hat, wie in den indogermanischen, diese Fixirung entweder auf eine Periode freierer und schwankenderer Accentuirung gefolgt ist, oder dass sich allmählich im Laufe der Zeiten der Ort des Accentes in einer bestimmten Richtung verschoben hat. Diese Verschiebungen werden aber aller Wahrscheinlichkeit nach von der Satzbetonung ausgegangen, sie werden als Rückwirkungen zu betrachten sein, die der Satzaccent auf den Wortaccent ausübte. Wenn uns z. B. im Lateinischen Spuren einer älteren Betonungsweise begegnen, bei welcher der Ton regelmäßig auf der ersten Silbe eines Wortes lag, während später das sogenannte »Paenultimagesetz« eintrat, wonach die vorletzte Silbe oder, wenn sie kurz und in Folge dessen unbetont war, die drittletzte den Accent trug, so wird das vermuthlich als eine Rückwirkung davon anzusehen sein, dass auch in der Satzbetonung eine allmähliche Bewegung vom Anfang gegen das Ende des Satzes erfolgt war, die sich nun in analogem Sinne auf das einzelne Wort übertrug[1]). Eine bestimmte Fixirung des Wortaccents aber wird überhaupt stets die Wirkung massenhafter Associationen sein, bei der sich einerseits die einem Worte durch oft wiederholte Stellung im Satze von diesem her zugetheilte Accentuirung befestigte, so dass sie ihm auch in andern Satzverbindungen erhalten blieb, und bei der anderseits die allgemeine Richtung der Accentuirung im Satze, wie z. B. die Neigung, die Rede mit gehobener Stimme zu

[1]) Vgl. Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 181.

beginnen oder zu schließen, auf das Wort in angleichendem Sinne herüberwirkte, so dass der Accent im ersten Fall auf den Anfang des Wortes fiel, im zweiten gegen das Ende desselben vorrückte. Diese Umstände bewirken naturgemäß, dass bei dem Wortaccent das den Satzaccent in erster Linie beherrschende Gesetz der stärkeren Accentuirung der gefühlsbetonten Satztheile noch weiter zurücktritt, um so mehr, da es schon bei dem Satzaccent durch äußere Momente, wie z. B. eben durch das mit allgemeineren Redegewohnheiten zusammenhängende Steigen oder Sinken der Rede, verdrängt werden kann. Ganz verschwindet gleichwohl auch beim Worte dieser Einfluss nicht, und er macht sich namentlich bei Wortzusammensetzungen geltend, die wegen ihrer Neuheit im allgemeinen dem Accent eine freiere Bewegung gestatten. Vor allem da, wo diese Sinnbetonung zugleich der Unterscheidung der Begriffe dient, bemerken wir deutlich ihren Einfluss. So betonen wir im Deutschen in präpositionalen Verbalzusammensetzungen vielfach das präpositionale Element, nicht das Begriffswort, also *úntergèhen*, *aúfstèhen*, *vórgèhen*, *zúschlàgen*, *ábgèben* u. s. w., offenbar weil in diesen Fällen gerade in der in die Composition eingehenden Partikel das unterscheidende Moment liegt. In andern Zusammensetzungen aber, die zweideutig sind, je nachdem der eine oder der andere Bestandtheil als der Hauptbegriff angesehen wird, ist es die Betonung, welche die Bedeutungen scheidet, indem jedesmal die stärkere auf den Hauptbegriff fällt: so *stèinréich* = sehr reich, *stéinrèich* = an Steinen reich, *blútàrm* = arm an Blut, *blùtárm* = sehr arm. Natürlich sind auch diese Betonungsunterschiede vollkommen unwillkürliche Wirkungen: der stärkere Gefühlston erzeugt die intensivere Exspiration. Ebenso wirkt der Begriffswerth eines Wortes eigentlich nicht als solcher, d. h. nicht durch seine logischen Eigenschaften, sondern durch den mit diesen eng verbundenen Gefühlston: in *aúfstehen* ist eben die Präposition *auf* nicht bloß der den Begriff unterscheidende, sondern auch der dem Gefühl sich vorzugsweise aufdrängende Bestandtheil der Wortvorstellung. Darum ist es wohl mit Rücksicht auf diese psychologischen Bedingungen nicht zutreffend, wenn man die auf der Stammsilbe des Wortes ruhende Betonung, wie sie sich z. B. im Deutschen ausgebildet hat, zuweilen als eine vorzugsweise begriffsmäßige auffasst. Dass der Begriffswerth der Stammsilbe als solcher es nicht

ist, der ihr die Betonung zulenkt, zeigen ja schon jene Fälle, wo in Wortzusammensetzungen ein bloßes Beziehungselement den Accent trägt, weil sich eben dieses in der gegebenen Verbindung vor allem der Anschauung aufdrängt. Neben dem in der Regel an den Hauptbegriff gebundenen intensiveren Gefühlston dürfte übrigens bei jener Betonung der Stammsilbe als ein äußeres Moment wohl auch noch der Schwund der Flexionssuffixe eingewirkt haben, der von selbst den Accent auf den Wortstamm zurückdrängte.

Neben allen diesen besonderen Bedingungen gilt für das Wort, wie für den Satz, das Gesetz der dreistufigen Unterscheidung. Aber wie es schon dort nur eine obere Grenze bezeichnete, die unserem Vermögen dynamische Betonungsgrade zu unterscheiden gesetzt sind, und wie darum kurze Sätze sehr wohl mit bloß zwei oder selbst mit bloß einer Betonung vorkommen können, so gilt dies in noch höherem Maße für das einzelne Wort. Von wesentlichem Einfluss ist hierbei vor allem die Länge des Wortes. Ein kurzes Wort, das zugleich nur einen einzigen, nicht weiter theilbaren Begriffsinhalt birgt, kann aus äußeren wie inneren Gründen auch nur einen einzigen Accent besitzen. Tritt ein weiterer Bestandtheil hinzu, der irgend einen modificirenden Nebenbegriff einschließt, so entsteht dann sehr häufig noch ein Nebenaccent. Drei Accente können nur bei Wörtern von bedeutender Länge vorkommen. Bei manchen Wortcompositis des Sanskrit und des Griechischen werden wir aber sicher annehmen dürfen, dass sie in drei Accentstufen gesprochen worden sind. Ueberdies wirkt hier, wie auch beim Satzaccent, der gehobene Ton des gesangsmäßig recitirenden Vortrags begünstigend auf die Gliederung der Betonungen, so dass ein Wort, das in der gewöhnlichen Sprache nur einen Accent trägt, im Gesang mehrere erhalten kann[1].

---

[1] So nimmt Sievers (Altgermanische Metrik, 1893, S. 189) an, dass der in der Gesangsform zwei- oder dreiaccentige altgermanische Vers in der Sprechform in einen ein- oder zweiaccentigen übergegangen sei. Die Ueberlieferungen über die Sanskritaccente, z. B. über die der Vedischen Hymnen, und selbst die Beobachtungen über den heutigen Vortrag dieser Gesänge, wie man sie M. Haug verdankt (Ueber das Wesen und den Werth des Vedischen Accents, Abh. der Münchener Akademie, XIII, 2, 1874), sind daher für die gesprochene Rede nicht maßgebend, weil es sich dort um gesungene Sätze und Wörter handelt. Ueberdies werden in diesen Beobachtungen, ebenso wie in den Ueberlieferungen der Inder selbst, der dynamische Accent und die Tonmodulation, der sogenannte Tonaccent, nicht hinreichend geschieden.

Bei Wortzusammensetzungen können wir übrigens noch in unserer heutigen Sprache leicht neben den ein- auch zwei und sogar dreiaccentige Wörter beobachten. Dabei pflegt gerade bei solchen Wortcompositis das Gesetz der Coincidenz des stärkeren Accents mit dem intensiveren Gefühlston dadurch nicht selten durchbrochen zu werden, dass die mechanischen Bedingungen der respiratorischen Betonung Senkungen des Tons an Stellen bewirken, wo der Gefühlston eigentlich eine Hebung erwarten ließe, und ebenso umgekehrt, ein Umstand, der dann zugleich die weitere Erscheinung mit sich bringt, dass in solchen Compositis die Accentvertheilung von Fall zu Fall schwanken, und dass je nach dem Ort des Hauptaccents ein und dasselbe Wort bald mehr bald weniger Accente tragen kann. So sprechen wir das Wort *Óberbùrgermèister* in der Regel mit drei Stufen; es kann aber auch — dialektische Gewohnheiten spielen dabei eine gewisse Rolle — *Òberbúrgermèister* gesprochen werden, wo bloß zwei Accentstufen vorhanden sind. Aehnliche Beispiele sind *Regíerungsbevóllmàchtigter*, *Stádtveròrdnetenversámmlung* u. a. Je länger das Wort, um so mehr nähern sich eben die Betonungsverhältnisse denen des Satzes, d. h. die Betonung wird freier, gestattet dem jeweiligen Einflusse des Gefühlstons und der rhythmischen Gliederung einen breiteren Spielraum, während zugleich die Zahl der Stufen leichter die im Satz erreichbare Maximalzahl erreicht. Das letztere geschieht aber wieder vorzugsweise dann, wenn der Hauptaccent an den Anfang oder das Ende des Wortes rückt, weil nun das übrige Wort erst durch zwei weitere Stufen in ein leicht überschaubares rhythmisches Ganzes gegliedert wird, während, sobald der Hauptaccent in die Mitte fällt, gegen diese nun die erste und zweite Hälfte des Wortes gleichmäßig symmetrisch sich abheben[1]).

[1]) Obgleich die Grammatiker in der Regel nur einen Haupt- und einen Nebenaccent als solche Betonungen unterscheiden, die beim Sprechen für Wort und Satz wesentlich in Betracht kämen, so begegnet man doch zuweilen der Ansicht, dass nun unterhalb dieser Hauptstufen noch unbegrenzt viele Unterschiede thatsächlich existirten, denen nur in der Accentuation der Wörter und Sätze kein Gewicht beizulegen sei. So meint Lindsay, in jedem Wort habe im allgemeinen jede Silbe eine andere Betonung, weil sie mit verschiedener Exspirationskraft hervorgebracht werde: ein Wort wie *Untergebener* (4 2 5 1 3) oder engl. *unimprovable* (4 2 5 1 3) besitze also in Wahrheit 5 Betonungsstufen, deren Reihenfolge durch die hier darübergeschriebenen Ziffern anzudeuten sei. Nun will ich nicht leugnen, dass sich der Exspirationsdruck objectiv so

## 3. Tonmodulation im Satze.

### a. Verhältniss der Tonaccente zu den dynamischen Accenten.

Neben den rhythmischen Eigenschaften, die auf den Abstufungen der dynamischen Betonung und auf der Vertheilung der Pausen beruhen, bietet der Satz stets zugleich Modulationen der Tonhöhe und Verschiedenheiten der Tondauer, die wir zusammen als die eigentlich musikalischen Eigenschaften der Satzgliederung bezeichnen können. Die Veränderlichkeit der Tonhöhe und der Tondauer sind hier offenbar wieder ähnlich an einander gebunden wie der dynamische Accent und die Pause, wenn auch jener Zusammenhang ein freierer ist, da eine Beziehung, wie sie zwischen dem Exspirationsdruck und der vorangehenden oder nachfolgenden Pause besteht, hier gänzlich fehlt, vielmehr jede beliebige Tonhöhe mit irgend einer unterscheidbaren Tondauer zusammen bestehen kann. Der thatsächliche Zusammenhang dieser beiden Elemente des musikalischen Ausdrucks zeigt sich aber darin, dass sie stets vereinigt vorkommen, wo überhaupt die musikalischen Eigenschaften der Rede den Vorrang vor den rhythmischen behaupten. Herrscht, wie z. B. im Neuhochdeutschen oder Englischen, das rhythmische Princip derart, dass die Gliederung der Sätze ganz und gar durch den dynamischen Accent bestimmt wird, so spielen zwar die Pausen zwischen Wortgruppen und Satztheilen eine große Rolle, aber die Unterschiede in der Dauer der einzelnen Laute treten sehr zurück, wenn sie auch nicht ganz fehlen. Ist dagegen die dynamische Accentuation wenig, die Tonmodulation stark ausgeprägt, wie im heutigen Französisch, so fallen die Unterschiede der Tondauer erheblicher ins Gewicht. Analog hatte wohl im Griechischen und im Sanskrit die Veränderung der Tonhöhe eine größere Bedeutung als in den meisten unserer

---

verhalten kann, — nur dynamometrische Beobachtungen könnten darüber entscheiden. Aber ich glaube nicht, dass das Gehör diese 5 Stufen wirklich unterscheidet. Wir sprechen in Wahrheit *Ùntergèbener*, *ùnimpròvable*, also mit zwei Accentstufen; der dynamische Werth der übrigen ist ununterscheidbar. Doch macht sich wohl in dem oben (S. 387 f.) erwähnten Sinne die Wirkung der Pausen etwas geltend, indem einerseits dem stärksten Accent eine etwas längere Silbenpause vorausgeht, anderseits der Wortschluss eine längste Pause mit sich bringt. Es könnte sein, dass diese Pausenverhältnisse verschiedene Betonungsgrade vortäuschen.

modernen Sprachen; in beiden werden aber auch kurze und lange Vocale bestimmter unterschieden. Doch handelt es sich dabei überall nur um ein mehr oder minder, und keine Sprache entbehrt der einen oder der andern Elemente ganz. Dass sich beide in gleichem Maße an den Ausdrucksmitteln der Rede betheiligen, ist wohl nur als ein idealer Ausnahmefall zu betrachten. Dieses Verhältniss schließt aber eigentlich schon in sich, dass beide, die specifisch rhythmischen und die musikalischen Betonungsmittel, in einer Art Concurrenz mit einander stehen, indem alle die Modificationen des Ausdrucks, die auf dem einen Wege möglich sind, auch auf dem andern zu Stande kommen können. Belehrend ist es in dieser Beziehung z. B., die Sprechweise des heutigen Engländers und Franzosen zu vergleichen. Beide sprechen im höheren Stil der Conversation oder in der eigentlichen Rede in hohem Grad ausdrucksvoll. Aber die Sprache des Engländers ist musikalisch völlig monoton: sie empfängt ihren Ausdruck nur durch die außerordentlich eindringliche Accentuirung und durch die dabei mit eingreifenden Wort- und Satzpausen. Die Rede des Franzosen ist umgekehrt sehr wenig accentuirt, und sie eilt ohne besonders merkbare Einschnitte in gleichförmigem Flusse dahin. Aber sie wird in hohem Grade belebt durch den großen Wechsel des Tonfalls, der nach der besonderen Gefühlslage bald durch Erhöhung bald durch Vertiefung des Tons eine starke Nuancirung des Ausdrucks hervorbringt. Wie auf diese Weise je nach der überlieferten Sprachform das eine für das andere Mittel eintreten kann, so können sich nun aber auch beide mit einander verbinden; und in der That ist dies in einem gewissen Grade stets der Fall, indem namentlich die Betonungen durch dynamischen Accent und Tonerhöhung, begünstigt durch die natürlichen Beziehungen zwischen Stärke und Höhe der Töne, zusammentreffen. Hieraus erklärt es sich zugleich, dass man auf die durch die Tonmodulation hervorgebrachten Unterscheidungen der Laute ohne weiteres den an sich dem rhythmischen Gebiet entnommenen Accentbegriff überträgt, indem man solche ausdrucksvolle Tonmodulationen als »Tonaccente« bezeichnet. Aus dem gleichen Grunde können aber auch bei Sprachen, über deren rhythmisch-musikalische Eigenschaften nur eine mehr oder weniger unsichere Tradition existirt, Zweifel bestehen, ob in ihnen bestimmte Gliederungen der Rede

durch dynamische Accentuirung oder durch Veränderung der Tonhöhe oder durch beides zugleich hervorgebracht wurden.

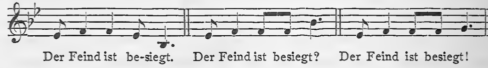
In einem Punkte ist nun die Accentuirung durch Tonmodulation der rein dynamischen jedenfalls überlegen: sie ist nicht, wie die letztere, durch das Gesetz der drei Stufen beengt, und sie verfügt daher nicht nur überhaupt über reichere Ausdrucksmittel, sondern es steht ihr auch ein nach entgegengesetzten Richtungen gehender, bestimmte Gefühlsgegensätze ausdrückender Wechsel in der Erhöhung und Vertiefung des Tons zu Gebote. Dabei kann dieser Wechsel nicht nur von einem Laut zum andern, sondern auch innerhalb eines und desselben Lautes eintreten. Im letzteren Fall entstehen dann »Schleiftöne«, wie sie an sich innerhalb der bloß dynamischen Accentuirung nicht vorkommen, und die also, wo sich, wie im griechischen Circumflex, auf sie hinweisende Bezeichnungen finden, musikalische Betonungsverhältnisse andeuten. In vielen Fällen scheinen diese die ursprünglicheren gewesen zu sein, so dass sich allmählich aus ihnen eine rein dynamische Betonung entwickelte, wie z. B. im Griechischen. Doch scheint auch die umgekehrte Erscheinung vorzukommen. So hatte das Lateinische, wie heute noch das Italienische mit Ausnahme des Neapolitanischen, wahrscheinlich vorwiegend dynamischen Accent, während sich im Französischen, wie schon bemerkt, eine starke Neigung zu musikalischer Accentuirung kundgibt. Inwieweit hierbei Sprachmischungen oder die dem regulären Lautwandel zu Grunde liegenden Einflüsse (Cap. IV, S. 404) eine Rolle spielen, mag dahingestellt bleiben.

Wo immer nun aber auch musikalische Accentuirung vorkommt, da ist die Neigung zur Abstufung in musikalischen Tonintervallen deutlich zu erkennen. Haben sich die Tonaccente zu einem festen System ausgebildet, wie in den indochinesischen Sprachen, so spielen diese Intervallstufen eine ähnliche Rolle wie in unserer dynamischen Accentuirung die Grade der Exspirationsstärke. So unterscheidet man im Siamesischen vier Accente, von denen zwei in Tonerhöhungen um eine Quarte und eine Terz, einer in einer Senkung um eine Quinte bestehen soll, während ein vierter ein schleifender Ton ist, der sich um den Betrag eines Ganztons successiv hebt und senkt. Im Chinesischen scheinen solche sich durch verschiedene Tonhöhen bewegende Laute besonders häufig vorzukommen,

wobei aber noch ein Unterschied zwischen der gewöhnlichen Sprechweise und der gehobenen Rede darin besteht, dass sich bei jener der Ton weniger von der Mittellage entfernt, bei dieser in größeren Intervallen bewegt, also dem eigentlichen Gesang nahe kommt[1]).

b. Tonmodulationen im Aussage-, Frage- und Rufsatz.

Der Entstehung solcher Tonmodulationen lässt sich vielleicht ein psychologisches Verständniss abgewinnen, wenn wir von den Erscheinungen ausgehen, die wir in unserer eigenen Sprache aus Anlass der Gefühlsbetonungen beobachten können, welche auf den verschiedenen Theilen des Satzes ruhen. Hier handelt es sich natürlich um ganz freie Tonaccente, die nicht erst durch irgend eine traditionell gewordene Fixirung eingetreten sind, sondern wo der unmittelbare Inhalt des Satzes oder Satztheils in jedem einzelnen Fall die Tonhöhe bestimmt. Dabei bemerkt man nun vor allem bei den drei Formen des Aussage-, des Frage- und des Ausrufungssatzes höchst charakteristische Veränderungen. Sie sind am deutlichsten bei möglichst einfachen Sätzen, wenn man diese so wählt, dass ihnen ohne jede sonstige Veränderung, lediglich durch das verschiedene Sinken oder Steigen des Tons, der Sinn einer Aussage, einer Frage oder eines Ausrufs beigelegt werden kann. Setzen wir z. B. den Satz 'der Feind ist besiegt' in dieser dreifachen Weise in Noten, so entspricht die erste der folgenden Notirungen der Aussage, die zweite der Frage, die dritte dem Ausruf:




[1]) Ewald, Siamesische Grammatik, S. 16. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 32 ff. Auch auf afrikanischem Gebiet finden sich nicht selten Tonmodulationen. So unterscheidet Th. Hahn im Hottentottischen einen dreifachen Ton, den er in Noten als *c f c'* bezeichnet. Es ist aber nicht sicher zu erkennen, ob dies genaue Intervallnotirungen sein sollen (Th. Hahn, Die Sprache der Nama, 1870, S. 23 f.). Auch manche Negersprachen gehören hierher (Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 22). In allen diesen Fällen pflegt die Bedeutung des Wortes an eine ganz bestimmte Tonhöhe gebunden zu sein, so dass das Wort bei bloßer Veränderung der Tonhöhe zugleich eine andere Bedeutung annimmt.

Bei der Aussage sinkt der Ton, unter Einschaltung der Secunde als Zwischenstufe, um eine Quarte, bei der Frage steigt er um eine Quarte, beim Rufsatz erhebt er sich um eine Secunde über die zuerst eingehaltene Mittellage. In allen drei Fällen wird der Anfang des Satzes durch einen um einen Ganzton tiefer liegenden Auftakt bezeichnet. Die letztere Regel weicht übrigens im Fragesatz der umgekehrten Tonmodulation, einem um einen Ganzton höher liegenden Auftakt, falls in dem Anfangswort der fragende Inhalt schon angedeutet ist ('Ist der Feind besiegt?'). Eine analoge Hebung kann im zusammengesetzten Satz am Ende des Vordersatzes eintreten: namentlich in affectreicher Rede pflegt sich hier die letzte stark accentuirte Silbe um einen Ton zu erhöhen, worauf der Satzton bis zum Beginn des Nachsatzes, wo er wieder sinkt, in gleicher Höhe bleibt. Es ist eine bemerkenswerthe Eigenschaft wenigstens unserer deutschen Sprechmelodie, dass die zwei musikalisch minderwerthigen Intervalle der Quarte und Secunde hier die Hauptrolle spielen. Man kann sich von diesem Gegensatz zur Gesangsmelodie gut überzeugen, wenn man in den obigen Notenbeispielen der Quarte die Quinte und der Secunde die Terz substituirt: dann machen die Sätze den Eindruck des Gesangs, auch wenn die einzelnen Noten gar nicht gesungen werden[1]).

In denjenigen Sprachen, in denen sich feste Tonaccente ausgebildet und an diese zuweilen noch bestimmte Bedeutungsänderungen angeschlossen haben, ist offenbar auch hier, analog wie dies beim dynamischen Accent zu geschehen pflegt, die freie Tonmodulation im Satze vollständig in eine feste Wortbetonung übergegangen. Eine

[1]) Da im Deutschen mit seinem vorherrschend dynamischen Accent (über andere Sprachen stehen mir zureichende Beobachtungen nicht zu Gebote) Quarte und Secunde, beide erhöht oder vertieft, die einzigen charakteristischen Tonaccente im Satze sind, so lassen sich leicht Zeichen für dieselben einführen, die mit den dynamischen Accenten zusammen gebraucht werden können. Bringt man z. B. die Tonaccente unter der Zeile an und bezeichnet Erhöhung über die mittlere Tonlage um eine Secunde durch einen Vertical-, Vertiefung durch einen Horizontalstrich, Erhöhung um eine Quarte durch zwei Vertical-, Vertiefung durch zwei Horizontalstriche, so lassen sich die obigen Sätze folgendermaßen schreiben:

Der Feínd ist besíegt. Der Feìnd ist besíegt? Der Feìnd ist besíegt!

Der Erhöhung des Tons in den zwei letzten Formen entspricht also zugleich eine Verschiebung des dynamischen Accents.

solche Veränderung wird aber aus der Gefühlsbetonung der Tonaccente dann entstehen können, wenn ein Wort des öfteren eine Stellung im Satze einnahm, bei der ihm eine bestimmte Tonhöhe zukam. Je häufiger sich dies ereignet hat, um so leichter wird es aber den so erworbenen Ton auch da bewahren, wo es sich etwa einmal in beliebigen andern Verbindungen vorfindet. Jene Wirkung der Gefühlsbetonung, wie sie sich in unserem Aussage-, Frage- und Ausrufungssatz zu erkennen gibt, steht übrigens mit den allgemeinen Eigenschaften der Gefühlsqualität der Töne in einem leicht verständlichen Zusammenhang. Hohe und tiefe Töne sind Contraste, die als besondere Nuancirungen der allgemeinen Gegensätze der erregenden und beruhigenden Gefühle erscheinen. Indem die Aussage an ihrem Ende einen herabgehenden Tonfall zeigt, spiegelt sich in dieser Bewegung der beruhigende Charakter, der einer Versicherung oder der Aeußerung einer subjectiven Ueberzeugung innewohnt. Im Gegensatze dazu besitzt die Frage einen erregenden Gefühlston, wie sie denn auch auf den Befragten gewissermaßen als ein Reiz einwirkt, auf den er reagiren soll. Indem dies wieder in einem Aussagesatz geschieht, setzt sich zugleich die entgegengesetzt gerichtete Tonabstufung beider in einen dem Gefühlscharakter von Frage und Antwort entsprechenden Gegensatz. Der Rufsatz endlich entspricht in seiner nahehin gleichmäßigen, nur am Ende um weniges ansteigenden Tonhöhe der mehr gleichmäßigen, dabei aber im Vergleich mit der einfachen Aussage gehobenen Stimmung.

## VIII. Aeußere und innere Sprachform.

### 1. Aeußere Sprachform.

Wenn wir den Begriff der äußeren Sprachform auf die für den psychologischen Charakter der Sprache maßgebenden Merkmale ihrer Structur einschränken, also die lautlichen Eigenthümlichkeiten, die eine solche directe psychologische Beziehung nicht erkennen lassen, von diesem Begriff ausschließen, so setzt sich derselbe aus allen den Factoren zusammen, welche Wort- und Satzbildung in der Sprache darbieten. Zwei Aufgaben allgemeinerer psychologischer Art

ergeben sich hier im unmittelbaren Anschluss an die Betrachtungen der beiden letzten Capitel. Erstens erhebt sich die Frage: welches sind die hauptsächlichsten typischen Unterschiede, die uns bei der Vergleichung der Sprachformen entegentreten? Und zweitens: in welchen Correlationen stehen solche typische Eigenschaften zu einander?

Für die Beantwortung der ersten dieser Fragen ergibt sich ein gewisser Leitfaden aus dem bemerkenswerthen Umstande, dass typische Eigenschaften, wie wir sie hier aufsuchen, in gegensätzlichen Formen vorzukommen pflegen, so dass wir im allgemeinen darauf rechnen können, einer bestimmt ausgeprägten Besonderheit der Structur werde in irgend welchen andern Sprachgebieten eine entgegengesetzte gegenüberstehen. Dabei bietet sich dann außerdem überall die Erscheinung, dass solche Gegensätze durch mancherlei Zwischenstufen in einander übergehen; und hiermit hängt noch die weitere Thatsache zusammen, dass alle diese äußeren Formeigenschaften in den Fluss einer Entwicklung gestellt sind, vermöge deren gewisse typische Formen aus andern, weit von ihnen abweichenden hervorgehen können. Daneben fehlt es freilich nicht an andern Merkmalen, die sichtlich auf mehr oder minder bleibende psychische Anlagen zurückzuführen sind; und es muss daher als eine wichtige, aber gegenwärtig wohl nur sehr theilweise zu lösende Aufgabe betrachtet werden, solche specifische Rassenmerkmale von den eigentlichen Entwicklungsmerkmalen der Sprachformen zu scheiden.

Versucht man es nun, nach Anleitung jenes Contrastprincips über die wichtigsten typischen Unterschiede Rechenschaft zu geben, so lassen sich nach den Erörterungen der beiden vorigen Capitel wohl vornehmlich die folgenden zwölf Gegensatzpaare aufstellen: 1) Isolirende und agglutinirende Sprachtypen, 2) Sprachen mit einseitiger Entwicklung der Nominalformen und andere mit ausgebildeten Verbalformen, 3) Sprachen mit reichen äußeren Wortformen, und solche, in denen die innere Wortform mit hinzutretenden besonderen Hülfswörtern die Bedeutung des einzelnen Wortes feststellt, 4) Sprachen mit primärer Entwicklung des Possessiv- und andere mit entsprechender des Personalpronomens, 5) Sprachen mit einfacher oder mit mehrfacher Abstufung der Pronominalbegriffe (Ortsabstufungen des Demonstrativum, Inclusion und Exclusion, Trial), 6) Präfixsprachen und

Suffixsprachen, 7) Sprachen mit und ohne Werth- oder Genusunterscheidung der Substantiva, 8) Sprachen mit vorwiegendem Ausdruck der Actionsarten und solche mit Ausbildung subjectiver und relativer Verbalbegriffe, 9) Sprachen mit attributiver und mit prädicativer Satzbildung, 10) Sprachen mit und ohne Relativpronomen und hypotaktische Conjunctionen, 11) Sprachen mit einfacher und mit zusammengesetzter Satzbildung, 12) Sprachen mit freier und mit fester Wortstellung.

Diese Typen sind natürlich nicht die einzigen, die sich überhaupt aufstellen lassen. Auch ersieht man ohne weiteres, dass es sich bei manchen, wie z. B. bei den isolirenden und agglutinirenden Sprachen, um absolute, wenn auch durch manche Uebergänge vermittelte Gegensätze, bei andern, wie bei den Präfix- und Suffixsprachen, den Sprachformen mit vorwaltender Nominal- oder Verbalbildung, von vornherein nur um ein mehr oder minder handelt. Auch ist es selbstverständlich, dass sich jede der angeführten Eigenschaften wieder in mannigfach nuancirter Form äußern kann. So weichen die amerikanischen und die ural-altaischen Sprachen in der Art, wie sich in ihnen die Agglutination der Wortelemente vollzieht, sehr erheblich ab; ebenso anderseits die indochinesischen monosyllabischen und die principiell dem nämlichen Typus zuzuzählenden malayo-polynesischen und afrikanischen Sprachen. Die Präpositionen wird man im weiteren Sinne dem Präfix-, ebenso wie die Postpositionen dem Suffixsystem zuzählen müssen; aber indem sich hierbei das Princip der Isolirung und der Agglutinirung mit dem der Prä- und Postposition kreuzt, sind doch die Erscheinungen in beiden Fällen wesentlich abweichend. Bei den wichtigsten Typen macht sich endlich theils die Existenz von Zwischenformen theils auch die Thatsache geltend, dass sie im Lauf ihrer Entwicklung aus der einen in die andere Form übergegangen sind. So haben sich die indogermanischen Sprachen wohl aus einem ursprünglich agglutinirenden zu einem mehr isolirenden, aus dem Suffix- zum Präfixsystem, aus einem Zustand reicher äußerer Wortformen zu einem solchen mit Bevorzugung der inneren Wortform und der Herbeiziehung von Hülfswörtern, endlich von der Ausbildung zahlreicher Actionsarten zu einer Bevorzugung der subjectiven und relativen Beziehungen des Verbalbegriffs entwickelt.

Die Correlationen, die zwischen diesen typischen Eigenschaften stattfinden, sind bald von vollkommen eindeutiger, bald von verwickelterer Art, da sich oft erst unter dem Hinzutritt gewisser weiterer Bedingungen ein Zusammenhang zwischen bestimmten Ausdrucksformen herstellt. Am meisten macht sich wohl bei dem ersten Gegensatz, bei dem des isolirenden und des agglutinirenden Typus, eine gewisse Vieldeutigkeit geltend, da jede dieser Formen Sprachen von im übrigen sehr abweichender Form und Entwicklungsstufe in sich schließt. Nur zwei andere Eigenschaften scheinen enger an die isolirende Form gebunden zu sein: die Neigung, durch die bloße innere Wortform und durch Hülfswörter die Stellung des Wortes zu bestimmen, und die Ausbildung eines selbständigen Personalpronomens. Umgekehrt ist mit der agglutinirenden Sprachform die Tendenz zu verwickelteren Wortbildungen und häufig auch eine primäre Ausbildung oder eine innerhalb gewisser Grenzen lange dauernde Vorherrschaft der Possessivpronomina verbunden.

Unter den andern Eigenschaften sind vornehmlich die einseitige Entwicklung der Nominalformen und die Neigung zu attributiven Satzbildungen, und mit dieser wieder das Fehlen der Relativpronomina und der unterordnenden Conjunctionen mit einander verbunden.

## 2. Innere Sprachform.

Den Begriff der »inneren Sprachform« hat W. von Humboldt in die Betrachtung der Sprache eingeführt. Mehrfach kommt er in seinen allgemeinen Erörterungen der Sprachprobleme auf diesen Begriff zurück[1]. Die innere Sprachform verhält sich nach ihm zur äußeren Lautform gewissermaßen wie die Seele zum Körper. Sie ist die »intellectuelle Seite« der Sprachthätigkeit, die sich der Lautform zu ihren Zwecken bedient, und in der die »Gesetze des Anschauens, Denkens, Fühlens«, welche die Sprache beherrschen, zum Ausdruck kommen. Eine naturgemäße Classification der Sprachen, ja selbst die Entscheidung der Frage, ob eine solche überhaupt möglich sei, scheint ihm nur auf Grund der näheren Untersuchung

[1] Vgl. besonders: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, § 11, Werke, VI, S. 92 ff., außerdem die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, Werke, III, S. 241 ff.

der inneren Sprachform ausführbar. Wohl könnte man, meint er weiter, vielleicht erwarten, dass, gegenüber der unendlichen Variabilität der Lautformen, die innere Sprachform überall eine übereinstimmende sein müsse, da sie einem und demselben geistigen Wesen des Menschen entstamme. Aber der Verstand, so beantwortet er diesen Einwand, könne doch für den gleichen Zweck verschiedene Mittel wählen, und neben dem Verstand seien Phantasie und Gefühl in der Sprache thätig, in deren Gestaltungen vor allem der individuelle Geist der Nationen hervortrete.

Ueber diese unbestimmten allgemeinen Forderungen ist der Begriff der inneren Sprachform von Humboldt nicht hinausgeführt worden, wie er denn überhaupt in ihm mehr den Hinweis auf eine in der Zukunft zu lösende Aufgabe, als einen bereits sicher zu definirenden Begriff geben wollte. Wo er sich auf Beispiele einlässt, da tritt aber ein Gesichtspunkt in den Vordergrund, der den Versuch, diesem Begriff, wie Humboldt es forderte, durch Verfolgung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen durch die ganze Mannigfaltigkeit der Sprachen näher zu kommen, störend in den Weg tritt. Dieser Gesichtspunkt besteht darin, dass im Hintergrund jenes Begriffs der inneren Sprachform eigentlich der Gedanke einer idealen Form steht, welche dem Gedanken den vollkommensten Ausdruck gebe und in den verschiedenen Sprachen bald mehr bald weniger erreicht sei. Dies war ein Gedanke, der einer Zeit, der die Idee der Allgemeingültigkeit und Ewigkeit der Denkgesetze tiefer eingewurzelt war als der unseren, nahe genug liegen mochte, der aber in der Anwendung auf die wirkliche Sprache nothwendig dazu führen musste, dass man irgend eine concrete Sprachform, z. B. das Griechische, zum Muster nahm, an dem nun alle übrigen gemessen wurden[1]). Zugleich war dies der Weg, der in der Folgezeit jene Anwendung des Begriffs nahe legte, die sich darauf beschränkte, die Sprachen lediglich nach dem größeren oder geringeren Maß von Form oder Formlosigkeit zu unterscheiden. (Vgl. Cap. V, S. 552 f.)

Nun ist der Begriff der inneren Sprachform in dem Sinne, in dem er ursprünglich von Humboldt aufgestellt wurde, sicherlich ein wohlberechtigter, ja nothwendiger, zu dem die Betrachtung der

---

[1]) Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaues, a. a. O. S. 96.

gesammten Structureigenschaften einer Sprache und ihrer wechselseitigen Beziehungen führt. Aber wenn dieser Begriff fruchtbar werden soll, so wird man ihn vor allem von jenem ihm seit Humboldt anhaftenden Nebenbegriff irgend einer, sei es in der Wirklichkeit existirenden, sei es zu ihr hinzugedachten idealen Sprachform befreien müssen, an der jede einzelne Sprache zu messen sei. Vielmehr, so gut wie die äußere Form der Sprache immer nur an einer concreten, wirklich existirenden Sprache in Erscheinung treten kann, gerade so kann auch unter der inneren Form nur die Summe thatsächlicher psychologischer Eigenschaften und Beziehungen verstanden werden, die eine bestimmte äußere Form als ihre Wirkungen hervorbringen. Der Begriff der inneren ist in diesem Sinne durchaus an den der äußeren Sprachform gebunden: er ist genau ebenso ein concreter und wirklicher wie dieser; denn man kann unter ihm unmöglich etwas anderes verstehen als eben den Complex psychologischer Zusammenhänge, die eigenthümlichen Associations- und Apperceptionsgesetze, die in dem Aufbau der Wortformen, in der Scheidung der Redetheile, der Gliederung des Satzes und der Ordnung der Satzglieder zur Erscheinung kommen. Auf den psychischen Zusammenhang, der diesen Eigenschaften der äußeren sprachlichen Formen und ihren Wechselbeziehungen entspricht, irgend welche Werthprädicate anzuwenden, ist eigentlich ebenso wenig angemessen, als wenn man das Lautsystem einer Sprache nach solchen beurtheilen wollte. Jede Sprache ist Ausdruck einer bestimmten geistigen Organisation, die mit der allgemeinen geistigen Beschaffenheit des Menschen zusammenhängt, und in der daher schließlich immer wieder die nämlichen psychologischen Gesetze zur Wirkung kommen müssen. Da nun alles geistige Leben in den Strom einer bald fortschreitenden, bald auch in gewissen Beziehungen rückwärts gerichteten Entwicklung gestellt ist, so sind natürlich in diesem Sinne die Prädicate des Vollkommeneren und Unvollkommeneren sowohl auf die äußere wie auf die innere Sprachform anwendbar. Aber diese Prädicate können ihrer Natur nach immer nur eine relative Bedeutung besitzen. Eine Sprachform, die in einer bestimmten Beziehung hinter einer andern zurücksteht, kann in einer zweiten oder nach einem davon abweichenden Maße geschätzt diese übertreffen. Auch ist nie zu vergessen, dass die

reale Bedeutung eines Dinges überhaupt nicht ausschließlich aus solchen Vergleichungsmaßstäben besteht, die wir von außen heranbringen, sondern dass es seinen selbständigen, in den Eigenschaften jedes einzelnen Theils und in dem Zusammenhang der Theile begründeten Werth hat. Wie mit der Werthschätzung der Völker, so verhält es sich auch mit der ihrer Sprachen. Die an unserem Maß gemessene unvollkommenste kann Erscheinungen darbieten, in denen gewisse Gesetze des menschlichen Fühlens und Denkens in höchst eigenartiger, in dieser Weise niemals wieder erreichter Form uns entgegentreten.

Hiernach steht der Begriff der inneren in unmittelbarer Beziehung zu dem der äußeren Sprachform. Denn unter der ersteren kann man nur die psychischen Motive verstehen, welche die letztere als ihre Wirkung hervorbringen. Von allem dem was der Außenseite der Sprache angehört, liegt nur die Lautform diesen psychischen Motiven verhältnissmäßig fern, oder sie ist mindestens bloß durch indirecte Beziehungen mit ihr verbunden. Aehnlich verhält es sich nach der geistigen Seite hin mit dem Begriffsvorrath und den an ihn gebundenen Vorgängen der Bedeutungsentwicklung. Indem diese das Gesammtbewusstsein einer redenden Gemeinschaft seinem gesammten Inhalte nach in sich schließen, bilden sie den geistigen Stoff, der in der Sprache geformt wird. Ihm muss natürlich die innere Sprachform im allgemeinen adäquat sein. Doch sind auch diese Beziehungen wieder indirecte: Begriffsvorrath und Bedeutungsentwicklung sind letzte Bedingungen, nicht selbst unmittelbare Ausdrucksmittel der inneren Sprachform. So bleiben als solche nur die Formen der Wortbildung und der Satzfügung übrig.

Natürlich ist nun aber diese Zugehörigkeit der inneren zur äußeren Form nicht etwa als eine solche zu denken, bei der wir jeder der äußeren Eigenschaften auch sofort eine innere gegenüberstellen könnten. Derart eindeutige Ausdrucksmittel sind jene durchaus nicht. Vielmehr ist es immer erst ihr ganzer Zusammenhang, welcher der einzelnen ihre Bedeutung für die innere Sprachform verleiht. Indem diese die gemeinsame psychische Ursache aller einzelnen äußeren Formeigenschaften samt ihren Correlationen ist, lässt sich immer nur aus der Gesammtheit dieser Wirkungen auf sie zurückschließen. Demzufolge ist die Mannigfaltigkeit innerer Sprachformen ebenso unerschöpflich wie die der äußeren. Jene variiren von Sprache zu Sprache, ja von

Dialekt zu Dialekt, und in der Verfolgung dieser Abstufungen, vor allem auch innerhalb unserer Cultursprachen, besteht zweifellos eine der wichtigsten Aufgaben einer Psychologie der Einzelsprachen und der Volkscharaktere. Der allgemeinen Völkerpsychologie liegt jedoch dieses Gebiet ferne. Sie muss sich darauf beschränken, die wichtigsten Unterschiede innerer Sprachformen hervorzuheben, die sich auf Grund der genetisch bedeutsamsten äußeren Eigenschaften der Wort- und Satzbildung ergeben, um aus den so gewonnenen Entwicklungsstufen der inneren Sprachform ein allgemeines Bild menschlicher Geistesentwicklung zu gewinnen.

Wenn wir in diesem Sinn die Aufgabe zugleich verallgemeinern und beschränken, so sind es drei Gesichtspunkte, nach denen der Begriff der inneren Sprachform näher zu bestimmen ist. Es kann sich bei ihm handeln: 1) um den in den äußeren Sprachformen sich verrathenden Zusammenhang des sprachlichen Denkens, 2) um die Richtung dieses Denkens, oder um die Vorstellungsgebiete, denen es vorzugsweise zugewandt ist, und endlich 3) um den Inhalt desselben, um die specifischen Eigenschaften der Vorstellungen und Begriffe, die in den äußeren Sprachformen ihren Ausdruck finden. Von diesen Eigenschaften verräth sich die erste vor allem in den Satzformen, die dritte in den Wortformen der Sprache, während die zweite Wort- und Satzform zugleich beeinflusst. Alle drei Eigenschaften stehen in den engsten Wechselbeziehungen, und jede Sprache repräsentirt nothwendig nach diesen drei Richtungen einen bestimmten Typus innerer Sprachform. Da aber der Satz, nicht das Wort in der Sprache das primäre ist, so sind die aus der Satzbildung sich ergebenden Merkmale die einschneidendsten, weshalb wir sie denn auch hier voranstellen wollen. Hinsichtlich des Einzelnen muss dabei auf die vorangegangene Behandlung der Wort- und Satzformen verwiesen werden, aus der an dieser Stelle nur die allgemeinsten Folgerungen gezogen werden sollen.

### a. Zusammenhang des sprachlichen Denkens.

(Fragmentarisches und discursives, synthetisches und analytisches Denken.)

Nach dem Zusammenhang, in welchem die in der Sprache sich äußernden Denkacte mit einander stehen, können wir als die zwei Haupttypen, die uns in den verschiedenen Sprachen der Erde

begegnen, und die natürlich durch die mannigfaltigsten Zwischenstufen verbunden sind, die des fragmentarischen und des discursiven Denkens unterscheiden. Eine Satzform, wie sie uns die Erzählung des Buschmanns (S. 332) bietet, entspricht in ausgesprochenem Maße dem Typus des fragmentarischen Denkens. Er ist vor allem dadurch charakterisirt, dass alle verbindenden Partikeln fehlen. Ein einfacher Satz schließt sich an den andern, völlig gleichgeordnet und ohne Gliederung. Auch im Einzelsatz fehlen zahlreiche Nebenbestandtheile: bloß die Hauptvorstellungen sind ausgedrückt. Indem so aus der im Bewusstsein vorhandenen Gesammtvorstellung nur dieser und jener Theil losgelöst und sprachlich geformt wird, gehören die Sprachen dieser Gattung in Bezug auf die Wortbildung der isolirenden Form an. Ihnen gegenüber bilden alle Sprachen mit vollständigem Ausdruck der in der Gesammtvorstellung enthaltenen Bestandtheile, womit sich regelmäßig dann auch die Bildung verknüpfender Sprachelemente verbindet, den discursiven Typus. Er zerfällt aber wieder in zwei wesentlich abweichende Formen, die wir als die des synthetischen und des analytischen Denkens unterscheiden wollen. Bei dem synthetischen Denken überwiegt noch ganz die Einheit der Gesammtvorstellung: Satz und Wort sind daher entweder überhaupt unvollkommen geschieden, oder das Wort zeichnet sich durch zusammengesetzte Formbildung aus, indem es außer der Hauptvorstellung auch noch die Verbindungen direct enthält oder andeutet, in denen jene zu andern Vorstellungen steht. Der agglutinative Bau ist daher der natürliche Ausdruck dieser synthetischen inneren Sprachform, wobei jedoch daran zu erinnern ist, dass sich die Synthese hier nicht auf zuvor Gesondertes, sondern auf das in der Vorstellung selbst schon Vereinigte bezieht. Bei dem analytischen Denken scheiden sich nicht nur die einzelnen Vorstellungsinhalte schärfer von einander, sondern sie werden auch genauer in ihren wechselseitigen Beziehungen aufgefasst; und diese Beziehungen werden relativ selbständig, nicht bloß in fester Verbindung mit den Gegenstandsvorstellungen, an denen sie haften, gedacht. So entspricht dem analytischen Denken wiederum die isolirende Sprachform, nur dass diese in ihren sprachlichen Ausdrucksmitteln nicht bloß alle wesentlichen Theile der Gesammtvorstellung, sondern auch die Beziehungsbegriffe, die das analytische Denken zwischen jenen feststellt, umfasst.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich die eigenthümliche Stellung, welche die beiden für den Zusammenhang des Denkens vorzugsweise charakteristischen äußeren Sprachformen, die isolirende und die agglutinirende, innerhalb der allgemeinen Entwicklung der Sprache einnehmen. Der isolirende Typus kann sowohl das Symptom einer noch mangelhaften Gestaltung der Begriffe und ihres Zusammenhangs, wie das einer hoch ausgebildeten unterscheidenden und vergleichenden Thätigkeit sein. Im ersten Fall ist er der natürliche Ausdruck des fragmentarischen Denkens, wie wir es in einer einigermaßen analogen Weise auch in der Sprache des Kindes während der ersten Periode der Sprachentwicklung vorfinden (S. 305 f.). Im zweiten Fall bezeichnet er die entgegengesetzte Denkstufe, das zur Ausbildung gelangte analytische Denken, welches alle Begriffe und hre Beziehungen klar gesondert einander gegenüberstellt. Die gewaltige Kluft, welche die beiden Arten des isolirenden Typus trennt, gibt sich denn auch bei der näheren Betrachtung des Wortvorraths wie der Ausbildung der einzelnen Wortformen sofort zu erkennen. Dass jedoch aus solch entgegengesetzten Bedingungen Wirkungen entspringen können, die immerhin in ihren äußerlichsten Merkmalen übereinstimmen, erklärt sich aus der Eigenart des fragmentarischen und des analytischen Denkens. Dort greift der Ausdruck einzelne, durch unausgesprochen bleibende Glieder getrennte Theile der Gesammtvorstellung heraus; es mangeln also viele der Bindeglieder des Gedankens, an deren Stelle auch der Ausdruck durch Wortpausen unterbrochen wird. Auf der analytischen Stufe bleiben die Theile relativ isolirt, weil sich jeder deutlich geschieden dem andern gegenüberstellt und neben den Hauptvorstellungen die Beziehungen, in denen diese zu einander stehen, gesondert appercipirt werden. Zwischen beiden Typen bildet die agglutinative Sprachform das natürliche Mittelglied. Sie entspricht einer Stufe des Denkens, die bei der synthetischen Auffassung der Gesammtvorstellung stehen geblieben ist, und bei der sich namentlich die Beziehungselemente der einzelnen selbständigeren Theile noch nicht aus dem Ganzen losgelöst haben. Darum ist der agglutinative Typus ein nach seiner psychologischen Bedeutung mehr gleichartiger: die Unterschiede, an denen es allerdings auch bei ihm nicht fehlt, gehören andern, von der Art der Verbindung der Redetheile unabhängigen

Eigenschaften an. Als ein für die Entwicklung der Sprachformen sehr wichtiger Punkt ist endlich hervorzuheben, dass allem Anscheine nach das fragmentarische Denken unter begünstigenden Bedingungen unmittelbar, ohne die Zwischenstufe der synthetischen Form wenigstens in äußerlich sich kundgebender Weise durchlaufen zu haben, in die analytische übergehen kann, so dass also die Sprache dauernd an der isolirenden Form festhält. Ebenso kann aber umgekehrt das äußere Gewand der synthetischen Sprachform, die agglutinative Structur, in Entwicklungen hinübergenommen werden, die nach ihrer inneren Sprachform schon die analytische Stufe erreicht haben. Hierin macht sich eben eine gewisse Trägheit in dem Wechsel der äußeren Form geltend, die uns auch sonst noch in manchen Erscheinungen begegnet. Eine Sprache kann, falls nicht äußere Momente von stark umwälzender Kraft, wie Völker- und Sprachmischungen, einwirken, ihre äußere Form festhalten, wenn die innere Sprachform längst darüber hinausgeschritten ist. Es wird dann eben auf irgend welchen andern Wegen, die innerhalb der überlieferten Form möglich sind, dem Bedürfniss abgeholfen. Auch da bleibt also im ganzen die äußere ein treuer Abdruck der inneren Form. Nur sind die Beziehungen, die von dieser zu jener führen, nicht die gewöhnlichen und unmittelbaren, sondern es sind gewissermaßen Umwege, welche durch die eigentlich einem bereits überlebten Zustand angehörige äußere Form erzwungen werden.

### b. Richtungen des sprachlichen Denkens.

(Gegenständliches und zuständliches, objectives und subjectives Denken.)

Die wichtigen Unterschiede des gegenständlichen und des zuständlichen Denkens können »Richtungen« genannt werden, weil sie weder die Art der Verbindung der sprachlichen Denkinhalte betreffen, wie die oben behandelten Merkmale, noch auch die Inhalte des Denkens selbst, wie die nachher zu erörternden, sondern vielmehr die eigenthümliche Auffassungsweise, der ein gegebener Inhalt, sei es eine aus der unmittelbaren Wahrnehmung gewonnene oder aus früheren Anschauungen zusammengesetzte Gesammtvorstellung, unterworfen wird. Wenn im Jakutischen und im Sanskrit irgend eine Thatsache berichtet wird, so kann der Inhalt des Geschauten

und in der Sprache Ausgedrückten ein vollkommen übereinstimmender, und bei der Neigung des Sanskrit zu verwickelten Wortbildungen kann auch der Grad der Zusammensetzung des Gedankens, das synthetische oder analytische Moment der inneren Sprachform, im ganzen wenig verschieden sein. Dennoch trennt beide Sprachen eine ungeheure Kluft durch die ganz abweichende Richtung des Denkens, die in ihnen herrscht: der Jakute fasst denselben Gedankeninhalt gegenständlich auf, der dem Sanskrit-Inder zuständlich erscheint. Diese Gegensätze beruhen also auf den verschiedenen Standpunkten, die der Denkende und Sprechende den Dingen gegenüber einnimmt, und die sich in den abweichenden Begriffen reflectiren, welche die Sprache aus der Gesammtvorstellung herausgreift, um diese und die Beziehungen ihrer Theile auszudrücken. Die Möglichkeit solcher Unterschiede beruht aber darauf, dass nirgends, auch nicht auf der Stufe eines möglichst alle Theile umfassenden synthetischen oder analytischen Denkens, der ganze Inhalt einer Gesammtvorstellung in vollkommen eindeutiger Weise ausgedrückt werden kann, sondern dass die eigenthümliche Richtung der Apperception immer in den Ausdruck mit eingeht. Wenn der einfache Satz 'er weint' im Sinne unserer Sprache eine vollkommen eindeutige Aussage von einer durch das 'er' bezeichneten dritten Person macht, so ist der Vorstellungsinhalt des Satzes kein anderer, als wenn etwa dasselbe Factum in einer andern durch 'seine Thräne' ausgedrückt wird. Auch die Vollständigkeit des Satzes ist die gleiche. Dennoch ist die Richtung des Denkens eine völlig abweichende, und die verschiedenen Wortformen, hier das Nomen mit dem Possessivpronomen, dort das Verbum mit dem Personalpronomen, sind dafür schlagende äußere Zeugnisse. Das gegenständliche Denken fasst den Inhalt einer Gesammtvorstellung als einen Complex mit einander verbundener, zu einander gehöriger oder in äußeren Beziehungen stehender Gegenstände auf. Dem zuständlichen stehen die Veränderungen, welche die Gegenstände selbst und in ihren Beziehungen zur Umgebung erfahren, ihre Thätigkeiten und deren verschiedene Formen im Vordergrund des Interesses. Die Symptome, an denen sich diese abweichenden Richtungen in der äußeren Sprachform zu erkennen geben, haben wir in den mannigfaltigsten Erscheinungen der Wort- wie Satzbildung kennen gelernt. Beim gegenständlichen Denken ist der Satz vom Nomen beherrscht:

an die Stelle des verbalen tritt ganz oder, wo es sich um Uebergangszustände handelt, theilweise der nominale Ausdruck. An Stelle des persönlichen schiebt sich entweder das possessive Pronomen ein, oder, wo die isolirende Sprachform oder andere Bedingungen die frühe Entwicklung des Personale begünstigen, da tritt dieses in seinen Abwandlungsformen vollkommen in gleiche Linie mit andern Nominalbegriffen. Im Satz endlich herrscht die attributive Verbindung vor, und es mangelt die Ausbildung des Relativpronomens und der hypotaktischen Conjunctionen. Dem stehen dann als äußere Symptome des zuständlichen Denkens die Ausbildung der Verbalformen und ihre Herrschaft im Satze gegenüber, ferner die prädicative Form des Aussagesatzes, die Gliederung in Haupt- und Nebensätze, die Ausbildung des Relativpronomens und hypotaktischer Conjunctionen, endlich die selbständige Stellung der Personalpronomina und ihre Scheidung vom eigentlichen Nomen.

Diese Richtungen des Denkens sind nun aber keineswegs überall scharf gesondert, denn gerade hier nehmen Uebergangszustände einen breiten, numerisch genommen wohl die Mehrzahl aller Sprachen umfassenden Raum ein. Darum macht sich auch in diesem Fall wieder das Bedürfniss fühlbar, engere Unterschiede herauszuheben, die ebensowohl als Zwischenstufen wie als Unterformen der höheren Stufe betrachtet werden können, da jede derselben bereits ein gewisses Maß zuständlichen Denkens voraussetzt. Wir können sie als die Formen des objectiven und des subjectiven Denkens bezeichnen. Das objective fasst die Zustände, die Vorgänge und Handlungen in ihrer unmittelbaren Einheit mit den Gegenständen auf, die ihre Träger sind, ohne dass die Beziehungen zu dem denkenden Subjecte selbst zu einer durchschlagenden Geltung kommen. Das subjective bezieht alles Sein und Geschehen außer ihm auf das eigene handelnde Ich. Es ordnet die Dinge nach seiner eigenen Lage in Raum und Zeit, nach seinen eigenen Wünschen und Bedürfnissen. Demnach begünstigt das objective Denken immer noch attributive Wort- und Satzverbindungen: wo sie aus der Hauptaussage verschwunden sind, da bleiben sie wenigstens in den Nebenbestandtheilen des Satzes stehen. So bilden sich jene associativen Erweiterungen des Satzes durch Apposition vieler Attribute an die Hauptvorstellungen, wie sie besonders auch noch durch das synthetische

Denken und sein äußeres Organ, die agglutinative Sprachform, begünstigt werden. Ein weiteres wichtiges Symptom besteht in der Rolle, die der Objectscasus im Satze spielt: das Subject tritt hinter ihm als wenig betonte Nebenbestimmung des Satzprädicates zurück, und je nach den sonst durch die Wortform gegebenen Bedingungen incorporirt sich der Verbalausdruck selbst das Object (in der »objectiven Conjugation« der amerikanischen Sprachen). Unter den Verbalformen sind diejenigen, die ein nominales Object im Accusativ oder in dem diesem in solcher Bedeutung ähnlichen Instrumentalis als Ergänzung fordern, die Transitiva, die am meisten hervortretenden: transitive Verbalverbindungen des Activums ersetzen so nicht selten das mangelnde Passivum. Im übrigen herrschen in der Verbalbildung durchaus die Actionsarten vor, die Modal- und Temporalformen treten zurück. Die subjective Form des Denkens gibt sich durchweg in den entgegengesetzten Erscheinungen kund. Unter den Casusformen steht der Subjectscasus im Vordergrund. Die prädicative gewinnt vor der attributiven Verbindung die Vorherrschaft, und in gleichem Maße wird die Gliederung des Satzes durch Ausbildung der Relativpronomina und der hypotaktischen Conjunctionen eine strenger geordnete. In der Verbalbildung treten die Actionsarten zurück gegenüber der Ausbildung der Modi und Tempora, in die jene objectiveren Formen durch Bedeutungswandel theilweise übergehen. Damit tritt zugleich eine allmähliche Reduction der selbständigen Verbalformen ein, die schließlich in der Unterordnung aller Aussagen unter die drei relativen, auf den momentanen Zustand des sprechenden Subjects bezogenen Zeitstufen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ihren Abschluss findet.

### c. Inhalte des sprachlichen Denkens.

(Concretes und abstractes, classificirendes und generalisirendes Denken.)

Neben der Art des Zusammenhangs und der Richtung ist es schließlich der Inhalt an Vorstellungen und Begriffen, welcher der inneren Form einer Sprache sein Gepräge verleiht. Hier lassen sich die Hauptunterschiede am einfachsten als die des concreten und des abstracten Denkens bezeichnen, Ausdrücke, die freilich in diesem Fall in einem etwas allgemeineren Sinne zu nehmen sind,

als in dem sie bei den Begriffsunterscheidungen der Logik verstanden werden. Unter »abstract« soll nämlich hier keineswegs eine Denkweise gemeint sein, die sich wirklich schon in der Bildung abstracter Begriffe bethätigt, sondern jede, in der sich eine solche abstracte Begriffsbildung durch die Entstehung allgemeinerer, verschiedene Gruppen einzelner Vorstellungen durch ein gemeinsames Merkmal zusammenfassender Begriffsclassen vorbereitet. In der hier festgehaltenen Bedeutung würde also z. B. der Begriff 'Mensch', insofern ihn eine Sprache als eine Mann und Weib, hoch und niedrig Stehende, Erwachsene und Kinder zusammenfassende Bezeichnung gebildet hat, bereits als eine Stufe beginnenden abstracten Denkens zu deuten sein, obgleich dieser Begriff im logischen Sinne kein Abstractum ist, wie etwa die Begriffe Sein, Substanz, Ursache u. dergl., sondern ein Concretum, da er nur sinnliche Einzeldinge unter sich begreift und daher durch die Vorstellung irgend eines ihm zugehörigen Einzelobjectes vertreten werden kann[1]. Wir können aber hier die Begriffe um so eher in dieser allgemeineren Bedeutung anwenden, als diese psychologischen Unterschiede offenbar die Vorbedingungen und gewissermaßen das psychologische Substrat der logischen Abstractionsvorgänge sind. In diesem Sinn äußert sich daher die innere Sprachform des concreten Denkens in allen den Erscheinungen, in denen sich auf primitiveren Sprachstufen die Wortbedeutungen als festhaftend an bestimmten, mit einer Fülle einzelner Merkmale ausgestatteten Vorstellungen zu erkennen geben. Die Erscheinungen sind darum von doppelter Art: sie bestehen erstens in dem Mangel zusammenfassender Bezeichnungen für verwandte Vorstellungen, und zweitens in der Substitution bestimmter Einzelvorstellungen, denen irgend ein allgemeiner Begriff als Merkmal zukommt, für diesen Begriff selbst. Concrete Ausdrucksweisen der ersten Art sind es also z. B., wenn eine Sprache den Menschen nicht als allgemeinen Gattungsbegriff, sondern nur in seinen besonderen Arten, als Mann, Weib, Kind u. dergl. kennt. Solche der zweiten Art sind es, wenn sie die Zahl 'vier' durch 'Zehen des Straußes', 'fünf' durch 'Hand', 'zwanzig' durch 'Mensch' bezeichnet. Die hauptsächlichsten Symptome

[1]) Ueber den Gegensatz von abstract und concret in seiner logischen Bedeutung vgl. übrigens Logik,[2] I, S. 111 ff.

des concreten Denkens sind demnach: Vielzahl der Orts- und der an den Ort gebundenen Objectsunterscheidungen, also zahlreiche Ortspartikeln und Demonstrativpronomina, die ein 'hier', 'dort', 'dort in der Ferne', 'dort in sehr großer Ferne' in verschiedenen Abstufungen ausdrücken; ferner ähnliche Unterscheidungen in Bezug auf den Zustand der Person oder des Gegenstandes beim Pronomen oder bei der dritten Person des Verbums, z. B. verschiedene Ausdrucksarten, je nachdem die Person steht, sitzt, geht u. s. w. Auch der Inclusiv und Exclusiv, der Trial nach seiner ursprünglichen Bedeutung sowie der Dual, als concretere Mehrheitsbegriffe gegenüber dem allgemeineren Plural, sind hierher zu zählen. Eine andere, weit verbreitete Erscheinung ist die mannigfaltige Ausbildung äußerer Casusformen beim Nomen, zahlreicher Actions- und Modalformen beim Verbum. Dagegen sind die Reductionen dieser ursprünglich mannigfaltigen Ausdrucksformen auf die Ausprägung bestimmter, logisch klarer geschiedener und allgemeinerer Unterschiede als ebenso viele Symptome der beginnenden abstracten Gedankenbildung anzusehen: also die Zurückführung der Orts- und Personenunterscheidung auf zwei, das Ferne und Nahe, die Einheit und Mehrheit, der äußeren Casus auf die drei Hauptrichtungen des 'wo', 'wohin' und 'woher', der Actionsarten des Verbums auf gewisse Hauptgegensätze, wie Thätigkeit und Leiden (Activum und Passivum) u. s. w. Dabei ist freilich wiederum zu beachten, dass diese Uebergänge fließende sind, und dass sie bei einem bestimmt erreichten Punkte nicht stille stehen. Namentlich dadurch, dass sich hier noch die Verhältnisse des synthetischen und des analytischen Denkens einmischen, verschieben sich mannigfach die Bedingungen der einmal eingetretenen Begriffsbildungen.

Solche Uebergänge sind auch in diesem Fall wieder namentlich daran zu erkennen, dass sich die Stufe des abstracter werdenden Denkens nach gewissen besonders hervortretenden Erscheinungen in zwei Unterstufen unterscheiden lässt, die sich durch die verschiedene Weise auszeichnen, in der die Ordnung und Zusammenfassung der Begriffe geschieht. Wir können diese Stufen als die des classificirenden und des generalisirenden Denkens bezeichnen. Dabei ist die erste wieder eine Art Uebergangsstufe vom concreten zum abstracten Denken. Unter »Classification« darf man aber auch hier keine nach irgend welchen streng festgehaltenen logischen

Gesichtspunkten ausgeführte Begriffsbildung verstehen. Vielmehr handelt es sich lediglich darum, dass eine größere Anzahl von Gegenständen oder von Zuständen und Vorgängen nach gewissen übereinstimmenden Eigenschaften, die sich vermöge ihrer Gefühlsbetonung oder aus objectiven Ursachen der Apperception aufdrängen, durch gewisse den Wortbezeichnungen beigefügte sprachliche Determinationselemente in bestimmte Gruppen vereinigt wird. Solche Systeme einer primitiven Classification sind in unseren Stammbildungssuffixen, sie sind noch deutlicher erkennbar in den Classenpräfixen der Bantusprachen, und sie sind endlich, wie es scheint, in einer etwas modificirten Gestalt in den an bestimmte Bedeutungsunterschiede gebundenen Tonaccenten der monosyllabischen und mancher afrikanischer Sprachen erhalten. Hier überall liegen die meist in ihrem Ursprung verschütteten Spuren primitiver Begriffssysteme vor, deren psychologische Eigenart darin besteht, dass der eine einzelne Classe zusammenhaltende Begriff selbst nicht durch ein besonderes Wort ausgedrückt ist, sondern dass nur die einzelnen Glieder der Begriffsclasse durch irgend welche übereinstimmende Elemente als zusammengehörig gekennzeichnet sind. Dadurch documentirt sich zugleich diese Classenbildung als eine der eigentlichen Begriffsbildung vorausgehende Stufe des Denkens: als ein Vorgang, der nicht sowohl Abstraction als Association ist, indem er bei der Bildung der Begriffsclassen auf die Zusammenfassung der einzelnen Objecte, die irgend welche Werth- oder sonstige Eigenschaften gemein haben, beschränkt bleibt, während sich der die einzelnen Glieder zusammenfassende Begriff selbst noch gar nicht gebildet hat.

Hierin geht nun die zweite Stufe, die des generalisirenden Denkens, einen wichtigen Schritt weiter: eben dieser allgemeine Begriff selbst ist es, für den sie einen eigenen Ausdruck in der Sprache schafft. Indem sie daher jene Merkmale, welche die classificirende Stufe nur den einzelnen Gegenständen zutheilte, in einem Wort ausdrückt, das sie alle umfasst, werden gerade jene an den Einzelobjecten haftenden ursprünglicheren Bezeichnungen hinfällig. Wir haben deshalb allen Grund anzunehmen, dass es dieser Uebergang zur eigentlichen Begriffsbildung selbst gewesen ist, der die Bedeutungen der früheren Unterscheidungen meist bis auf schwache Spuren verschwinden ließ.

Der Weg, den das generalisirende Denken bei der Bildung seiner allgemeinen Begriffszeichen einschlägt, ist uns vor allem da noch deutlich bewahrt, wo diese Entwicklung, wie bei den Zahlwörtern, in den verschiedensten Sprachgebieten in übereinstimmender Weise erfolgte. Hier zeigt es sich dann stets, dass das allgemeine Begriffswort selbst ursprünglich niemals etwas anderes als ein Name für einen concreten Gegenstand war. Das concrete weicht nicht dem abstracten Begriffszeichen, sondern es geht selbst in dieses über. Indem der gleiche concrete Name auf andere Gegenstände associativ übertragen wird, verdunkelt sich allmählich die ursprüngliche concrete Bedeutung, und der Begriff eines nach den besonderen Bedingungen gebildeten allgemeinen Merkmals tritt an deren Stelle. Das psychologische Substrat dieser Entwicklung des generalisirenden Denkens besteht also nicht in planmäßigen Abstractionsprocessen, wie wir sie uns etwa nach irgend einem logischen Schema zurechtlegen möchten, sondern in Associationen und durch sie eingeleiteten Verschiebungen der Vorstellungen und Begriffe, kurz in denjenigen psychischen Vorgängen, die den Bedeutungswandel in seinen mannigfachen Erscheinungsformen zusammensetzen. Er ist aber ein Complex von Vorgängen, der vorzugsweise das innere Leben der Sprache, darunter namentlich auch solche Veränderungen umfasst, die den geistigen Gehalt einer Sprache ändern können, ohne dass damit wesentliche Aenderungen der Wortbildung und Satzfügung verbunden sind. So ist die Stufe des generalisirenden Denkens diejenige Seite der inneren Sprachform, welche nicht mehr, wie die vorangegangenen, in bestimmten Eigenschaften der äußeren Form, sondern in jenen Vorgängen des Lebens der Sprache ihren Ausdruck findet, die sich im Innern derselben, in dem Wechsel der an die Worte gebundenen Begriffe vollziehen.

---

# Achtes Capitel.

## Der Bedeutungswandel.

### I. Allgemeine Eigenschaften des Bedeutungswandels.

#### 1. Verhältniss zum Lautwandel.

Mit Rücksicht auf die gesetzmäßige Verbindung und Gliederung ihrer Bestandtheile, auf die Erscheinungen ihres Wachsthums und ihres Verfalls hat man nicht selten die Sprache mit einem lebenden Wesen verglichen. Leicht wird dadurch auch noch ein zweites Bild nahe gelegt. Wie das körperliche und das geistige Leben des Menschen eng verbundene und doch unvergleichbare Vorgänge sind, so erscheinen Laut und Bedeutung als die physische und die psychische Seite der Sprache. So ansprechend diese Vergleichung aber auch sein mag, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass sie ein Bild ist, das nicht in jeder Beziehung zutrifft. Vor allem besteht ein wichtiger Unterschied darin, dass die physischen wie die psychischen Kräfte, die das Leben der Sprache bedingen, nicht in ihr selbst, sondern in dem beseelten lebenden Körper ihren Sitz haben, zu dessen Lebensäußerungen sie gehört. Die Sprache schafft sich nicht selbst, sondern sie wird von dem redenden Menschen geschaffen. Sie ist eine Function oder vielmehr ein Zusammenhang von Functionen, auf die erst der Mensch, der sie erzeugt, seine eigene organisirende Kraft übertragen hat. Mag man darum den Aufbau der Sprache der Structur der Gewebe und Organe, ihre geschichtlichen Veränderungen dem Leben, Wachsthum und Verfall des Körpers vergleichen, oder auch — analog wie wir der einzelnen Zelle ein selbständiges physiologisches Dasein zuschreiben — die Laut- und Bedeutungsgeschichte als ein »Leben der Wörter« betrachten, bei dem diese wachsen,

sich verzweigen, im Kampf mit einander obsiegen oder untergehen — alle diese Bilder sind im letzten Grunde unzutreffend[1]). So lässt sich denn auch die Beziehung zwischen Laut und Bedeutung nur unter sehr erheblichen Einschränkungen dem allgemeinen Verhältniss der physischen zur psychischen Seite des Lebens unterordnen. Während sich für dieses ein durchgängiger Parallelismus der elementaren seelischen Vorgänge und der ihnen entsprechenden Modificationen physischer Functionen ergibt, kann auf dem Gebiet von Laut und Bedeutung von einem solchen nur unter ganz besonderen Bedingungen die Rede sein. Auf der einen Seite führt der gesetzmäßige Lautwandel tief greifende Veränderungen des Lautbestandes von Wörtern mit sich, deren Bedeutungen unverändert bleiben. Auf der andern Seite kann aber auch die Bedeutung eines Wortes völlig wechseln, obgleich sich der Lautkörper desselben nur unwesentlich verändert hat. Wenn es ferner der Natur der Sache nach im allgemeinen, von besonderen Bedingungen abgesehen, ausgeschlossen ist, dass neben dem durch den Lautwandel veränderten Wort auch noch das ursprüngliche, unveränderte fortbesteht, so gehört auf dem Gebiet des Bedeutungswandels gerade dieser Fall zu den geläufigsten Erscheinungen: neben der ursprünglichen kann sich eine zweite, eine dritte Bedeutung erheben, und so fort, indem sich bald die primäre mehrfach verzweigt, bald eine secundär entstandene neue Zweige treibt.

Besteht nach allem dem ein innerer Zusammenhang zwischen Laut- und Bedeutungsänderungen im allgemeinen ebenso wenig, wie ein solcher in der Regel zwischen dem Laute selbst und seiner Bedeutung nachzuweisen ist, so ist aber damit nicht ausgeschlossen, dass beide auf einander Einflüsse ausüben. Zunächst unterstützt in der That der Laut- den Bedeutungswandel, da, wo etwa eine ursprüngliche Affinität zwischen Laut und Begriff bestand, diese durch den Lautwandel allmählich verwischt werden kann. Nun vermögen wir freilich

[1]) Mit Bezug auf die Probleme der allgemeinen Veränderungen der Sprachen und ihrer genetischen Verhältnisse hat sich wohl zuerst A. Schleicher im Anschluss an die Darwinsche Theorie dieser biologischen Analogien bedient. (A. Schleicher, Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. 1863.) Mit seinen Ausführungen berühren sich, unter besonderer Hervorkehrung der durch den Bedeutungswandel an die Hand gegebenen Gesichtspunkte, manche neuere Schriftsteller: so besonders A. Darmesteter, La vie des mots. ² 1887.

eine solche Affinität nur noch in Ausnahmefällen nachzuweisen, nämlich bei jenen Lautgeberden und natürlichen Lautmetaphern, von denen die meisten zugleich Neubildungen sind (Cap. III, S. 324 ff.). Gerade sie sind aber insofern ein indirecter Beleg für jene Wechselbeziehung, als sie, so lange sie ihren onomatopoetischen Charakter bewahren, dem Bedeutungswandel nahezu unzugänglich sind. Höchstens kann einmal ein Onomatopoeticum in übertragenem Sinne gebraucht werden, *klatschen* und *munkeln* z. B. nicht von den durch diese Laute nachgeahmten Geräuschformen, sondern von Gerüchten, deren laute und aufdringliche oder stille und heimliche Verbreitungsweise durch jene Wörter angedeutet wird. Diese Uebertragungen sind jedoch so unmittelbar in der anschaulichen Natur unseres Denkens begründet, dass sie zu den ursprünglichsten Arten des Bedeutungswandels gehören, weshalb auch sofort die übertragenen Wörter als adäquate Bezeichnungen empfunden werden. Wie der Laut auf den Bedeutungswandel, so kann nun auch dieser auf jenen zurückwirken. Namentlich kann dies in dem Sinne geschehen, dass bei der Erzeugung eines bestimmten Lautwandels von vornherein Begriffsassociationen mitwirken, oder dass durch den Lautwandel Variationen einer Wortform entstehen, an die sich dann auch verschiedene Modificationen der Bedeutung anlehnen. Wird nämlich ein Lautgebilde $A$ durch eine Complication lautändernder Ursachen in zwei andere $B$ und $C$ umgewandelt, so sind im allgemeinen drei Fälle möglich. Entweder verschwindet eine der Lautformen $B$ oder $C$ wieder, so dass Laut und Bedeutung sich wieder eindeutig entsprechen. Oder $B$ und $C$ bleiben erhalten, ohne dass mit ihnen verschiedene Bedeutungen associirt werden: dies sind die seltenen Fälle eigentlicher Synonyma, wo zwei Wörter das nämliche bedeuten, weil sie nur verschiedene lautliche Umgestaltungen eines und desselben ursprünglichen Wortes sind. Oder die aus $A$ entsprungenen Lautformen $B$ und $C$ bleiben beide erhalten, es verbinden sich aber zugleich mit ihnen verschiedene Bedeutungen, so dass Lautwandel und Bedeutungswandel einander parallel gehen. Wir wollen diesen Fall als den des correlativen Bedeutungswandels bezeichnen und von ihm alle jene Bedeutungsänderungen, bei denen sich der Lautbestand eines Wortes nicht oder doch nicht in einer die Bedeutung irgendwie beeinflussenden Weise

geändert hat, als selbständigen Bedeutungswandel unterscheiden.

Es ist leicht ersichtlich, dass und warum von diesen Erscheinungen die des selbständigen Bedeutungswandels für die geschichtliche wie für die psychologische Betrachtung die wichtigere ist. Die correlativen Bedeutungsänderungen sind mehr insofern von Interesse, als sie die trotz aller zerstörenden Einflüsse nicht ganz auszutilgenden Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung darthun. Sie schließen sich darum eng an die in Cap. III erörterten »Lautmetaphern«. Dagegen offenbaren sich in dem selbständigen Bedeutungswandel gerade deshalb, weil er von den etwa gleichzeitig stattfindenden Lautänderungen unabhängig ist, die in den Vorstellungen und Begriffen selbst begründeten Bedingungen ihres Wechsels am klarsten. Wo von Bedeutungswandel schlechthin die Rede ist, da verstehen wir daher unter ihm vorzugsweise diese selbständige, von der Lautgeschichte unabhängige Form. Immerhin besitzen gerade wegen ihrer zum Theil abweichenden Bedingungen die correlativen Bedeutungsänderungen auch vom Gesichtspunkt des Bedeutungswandels aus ein eigenthümliches Interesse.

### 2. Correlative Laut- und Bedeutungsänderungen.

Die Erscheinungen einer Wechselbeziehung von Laut- und Bedeutungsänderung sind eng verwachsen mit der gesammten Entwicklung der Sprache. Sie reichen daher bis in die früheste Zeit der Sprachgeschichte zurück, und sie begegnen uns nicht minder in den jüngsten Neubildungen[1]. Wo immer wir nun solche Erscheinungen genauer zu verfolgen im Stande sind, da ergibt es sich regelmäßig, dass die Lautänderung der primäre Vorgang ist, an den sich erst die Bedeutungsänderung anschließt. Spaltet sich ein Wort $A$ lautlich in zwei Wörter $A$ und $B$ oder $B$ und $C$, und bezeichnen wir die den Wörtern $A$, $B$ und $C$ beigelegten Bedeutungen mit $\alpha$, $\beta$ und $\gamma$, so ist demnach die Spaltung der Begriffe $\alpha$, $\beta$ und $\gamma$ stets ein der Spaltung der Laute $A$, $B$ und $C$ nachfolgender Vorgang.

[1]) Solche Correlationen sind in anderm Zusammenhang bereits früher erörtert worden, vgl. Cap. III, S. 308 ff. und Cap. V, S. 566 ff.

Damit ist nun natürlich nicht gesagt, dass die Begriffe $\beta$ und $\gamma$ vor dem Eintritt dieser Spaltung der Bedeutung nicht existirt hätten. Im Gegentheil, die Association der gesonderten Bedeutungen $\alpha$, $\beta$, $\gamma$ mit den Lautgebilden *A*, *B*, *C* kann überall erst eintreten, nachdem sich die Begriffe $\alpha$, $\beta$, $\gamma$ selbst geschieden haben. Demnach muss der neuen, das Parallelgehen von Laut- und Bedeutungsänderung herbeiführenden Zuordnung sowohl die Begriffs- wie die Lautdifferenzirung vorausgehen. Dies bestätigt sich auch in der geschichtlich in vielen Fällen nachweisbaren Erfahrung, dass sich die feste Zuordnung von Laut und Bedeutung in einem unbestimmten oder schwankenden Gebrauch der Wörter vorbereitet.

Mannigfache Belege hierzu bieten namentlich die romanischen Sprachen. Der Umstand, dass das mittelalterliche Latein zu verschiedenen Zeiten ihren Wortschatz bereichert hat, ist bei ihnen den abweichenden Entwicklungen eines und desselben Wortes besonders günstig gewesen. So ist *chose* 'Sache' eine sehr frühe Umbildung des lat. *causa*; in der Bedeutung 'Ursache' ist aber später das nämliche Wort in der Form *cause* aufgenommen worden [1]). Aehnlich ist das Verhältniss von *frêle* 'gebrechlich, schwach' und *fragile* 'zerbrechlich' zu lat. *fragilis*, von *roide* 'steif' und *rigide* 'starr' zu *rigidus*, von *sûreté* 'Gewissheit' und *sécurité* 'Sorglosigkeit' zu *securitas* u. a. Von diesen zweimaligen Entlehnungen, bei denen die erste regelmäßig dem nach Laut wie Begriff stärker veränderten, die zweite dem weniger veränderten Wort entspricht, scheiden sich andere Fälle, in denen sich eine ältere und eine jüngere Stufe des Lautwandels durch allmählich eintretende Differenzirung der Bedeutungen neben einander fixirt haben. So steht der heutigen Form *plier* 'falten' (aus lat. *plicare*) die ältere *ployer* (*je plie*, *nous ployons*) gegenüber. Nachdem die letztere durch die Einwirkung der Singularform *plie* verdrängt ist (*plier*, *nous plions*), hat sich *ployer* für eine besondere Modification des Begriffs in der Bedeutung 'beugen, niederdrücken' erhalten [2]). Aehnlich haben sich im Deutschen *Bett* und *Beet* seit dem 17. Jahrhundert geschieden. In der Aussprache ist aber die Differenzirung noch gegenwärtig nicht überall durchgedrungen. In Mitteldeutschland wird immer

---

[1]) Diez, Etymol. Wörterbuch d. rom. Spr.5, S. 189 f.

[2]) Darmesteter, La vie des mots, 2 p. 140.

noch zuweilen das Gartenbeet *Bett* und im Oberdeutschen das Federbett *Beet* genannt. Darin verräth sich zugleich die Entstehungsweise dieser Spaltung: die dialektische Differenzirung der Laute war zuerst da; daran hat sich in verhältnissmäßig neuer Zeit die Differenzirung der Bedeutungen angeschlossen. Etwas älteren Datums ist die Scheidung der Wörter *Rabe* und *Rappe*. Beide waren dasselbe Wort, das niederdeutsch *Rabe*, oberdeutsch *Rappe* gesprochen wurde. Zugleich hat sich aber in diesem Fall nicht, wie bei *Bett* und *Beet*, ein ursprünglich einheitlicher Begriff gespalten, sondern das Wort ist auf einen neuen Begriff übertragen worden. *Rappe* wie *Rabe* bezeichnen ursprünglich den bekannten Vogel. Die schwarze Farbe führte dann zur Uebertragung des gleichen Namens auf ein schwarzes Pferd, und wahrscheinlich erst nachdem diese Uebertragung stattgefunden, wird nun seit dem Anfang der neuhochdeutschen Periode die oberdeutsche Form *Rappe* constant für das Pferd, die niederdeutsche *Rabe* für den Vogel gebraucht. Aehnlich verhalten sich Wortpaare wie *Born* und *Brunnen*, *Schaft* und *Schacht*, *Knabe* und *Knappe*, *Ritter* und *Reiter* und manche andere. Jünger ist die Begriffsspaltung der Conjunctionen *dann* und *denn*, *wann* und *wenn*. Beide werden bis in das 18. Jahrhundert gemischt in temporaler wie conditionaler Bedeutung gebraucht. Von da an haben sich die Formen *dann* und *wann* im temporalen, *denn* und *wenn* im conditionalen Sinne befestigt. Aehnlich verhält es sich mit den doppelgestaltigen Pluralformen *Worte* und *Wörter*, *Orte* und *Oerter*, *Bande* und *Bänder*, *Lande* und *Länder*, *Gesichte* und *Gesichter* u. a. Bei einzelnen derselben ist die Differenzirung der Bedeutungen noch heute nicht allgemein durchgedrungen. Gleichwohl hat sich eine solche für das feinere Sprachgefühl unzweifelhaft ausgebildet: wir gebrauchen die Form *Wörter*, *Oerter*, wenn wir dem Plural die Bedeutung einer Vielheit zahlreicher individueller Begriffseinheiten geben wollen; wir bedienen uns der mit dem Singular übereinstimmenden Formen *Worte*, *Orte*, wenn wir mit dem Plural den Begriff einer Gesammtheit, also einer Einheit der vielen Individuen verbinden[1]).

---

[1]) Weitere analoge Beispiele aus deutschem Sprachgebiet vgl. bei Paul, Principien der Sprachgeschichte,3 S. 233 f., aus französischem bei H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen, 1884, S. 26 ff.

### 3. Grundformen des selbständigen Bedeutungswandels.

Unter selbständigem oder eigentlichem Bedeutungswandel verstehen wir alle diejenigen Bedeutungsänderungen, die unabhängig von etwaigen Lautänderungen vermöge einer in den ursprünglichen Eigenschaften der Begriffe begründeten Entwicklung erfolgen. Dabei kann ein Wort seine Bedeutung wechseln, ohne dass es überhaupt seine Lautform merklich verändert hat, — dies gilt in der Regel bei denjenigen Erscheinungen des Bedeutungswandels, die sich während einer kürzeren Zeit ereignen. Oder es kann zwar neben dem Bedeutungs- auch ein Lautwechsel stattgefunden haben, der jedoch bei jenem höchstens insofern mitwirken mochte, als er in gewissen Fällen dazu beitrug, die ursprüngliche Bedeutung zu verdunkeln. Dieser zweite Fall trifft im allgemeinen für solche Veränderungen zu, die in größeren Zeiträumen erfolgt sind.

In jeder Sprache gibt es zahlreiche Wörter, die lange Zeit hindurch trotz eingetretener mehr oder minder großer lautlicher Aenderungen in ihrer Bedeutung stabil geblieben sind. Bei manchen reicht diese Beharrlichkeit des Begriffs wenigstens in einer einzelnen Bedeutung, die wir darum als die Grundbedeutung ansehen, bis zu den uns erreichbaren Anfängen der Sprache zurück. Solche anscheinend constante Bedeutungen beziehen sich stets auf sinnliche Gegenstände oder deren Eigenschaften und Zustände. Viele andere Wörter haben jedoch entweder ihre Bedeutungen gänzlich verändert oder, wo sich ihre Grundbedeutung erhalten haben sollte, da sind neben dieser primären auch noch secundäre Bedeutungen in größerer oder kleinerer Menge entstanden. Da man nun in vielen Fällen nachweisen kann, dass sich die spätere Bedeutung eines Wortes durch Abzweigung aus einer früheren entwickelt hat und dann mittelst dieser, die in ähnlicher Weise entstanden sein mag, günstigen Falls bis zur Grundbedeutung zurückverfolgt werden kann, so darf es als wahrscheinlich gelten, dass die Spaltung der Bedeutungen der Vorgang ist, der den wichtigsten Fällen von Bedeutungswandel zu Grunde liegt. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich ohne weiteres die Thatsache, dass sich, ganz äußerlich, bloß mit Rücksicht auf das Verhältniss der späteren Bedeutungen zu der Grundbedeutung betrachtet, die verschiedensten

Fälle von Bedeutungswandel in *zwei* Classen bringen lassen: in die des *partiellen* und des *totalen* Bedeutungswandels. Ein Wort hat bloß partiell seine Bedeutung geändert, wenn es die alte neben der neuen beibehalten hat. Ein Wort hat dagegen total seine Bedeutung geändert, wenn die erste ganz verschwunden und eine neue oder eine Mehrheit neuer an ihre Stelle getreten ist. Kommt bei dem *partiellen* Bedeutungswandel zu der Erhaltung der Grundbedeutung noch hinzu, dass die sämmtlichen secundären Bedeutungen direct oder indirect aus dieser hervorgegangen sind, so liegt unmittelbar eine Spaltung der Bedeutungen vor: der Bedeutungswandel selbst ist dann ein in diesem allgemeineren Process der Spaltung eingeschlossener Vorgang. Ist der Bedeutungswandel ein *totaler*, so kann entweder der Ursprung der secundären Bedeutungen aus der erloschenen Grundbedeutung geschichtlich nachgewiesen, oder es kann wenigstens in vielen Fällen ein solcher wegen des inneren Zusammenhangs der Begriffe als wahrscheinlich angenommen werden. Auch hier wird daher der Bedeutungswandel als die Wirkung einer Spaltung der Bedeutungen anzusehen sein, wobei aber diese Wirkung zugleich mit dem Erlöschen früherer Bedeutungen, namentlich der Grundbedeutung verbunden war. Hiernach können wir uns das Verhältniss dieser beiden Erscheinungen durch die Fig. 42 veranschaulichen,



Fig. 42.

in welcher *A* einer Spaltung der Bedeutungen mit partiellem Bedeutungswandel, und *B* einem mit dem Verschwinden ursprünglicher Bedeutungen verbundenen totalen Bedeutungswandel entspricht. Eine einzelne gerade Strecke bezeichnet in jedem der beiden Schemata eine bestimmte Wortbedeutung; die erhalten gebliebenen Bedeutungen sind aber durch ausgezogene, die verschwundenen durch unterbrochene Linien angedeutet. Man ersieht hieraus, dass uns bei dem partiellen Bedeutungswechsel möglicher Weise der ganze Process der Spaltung in seinen noch lebendig gebliebenen oder wenigstens leicht zugänglichen Verzweigungen vollständig erhalten sein kann, während es umgekehrt bei dem totalen vorkommt, dass alle noch

erhaltenen Bedeutungen eines Wortes ohne Beziehung zu einander zu sein scheinen, und dass die ursprüngliche Grundbedeutung zweifelhaft ist, so dass in diesem Fall der Vorgang der Spaltung selbst hypothetisch wird. Dies sind jedoch Grenzfälle, die im ganzen, abgesehen von gewissen in das prähistorische Gebiet hineinreichenden »Wurzelbedeutungen«, selten sein dürften.

Neben diesen auf allgemeingültige Gesetze der Begriffsentwicklung zurückgehenden Vorgängen gibt es nun aber auch Erscheinungen innerhalb des Bedeutungswandels, deren Bedingungen auf ganz individuellen oder mindestens nach dem Umfang ihrer Verbreitung sehr beschränkten Motiven beruhen. Da sich in solchen Fällen eine in den ursprünglichen Eigenschaften der Begriffe begründete Entwicklung nicht nachweisen lässt, so ist auch irgend ein Zusammenhang dieses Bedeutungswandels mit dem auf jenen Eigenschaften beruhenden Process der Spaltung der Bedeutungen weder nachzuweisen noch anzunehmen. Die neue Bedeutung erscheint nicht als eine aus der alten hervorgewachsene, sondern als eine ihr äußerlich aufgepflanzte. Hiermit hängen zwei andere unterscheidende Eigenschaften zusammen. Erstens besteht der Vorgang in diesem Fall durchweg nicht in einem Bedeutungs*wechsel*, sondern in einer Bedeutungs*übertragung*; die alte Bedeutung besteht neben der neuen fort, sie geht nicht, wie so oft bei dem mit der Spaltung der Bedeutungen zusammenhängenden Begriffswandel, in diese über. Zweitens ist der Vorgang kein allmählicher und stetiger, sondern ein *plötzlicher*. Zuweilen lässt sich der Augenblick der Entstehung der neuen Bedeutung direct nachweisen; aber auch wo dies nicht zutrifft, macht die Beziehung der Begriffe eine solche Entstehung wahrscheinlich. Auch um dieser äußeren Verlaufsunterschiede willen macht daher der aus der Spaltung der Begriffe hervorgehende Bedeutungswandel den Eindruck eines unwillkürlichen, mehr einem Naturprocess gleichenden psychischen Geschehens, der außerhalb dieser Spaltungsvorgänge sich ereignende den einer willkürlich ausgeführten Handlung.

Hiernach treten beide Gruppen von Bedeutungsänderungen in einigermaßen analogem Sinn einander gegenüber wie die beiden früher unterschiedenen Hauptfälle des Lautwandels: und wir können sie daher, die dort gebrauchten symptomatischen Ausdrücke benutzend, als die beiden Fälle des *regulären* und des *singulären*

Bedeutungswandels unterscheiden[1]). Selbstverständlich gilt übrigens auch in diesem Falle, dass diese Ausdrücke keinerlei Werthurtheil über die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in sich schließen sollen. Veränderungen, die von singulären, d. h. beschränkteren psychischen Motiven ausgehen, können und werden darum nicht minder nach allgemeinen und im einzelnen Fall nothwendig wirkenden Gesetzen erfolgen wie solche, die in einer ganzen Sprachgemeinschaft oder in einem großen Theil einer solchen ihren Ursprung nehmen. Die zeitliche oder räumliche Ausdehnung, in der gewisse Ursachen wirken, hat hier wie dort mit der Frage der Nothwendigkeit dieser Wirkung nicht das geringste zu thun.

Dagegen gibt es ein anderes Merkmal, welches den regulären und den singulären Bedeutungswandel wesentlich unterscheidet, während es doch zugleich auf eine gewisse Gemeinsamkeit der psychischen Grundbedingungen für beide hinweist. Wie bei dem Lautwandel, so wird man nämlich auch bei dem Bedeutungswandel stets voraussetzen dürfen, dass irgend eine Aenderung zeitlich wie räumlich allmählich sich ausbreitet, und dass die größere oder geringere Allgemeingültigkeit wesentlich darauf beruht, dass sie bald gleichzeitig in vielen Individuen beginnen, bald zunächst von einem beschränkten Kreise ausgehen kann. Diese Bedingungen des allgemeineren oder des beschränkteren Ursprungs der Erscheinungen sind nun beim Bedeutungs- wie beim Lautwandel zugleich mit dem regulären oder singulären Charakter der Vorgänge verbunden, insofern die von Anfang an verbreiteteren Erscheinungen regelmäßigeren und gleichförmigeren Gesetzen folgen. Damit hängt zusammen, dass der reguläre Bedeutungswandel meist auf eine mehr oder minder generelle Entstehungsweise zurückführt, während für den singulären ein individueller Ursprung theils nachzuweisen, theils mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist. Singulärer und regulärer Bedeutungswandel unterscheiden sich daher im allgemeinen dadurch, dass jener auf die einmalige, dieser auf die mehrmalige unabhängige Entstehung bestimmter Motive zurückweist. Hieraus ergibt sich, dass die Gegensätze des »Regulären«

[1]) Ueber die Begriffe des regulären und des singulären Lautwandels vgl. oben Cap. IV, S. 389. Auf analoge Unterschiede des Bedeutungswandels hat schon A. Rosenstein hingewiesen in seiner Dissertation: Die psychologischen Bedindungen des Bedeutungswechsels der Wörter. Leipzig 1884.

und des »Singulären« hier einen etwas andern Inhalt besitzen, als für den Lautwandel. Natürlich ist aber auch bei dem singulären Bedeutungswandel nicht nothwendig ein Einzelner der Urheber einer Begriffsübertragung. Der Unterschied der einmaligen und der vielfältigen Entstehung liegt vielmehr darin, dass der singuläre Vorgang beim Bedeutungswandel jedesmal den Charakter einer willkürlichen Handlung an sich trägt, während bei dem regulären die bei allen oder den meisten Individuen einer Gesellschaft wirksamen Associationsmotive mit dem den Triebhandlungen eigenen Zwang die Umwandlung der Begriffe bewirken. So hat das Wort *Mercur*, wenn es für den Planeten dieses Namens oder gar für das metallische Quecksilber gebraucht wird, nicht bloß für uns den Charakter einer willkürlichen Namengebung, sondern es hat diesen stets für alle diejenigen besessen, die sich außerhalb des Gesichtskreises astrologischer und alchemistischer Vorstellungen befanden. Selbst innerhalb dieses Gesichtskreises beruht aber die Beziehung des schnellsten Planeten zu dem Götterboten *Mercurius* auf einer so speciellen Association, dass wir wohl annehmen dürfen, irgend ein einzelner Astrolog sei der Erfinder dieser Benennung; und das gleiche wird von der im Zeitalter der Blüthe alchemistischer und astrologischer Bestrebungen entstandenen weiteren Uebertragung des Namens auf das Quecksilber gelten. In andern Fällen mag es unbestimmter bleiben, ob eine Bedeutungsübertragung einen im strengsten Sinn individuellen Ursprungsort habe: so lange der Zusammenhang zwischen der alten und der neuen Bedeutung in ähnlicher Weise auf äußeren, für den Begriff selbst zufälligen Verhältnissen beruht, wird man immer noch den Vorgang einen singulären nennen müssen. Wenn z. B. die Römer ihre erste Münzstätte *moneta* nannten, nach dem in der Nähe befindlichen Tempel der *Juno Moneta*, so war die Beziehung der beiden Vorstellungen jedem römischen Einwohner verständlich. Da aber zwischen den Gegenständen selbst, abgesehen von ihrer zufälligen räumlichen Nähe, nicht die geringste Beziehung besteht, so bleibt die Namengebung eine willkürliche, und sie wird aller psychologischen Wahrscheinlichkeit nach schließlich ebenfalls auf einen Einzelnen zurückgehen. Zugleich lehrt aber dieses Beispiel, dass die Ausbreitung, die eine neue Bedeutung gewinnt, bei dieser Frage nicht in Betracht kommt, da das Wort *moneta* für den gleichen Begriff fast von allen

neueren Sprachen assimilirt worden ist (franz. *monnaie*, ital. *moneta*, span. *moneda*, engl. *money*, deutsch *Münze*). Wesentlich anders verhält sich der reguläre Bedeutungswandel, wie die Geschichte des begrifflich nahestehenden Wortes *pecunia* zeigt: es bedeutet das Geld als Vermögensobject, nicht die einzelne Geldmünze, ist aber ebenfalls erst Product eines Bedeutungswandels. Wie *moneta* die Mahnerin, so ist *pecunia* ursprünglich die Viehherde. Aber während zwischen der Mahnerin und dem Gelde keine begriffliche Beziehung irgend welcher Art besteht, bedeuten *pecunia* = Viehherde und *pecunia* = Geld = beweglichem und zum Tausch verwendetem Besitz ursprünglich eins und dasselbe, weil der bewegliche Besitz des Römers in ältester Zeit zum größten Theil in Vieh bestand, und das Vieh die allgemeine Tauschwaare im Handel war. Als später an die Stelle des Tauschverkehrs der Geldverkehr trat, ging der Name des allgemein gebrauchten Tauschobjectes auf das gemünzte Geld über. Hier besteht also dieser Uebergang nicht in einer äußeren Uebertragung an sich entlegener Bedeutungen, sondern in einer Weiterentwicklung eines und desselben Begriffs. Der alte und der neue Begriff sind in dem Merkmal, auf das es ankommt, in dem des Tauschmittels, identisch; dass dieses Tauschmittel jedesmal ein anderer Gegenstand ist, tritt hiergegen zurück. Nachdem das Wort *pecunia* sowohl seine Grundbedeutung Viehherde wie die erste Abzweigung aus dieser, 'Vieh als Tauschmittel', neben der zuletzt entstandenen 'Geld' eine Zeitlang beibehalten hatte, schwanden die beiden ersten naturgemäß um so mehr aus dem Gebrauch, je mehr Rom aufhörte, ein Ackerbaustaat zu sein, und zur Geldwirthschaft überging. In allem dem gibt sich dieser Bedeutungswandel als ein stetiger Vorgang zu erkennen, dem ein Process der Spaltung der Bedeutungen zu Grunde liegt.

Im Hinblick auf diese typischen Beispiele lässt sich nun das Verhältniss des singulären und des regulären Bedeutungswandels auch noch unter eine andere Formel bringen, deren Anwendung die Frage, ob eine Erscheinung der einen oder der andern Classe zuzurechnen sei, in der Regel am schnellsten entscheiden lässt. Der singuläre Bedeutungswandel ist in erster Linie die Geschichte eines Wortes, nur in nebensächlicher Weise berührt er sich mit der Geschichte des Begriffs, den das Wort bezeichnet. Der reguläre Bedeutungswandel ist die Geschichte eines Begriffs: er ist Wortgeschichte nur insofern,

als der Begriff durch ein Wort ausgedrückt werden muss. Alle diese Merkmale sind aber nur äußerliche, und sie können nichts anderes sein, so lange die Vorgänge der Bedeutungsentwicklung selbst nicht näher nach ihrer psychologischen Gesetzmäßigkeit untersucht sind.

### 4. Gesetzmäſsigkeit des Bedeutungswandels.

Dass der Lautwandel nach festen Gesetzen vor sich geht, und dass überall da, wo ein bestimmtes Lautgesetz eine Ausnahme zu erleiden scheint, dies nur dem Eingreifen irgend einer andern Gesetzmäßigkeit zuzuschreiben sei, gilt, wie wir früher sahen, heute mit Recht auch in der Sprachwissenschaft als eine nothwendige Voraussetzung, die durch solche Fälle, in denen über die Ursachen einer bestimmten Veränderung nicht mit Sicherheit Rechenschaft zu geben ist, nicht hinfällig werden kann[1]. Im Hinblick hierauf ist es nun auffallend, dass immer noch manche Sprachforscher von einer ähnlichen Gesetzmäßigkeit im Gebiet der Bedeutungsänderungen nichts wissen wollen. Hier sollen Zufall und Laune walten und, wenn es auch möglich sei, gewisse »Gewohnheiten« und »Tendenzen« in der Umwandlung der Wortbedeutungen nachzuweisen, so sei doch nicht einmal an eine erschöpfende Classification der zahllosen, mehr oder minder isolirt dastehenden Erscheinungen zu denken[2].

Solche Aeußerungen dürften jedoch die verschiedenen Thatsachen mit einem verschiedenen Maße messen. Es ist ja zweifellos richtig, dass Lautänderungen, die nach den für ein bestimmtes Sprachgebiet geltenden Gesetzen der Lautverschiebung erfolgen, den Charakter einer strengeren Allgemeingültigkeit an sich tragen als solche Vorgänge, wie sie etwa bei dem oben geschilderten Begriffswandel der Wörter *moneta*, *pecunia* u. dgl. zu beobachten sind. In Anbetracht der einfacheren Bedingungen des regelmäßigen Lautwandels ist dies begreiflich. Sobald wir aber jene Fälle ins Auge fassen, wo sich bestimmte Lautänderungen durch irgend welche Associationswirkung vollzogen haben, so könnte man meist mit demselben Recht von

[1] Vergl. oben Cap. IV, S. 348 f.

[2] Vergl. z. B. Whitney, Leben und Wachsthum der Sprache, S. 83, G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 226.

Laune und Zufall reden. Auf der andern Seite gibt es zahlreiche Fälle von Bedeutungswandel, wo sich dieser als eine so nothwendige Folge der äußeren und inneren Bedingungen darstellt, unter denen die Sprachgemeinschaft lebte, dass wir uns die Entstehung einer bestimmten Begriffsbezeichnung kaum anders denken können als so, wie sie wirklich erfolgt ist. So erscheint es selbstverständlich, dass ein Volk, bei dem Vieh als allgemeines Tauschmittel für größere Werthe diente, diese nach Viehherden maß, und dass daher, sobald nur die Veränderung hinreichend langsam erfolgte, die Bezeichnung für die Viehherde dann auf andere, neu eingeführte Tauschmittel überging. Natürlich sind nicht überall, namentlich nicht in den Fällen des »singulären Bedeutungswandels«, die Bedingungen von ähnlich allgemeingültiger Art. Dennoch handelt es sich auch hier im allgemeinen nur um eine beschränktere Verbreitung von Motiven, welche da, wo sie überhaupt wirken, von zwingender Beschaffenheit sind. So kann es, wenn man sich in den Vorstellungskreis der alten Astrologie hineindenkt, in dem die Idee eine wichtige Rolle spielte, dass die Planeten wandelnde Götter seien, nicht Wunder nehmen, wenn gerade in dem schnellsten der Planeten der Gott Merkur gesehen wurde. Man könnte eher fragen, ob man, nachdem einmal jener Vorstellungskreis gegeben war, überhaupt einen anderen Stern wählen konnte. Ebenso ist es vollkommen begreiflich, dass die erste Münzstätte in Rom nach der bekannten Nachbarschaft, in der sie sich befand, benannt wurde, da die Herstellung gemünzten Geldes eine neue Kunst war, für die sich in dem geläufigen Wortvorrath außer dem Metall, aus dem man die Münzen herstellte (*aurum*, *argentum*), kein geläufiger Name vorfand. Es war also mindestens die nächstliegende Association, wenn dieses Haus entweder nach seiner früheren Bestimmung oder nach einem in der Nähe befindlichen Gebäude genannt wurde.

Vor allem auch bei den Erscheinungen correlativer Laut- und Bedeutungsänderungen (S. 423 ff.) glaubte man in der Regel auf den Versuch einer Erklärung verzichten zu müssen. So z. B. bei den Wortspaltungen *Reiter* und *Ritter*, *Rabe* und *Rappe*, *Bett* und *Beet*, *denn* und *dann* u. s. w.[1]). Hier hat der Umstand, dass die

[1]) H. Paul, Principien der Sprachgeschichte,3 S. 239.

Lautvariationen der Differenzirung der Bedeutungen vorangingen, diese Zufallstheorie offenbar begünstigt. War die Spaltung der Lautformen unabhängig von der Bedeutung vor sich gegangen, warum sollte dann nicht ebenso gut das Bett *Beet* und das Beet *Bett*, der Vogel *Rappe* und das Pferd *Rabe*, der Reiter *Ritter* und der Ritter *Reiter* genannt werden können, wie umgekehrt? Würden uns doch diese Bezeichnungen sicherlich nicht als unpassend auffallen, wenn sie statt der gewohnten mit den entsprechenden Begriffen associirt wären. Doch dieser Gesichtspunkt ist hier nicht der entscheidende. Eine ursprüngliche Affinität zwischen einer Laut- und einer Bedeutungsform kann für unser Bewusstsein unkenntlich geworden sein. Aber wir dürfen daraus nicht schließen, dass sie niemals existirt habe. Ebenso wenig kann der Umstand, dass die Lautvariationen durchweg den Bedeutungsvariationen vorausgegangen sind, im Sinne der Zufallstheorie verwerthet werden. An und für sich liegt es natürlich am nächsten, wo eine Beziehung zwischen Laut und Bedeutung überhaupt in Frage steht, zu vermuthen, eine bestimmte Vorstellung habe den ihr irgendwie adäquaten Laut erst hervorgebracht. Dadurch wird aber nicht ausgeschlossen, dass, sobald überhaupt einmal ein Vorrath von Wörtern mit entsprechenden Bedeutungen gebildet ist, nun unter geeigneten Bedingungen auch die Vorgänge in umgekehrter Richtung sich abspielen können; und solche Bedingungen sind gerade bei den lautlichen Doppelformen gegeben. Diese entstehen zunächst ganz als lautgesetzliche Wirkungen, sei es weil sich neben einer regelmäßigen Form durch Associationseinflüsse (sogenannte Analogiebildung) eine Nebenform, sei es weil sich aus einer älteren eine jüngere Lautform entwickelt, während jene noch nicht ganz erloschen ist, sei es endlich auch, weil sich dialektisch verschiedene Formen mischen. Diese Fälle mögen unzählige Male vorkommen, ohne dass eine Differenzirung der Bedeutungen folgt, und dann wird in der Regel die eine der beiden Doppelformen durch die andere verdrängt werden. Bemächtigt sich dagegen eine bis dahin noch nicht zum Ausdruck gekommene Begriffsnuance der eingetretenen Lautdifferenzirung, so wird diese eben dadurch am Leben erhalten, weil sich nun die anfangs bloß lautliche mit einer begrifflichen Spaltung verbindet. Insofern man nun aber überhaupt für menschliches Handeln irgend welche Motive voraussetzen muss,

so wird von vornherein anzunehmen sein, dass der Zustand des zweideutigen Gebrauchs der beiden Doppelformen eben deshalb allmählich verschwunden sei, weil aus bestimmten psychischen Motiven zwischen den Laut- und Bedeutungsformen eine allmählich fester werdende Association entstand. Diese Motive in jedem einzelnen Falle nachweisen zu können, wird man schwerlich erwarten dürfen. Sie können entweder einen uns nicht mehr zugänglichen individuellen Ursprung haben oder mit unbekannten culturhistorischen Bedingungen zusammenhängen. In den meisten Fällen wird man daher auf Vermuthungen angewiesen bleiben, die von gewissen nahe liegenden Associationsbedingungen ausgehen. So ist es z. B. augenfällig, dass wir bei den Doppelformen *Orte Oerter*, *Worte Wörter*, *Bande Bänder* u. s. w. die jüngere mit dem Umlaut behaftete Form (*Oerter*, *Wörter*, *Bänder*) anwenden, wo es sich um die Betonung vieler einzelner Objecte handelt, dass wir uns dagegen der älteren, mit dem Singular übereinstimmenden Form (*Orte*, *Worte*, *Bande*) bedienen, um die Vielheit wieder zu einer Einheit zusammenzufassen. Es ist aber klar, dass diese Vorstellung der collectiven Einheit durch die lautliche Association mit der Singularform auch begrifflich gehoben wird. Wäre es der reine Zufall, der die Spaltung der Bedeutungen bewirkte, so würde schwer begreiflich sein, dass in allen einzelnen Fällen, wo sich solche doppelte Pluralformen erhalten haben, die Spaltung im gleichen Sinne den Lautformen gefolgt ist. Unsicherer haben sich im Präteritum des Verbums *werden* die Singularformen *ward* und *wurde* nach ihrer Bedeutung geschieden: in der That ist darum auch wohl in der neuhochdeutschen Schriftsprache eine allmähliche Verdrängung der älteren Form *ward* durch die jüngere *wurde* zu bemerken. Sicherlich nicht zum Vortheil der Bedeutungsentwicklung. Denn bei unsern besseren Schriftstellern hatte sich bereits die Neigung herausgebildet, *ward* für momentane, *wurde* für dauernde Ereignisse zu gebrauchen. In den Worten der Genesis »und es *ward* Licht« werden wir nicht leicht das *ward* durch *wurde* ersetzen. Umgekehrt würden wir in dem Satze »Napoleon *wurde* in Russland zum Rückzug genöthigt« die Form *ward* als eine unpassende empfinden. In diesem Falle kann nun aber von einer begrifflichen Beziehung zum Plural nicht die Rede sein, sondern entweder empfinden wir *ward* als die

wirkungsvollere Form, weil sie die ältere ist, oder es hat sich die Bedeutungsdifferenz des Momentanen und des Allmählichen an die kürzere und die längere Lautform geknüpft; auch können möglicher Weise beide Motive zusammenwirken. Aehnlich verhält es sich wohl mit den Formen *dann* und *denn*, *wann* und *wenn*. Hier sind *dann* und *wann* die älteren, *denn* und *wenn* die jüngeren. Analog ist aber auf dem Gebiet der Begriffe die anschauliche Auffassung zeitlicher und räumlicher Verhältnisse früher als die logische von Bedingung und Folge. Als die Unterscheidung dieser Bedeutungen entstand, mochte sich daher durch eine unwillkürliche Association die anschauliche Bedeutung mit der älteren, die logische mit der jüngeren Lautform verbinden. Auch ist denkbar, dass Lautassociationen mit Wörtern von analoger zeitlicher Bedeutung wie *da*, *damals*, *nachdem*, den Begriff des *dann* fixirten. Hatten sich einmal *dann* und *denn* in diesem Sinne differenzirt, so mussten ihnen aber durch Laut- und Begriffsassociation *wann* und *wenn* nachfolgen. Aus einer onomatopoetischen Lautassociation könnte dagegen die Scheidung der Wörter *Rabe* und *Rappe* entsprungen sein. Nachdem sich erst beide Aussprachen in gemischter Bedeutung aus verschiedenen Dialekten über ein gemeinsames Sprachgebiet verbreitet hatten, konnte hier leicht eine Wirkung secundärer Onomatopöie eintreten. Durch *Rabe* mochte der krächzende Ruf des Vogels, durch *Rappe* der Hufschlag des Rosses, auf das seiner Farbe wegen der gleiche Name übergegangen war, leichter assimilirt werden. Auf eine Verbindung sprachgeschichtlicher und psychologischer Bedingungen darf endlich wohl die Differenzirung von *Ritter* und *Reiter* zurückgeführt werden. Im Mittelalter fielen beide Begriffe im wesentlichen zusammen: der Ritterstand war es, der fast ausschließlich die Kunst des Reitens übte. Als sich dann vom Beginn der Neuzeit an diese Kunst verbreitete, wurde im directen Anschluss an das Verbum *reiten*, in welches indessen durch Lautwandel mhd. *rîten* übergegangen war, das Wort *Reiter* in seiner allgemeinen Bedeutung gebildet, während für den Standesbegriff das an die alte Form sich anlehnende *Ritter* erhalten blieb, gemäß der auch sonst (z. B. bei Wörtern wie *Marschall*, *Connétable*, *Lord* u. s. w.) zu beobachtenden Regel, dass Amts- und Standesbezeichnungen die Vorstellungen, aus denen sie ursprünglich entstanden sind, lange überdauern. Der psychologische Grund

für diese Regel liegt aber darin, dass solche Bezeichnungen durch ihre feste Association mit der Vorstellung individueller Persönlichkeiten sich befestigen und dadurch zugleich aus dem Zusammenhang mit der Sippe von Wörtern sich lösen, der sie nach Laut und Bedeutung ursprünglich angehören.

Wo bestimmte culturhistorische Bedingungen in die Differenzirung der Bedeutungen entscheidend eingegriffen haben, da können wir nun freilich nicht überall diese Bedingungen mit zureichender Wahrscheinlichkeit nachweisen. Man müsste z. B. eine genaue Kenntniss der Verbreitung der Gartenkunst in Deutschland besitzen, um zu entscheiden, ob diese an der Differenzirung der Wörter Beet und Bett irgendwie betheiligt sei. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass ein einzelner Schriftsteller durch die Einführung einer bis dahin bloß provinziell vorkommenden Bedeutung in die Schriftsprache einen entscheidenden Einfluss ausübt. Aber auch die dialektische Entlehnung hat ja ihre Gründe, und auch der Einzelne folgt der Wirkung bestimmter Motive. Es handelt sich nur darum, diese Gründe und Motive zu ermitteln, um hier den Zufall oder, was auf psychologischem Gebiet gleichbedeutend ist, die »Laune« zu verscheuchen. Gewiss soll damit nicht gesagt sein, dass es jemals möglich sein werde, jedes einzelne Problem der Bedeutungsgeschichte zu lösen. Das gleiche gilt ja von der Lautgeschichte. Aber ein anderes ist es, zuzugestehen, dass wir vorläufig und in manchen Fällen vielleicht für immer außer Stande seien, die Bedingungen einer bestimmten Bedeutungsentwicklung zu durchschauen, ein anderes die Annahme, dass die Differenzirung der Bedeutungen schließlich auf eine unberechenbare individuelle Willkür zurückführe. Vielmehr ist principiell von dem Gegentheil dieser Annahme auszugehen: von der Forderung, dass der Bedeutungswandel, ebenso wie der Lautwandel, überall einer strengen Gesetzmäßigkeit unterworfen sei, deren Erkenntniss nur in vielen Fällen durch die Concurrenz mannigfacher Ursachen verschiedenen Ursprungs erschwert ist. Bei der Anwendung dieses Princips wird aber nach allgemeinen methodologischen Grundsätzen immer zunächst nach den allgemeingültigen Bedingungen, und dann erst in zweiter Linie nach den singulären und individuellen zu fragen sein, die bei einer einzelnen Erscheinung in Betracht kommen.

## II. Allgemeine Erklärungsgründe für den Bedeutungswandel.

### 1. Historische Interpretation.

Die Bedeutungsgeschichte ist ein Stück Geistesgeschichte. Es spiegelt sich in ihr in erster Linie die Geschichte der menschlichen Vorstellungen, wie sie durch die Gegenstände der Umgebung und durch die mannigfachen Veränderungen, die diese mit und ohne Zuthun des Menschen erfahren haben, bedingt sind. Der nächste Gesichtspunkt, der sich für die Interpretation der Bedeutungsentwicklungen bietet, ist daher der historische. Für ihn sind die Erscheinungen des Bedeutungswandels erklärt, wenn die geschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung nachgewiesen sind.

In der That gibt es eine Fülle von Erscheinungen, die im Lichte der culturgeschichtlichen Betrachtung sofort verständlich werden. So enthält die lateinische Sprache eine große Zahl von Wörtern, in deren ursprünglichen Bedeutungen sich die Verhältnisse eines von Ackerbau und Viehzucht lebenden Volkes spiegeln, und wo wir zugleich in den Veränderungen dieser Bedeutungen den Uebergang dieses Volkes in einen Militär- und Rechtsstaat mit ausgebildeter Geldwirthschaft verfolgen können. *Cohors*, ursprünglich ein Gehege zur Abtheilung des Viehes, bezeichnet im republikanischen Rom eine Abtheilung Soldaten, dann in spätrömischer Zeit die militärische Begleitung des Imperators, woraus der Begriff 'Hof, Hofhaltung' (*corte*, *cour* in den romanischen Sprachen) hervorgegangen ist. *Cornu* ('Horn') wurde in Rom ein Flügel der Armee, *manipulus* 'Garbe' (eigentlich eine Hand voll Getreide) eine Abtheilung der Cohorte genannt, Bilder, die sämmtlich auf den Anschauungskreis eines Hirten- und Ackerbauvolkes zurückweisen. Dem schon oben (S. 431) erwähnten *pecunia*, wörtlich 'Viehherde', für Geld, stellen sich *salarium* und *emolumentum* zur Seite: das erstere von dem Salz (*sal*), das für kleinere Werthe als Tauschmittel diente, daher es dann den in der Regel in kleineren Werthen bestehenden Lohn des Arbeiters bezeichnete, wogegen *emolumentum* (von *ēmolĕre* 'ausmahlen') ursprünglich das aus dem Korn Gewonnene, dann das Gewonnene überhaupt, den erlangten Vortheil bedeutet. *Stipulatio*, in die römische Rechtssprache

im Sinne von Vereinbarung über bestimmte Vertragsbedingungen übergegangen, ist der bei solchen Vereinbarungen ursprünglich üblichen Sitte des Halmwurfs (von *stipula* Halm) entnommen; die *confarreatio*, der Ausdruck für die feierliche Patricierehe, der symbolischen Sitte des gemeinsamen Brotgenusses u. s. w. Wie diese Bezeichnungen einem regulären Bedeutungswandel angehören, der sich bei dem Wechsel der Culturbedingungen mit Nothwendigkeit einstellen musste, so hat aber anderseits die Geschichte Roms durch singuläre Bedingungen zu Bezeichnungen Anlass gegeben, die zum Theil heute noch fortwirken. Hierher gehört, neben dem schon erwähnten Wort *moneta* für *Münze*, das *palatium*, zuerst für das auf dem Palatinischen Berg erbaute goldene Haus des Nero gebraucht, dann mit Erweiterung des Begriffs in die modernen Sprachen übergegangen, als *Palast*, *palais*, *palazzo*. Auch das deutsche *Pfalz* ist möglicher Weise ein Seitenableger des gleichen Wortes; jedenfalls scheint es durch dasselbe beeinflusst zu sein[1]).

Wie das römische Weltreich zur Verbreitung zahlreicher Wörter in zumeist veränderten Bedeutungen Anlass gab, die ursprünglich in den besonderen Culturbedingungen des römischen Volkes wurzelten, so hat auf der andern Seite das Christenthum nicht sowohl Wörter geschaffen, als die Bedeutungen vorhandener Wörter durch die mit den Begriffen verbundenen religiösen Vorstellungen verändert; und aus dem mittelalterlichen Latein sind diese Begriffe theils direct theils durch wörtliche Uebersetzungen in alle neueren Sprachen übergegangen. So *redemptio* Erlösung, *salvator* Erlöser, *tentator* Versucher, *creator* Schöpfer, *absolutio* Vergebung, Ablass, *ascensio* Erhöhung, *peregrinus* Pilger, *reliquiae* Reliquien, *coena* Abendmahl, *peccatum* Sünde, *poenitentia* Buße, *confessio* Beichte, Bekenntniss, *conversio* Bekehrung. Nicht minder haben andere Culturzustände und geschichtliche Entwicklungen in dem Wortschatz bleibende Spuren zurückgelassen. So spiegelt sich in den Wandlungen des Wortes *Vasall* die ganze Geschichte des Lehnswesens. Wahrscheinlich dem Keltischen entlehnt, bezeichnet es ursprünglich den 'Insassen einer Wohnstätte', dann den 'streitbaren Mann' (*pugnator*), hierauf den Mann vom streitbaren Dienstgefolge, den 'Lehnsmann', endlich in den neueren Bildungen *valet*, ital.

[1]) Vergl. Kluge, Etymol. Wörterbuch,5 S. 281.

*valetto* den 'Diener'[1]). Umgekehrt ist der *Marschall*, aus ahd. *marah* 'Pferd' und *schalk* 'Knecht' zusammengesetzt, zuerst der 'Pferdeknecht', dann der Aufseher über Pferde und Tross, woraus allmählich der Begriff eines Oberbefehlshabers im Kriege hervorgegangen ist. Eine Art Uebersetzung des deutschen Marschall ist *comes stabuli*, der 'Oberstallmeister', der in dem *connestabile*, *connétable* die nämliche Bedeutungsentwicklung zurückgelegt hat. *Minister*, aus *minor* kleiner, den 'Geringeren', den 'Diener' bedeutend, wurde am fränkischen Hofe zum Titel des Vorgesetzten der Hofhaltung, woraus sich mit der allmählichen Veränderung der staatlichen Verhältnisse seine spätere Bedeutung entwickelte. *Ministerium*, der Dienst, wurde aber nicht bloß für das entsprechende weltliche, sondern auch für das geistliche Amt (*ministerium divinum*) gebraucht. In der Volkssprache wurde das gleiche Wort in seiner dialektisch veränderten Gestalt auf die Dienste und den Stand der wandernden Sänger und Musiker, der *Minstrels* (afr. *menestrel*), und endlich, als sich ein Stand freier Handwerker entwickelt hatte, in Wörtern wie *mestiero*, *métier*, auf das Handwerk und andere technische Berufsarten übertragen[2]). Der Gegensatz des Ministers ist der *Magister*, von *magis*, der 'Obere', der 'Vorgesetzte', dann der Vorgesetzte der Schule, der Lehrer, worauf das Wort unter dem Einfluss der Hochschätzung, dessen sich Kunst und Wissenschaft besonders am fränkischen Hofe erfreuten, zunächst in seiner lateinischen Form die Bedeutung einer Ehrenbezeichnung für gelehrte Männer angenommen, und sich endlich in den dialektisch veränderten Ableitungen der neueren Sprachen, *maestro*, *maître*, *Meister*, einer verbreiteten Eigenschaft solcher Ehrenbenennungen folgend, weiter verallgemeinert hat.

Aehnliche Beispiele lassen sich in Fülle den verschiedensten Gebieten der Cultur und des geistigen Lebens entnehmen[3]). Die Geschichte der Schifffahrt, des Kriegswesens, der Technik hat ebenso wie die der Wissenschaften und Künste in den Bedeutungsentwicklungen zahlreicher Wörter ihre Spuren zurückgelassen. Von diesem

---

[1]) Diez, Etymolog. Wörterb.5 S. 338. Windisch, Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1892, S. 157 ff.

[2]) Diez a. a. O. S. 212.

[3]) Vgl. F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Cultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, I, 1895, II, 1900.

Gesichtspunkt aus kann man daher mit Recht sagen, dass die Geschichte der Wörter vor allen Dingen aus der Geschichte der Gegenstände, der Begriffe und Anschauungen, die in ihnen ausgedrückt sind, erklärt werden muss, und dass also in diesem Sinn eine historische Interpretation unentbehrlich ist. Gegen die ausschließliche Anwendung einer solchen entspringt aber ein erstes Bedenken schon aus dem Umstande, dass es eine große Zahl von Bedeutungsentwicklungen gibt, die offenbar gar nicht an bestimmte geschichtliche Bedingungen geknüpft sind, weil sie überall, in Sprachen, die den verschiedensten, geschichtlich durchaus nicht zusammenhängenden Völkern angehören, in übereinstimmender Weise erfolgen. Dass sich der Begriff der *Kunst* aus dem des *könnens*, der des *Kummers* wahrscheinlich aus dem der *Belastung* entwickelt hat[1]), dass allgemein die Bezeichnungen psychischer Zustände und Vorgänge aus den Wörtern für äußere Gegenstände und Thätigkeiten hervorgegangen sind, das sind Thatsachen, bei denen uns jede historische Interpretation im Stiche lässt. Diese kann also immer nur einen Theil der Erscheinungen umfassen; und gerade solche, die wegen ihrer Allgemeingültigkeit von besonderem Interesse sind, schließt sie aus. Dazu kommt, dass die historische Interpretation auch da, wo sie gefordert ist, nur die äußeren Bedingungen liefert, von denen eine Bedeutungsentwicklung ausging; über die psychischen Vorgänge, die dabei wirksam waren, gibt sie keine Rechenschaft. Dennoch ist es klar, dass solche Vorgänge stets als Mittelglieder zwischen den gegebenen geschichtlichen Ursachen und ihren Wirkungen vorausgesetzt werden müssen. Wenn der Begriff der *pecunia* aus der Bedeutung der Viehherde in die des Geldes überging, so musste zu der äußeren Bedingung, dass ursprünglich das Vieh als Tauschmittel diente, doch noch die innere hinzutreten, dass das menschliche Bewusstsein vermöge der ihm zukommenden allgemeingültigen Eigenschaften überhaupt solche Uebertragungen ausführt. Warum und wie, auf Grund welcher psychischer Processe dies geschieht, darüber sagen uns aber jene geschichtlichen Bedingungen nichts. Es ist also klar, die historische Interpretation umfasst auch da, wo sie möglich und nothwendig ist, immer nur einen Theil der Aufgabe; der andere,

---

[1]) H. Paul, Deutsches Wörterbuch, 1897, S. 264.

der allgemeinere zugleich, bezieht sich auf die geistigen Vorgänge, die stets als die nächsten Ursachen bestimmter Begriffsentwicklungen und der aus ihnen hervorgehenden Bedeutungsänderungen angesehen werden müssen.

## 2. Logische Classification.

Der nächste Gesichtspunkt, der sich bei einem solchen Rückgang auf die subjectiven Bedingungen der Erscheinungen darbietet, ist nun hier, wie in so manchen andern Fällen, der logische. Man ordnet die verschiedenen Formen des Bedeutungswandels, indem man jedesmal das Begriffsverhältniss zwischen der primären und der secundären Bedeutung feststellt. Um in einer solchen logischen Classification eine psychologische Interpretation sehen zu können, muss dann freilich noch die Annahme hinzukommen, dass die nämlichen Motive, die uns nachträglich zu dieser Ordnung veranlassen, auch ursprünglich bei dem Bedeutungswandel selbst wirksam gewesen seien. Nun lassen sich im allgemeinen drei Begriffsverhältnisse als diejenigen aufstellen, denen sich in letzter Instanz alle irgendwie verschiedenen, aber zugleich irgendwie in Beziehung stehenden Begriffe subsumiren lassen. Dies sind die Verhältnisse der Ueberordnung, der Unterordnung und der Nebenordnung. Den beiden ersten fügt sich ohne weiteres eine Menge von Erscheinungen. Erweiterung und Verengerung der Bedeutungen werden daher fast in allen Untersuchungen über diesen Gegenstand als zwei wohl zu unterscheidende Grundformen aufgestellt[1]). So kann es als eine Erweiterung der Bedeutung betrachtet werden, wenn sich *pecunia* aus 'Vieh als Tauschmittel' in das 'Tauschmittel überhaupt', *gagner* (afr. *gaagner*) aus 'wählen, erhalten' in 'erwerben, gewinnen' umgewandelt haben u.s.w. Eine Verengerung ist es dagegen, wenn der *praetor* (für *prae-itor*) von dem 'Vorausgehenden' in eine bestimmte Magistratsperson, die *universitas* von der 'Gesammtheit' auf eine bestimmte wissenschaftliche Körperschaft überging, oder wenn im franz. *jumentum* Zugvieh zu *jument* Stute, im deutschen das *Getreide*, ahd. *gitregidi*, 'das

[1]) Vgl. z. B. H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen, 1884, S. 14, 63 ff. H. Paul, Principien,3 S. 80 ff. M. Bréal, Essai de sémantique, 1897, p. 118 ff.

Erträgniss', zur 'Feldfrucht' geworden ist u. s. w. Es ist bemerkt worden, von diesen beiden logisch entgegengesetzten Formen des Bedeutungswandels sei die zweite, die Verengerung der Bedeutungen, die verbreitetere. Auch ist man geneigt, sie für die ursprünglichere, aus dem Geist der Sprache selbst hervorgehende zu halten, während die Erweiterung immer erst auf besonderen geschichtlichen Bedingungen beruhe[1]). Doch ist die letztere Bemerkung keineswegs allgemein zutreffend. Der verallgemeinernde Bedeutungswandel von Wörtern wie *ungefähr* ('ohne Gefahr'), *fast* (identisch mit 'fest'), *beinahe* (eigentlich 'in der Nähe') zeigt, dass Erweiterungen der Bedeutung auch unter den Erscheinungen des allgemeingültigen Bedeutungswandels nicht selten sind. Dazu kommt, dass die Annahme einer »Verengerung der Bedeutung« zumeist auf einer eigenthümlichen logischen Reconstruction beruht, und dass sie daher nur vom Standpunkte des Etymologen aus, nicht im wirklichen Verlauf der Erscheinungen eine Verengerung ist. Die *consules*, der *praetor*, der *tribunus*, die M. Bréal als Beispiele anführt, sind Wörter, die wahrscheinlich niemals in den ihnen zugeschriebenen allgemeineren Bedeutungen der 'Zusammensitzenden', der 'Vorausgehenden', des 'Mannes aus dem Tribus' gebraucht worden sind[2]).

Größere Schwierigkeiten bietet wegen der Complication mit andern Momenten das Verhältniss der Nebenordnung. In der Regel werden daher statt dieses Verhältnisses selbst eben solche hinzutretende Momente, wie Aehnlichkeit und Gegensatz, Verschlechterung und Veredlung der Bedeutung oder metaphorische Uebertragung, der weiteren Eintheilung zu Grunde gelegt. Damit ist natürlich das Princip der rein logischen Classification verlassen, und es mengen sich andere Erklärungsprincipien ein, die uns noch unten beschäftigen werden. Auf der andern Seite sucht man die von der alten Rhetorik unterschiedenen Formen des tropischen Ausdrucks, namentlich die Metaphern, der logischen Classification einzuordnen. In diesem Sinne zählt z. B. A. Darmesteter die Tropen zu den »logischen

---

[1]) M. Bréal, Essai de sémantique, p. 128.

[2]) Bréal a. a. O., p. 124. Die oben berührte Etymologie von *consules* (von *solium* Sitz) ist überdies unsicher. Vgl. Osthoff (Paul und Braune, Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache, XIII, S. 429 f.), nach dem das Wort einst 'Vertreter einer Körperschaft' bedeutet hätte.

Bedingungen« des Bedeutungswandels[1]). So gilt der Uebergang von *homo* aus 'Mann' in 'Mensch' (Mann und Frau einschließend), von *confessio* aus 'Bekenntniss' in 'religiöses Bekenntniss', von *Segler* oder *Segel* in 'Schiff', von *Dorn* in 'Dornstrauch' u. s. w. als »Synekdoche« oder als »Ersetzung der Gattung durch die Art, des Ganzen durch den Theil oder umgekehrt«. Wenn ferner das Wort *Arbeit* gebraucht wird, um das Ergebniss einer Arbeit, oder *ein Glas*, *eine Tasse*, *ein Liter*, um die in dem Glas, der Tasse enthaltene oder den Raum von 1 Liter einnehmende Flüssigkeit zu bezeichnen, so sei das eine »Metonymie«, eine »Substitution der Ursache für die Wirkung, des Hülfsmittels für den Zweck, des Allgemeinen für das Einzelne oder umgekehrt«. Und wenn endlich der Ausdruck *Blatt* von dem Blatt des Baumes auf das Papierblatt, *hell* vom Klang auf das Licht übertragen, wenn der *Begriff* ein Angreifen, Betasten bedeutet, wenn *Geist* und *Seele* in zahlreichen Sprachen ein 'Hauch' genannt werden, so ordnet man alle diese Uebertragungen unter den üblichen Begriff der »Metapher«, die als die Substitution eines Begriffs durch einen andern vermöge gemeinsamer Merkmale, also ebenfalls unter irgend einem Gesichtspunkte logischer Coordination, betrachtet wird[2]).

Bei dieser Subsumtion der Fälle des Bedeutungswandels unter logische Begriffsverhältnisse bleiben aber die psychischen Motive der Erscheinungen offenbar ganz im Dunkeln. Allerdings hat die logische Betrachtung nicht den Fehler der einseitig historischen Interpretation, dass sie nur einen Theil der Erscheinungen umfasst; aber sie steht darin auch gegen sie weit zurück, dass sie über die Bedingungen des Bedeutungswandels, über die äußeren wie über die inneren, überhaupt gar nichts enthält. Denn dass in der Sprache selbst ein ursprünglicher »Trieb« zur Verallgemeinerung oder in andern Fällen zur Einschränkung der Bedeutungen, zu Uebertragungen nach räumlichen, zeitlichen, causalen oder Aehnlichkeitsverhältnissen liege, das lässt sich doch unmöglich annehmen. Wollte man jedoch dem sprechenden Menschen diese verschiedenen, gelegentlich nach ganz entgegengesetzten Richtungen gehenden Triebe zuschreiben, so würde auch

[1]) La vie des mots,[2] p. 45 ff.

[2]) Vgl. zu diesem der traditionellen Rhetorik entnommenen logischen Schematismus der sogenannten »Tropen« die treffenden kritischen Bemerkungen von E. Elster, Principien der Litteraturwissenschaft, 1897, S. 374 ff.

damit nicht das geringste erklärt sein. Denn dieser verschieden gerichtete logische Trieb würde im günstigsten Fall jedesmal nur ein anderer Ausdruck für das durch einen Bedeutungswandel entstandene logische Verhältniss, keine Erklärung des Vorganges selbst sein. Gegenüber diesem Mangel wird man daher auch den Vorzug der Vollständigkeit nicht allzu hoch anschlagen können. Jeder Begriff steht zu jedem beliebigen andern, vorausgesetzt nur, dass dieser nicht völlig disparat und unvergleichbar ist, in irgend einem logisch angebbaren Verhältniss. Es ist also a priori nothwendig, dass auch die zwei Glieder eines Bedeutungswandels irgend einem angebbaren Begriffsverhältniss entsprechen. Aber die Feststellung dieses Verhältnisses ist natürlich ein nachträglich ausgeführter Act unserer Reflexion, der mit dem Vorgang des Bedeutungswandels selbst nicht das geringste zu thun hat. Demnach kann eine logische Classification zwar allenfalls dazu dienen, die Thatsachen zu ordnen. Doch bleibt diese Ordnung eine durchaus künstliche; denn es darf auch hier nicht vorausgesetzt werden, dass sich in jener logischen Reflexion, die sich bei der begrifflichen Ordnung der Erscheinungen bethätigt, die nämlichen Vorgänge wiederholen, welche die Erscheinungen selber hervorgebracht haben. Dies erhellt schon daraus, dass die charakteristischen Eigenschaften der Erscheinungen in der Regel in ganz andern Momenten liegen als in denjenigen Merkmalen der Begriffe, auf die sich die logische Classification gründet.

### 3. Werthbeurtheilung.

Unter »Werthbeurtheilung« soll hier diejenige Betrachtungsweise des Bedeutungswandels verstanden werden, die in der »Verschlechterung« und der »Veredlung« der Bedeutungen eine wichtige Seite der Erscheinungen sieht. Man kann darin auch eine »ethische Beurtheilung« sehen, weil es im Grund ethische Kräfte sind, die dabei als die wirksamen Motive vorausgesetzt werden[1]). Nun ist es zweifellos, dass sich zahlreiche Erscheinungen dem Gesichtspunkt der Erhöhung oder Erniedrigung des Werthes der Wörter unterordnen lassen. Dahin gehören als Fälle von Wertherhöhung manche Beispiele des aus

[1]) L. Tobler, Aesthetisches und Ethisches im Sprachgebrauch, Zeitschrift für Völkerpsychologie, VI, S. 385ff.

geschichtlichen Bedingungen abzuleitenden Bedeutungswandels, wie *cohors*, *corte* (*cour*), *Marschall*, *Connétable*, *Minister*, *Herzog*, engl. *duke* Führer, *comes*, *conte*, *comte* Begleiter, engl. *knight* Knecht u. s. w. Eine Wertherhöhung ist auch in der Regel mit den Ausdrücken verbunden, die ein specifisch religiöses Gepräge empfangen haben. Hierher gehören vor allem der Name des *Christen* (*Christianus*) selbst, dann die *miracula*, *signa*, *reliquiae* u. s. w. Diesen Fällen stehen aber nicht minder Wertherniedrigungen gegenüber, wie z. B. die Benennungen des Pferdes: *Mähre* (ahd. *marha*), *Gaul* (assimilirt aus lat. *caballus*), *Pferd* (ahd. *pfarifrid* aus spätlat. *paraveredus*), oder der Titel *Herr*, verwandt mit *hehr* und *herrschen*, *Frau* (ahd. *frouwa*, femininum zu *frô* Herr) u. s. w.

Während in diesen auf culturgeschichtliche Verhältnisse zurückgehenden Veränderungen wohl im allgemeinen die entgegengesetzten Bewegungen einander die Wage halten, scheint nun im Gebiet der allgemeingültigen intellectuellen und moralischen Begriffe die Wertherniedrigung zu überwiegen. So ist die *List*, zusammenh. mit *lehren*, *lernen*, ursprünglich mit 'Klugheit' gleichbedeutend: sie bezeichnet ebensowohl die in guter Absicht angewandte wie die *arge List*. *Elend* (ahd. *elilenti*) ist der 'Ausländer', dann der 'Verbannte' und nimmt von da aus seinen heutigen, auf das physische wie moralische Gebiet übergreifenden Werth an. Analog unserm *elend* verhält sich das franz. *chétif*, aus *captivus* gefangen. *Schlecht* ist identisch mit *schlicht* 'gerade, eben, einfach', wovon sich eine Andeutung dieses Sinnes noch in der Redeweise *schlecht und recht*, in der diese beiden Wörter als sich verstärkende Synonyme gebraucht sind, erhalten hat. Aehnlich ist engl. *silly*, dem deutschen *selig* verwandt, ursprünglich *gut*, jetzt *einfältig*; lat. *simplex* 'einfach' ist im franz. *simple* in 'einfältig', *benedictus* der gelobte in *benêt* 'dumm' umgewandelt. Der *bonhomme* bedeutet nicht mehr einen guten, sondern einen gutmüthigen, aber schwachen Menschen; *suffisant* ist noch im 16. Jahrhundert, als Particip des Verbums *suffir*, 'einer Sache fähig', gegenwärtig ist es im wesentlichen mit 'anmaßend', 'sich überhebend' identisch; *tromper* aus lat. *triumphare* ist durch den Nebenbegriff des Frohlockens über einen Andern in 'betrügen' übergegangen u. s. w.

Im Hinblick auf diese Erscheinungen, die auf eine Wertherniedrigung hinweisen, hat man von einem »pessimistischen Zug in der

Entwicklung der Wortbedeutungen« geredet[1]). Mit Recht hat hiergegen M. Bréal bemerkt, dass die Wörter überhaupt keinerlei Tendenzen in sich tragen, und dass in der Sprache keine andern Kräfte leben als solche, die der Geist des Menschen ihr mittheilt[2]). Aber wenn er darum das angebliche Gesetz der Verschlechterung auf die allgemein menschliche Tendenz, das Schlechte und Beleidigende zu verhüllen und zu mildern, bezieht, so ist diese optimistische Erklärung, wenn sie auch für einige wenige Fälle gelten mag, als allgemeingültiger Grund wohl ebenso wenig maßgebend, wie die Meinung von Trench, der die Erscheinung auf die allgemeine Zunahme des Schlechten in der Welt zurückführt[3]). Zunächst ist gegen alle diese Interpretationen einzuwenden, dass das Factum, das sie voraussetzen, theils in der ihm zugeschriebenen einseitigen Richtung nicht zutrifft, theils aus allgemeineren, von Werthunterschieden ganz und gar unabhängigen Bedingungen abgeleitet werden kann. Das behauptete Factum trifft insofern nicht zu, als jener »pessimistische Zug« meist verschwindet, sobald man sich bemüht, dem Wandel der Bedeutungen derjenigen Wörter nachzugehen, die von frühe an zur Bezeichnung entgegengesetzter, also mit Gefühlen der Anerkennung und Billigung behafteter Begriffe gebraucht wurden. Stellt man auf diese Weise den moralischen und intellectuellen Minuswerthen die entsprechenden Pluswerthe gegenüber, so ergibt sich, dass diese eine ganz ähnliche Veränderung durchgemacht haben. Beide haben sich von Punkten aus, die nach unserm heutigen Werthurtheil einer indifferenten Mitte näher lagen, nach entgegengesetzten Richtungen von einander entfernt: wie die Begriffe des Schlechten und Tadelnswerthen schlechter, so sind die des Guten und Lobenswerthen edler geworden. Dieser Zug divergirender Entwicklung wurzelt aber darin, dass äußere Eigenschaften und Handlungen, also körperliche Vorzüge, Nutzen und eigenen Vortheil verschaffende Thaten ursprünglich Lob oder Tadel ernten, während späterhin an die Stelle dieser

---

[1]) R. Bechstein, Pfeiffers Germania, VIII, 1863, S. 330 ff. Eine Zusammenstellung zahlreicher hierher gehöriger Beispiele gibt M. Nitsche, Die Qualitätsverschlechterung französischer Wörter und Redensarten. Diss. Leipzig 1898.

[2]) M. Bréal, Essai de sémantique, p. 110.

[3]) Trench, On the Study of Words, 1851, 25. Edit. 1896, p. 73 ff. (On the Morality in Words.)

äußeren allmählich innere, geistige Eigenschaften treten. Indem dies im guten wie im schlimmen Sinne geschieht, steigen auf der einen Seite die Begriffe des Guten und Lobenswerthen ebenso, wie auf der andern die des Schlechten und Tadelnswerthen in der Werthscala herabsinken. So ist der Bedeutungsinhalt der ἀρετή bei Homer ein anderer als in der Zeit der Tragiker und der Philosophen; und das Wort *Tugend*, wörtlich das 'Taugende', also 'Brauchbarkeit, Tüchtigkeit', hat für uns eine andere Bedeutung als für unsere germanischen Vorfahren. Ebenso hängt *gut* wahrscheinlich mit derselben Wortsippe zusammen wie *Gatte* (got. *gadiliggs* 'Verwandter') und weist daher entweder auf die Grundbedeutung 'passend, tauglich' hin; oder vielleicht ist auch der Verwandte, zur gleichen Sippe gehörige dem Fremden und Feinde gegenüber der 'Gute' genannt worden; *fromm*, nahe zusammenhängend mit dem noch heute in einem niedrigeren Sinne gebrauchten Verbum *frommen* nützen, ist 'nützlich, förderlich'. Einen ähnlichen Wandel zeigen die Wörter für die allgemeinsten intellectuellen Begriffe: *weise*, zu *wissen*, bedeutet in der älteren Sprache nicht mehr als 'kenntnissreich'; *erkennen* ist das Reflexivum zu *kennen*, hat also die Bedeutung 'kundgeben, wissen machen' u. s. w.

Diese Erscheinungen führen zu der Folgerung, dass zwar von einer zunehmenden Divergenz der Bedeutungen der Wörter, die moralische und intellectuelle Werthbegriffe enthalten, nicht aber von einer einseitigen Verschlechterung ihrer Bedeutungen die Rede sein kann. Gleichwohl gibt es einen Unterschied in der Entwicklung der beiden Bedeutungsweisen; und dieser ist es offenbar, der bei den missbilligten Eigenschaften die Veränderung augenfälliger hervortreten lässt. Er besteht darin, dass die Wörter mit positivem Werth in der Regel vom Anfang bis zum Ende ihrer Bedeutungsentwicklung einen positiven Werth behalten, und dass sich nur die Art und für unser heutiges Urtheil der Grad dieses Werthes verändert hat. Die Identität der Wörter erweckt dann leicht die Vorstellung, dass auch die zugehörigen Begriffe dieselben geblieben seien. Die Wörter der negativen Reihe dagegen verstärken nicht bloß ihre Bedeutung im ursprünglichen Sinne, sondern sie sind auch häufig aus Wörtern von einer indifferenten oder positiven, lobenden Bedeutung hervorgegangen. Die Ursache dieses Uebergangs liegt aber nicht darin, dass sich die menschlichen Eigenschaften selbst verschlechtert

haben — was hier dahingestellt bleiben mag — sondern theils darin, dass solche Eigenschaften, die eine frühere Zeit hochschätzte, später, und zwar zumeist gerade wegen der Vertiefung der menschlichen Gefühle, minder geschätzt werden, theils darin, dass allgemein sinnliche in geistige Bedeutungen übergehen. Zudem können specielle Bedingungen der Wortassociation, wie sie namentlich aus dem geläufig gewordenen Gebrauch gewisser Wortverbindungen entspringen, als mehr oder minder begünstigende Momente hinzutreten. So ist das Wort *List* aus seiner älteren in seine neuere Bedeutung zunächst wahrscheinlich unter der Wirkung jener christlichen Anschauung übergegangen, der die Klugheit als solche nicht, wie den alten Germanen und Griechen, eine Tugend war. Auch hat dann wohl noch die ebenfalls innerhalb des christlichen Vorstellungskreises häufig gewordene Verbindung *arge List*, *Arglist* mitgeholfen. Verbannung und Gefangenschaft gelten einer roheren Cultur als die beklagenswerthesten Schicksale; daher die Heimathlosigkeit zum *Elend* überhaupt, der Gefangene, *captivus*, zum *chétif*, zum elenden, schlechten wird. Auch auf die heutige Bedeutung von Wörtern wie *einfältig*, *seely*, *simple* hat möglicher Weise die christliche Anschauung eingewirkt, welche die »Einfältigen im Geiste« selig preist. In die profane Denkweise übertragen musste aber das lobende in ein tadelndes Werthurtheil übergehen, das sich um so mehr befestigen konnte, je mehr die zunehmende Nüancirung intellectueller Begriffe nach mannigfaltigen Ausdrücken drängte, die sich den alten Bedeutungen von Wörtern wie *dumm*, *sot*, *foolish* u. a. an die Seite stellten. Bei der Differenzirung von *schlecht* in *schlecht* und *schlicht*, von dem das letztere den ursprünglichen Begriff bewahrt, ist wohl die in Wörtern wie *schlechtweg*, *schlechthin* noch erhaltene Bedeutung des Einfachen allmählich zu dem Begriff des Geringwerthigen überhaupt und dann, in dem Maße als der Begriff *böse* wiederum durch religiöse Einflüsse eine beschränktere, ausschließlich auf die Gesinnung gerichtete Bedeutung annahm, zu dem jetzigen Begriff entwickelt worden. Auf diese Weise führt die nähere Analyse jedes einzelnen Falls solcher Verschlechterung theils auf allgemeingültige Bedingungen der geistigen Entwicklung theils auf mitwirkende culturgeschichtliche Einflüsse, denen gegenüber jene Werthänderungen lediglich als Nebenergebnisse erscheinen, die eine selbständige Bedeutung überhaupt nicht besitzen.

### 4. Teleologische Betrachtung.

Nicht als selbständige Theorie, wohl aber als leitender Gedanke bei der Darstellung des Bedeutungswandels und bei der Interpretation einzelner Erscheinungen hat neben der historischen, der logischen und der »moralischen« häufig auch noch jene teleologische Betrachtung eine Rolle gespielt, die in der Sprache überhaupt ein zu den Zwecken des Denkens und seiner Aeußerung nützliches Werkzeug erblickt und daher geneigt ist, auch jedes einzelne sprachliche Phänomen zunächst auf seine Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit anzusehen. »Die Geschichte der Sprache«, so sagt man von diesem Standpunkt aus, »bewegt sich in der Diagonale zweier Kräfte: des Bequemlichkeitstriebs und des Deutlichkeitstriebs«[1]. Nun sind es allerdings der Lautwandel und die Vorgänge der Wortbildung, in deren Geschichte man vor allem die Wirksamkeit jener beiden Triebe glaubt nachweisen zu können[2]. Aber auch der Bedeutungswandel kann sich dieser teleologischen Betrachtung um so weniger entziehen, je mehr man im allgemeinen geneigt ist, bei ihm in viel höherem Grade ein zweckbewusstes, auf Ueberlegung und Absicht beruhendes Handeln vorauszusetzen, als bei dem Lautwandel.

Hier erscheinen für die Bethätigungen des »Deutlichkeitstriebes« besonders verführerisch jene Fälle von correlativem Laut- und Bedeutungswandel, wo aus einer einzigen Wortform zwei hervorgegangen sind, wie *Worte* und *Wörter*, *Orte* und *Oerter*, *dann* und *denn*, *Rabe* und *Rappe* u. s. w. (s. oben S. 425). Indem man hier die Verbindung einer bestimmten Lautform mit einem bestimmten Begriff als eine rein »zufällige« anzusehen pflegt, erscheint sie zugleich als eine »willkürliche«, die zum Zweck der Unterscheidung gewisser Nüancen der Bedeutung eingeführt und allgemein geworden sei. Das nämliche Streben lässt sich aber auch da voraussetzen, wo einem Wort, das ursprünglich einen äußeren sinnlichen Gegenstand oder Zustand bezeichnet, irgend eine geistige Bedeutung beigelegt wird. Denn da für diese vorher noch kein Ausdruck existirte, so war der Forderung der Deutlichkeit am ehesten genügt, wenn nicht

---

[1] G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 251.

[2] Vergl. oben Cap. IV, S. 351 f.

ein völlig neues Wort geschaffen wurde, sondern wenn sich die Bezeichnung an einen irgendwie ähnlichen oder verwandten sinnlichen Begriff anlehnte. Diesem Streben nach Deutlichkeit kommt dann der Trieb nach »Bequemlichkeit« ergänzend zu Hülfe. Schon jede Spaltung der Bedeutungen eines Wortes lässt sich auf eine Bethätigung dieses Triebes beziehen. In diesem Sinn pflegt man die Erscheinungen einem »Princip der Sparsamkeit« unterzuordnen, nach welchem die Zahl der Wörter für die zu bezeichnenden Begriffe auf das vermittelst der Verwandtschaften und der Uebergänge der Bedeutungen erreichbare Minimum eingeschränkt werde.

Augenscheinlich hat diese teleologische Betrachtung vor der Werthbeurtheilung das eine voraus, dass sie auf das ganze Gebiet des Bedeutungswandels nöthigenfalls anwendbar ist. Was nicht aus dem Streben nach Deutlichkeit abgeleitet werden kann, das lässt sich in der Regel aus der Bequemlichkeit begreifen, und umgekehrt. Anderseits steht sie aber darin hinter jeder andern zurück, dass sie nicht einmal als eine oberflächliche Eintheilung der Thatsachen oder auch nur gewisser Gruppen derselben brauchbar ist. Da sie sofort auf die Ursachen der Erscheinungen zurückgeht, so ist übrigens das Schicksal dieser Interpretation ohne weiteres entschieden, wenn die angenommenen psychischen Triebe überhaupt keine zulässigen Erklärungsgründe sind. Dass sie das nicht sind, ist für den Lautwandel bereits gezeigt worden. Die nämlichen Einwände wie dort gelten aber auch in vollem Maße für den Bedeutungswandel. Es mag im einzelnen Fall vorkommen, dass ein Schriftsteller, um sich deutlicher auszudrücken, ein bisher nur dialektisch gebrauchtes Wort oder ein neues Fremdwort in die Schriftsprache einführt, oder dass er aus Bequemlichkeit eine elliptische Redeform gebraucht, und es mag sein, dass in beiden Fällen dieses Beispiel auf den Sprachgebrauch überhaupt einwirkt. Aus derartigen individuellen Fällen bewusster, willkürlicher Veränderung lassen sich jedoch die allgemeinen Vorgänge der Sprachentwicklung schon deshalb nicht ableiten, weil eine solche Einwirkung überall erst auf Grund der vorhandenen Sprache und ihrer Gesetze der Laut- wie Bedeutungsentwicklung möglich ist. Zudem sind selbst für jene sporadischen Fälle willkürlichen Eingreifens die angenommenen Triebe bloße Lückenbüßer für die völlig im Dunkeln bleibenden psychischen Vorgänge, aus denen die Handlungen

hervorgehen. Der Grund dieses Mangels liegt, wie bei den meisten teleologischen Erklärungen, die sich auf psychische Vorgänge beziehen, darin, dass bei dieser Betrachtung die Vorgänge selbst ganz unbeachtet bleiben, ja dass sie nicht einmal nach Analogie der uns sonst bekannten gedeutet werden, sondern dass man sich lediglich die Frage stellt, wie die Erscheinungen verlaufen müssten, wenn ein logisch reflectirender Verstand sie möglichst zweckmäßig hervorbringen wollte.

Es bedarf hiernach kaum noch des näheren Nachweises, dass auch im einzelnen diese teleologische Interpretation des Bedeutungswandels überall scheitert. Wenn das Streben nach Deutlichkeit irgend eine Macht hätte, wie könnte es zulassen, dass z. B. das französische *homme* ebensowohl den *Menschen* wie den *Mann* bedeutet, oder dass ein Wort wie das deutsche *Geist* in einer fast unabsehbaren Reihe von Bedeutungen vorkommt, während wir in andern Fällen eine Fülle von Wörtern besitzen, um kaum bemerkbare Nüancen des gleichen Begriffs auszudrücken? Man wird doch nicht sagen können, dass es für die Sprache minder wichtig sei, den *Menschen* vom *Manne*, als etwa die *Traurigkeit* von der *Betrübniss* zu unterscheiden. Auch jene Doppelformen, wie *Wörter* und *Worte*, *denn* und *dann*, *Rabe* und *Rappe* u. s. w., bei denen am ehesten der Gedanke an eine zweckbewusste Unterscheidung sich regen könnte, zeigen durch ihre wirkliche Entstehungsweise, dass diese Annahme mit den Thatsachen nicht in Einklang zu bringen ist. Denn die Lautunterscheidung ist hier nicht aus der Begriffsunterscheidung hervorgegangen, sondern umgekehrt diese aus jener, und wo sich überhaupt Motive derselben vermuthen lassen, da führen diese auf Associationen zurück, die hier wie überall einem unwillkürlichen psychischen Mechanismus angehören.

### 5. Psychologische Interpretation.

So weisen denn alle diese kritischen Betrachtungen auf die psychologische Interpretation als diejenige hin, auf die eine Untersuchung des Bedeutungswandels in letzter Instanz immer angewiesen ist. So wichtig in vielen Fällen die Ermittelung der geschichtlichen Zusammenhänge sein mag, sie bleibt selbst auf ihrem eigensten

Gebiet bei den äußeren Bedingungen stehen, deren Wirkung ganz und gar darauf beruht, dass sie psychische Vorgänge auslösen. Die logische Interpretation liefert im besten Fall eine vollständige Classification der Erscheinungen. Aber die Gesichtspunkte dieser haben weder mit den Entstehungsbedingungen noch mit den psychischen Vorgängen des Bedeutungswandels irgend etwas zu thun. Wenn die logische Eintheilung möglicher Weise eine vollständige Uebersicht über alle einzelnen Erscheinungen geben kann, so verdankt sie dies nicht einer besonderen Angemessenheit an den Gegenstand, sondern bloß der von vornherein feststehenden Vollständigkeit der allgemeinen logischen Begriffskategorien. Die Werthbeurtheilung beschränkt sich ihrer Natur nach auf eine kleine Gruppe von Erscheinungen; aber auch hier ist sie unvollständig und einseitig, indem sie die durch Veränderungen innerhalb der gleichen Werthrichtung vor sich gehenden Vorgänge unbeachtet lässt, und über die wirklichen Ursachen der Erscheinungen mit dem geläufigen Auskunftsmittel hinweggeht, dass sie die thatsächlichen oder vermeintlichen Wirkungen in irgend einen »Trieb« umwandelt, mag sie nun diesen in die Sprache selbst oder in den sprechenden Menschen verlegen, und mag sie ihn als einen pessimistischen oder optimistischen oder euphemistischen ansehen. Endlich bei der teleologischen Interpretation mit den von ihr angenommenen beiden Hauptzwecken der Deutlichkeit und der Bequemlichkeit ist die Unzulänglichkeit dieser Zweckmotive augenfällig. Im Grunde tritt aber bei ihr nur die bei den andern Auffassungen ebenfalls vorhandene, doch mehr latent bleibende Voraussetzung, dass die Sprache ein System willkürlich erfundener Begriffszeichen sei, besonders deutlich zu Tage.

Dem gegenüber muss nun das Streben der psychologischen Interpretation hier wie überall darauf gerichtet sein, die Vorgänge selbst nachzuweisen, die zu bestimmten Wirkungen geführt haben. Da uns diese Vorgänge nur selten direct in der Beobachtung gegeben sind, so kann dies im allgemeinen auf keinem andern Wege geschehen, als auf dem auch sonst in ähnlichen Fällen betretenen: es müssen zunächst so weit als möglich die sprach- und culturgeschichtlichen Bedingungen ermittelt werden, unter denen sich die Erscheinungen vollzogen haben; und es ist dann die Wirkung dieser Bedingungen nach Maßgabe der auf allen Gebieten des geistigen Lebens

nachweisbaren psychischen Vorgänge zu beurtheilen. Eine auf solchem Weg unternommene Untersuchung der Bedeutungsentwicklungen entfernt sich von der logischen Classification ihrer Formen grundsätzlich wo möglich noch weiter, als eine nach äußeren Merkmalen ausgeführte Eintheilung der Naturerscheinungen von einer physikalischen Theorie derselben. Psychologisch übereinstimmende Erscheinungen des Bedeutungswandels können ebenso leicht unter ganz verschiedene logische Kategorien fallen, wie umgekehrt psychologisch weit von einander abweichende häufig dem gleichen logischen Begriffsverhältniss entsprechen werden. Nicht minder sind die Standpunkte der Werth- und Zweckbetrachtung der psychologischen Interpretation fremd. Sie kennt nur beobachtete oder aus bestimmten empirisch gegebenen Daten zu erschließende Thatsachen. Diese Thatsachen sind aber für die psychologische Beurtheilung alle von gleichem Werthe: sie sind ebenso wenig gut oder schlecht, wie es vom Standpunkte des Physikers aus die Naturerscheinungen sind. Endlich das Handeln nach irgend welchen Zweckmotiven ist ein psychischer Vorgang, der streng auf die Bedingungen des individuellen Bewusstseins einzuschränken ist, unter denen er thatsächlich vorgefunden wird, der aber in keiner Weise von hier aus auf beliebige Erzeugnisse des geistigen Lebens übertragen werden darf, bloß deshalb, weil unsere nachträgliche Reflexion solche Erzeugnisse gewissen, von uns willkürlich eingeführten Zweckbegriffen unterordnen kann.

Welcher Art die dem Bedeutungswandel zu Grunde liegenden psychischen Vorgänge sind, das kann sich nun selbstverständlich nur aus der Untersuchung der einzelnen Erscheinungen selbst ergeben. In diesem Sinn ist die psychologische Interpretation mehr als irgend eine andere, die von vornherein einen logischen, ethischen oder teleologischen Maßstab an die Dinge anlegt, auf die sorgfältige Analyse des Einzelnen angewiesen. Mag ihr immerhin bei dieser die sonstige psychologische Erfahrung zu Hülfe kommen, so ist doch auch hier nicht zu vergessen, dass die Psychologie der Sprache nicht bloß ein Anwendungsgebiet der Psychologie, sondern dass sie selbst eine Hauptquelle allgemeiner psychologischer Erkenntnisse ist. Diesem doppelten Zweck entsprechend lässt sich die psychologische Interpretation des Bedeutungswandels in zwei Aufgaben zerlegen. Die erste, allgemeinere wird darin bestehen, nachzuweisen, wie überhaupt

in Folge fortschreitender Veränderung der Bedeutungen Begriffe entstehen und sich weiterbilden, also aus dem allgemeinen Verlauf des Bedeutungswandels auf die Gesetze der Begriffsentwicklung zurückzuschließen. Die zweite, speciellere Aufgabe bezieht sich auf die psychischen Vorgänge, die den einzelnen Erscheinungen des Bedeutungswandels zu Grunde liegen.

## III. Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung.

### 1. Wort und Begriff.

Da jedes Wort irgend einen Begriffsinhalt ausdrückt, so spiegelt sich in jedem Bedeutungswandel ein Begriffswechsel, und jeder zusammenhängenden Reihe von Bedeutungsänderungen entspricht eine Begriffsentwicklung. Unter Begriff im psychologischen Sinne verstehen wir aber hierbei jeden im Bewusstsein isolirbaren Bestandtheil eines durch die Zerlegung einer Gesammtvorstellung entstehenden Satzes, während der Satz wiederum dadurch definirt ist, dass er eine Gesammtvorstellung in Bestandtheile gliedert, die sich den allgemeinen Begriffsformen der Gegenstände, ihrer Eigenschaften und Zustände unterordnen. An diese Begriffsformen, die das sprechende Denken mittelst der Zerlegung seiner Gesammtvorstellungen gewinnt, ist daher von Anfang an die Entstehung der Begriffe gebunden, und das Wort verräth seinen Zusammenhang mit der Begriffsbildung vor allem darin, dass es entweder einer der drei genannten Kategorien angehört oder eine Beziehung zum Ausdruck bringt, durch die jene Hauptbegriffe selbst näher determinirt werden[1]). Wie sich aber auf einer niedrigeren Sprachstufe das Wort oft noch nicht deutlich aus dem Satze ausgesondert hat, so bleibt auch die Scheidung der verschiedenen Wortkategorien vielfach theils unvollständig, theils unsicher. Obgleich demnach die mit der Gliederung der Gesammtvorstellungen verbundenen Begriffsentwicklungen von allgemeingültiger Art sind, so sind sie eben doch Entwicklungen, Vorgänge, die sich in einer gewissen Aufeinanderfolge vollziehen, und die wir daher in den gewordenen Sprachen noch in verschiedenen Stadien ihres Ablaufs antreffen.

---

[1]) Vgl. oben Cap. VI, S. 6.

Dieser Gesichtspunkt ist zugleich geeignet ein Vorurtheil zu beseitigen, das die richtige Auffassung des Verhältnisses zwischen Sprechen und Denken nicht selten beeinträchtigt. Dieses Vorurtheil besteht in der Meinung, dass jedes Wort nicht bloß einen Begriff, sondern einen Allgemeinbegriff bezeichne. Ihm geht auf logischer Seite das andere parallel, dass überhaupt jeder Begriff einem allgemeinen Gedankeninhalt entspreche, und dass also zwischen verschiedenen Begriffen nur ein Gradunterschied der Allgemeinheit möglich sei. Diese Anschauung ist ein Ueberlebniss der traditionellen Subsumtionslogik. Wären alle Begriffe ein einziges System in einander geschachtelter Begriffskreise von verschiedenem Umfange, so müsste man allerdings schon um der Gleichartigkeit dieses Systems willen annehmen, dass auch noch der engste etwa mögliche Begriffskreis ein Allgemeines sei, weil er immer noch eine Mehrheit einzelner Vorstellungen in sich schließen könnte. Von der Seite der Sprache gewinnt dieses Vorurtheil eine scheinbare Stütze in der Thatsache, dass jedes Wort, auch wenn es, wie der Eigenname, eine ganz individuelle Bedeutung hat, stets zur Bezeichnung vieler Gegenstände dienen kann. Die logische Grundlage dieser Theorie wird jedoch hinfällig, sobald man sich die wirklichen Inhalte unserer Urtheile vergegenwärtigt. Dann erscheint die Subsumtion unter einen Allgemeinbegriff nur als ein einzelner, und kaum als der logisch wichtigste unter den Acten unseres Denkens. Beziehungen der Gleichheit, der räumlichen, zeitlichen oder begrifflichen Abhängigkeit treten uns hier als mindestens gleich wichtige, an und für sich von der Function der Ueber- und Unterordnung völlig verschiedene Formen der Begriffsbeziehung entgegen. Wenn man sich aber darauf beruft, dass jedes Wort auch noch auf viele andere ähnliche concrete Erfahrungen angewandt werden könne, so übersieht man, dass die begriffliche Bedeutung des Wortes nicht auf dem beruht, was es in dem einzelnen Fall seiner Anwendung nicht bedeutet, sondern eben nur auf dem, was es wirklich bedeutet. Wenn ich einen Menschen bei seinem Eigennamen nenne, so meine ich damit nur diesen individuellen Menschen, und ich meine ihn vielleicht sogar nur in der besonderen niemals wiederkehrenden Lage, in der ich ihn wahrnehme. Ebenso können sich Urtheile wie 'es blitzt', 'das Haus brennt' auf ganz bestimmte augenblickliche Vorgänge beziehen, bei denen weder an

andere ähnliche Vorgänge noch überhaupt an die Möglichkeit, die nämlichen Wörter auf weitere individuelle Erfahrungen anzuwenden, gedacht wird. Wie es nun nicht nothwendig im Wesen eines Urtheils liegt, dass es eine allgemeine, für viele einzelne Fälle geltende Regel aufstellt, so besteht das Wesen eines Begriffs nicht darin, dass er allgemein, sondern darin, dass er Bestandtheil eines Denkactes, eines Satzes ist. Da aber alles Denken mit einzelnen sinnlichen Anschauungen beginnt, so beziehen sich die ursprünglichen Begriffe nothwendig auf concrete einzelne Bestandtheile der unmittelbaren Wahrnehmung, und Allgemeinbegriffe können so gut wie allgemeine Aussagen erst durch die Entwicklung des urtheilenden Denkens von den ersten unmittelbaren Wahrnehmungsurtheilen aus entstehen. Im Anfang seiner Bedeutungsentwicklung kann daher das Wort immer nur einem individuellen, durch Gliederung irgend einer sinnlichen Gesammtvorstellung entstandenen Begriff als sein lautliches Aequivalent entsprechen. Die psychischen Kräfte, die diese individuellen Begriffe in allgemeine und immer allgemeiner werdende umwandeln, liegen freilich von Anfang an im Bewusstsein. Auch sie bestehen aber nicht, wie eine die Resultate nachträglicher logischer Analyse in die Wirklichkeit hineindeutende Betrachtung annimmt, in einer fortschreitenden Abstraction, der dann wieder zur Erfüllung gelegentlicher Bedürfnisse eine umgekehrt gerichtete Determination gefolgt wäre, sondern in den nämlichen Processen der Association und den durch sie vermittelten fortschreitenden Veränderungen der Apperception, aus denen überhaupt der Bedeutungswandel der Wörter hervorgeht. Ist darum auch die individuelle Bedeutung des Wortes in der Regel nur als ein virtueller Ausgangspunkt anzusehen, der höchstens in einzelnen Fällen onomatopoetischer Neubildung einmal wirklich aufgefunden werden mag, so bleibt sie doch für die psychologische Betrachtung deshalb von großer Wichtigkeit, weil jede aus irgend welchen Gründen angenommene allgemeinere Bedeutungsentwicklung der Forderung genügen muss, dass sie, wenn man auf ihre Vorbedingungen zurückgeht, wieder nach jenem Ausgangspunkte hin gerichtet sei.

## 2. Urbedeutungen der Wörter.

Alle Vorgänge des Bedeutungswandels setzen naturgemäß eine ursprüngliche Bedeutung der Wörter voraus. Ob diese noch aufzufinden sei, das muss allerdings in vielen, wenn nicht den meisten Fällen zweifelhaft bleiben, abgesehen von jenen wenigen Beispielen einer willkürlichen Neubildung, wo mit der Entstehung des Wortes selbst auch die seiner Bedeutung der directen Nachweisung zugänglich ist, wo aber zugleich dieser Befund aus nahe liegenden Gründen für das allgemeinere Problem von geringem Werth ist. Ueberall sonst bleibt es immer möglich, dass irgend einer in früher Zeit nachweisbaren Bedeutung, die wir als die ursprüngliche ansehen, eine noch ältere vorausging. Die angenommenen Urbedeutungen bilden daher im allgemeinen nur hypothetische Anfangspunkte der Bedeutungsentwicklung, deren empirische Grundlage lediglich in der Existenz einer Anzahl von Wörtern besteht, die nach Laut wie Bedeutung einander verwandt erscheinen. Wenn man eine solche Gruppe als eine »Wortsippe« bezeichnet, so will daher dieser Ausdruck nur sagen, dass die einzelnen Wörter der Gruppe gewisse Grundbestandtheile gemein haben, analog wie sich die einzelnen Mitglieder einer menschlichen Sippe in gewissen Eigenschaften gleichen. Wie im letzteren Fall die Aehnlichkeit gleichzeitig eine physische und eine psychische zu sein pflegt, so fordert auch die Sippengemeinschaft der Wörter sowohl Laut- wie Bedeutungsverwandtschaft. Nun können aber die Merkmale der Lautverwandtschaft durch die Wirksamkeit der Lautgesetze, und ebenso kann die unmittelbare Erkennung der Bedeutungsverwandtschaft durch den Bedeutungswandel beeinträchtigt werden. Wie dort die Lautgesetze, so müssten darum hier die Gesetze des Bedeutungswandels bei der Ermittelung der Verwandtschaft zu Rathe gezogen werden. Leider ist bis jetzt die erste dieser Regeln leichter zu befolgen als die zweite. Denn die Zugehörigkeit zur gleichen Wortsippe lässt zwar vermuthen, dass die betreffenden Wörter irgendwie genetisch verbunden sind. Eine solche genetische Beziehung kann aber wieder verschieden gedacht werden. Die Wörter einer Sippe können von einem einzigen Wort abstammen, das entweder noch selbständig fortdauert oder in einer geschichtlich erreichbaren Zeit existirt hat: nur in diesem Fall

würde die Vergleichung mit einer menschlichen Sippe von gemeinsamer Abstammung vollständig zutreffen. Ihre Verwandtschaft kann aber ebenso gut daraus entspringen, dass die Wörter vermöge einer allgemeinen Affinität zwischen Laut und Bedeutung verwandt sind, ohne dass das eine aus dem andern, oder ohne dass beide aus irgend einem ihnen vorausgehenden Urwort abzuleiten wären. In der Sprachwissenschaft hat man meist die erste dieser beiden denkbaren Entstehungsweisen der Sippengemeinschaft für die regelmäßige gehalten. Bei der Durchführung dieser Voraussetzung bedient man sich dann wiederum der Annahme, dass die »Wurzel« eines Wortes ursprünglich selbst die Function eines Wortes gehabt habe. Wo irgend ein Wort aus einem andern der gleichen Wortsippe nicht ohne weiteres grammatisch abgeleitet werden kann, da tritt daher die gemeinsame Ableitung beider aus der »Wurzel«, d. h. empirisch gesprochen aus dem ihnen beiden zu Grunde liegenden Lautcomplex, den man als den Träger ihrer gemeinsamen Grundbedeutung ansieht, an die Stelle. Wie *fructus* Frucht zu *frui* genießen, *serpens* Schlange zu *serpere* schleichen, oder wie im Deutschen der *Redner*, der *Käufer*, die *That* zu *reden*, *kaufen*, *thun* als abgeleitete Verbalnomina gehören, so nimmt man an, dass *caelum* Himmel mit andern Wörtern der gleichen Sippe, z. B. mit *cavus* hohl, *caulis* (hohler) Stengel, aus einer und derselben Wurzel, welche dem in allen jenen Wörtern enthaltenen Begriff 'hohl sein' entspreche, nach Laut wie Bedeutung abstamme. Verfolgt man auf diese Weise die verschiedensten Wörter zurück bis auf ihre nach Laut und Begriff nicht weiter analysirbaren Bestandtheile, so bilden die so gewonnenen Wurzeln den gesammten ursprünglichen Vorrath der Sprache an selbständigen Begriffen. Da die Anzahl dieser Wurzeln sehr klein ist im Verhältniss zu der Menge der Wörter, über die eine Sprache verfügt, so folgt daraus von selbst, dass die den Wurzeln zugeschriebenen Bedeutungen in der Regel von sehr allgemeiner und unbestimmter Art sein müssen, und dass sie in der Mehrzahl der Fälle Verbalbegriffen entsprechen[1]). Die Gegenstände würden also nach allgemeinen Eigenschaften oder nach Thätigkeiten, die an ihnen wahrgenommen wurden, ursprünglich benannt worden sein: der *Himmel* das 'gehöhlte', die *Erde* das 'gepflügte', der *Blitz*

---

[1]) Vgl. Cap. V, S. 554ff.

das 'leuchtende', der *Leib* das 'lebende' oder vielleicht auch das 'bleibende' u. s. w.[1]). Für die Begriffsentwicklung ergeben sich aus dieser Auffassung zwei Folgerungen. Erstens beruht nach ihr die ursprüngliche Namengebung eigentlich selbst schon auf einem Bedeutungswandel, denn es werden die Namen der Eigenschaften und Handlungen auf die concreten Gegenstände übertragen, an denen jene wahrzunehmen sind. Die Frage nach dem Ursprung der Begriffsformen würde daher im Sinne dieser Auffassung dahin zu beantworten sein, dass die Bildung der Eigenschafts- und Zustandsderjenigen der Gegenstandsbegriffe vorausgegangen sei. Zweitens soll der Vorgang primärer Namengebung in der Subsumtion des Gegenstandes unter einen allgemeinen Begriff, also in einer »Einschränkung der Bedeutung« bestehen. Im Sinne dieser Auffassung wird dann auch die »Restriction des Sinnes« wiederum als diejenige Erscheinung des Bedeutungswandels bezeichnet, die aus dem eigensten Wesen der Sprache hervorgehe[2]).

Die innere Unmöglichkeit dieser Theorie der Namengebung wird um so augenfälliger, je älter und ursprünglicher die Begriffe sind, auf die man sie anwendet. Einen Beleg hierzu liefern die Namen für die einfachsten Verwandtschaftsverhältnisse *Vater*, *Mutter*, *Sohn*, *Tochter*, *Bruder*, *Schwester* in den indogermanischen Sprachen. Der

---

[1]) Die Modificationen dieser Hypothese beziehen sich weniger auf die Frage der ursprünglichen Begriffe als auf die der selbständigen Existenz der Wurzeln. Doch ist es bemerkenswerth, dass selbst solche Forscher, die diese letztere bezweifeln, an der Annahme ursprünglicher Begriffe von allgemeinster Bedeutung festhalten. So vor allem W. von Humboldt (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Werke VI, S. 117, 119). Eine große Rolle spielt die angebliche Ursprünglichkeit der Verbalbegriffe namentlich auch noch in den Theorien von L. Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, I, S. 198, 217 ff., dazu II, S. 44 ff.) und L. Noiré (Ursprung der Sprache, S. 298). Dagegen hat sich Steinthal, obgleich er an der Gleichsetzung von Wurzeln und Wörtern festhält (Zeitschr. f. Völkerpsychologie, III, S. 250), von den psychologischen Folgerungen aus dieser Annahme hinsichtlich des Ursprungs der Begriffe freizumachen gesucht (Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 404 ff.). Auch lassen manche neuere Etymologen die Theorie der Verbalwurzeln bei Seite, indem sie lediglich empirisch auf die Urbedeutungen zurückschließen. Dabei kommen dann wohl auch Gegenstandsbegriffe zuweilen als Urbedeutungen vor. Immerhin macht sich selbst in diesem Fall die oben bemerkte logische Wirkung der Analyse in dem Uebergewicht der Wurzeln von verbaler Bedeutung immer noch geltend.

[2]) M. Bréal, Essai de sémantique, p. 118, 128. Vgl. oben S. 443.

*Vater* soll nach der Wurzel *pâ* schützen der 'Beschützer', die *Mutter* nach *mâ* messen die 'Zumessende, Austheilende', oder nach einer anderen Version von *mâ* bilden, schaffen die 'Bildnerin', der *Bruder* nach der Wurzel *bhar* tragen der 'Träger', d. h. der Erhalter der Mutter und der jüngeren Geschwister nach dem Tode des Vaters, die *Tochter* endlich von *dhugh* melken die 'Melkerin' genannt worden sein, weil ihr in der Hauswirthschaft die Besorgung des Viehs obgelegen habe u. s. w. Diese Etymologien richten sich selbst. Wenn man auch ganz von der psychologischen Unmöglichkeit absieht, dass Begriffe wie 'hüten, austheilen, melken', ja dass Metaphern wie 'tragen' im Sinne von 'erhalten' der Entstehung der einfachen Bezeichnungen für die Personen der nächsten Umgebung vorausgegangen seien, — was für einen Begriff von geschichtlicher Entwicklung schließt schon die Voraussetzung in sich, eine bestimmte Organisation der Familie mit Theilung der häuslichen Arbeiten und mit einer bestimmten Ordnung der Erbfolge sei vorhanden gewesen, ehe die Personen selbst, denen diese Organisation ihre Stellung anwies, benannt wurden![1])

---

[1]) Steinthal (Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 425) suchte allerdings der oben erwähnten Wurzelableitung der Verwandtschaftsnamen dadurch eine etwas größere psychologische Wahrscheinlichkeit zu geben, dass er annahm, *papa* und *mama* seien ursprünglich onomatopoetisch entstanden; in Wörtern wie *pater* und *mater* seien sie aber den Wurzeln *pâ* und *mâ* angeglichen, und so sei nachträglich der Vater als der 'Herrschende', die Mutter als die 'Schaffende' appercipirt worden. Aber diese Hypothese schließt, abgesehen von den Bedenken gegen die Wurzeltheorie überhaupt, die andere, vielleicht nicht geringere psychologische Unwahrscheinlichkeit ein, dass ein geläufiges, in concreter Bedeutung gebrauchtes Wort nachträglich zu einem davon weit abliegenden, relativ abstracten Begriff in Beziehung gesetzt worden sei. Ein anderer Versuch, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, bestand darin, dass man die Allgemeinheit des Umfangs unmittelbar aus der Unbestimmtheit des Inhalts der Begriffe ableitete. Die Wurzel sollte gleichzeitig »allgemeiner, vager als jedes daraus entwickelte Wort, und dennoch ihrem ursprünglichen Inhalte nach individueller, sinnlich anschaulicher, unmittelbar lebendiger« sein. (Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 130 ff. G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie,5 S. 97 ff.) Nun könnte eine derartige Unbestimmtheit der Vorstellung allenfalls bewirken, dass die Merkmale des Gegenstandes in einander fließen; warum aber ein Merkmal statt aller appercipirt wurde, vollends wenn die ursprüngliche Wahrnehmung trotz ihrer Unbestimmtheit »sinnlich anschaulicher« war, das macht sie nicht begreiflich. Denn unter dieser Voraussetzung konnte vor allem das Anschaulichste, was es in der Wahrnehmung gibt, der Gegenstand selbst, unmöglich aus ihr verschwinden.

Gleichwohl liegt der Irrthum dieser Auffassung nicht sowohl in diesen Anwendungen, deren extremste vielleicht vermieden werden könnten, als in der psychologischen Grundanschauung, nach der jede primäre Namengebung ein logischer Process, eine »Subsumtion unter ein Merkmal oder eine Einschränkung der Bedeutung« sein soll. Wenn wir im Urtheil einem Gegenstand eine Eigenschaft zuerkennen, so wird damit nicht einmal im logischen Sinne der Gegenstand der Eigenschaft untergeordnet, sondern eine solche Subsumtion kommt immer erst dann zu Stande, wenn man sich zu der Eigenschaft einen allgemeineren Classenbegriff von gegenständlichem Charakter hinzudenkt. Da es aber ursprünglich gar nicht in der Absicht des Sprechenden lag, auf eine solche Classe hinzuweisen, so ist diese Umwandlung der Eigenschaftsaussage in ein Subsumtionsurtheil logisch ein willkürliches Artefact. Das psychologische Verhältniss zwischen Gegenstand und Merkmal wird vollends durch eine derartige Umformung völlig auf den Kopf gestellt. Die unmittelbare psychologische Erfahrung kennt überhaupt keine Classen und Ordnungen, sondern nur *Vorstellungen, die für uns Gegenstände bedeuten*, und die in der mannigfaltigsten Weise mit einander verbunden sein können. Die Merkmale dieser Gegenstände sind daher auch nicht Classenbegriffe, sondern *Bestandtheile der Vorstellungen*, die wir nur an und mit den Gegenständen vorstellen, und zu denen wir, auch wenn wir sie zu irgend einem logischen Zweck isolirt denken wollen, in unserem Bewusstsein einen Gegenstand als ihren Träger hinzudenken müssen.

Diese psychologische Zusammengehörigkeit des Gegenstandes und seiner Merkmale ist nun aber sehr wohl mit der Thatsache vereinbar, dass sich unsere Aufmerksamkeit bald auf den Gegenstand selbst mit der Gesammtheit seiner Eigenschaften und Zustände richtet, bald ein einzelnes Merkmal bevorzugt. Hieraus ergibt sich, dass die Namengebung als psychischer Vorgang, auf welche Seiten des Vorstellungsinhaltes sie sich auch beziehen mag, *stets von einem und demselben Vorstellungssubstrat ausgeht*, das wir, wenn es nach seinem *ganzen* Inhalt gedacht wird, als *Gegenstand*, wenn es nur nach einzelnen Vorstellungselementen oder Merkmalen gedacht wird, je nach dem besonderen Charakter derselben als eine *Eigenschaft* oder einen *Zustand* des Gegenstandes auffassen. Die

sprachliche Unterscheidung hält nun hierbei mit der psychologischen gleichen Schritt. Der Begriffsform entspricht die Wortform: der Gegenstandsbegriff wird so in den zu klarer kategorialer Unterscheidung gelangten Sprachen durch das Substantivum, der Eigenschaftsbegriff durch das Adjectivum, der Zustandsbegriff durch das Verbum bezeichnet. Erst auf einer fortgeschritteneren Stufe treten dann mit den kategorialen Wandlungen der Begriffe Verschiebungen der Wortformen ein. Eigenschafts- oder Zustandsbegriffe werden zu gegenständlichen Objecten des Denkens, und umgekehrt werden Gegenstandsbegriffe zu Eigenschaften und Zuständen umgeprägt. Diesen Wandlungen gehen entsprechende Umbildungen der Wörter parallel: aus dem Adjectivum und Verbum werden Substantiva gebildet; und ursprüngliche Substantiva gehen in adjectivische und verbale Formen über. Zusammenhängend mit diesem Wandern der Begriffe und Wortformen wird jetzt auch die ursprüngliche Beziehung der logischen zu den grammatischen Kategorien vielfach verändert. Die Classe der Substantiva namentlich enthält von nun an neben den ursprünglichen Gegenstandsbegriffen eine Fülle gegenständlich gedachter Eigenschafts- und Zustandsbegriffe, und in der Region des abstracten Denkens kann es unsicher bleiben, in welcher Kategorie ein bestimmter Begriff ursprünglich entstanden sei.

Diese Vorgänge des Begriffswandels sind selbstverständlich für alle Annahmen über die Entstehung der Urbedeutungen der Wörter maßgebend. Wenn aber überhaupt für eine Wort- und Begriffsform eine Priorität anzunehmen ist, so ist dies schon aus psychologischen Gründen die Kategorie der Gegenstandsbegriffe. Denn die Unterscheidung des Gegenstandes von seiner räumlichen und zeitlichen Umgebung muss der Unterscheidung der Merkmale desselben und ihres Wechsels nothwendig vorangehen. Die Sprache bestätigt diese psychologische Forderung in allen jenen Erscheinungen, die auf eine gegenständliche Form des Denkens als die ursprünglichste hinweisen. Doch so wahrscheinlich es danach auch sein mag, dass Gegenstände am frühesten in der Sprache benannt wurden, für die Entwicklungsgeschichte der Begriffe ist dieser Ausgangspunkt längst verschüttet; und es würde ein nahezu ebenso verfehltes Unternehmen sein, etwa den Wortvorrath unserer Cultursprachen aus einer Anzahl primitiver Nomina von substantivischer Bedeutung ableiten zu

wollen, wie es der Versuch war, alle Wörter auf eine kleine Summe prädicativer Verbalwurzeln zurückzuführen. Vor allem ist es der Vorgang der kategorialen Verwandlung der Begriffe, der den Ursprung der Wortbildungen von frühe an unsicher macht. Wie weit aber dieser Vorgang in der Sprache zurückreicht, ist völlig ungewiss. Wir können ihn samt dem stets mit ihm verbundenen Bedeutungswandel immer nur bei verhältnissmäßig neuen Wortbildungen verfolgen. So ist zweifellos lat. *fructus* die Frucht aus dem Begriff des 'genießens' *(frui)*, die *That* aus der Handlung des *thuns*, das *erneuern* aus der Eigenschaft *neu*, die Handlung des *fischens* aus dem Gegenstandsbegriff *Fisch* hervorgegangen u. s. w. Wie und in welcher Richtung aber solche Umwandlungen in einer vor der geschichtlichen Ueberlieferung liegenden Zeit erfolgt sind, darüber vermag uns die Geschichte der Sprache natürlich im allgemeinen keine Auskunft zu geben, sondern wir bleiben hier, so weit sich nicht aus der allgemeineren Vergleichung der sprachlichen Entwicklungen Anhaltspunkte ergeben, wesentlich auf psychologische Erwägungen über das angewiesen, was nach den Gesetzen des menschlichen Bewusstseins möglich oder wahrscheinlich ist.

### 3. Benennung von Gegenständen.

Gegenstände können, wie uns die kategoriale Verwandlung der Begriffe zeigt, benannt werden, indem bestimmte zuvor schon benannte Eigenschaften oder Zustände derselben mittelst einer bloßen Veränderung der Wortform auf jene übertragen werden. Dabei wird dann durch die Bildung der substantivischen Wortform immer zugleich ein materialer Bedeutungswandel herbeigeführt. Dies ist dadurch bedingt, dass der Gegenstand neben der Eigenschaft oder der Thätigkeit, nach denen er benannt ist, auch andere Merkmale besitzt, die nun zu jenem Hauptmerkmal associirt werden. Doch bleiben diese Nebenmerkmale bei solchen secundären Benennungen so lange in der Regel im Hintergrund, als der Zusammenhang mit dem Hauptmerkmal seinen durch das entsprechende Stammwort lebendig erhaltenen Vorrang behauptet. Im Gegensatze zu dieser secundären wird die Benennung eines Gegenstandes dann mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit als eine primäre betrachtet

werden können, wenn sie nicht aus einem andern Wort abgeleitet, sondern höchstens auf einen Lautcomplex, eine »Wurzel«, zurückverfolgt werden kann, die das Wort mit andern, muthmaßlich gleich selbständigen Wörtern gemein hat, und wenn überdies der Begriff selbst als ein relativ ursprünglicher vorausgesetzt werden darf. Jede Benennung von Gegenständen, mag sie eine primäre oder eine secundäre sein, pflegt nun nach einem einzelnen Merkmal zu geschehen. Dabei bedarf jedoch der Ausdruck »Merkmal« auch hier wieder einer psychologischen Deutung, d. h. einer Zurückführung dieses logischen Begriffs auf den ihm entsprechenden psychologischen Thatbestand[1]). Dann ergibt sich, dass das »Merkmal« nie eine selbständige Vorstellung, sondern entweder irgend einen Bestandtheil einer Vorstellung oder ein allgemeines Verhältniss zwischen verschiedenen Vorstellungen bezeichnet. So ist, wenn in dem Worte *caelum* das 'hohl sein' und in dem Worte *fructus* das 'genossen werden' als Merkmal herausgegriffen wird, weder das erste noch das zweite dieser Merkmale für sich vorstellbar; denn das erste bezeichnet eine Eigenschaft, die in unserer Vorstellung immer Eigenschaft eines Gegenstandes sein muss, das zweite weist auf eine Thätigkeit hin, als deren Substrat der Gegenstand gedacht werden soll, so dass es nur als Bestandtheil einer ganzen Gruppe veränderlicher Vorstellungen, die einen in der Zeit verlaufenden Vorgang bilden, möglich ist. Aus dieser psychologischen Bedeutung des »Merkmals« ergibt sich nun ohne weiteres der psychologische Inhalt jener allgemeinen Begriffsbestimmung für das Wesen der Benennung, wonach diese die Hervorhebung eines dem Gegenstand zukommenden Merkmals ist. Kann schon logisch dieser Vorgang nur mit einem seine wahre logische Bedeutung verbergenden Zwang als eine Subsumtion oder Einschränkung gedeutet werden, so gilt das noch in höherem Grade von der psychologischen Natur desselben, bei dem das Herausheben des Merkmals die gleichzeitige Vergegenwärtigung anderer Elemente der gleichen Vorstellung und selbst anderer Vorstellungen, die nur eine äußere Beziehung zu dem Gegenstand zeigen, nicht nur nicht ausschließt, sondern nothwendig einschließt. Der Satz, dass der Gegenstand nach einem Merkmal

[1]) Vgl. hierzu Cap. V, S. 538 f.

benannt wird, ist also lediglich ein Ausdruck für die Thatsache, dass unter allen Bestandtheilen, aus denen sich dessen Vorstellung zusammensetzt, jeweils einem eine derart vorherrschende Bedeutung zukommt, dass er die Benennung bestimmt. Da nun aber der Gegenstand selbst im allgemeinen sehr viele Eigenschaften hat und in den mannigfachsten Beziehungen zu andern Objecten stehen kann, die eventuell die psychologischen Substrate von Merkmalen abgeben, so ist von vornherein klar, dass diese Eigenthümlichkeit der Function der Benennung nicht in den Gegenständen, sondern in dem benennenden Subjecte, in den Eigenschaften seines Bewusstseins und in den durch diese Eigenschaften bedingten Gesetzen der Apperception der Objecte ihren Grund haben kann.

Zwei Eigenschaften des Bewusstseins sind es, die hier in Betracht kommen, und die, wie sie das gesetzmäßige Verhalten desselben allen vorgestellten Gegenständen gegenüber zum Ausdruck bringen, so auch für die Benennungen der Gegenstände, die primären wie die secundären, entscheidend sind. Die erste ist die Einheit, die andere die Enge der Apperception.

Unter der Einheit der Apperception verstehen wir die Thatsache, dass jeder in einem gegebenen Augenblick appercipirte Inhalt des Bewusstseins ein einheitlicher ist, so dass er als eine einzige mehr oder minder zusammengesetzte Vorstellung aufgefasst wird. Das objective Correlat dieser subjectiven Einheit ist daher der einzelne Gegenstand, und bei der Auffassung äußerer Gegenstände sind es allgemein zwei Bedingungen, die Inhalt und Umfang der Apperception bestimmen. Die erste besteht in der Beschaffenheit der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebenen Eindrücke, die zweite in den Eigenschaften der Apperception selbst. Ob sich die appercipirte Vorstellung aus vielen oder aus wenigen Bestandtheilen zusammensetzt, ob sie einem einzigen Sinnesgebiet angehört oder eine Complication von Empfindungen verschiedener Sinne ist, dies ist natürlich von den Objecten abhängig. Das Einheitsgesetz selbst lässt sich aber nur auf eine Grundeigenschaft der Apperception zurückführen. Entscheidend tritt dies vor allem darin zu Tage, dass, wo immer die Mannigfaltigkeit der Eindrücke einen beschränkten Umfang überschreitet, jeweils bloß ein Theil derselben herausgehoben und als Einheit appercipirt wird. Hier hängt diese Eigenschaft

zugleich mit der Enge der Apperception nahe zusammen, ohne jedoch mit ihr identisch zu sein, da die Begrenzung des Umfangs, so lange dieser überhaupt mehrere Inhalte umfasst, die Verbindung der letzteren zu einer Einheit nicht nothwendig mit sich bringt. Diese selbst wird man daher nur als einen unmittelbaren Ausdruck für den Zusammenhang der psychischen Vorgänge überhaupt ansehen können. Da wir den Gesammtinhalt dieser Vorgänge in den Begriff des Bewusstseins zusammenfassen, so hat man dem beschränkteren Ausdruck der »Einheit der Apperception« nicht selten den allgemeineren der »Einheit des Bewusstseins« substituirt. Aber wenn auch diese Ausdehnung insofern eine gewisse Wahrheit enthält, als alle Bewusstseinsinhalte mit dem jeweiligen Inhalte der Apperception in Beziehungen treten und dadurch indirect ebenfalls zu einer umfassenderen Einheit verbunden werden, so gibt sich doch diese deutlich erst als eine Wirkung zu erkennen, die aus den Beziehungen entspringt, in welche die übrigen Bewusstseinsinhalte zu dem appercipirten Inhalte treten. Wenn wir z. B. aus einer Menge von Tonempfindungen einzelne, die sich zu einem Accord verbinden, appercipiren, so bilden die übrig bleibenden eine Vielheit von Tönen, die als die allgemeine Empfindungsgrundlage, auf der sich der Accord erhebt, diesem und seiner Gefühlswirkung einen eigenthümlichen, wiederum einheitlichen Charakter verleihen. Oder wenn wir aus einer Menge von Gesichtsobjecten ein einzelnes appercipiren, so betheiligen sich die außerdem vorhandenen, dunkler bewussten an der räumlichen Lagebestimmung dieses Objectes, und häufig wirken sie auch auf den ihm eigenen Gefühlston. Bei allen diesen Beobachtungen sondert sich aber doch deutlich das von der Aufmerksamkeit Erfasste von jenem dunkleren und unbestimmteren Hintergrunde der übrigen Bewusstseinsvorgänge, und unmittelbar bezieht sich die Zusammenfassung zu einer Einheit immer nur auf jene appercipirten Inhalte selbst.

Der Einheit steht die Enge der Apperception als eine zweite wichtige Eigenschaft gegenüber. Noch häufiger als jene ist auch sie auf das Bewusstsein überhaupt übertragen worden, und zwar in dem Sinne, dass man alle die Erscheinungen, die überhaupt eine gewisse Begrenztheit der psychischen Processe verrathen, der Enge des Bewusstseins zuschrieb. Dem ist entgegenzuhalten, dass Umfang des Bewusstseins und Umfang der Aufmerksamkeit zwei verschiedene

Größenwerthe sind, die schon deshalb sorgfältig gesondert werden müssen, weil sie in einem äußerst wechselnden Verhältnisse zu einander stehen, so dass bei sehr beschränkter Apperception ein relativ weiter Bewusstseinsumfang vorhanden sein kann, und umgekehrt. Wenn das Experiment nachweist, dass der allgemeine Umfang des Bewusstseins den der Apperception an Vorstellungsinhalten mindestens um das vierfache übertreffen kann, so sind das freilich Werthe, die, unter bestimmten Bedingungen gefunden, keine allgemeingültige Bedeutung besitzen; doch geben sie immerhin auch für die vorliegenden Anwendungen ein ungefähres Bild der hier obwaltenden Verhältnisse[1]). Zugleich sieht man, dass, abgesehen von dieser äußeren Analogie, das Verhältniss der beiden Umfangsbegriffe zu einander ein wesentlich anderes ist, als das der Einheitsbegriffe. Während die Einheit des Bewusstseins als eine Rückwirkung betrachtet werden kann, welche die Einheitsfunction der Aufmerksamkeit auf den gesammten Bewusstseinsinhalt ausübt, stehen sich die beiden Umfangsbegriffe selbständig gegenüber: beide sind Folgen der für alle Lebensgebiete geltenden Functionsbegrenzung. Hier aber ist das Bewusstsein überhaupt die allgemeinere und daher umfassendere Function, innerhalb deren die Apperception nur ein gewisses Gebiet einnimmt.

Vermöge der Einheit der Apperception wird jeder Gegenstand als ein einheitliches Ganzes aufgefasst, während zugleich die unmittelbare räumliche Verbindung der Empfindungsinhalte und die Stetigkeit ihrer zeitlichen Veränderungen als die entscheidenden objectiven Motive mitwirken. Der Einheit der Apperception des Gegenstandes entspricht nun die Einheit seiner Benennung. Da aber vermöge der Enge der Apperception unter den verschiedenen Elementen, aus denen sich die Vorstellung des Gegenstandes zusammensetzt, wieder eine begrenzte Anzahl deutlicher appercipirt wird, so erscheint im allgemeinen der Name des Gegenstandes als die Wirkung eines bestimmten, eng begrenzten Bestandtheils seiner Vorstellung. Bezeichnen wir diesen Bestandtheil als das dominirende Merkmal, so lässt sich demnach jede zusammengesetztere Gegenstandsvorstellung als ein Verschmelzungsproduct mehrerer Componenten betrachten,

---

[1]) Vgl. Grundriss der Psychologie,[3] S. 250 ff.

von denen eine dominirt und für die Apperception des Gegenstandes bestimmender ist als die andern, die in ihrer Verschmelzung mit dem dominirenden Bestandtheil die ganze Vorstellung des Gegenstandes bilden. So ist in einem Einzelklang der tiefste der Theiltöne das dominirende Element; so in einem Durdreiklang der tiefste, in einem Molldreiklang der höchste der drei Klänge, wobei nur in den beiden letzten Fällen die Vorherrschaft des dominirenden Theils eine geringere ist, daher denn auch der Molldreiklang in der Regel nicht nach dem wirklich dominirenden Ton, sondern in Analogie mit dem Durdreiklang nach dem tiefsten Tone genannt wird. Im übrigen folgt aber diese künstliche Benennungsweise der Tonverschmelzungen dem nämlichen Gesetz, das die Sprache von Anfang an bei der natürlichen Benennung der Gegenstände eingehalten hat: sie richtet sich nach der im Blickpunkt der Aufmerksamkeit stehenden Partialvorstellung. Dabei kann natürlich das bevorzugte Merkmal je nach den sonstigen Vorbedingungen, insbesondere also je nach der Wirkung der dunkler bewussten Elemente, ein sehr verschiedenes sein. Ja die Bedingungen der Apperception sind an sich so variabel, dass eine Benennung, falls sie sich nicht aus einer ursprünglichen Zeit wirklicher Sprachgemeinschaft erhalten hat, oder aus der einen Sprache in die andere eingedrungen ist, in der Regel eine abweichende sein wird. So ist der 'Himmel' von dem Römer wahrscheinlich als das *hohle*, *gewölbte*, von dem Griechen, wenn zwischen Wörtern wie οὐρανός und τὸ ὄρος eine Verwandtschaft besteht, als das *hohe*, *erhabene*, von dem Germanen, wenn ein Zusammenhang von *heim* (anord. *heiman*) und *Himmel* (ahd. *himila*) angenommen werden darf, als *Heimath* (der Götter) appercipirt worden. Die *Erde* war dem Römer die *trockene*, wohl im Gegensatz zum Meere (*terra* = **tersa* verwandt mit *torrere* dörren), dem Griechen die *fruchtbare* (γῆ, γαῖα vielleicht verwandt mit γύα Saatfeld), dem Germanen die *bewohnte* oder *bebaute* (ahd. *ërda*, wohl zusammenh. mit *artôn*, *bewohnen*, *bebauen*, lat. *arare*). Das *Weib* war dem Römer die *säugende* (*femina* zusammenh. mit *felare* säugen und *filius*, *filia* ursprüngl. Säugling), dem Inder die *Erzeugerin* (*strī* vielleicht verwandt mit lat. *sator* Erzeuger) u. s. w. Bei der Unsicherheit vieler Etymologien, die auf bloße Wurzelverwandtschaft zurückgehen, mögen manche dieser angenommenen Urbedeutungen zweifelhaft sein. Aber das nämliche

lässt sich doch auch in den relativ sicheren Fällen beobachten, wo die Benennung eine secundäre, aus einem älteren Wort mit selbständig ausgeprägtem Begriff abgeleitete ist. So wenn der Römer das *Getreide* das ‘was genossen wird’ (*frumentum*, *fructus* von *frui*), der Deutsche das was (vom Boden oder von der Aehre) ‘getragen’ wird (ahd. *gitregidi*) nennt; oder wenn das *Geld* bald nach dem zur Zahlung dienenden Vieh (*pecunia*), bald nach dem Silber (ἀργύριον), bald allgemein das ‘was erstattet wird’ (ahd. *gëlt* ‘Vergeltung’) genannt ist. In jedem Fall bezeichnet also das Wort eine zusammengesetzte Vorstellung, innerhalb deren ein Bestandtheil im Augenblick der Benennung als der dominirende appercipirt wurde. Mit diesem dominirenden Elemente $\delta$ verschmolz dann das Lautbild $n$ zu einer festen Complication, mit der alle übrigen constanten und variabeln Elemente als relativ dunklere associirt wurden. Bezeichnen wir jene constanten Elemente zusammen mit dem Symbol $A$, die variabeln mit $X$, und deuten wir die in der Apperception relativ zurücktretenden durch eine sie umschließende Klammer an, so lässt sich demnach die Constitution einer solchen Benennungscomplication durch die Form

$$n\delta(A \,.\, X)$$

darstellen, wobei zwischen den Elementen aller dieser Bestandtheile die mannigfaltigsten, durch die der Vorstellungsbildung zu Grunde liegenden Processe vermittelten Verschmelzungen, Complicationen und sonstigen Associationen vorauszusetzen sind. Zugleich ist zu bemerken, dass $\delta$ sowohl zu den constanten Bestandtheilen $A$ wie zu den variabeln $X$ gehören kann, wie das ein Blick auf die obigen Beispiele zeigt. Auch ist dieser Unterschied in doppelter Hinsicht ein fließender: erstens können gewisse für einen Gegenstand wesentliche und daher relativ constante Merkmale jenem nur zeitweise zukommen, dem Getreide z. B. die dass es ‘genossen’, oder von der Aehre ‘getragen’ wird; und zweitens können selbst die constantesten Merkmale in dem Wechsel der Apperception gegen andere, die sich vorübergehend aus der Verbindung $(A \,.\, X)$ erheben, zurücktreten. Denn wir dürfen bei jeder solchen Symbolik nicht übersehen, dass die Vorstellungen fließende Gebilde sind, so dass ein gegebenes Symbol eigentlich immer nur einen momentanen Zustand darstellt.

Ist die Benennung entstanden, so ändert sich nun dies Verhältniss zu Gunsten des Namens. Dieser erweist sich jetzt als der constanteste Bestandtheil der Verbindung, der bei jeder Benennung vorzugsweise appercipirt wird, während das dominirende Merkmal $\delta$, das zuerst dem Namen seinen Ursprung gab, andern Bestandtheilen weichen kann. Dadurch verschwindet allmählich die engere Beziehung zwischen $\delta$ und $n$ aus dem Bewusstsein, und nur die feste Association von $n$ mit dem ganzen Gebilde $(A \,.\, X)$ bleibt zurück. Hieran ist der weitere wichtige Erfolg geknüpft, dass durch diesen Uebergang von $\delta$ in die Gesammtmasse der Elemente zugleich der Weg für einen fast unbeschränkten Bedeutungswandel frei wird. So lange $\delta$ dominirendes Element bleibt, ist dieser nur innerhalb der Grenzen möglich, in denen die Verbindung $(A \,.\, X)$ eine Determination durch $\delta$ zulässt. In dem Augenblick, wo $n$ ganz an die Stelle von $\delta$ getreten ist, entfaltet dagegen das Wort seine Fähigkeit, sich mit jedem beliebigen Vorstellungsganzen associiren zu können, falls nur die psychologischen Bedingungen günstig sind. Solche Bedingungen sind aber in dem unablässigen Fließen der Elemente des Complexes $(A \,.\, X)$ gegeben.

In der so für die Constitution eines Gegenstandsbegriffs gewonnenen allgemeinen Formel $n\delta(A \,.\, X)$ ist der wesentliche Unterschied der Benennung nach einem dominirenden Merkmal von einer »Subsumtion« unter dieses Merkmal oder von einer »Restriction« der Bedeutung deutlich ausgedrückt. Eine Subsumtion unter das Merkmal $\delta$ würde voraussetzen, dass der Begriff $\delta$ zuvor unabhängig von $(A \,.\, X)$ existirt und den Namen $n$ empfangen hätte, worauf dann erst dieses $n$ von $\delta$ auf $(A \,.\, X)$ übertragen worden wäre. Ein solcher Vorgang ist aber psychologisch unmöglich, weil es keine Merkmale gibt, die nicht Merkmale von Gegenständen sind. Wenn irgend eine Eigenschaft klarer appercipirt wird als der gesammte übrige Gegenstand, so muss dieser doch immerhin ebenfalls appercipirt werden, und der Name $n$ wird daher auch niemals auf das Merkmal $\delta$ allein, sondern stets auf das Ganze, zu dem $\delta$ gehört, bezogen. Ebenso wird, wenn etwa $\delta$ in einer ganzen Reihe von Begriffen, wie $\delta(A_1 \,.\, X_1)$, $\delta(A_2 \,.\, X_2)$, $\delta(A_3 \,.\, X_3)$ ... als dominirendes Element vorkommt, dadurch zwar eine associative Beziehung zwischen allen diesen Begriffen entstehen, die möglicher Weise auch zu einer gleichen oder

ähnlichen Benennung führen kann. Aber von einer »Unterordnung« unter das Merkmal kann um so weniger die Rede sein, da dieses $\delta$ als isolirter Begriff überhaupt nicht existirt. Dagegen entspricht offenbar dieser isolirt gedachte Begriff $\delta$ dem, was man eine »Wurzelbedeutung« zu nennen pflegt. In der That ist genau in demselben Sinne das Element $\delta$ erst das Product der Zerlegung des ganzen Begriffs $n\delta(A\,.\,X)$, wie die »Wurzel« kein real existirendes Wort, sondern ein Product der vergleichenden Analyse einer Reihe verwandter Wörter ist. Daraus ergibt sich für die sprachlichen Bezeichnungen jener dominirenden Merkmale dasselbe, was für die Urbedeutungen der »Wurzeln« gilt: wie die dominirenden Merkmale von uns erschlossen, so sind jene Bezeichnungen erst von uns und mit den uns geläufigen Sprachmitteln geschaffen. Auf der Stufe dagegen, zu der uns die Entstehung der Gegenstandsbezeichnungen zurückführt, haben wir jene Merkmale zwar als in der Apperception vorherrschende, nie aber als isolirt benannte vorauszusetzen. Sie bestimmen die Benennung des Gegenstandes, bringen den Namen desselben dadurch in Beziehung zu den Namen anderer nach demselben oder einem ähnlichen Merkmal benannter Gegenstände. Doch nach allem, was wir von der allmählichen Entwicklung der Begriffe wissen, ist zu vermuthen, dass es eine sehr lange Zeit gedauert hat, bis jenem thatsächlichen Einfluss der dominirenden Merkmale ihre Unterscheiduug von den Gegenständen selbst gefolgt ist.

### 4. Benennung von Eigenschaften und Zuständen.

Adjectivum und Verbum sind in den entwickelteren Sprachen diejenigen beiden Wortformen, in denen, gegenüber dem Substantivum, dem Träger der Gegenstandsbegriffe, die beiden andern Kategorien sich ausprägen: in dem Adjectivum oder in einer ihm logisch entsprechenden attributiven Wortform die Eigenschaft, in dem Verbum der Zustand. Wie uns schon in der Sprache mannigfache Hinweise auf ein höheres Alter der substantivischen Nominalformen entgegentraten, so ist es psychologisch undenkbar, dass eine Eigenschaft oder ein Zustand anders vorgestellt werden könne außer in Verbindung mit Gegenständen. Eben wegen dieser Priorität der Gegenstandsbegriffe müssen nun auch nothwendig für die Eigenschafts- und die

Zustandsbegriffe wieder wesentlich verschiedene psychologische Vorgänge der Namengebung angenommen werden. Auf die Art, wie diese Vorgänge abweichen, lässt aber wiederum die Geschichte des Bedeutungswandels zurückschließen. Diese zeigt zunächst, dass die primären Bedeutungen, soweit sie sich überhaupt mit einiger Sicherheit nachweisen lassen, in allen drei Begriffskategorien von sinnlich wahrnehmbaren Objecten ausgehen, also entweder die sinnlichen Gegenstände selbst oder deren in der Wahrnehmung gegebene Eigenschaften und Zustände ausdrücken. Wo geschichtlich eine solche sinnliche Urbedeutung nicht mehr nachweisbar ist, da verräth sie sich meist noch in den der sinnlichen Vorstellung näher liegenden Urbedeutungen laut- und begriffsverwandter Wörter. So ist lat. *malus* schlecht mit sanskr. *mála* Schmutz und griech. μέλας schwarz begriffs- und lautverwandt; *totus* ganz mit *tomentum* vollgestopftes Polster; *pendere* erwägen ist ursprünglich 'wägen', ein Gewicht *(pondus)* heben u. s. w. Nicht minder sind die abstracten Verbalformen für *sein*, *gewesen*, *war*, *haben (esse*, *fui*, *habeo)* den Wörtern für die sinnlichen Vorgänge des *sitzens*, *wachsens*, *haltens* verwandt. Nach Analogie dieser empirisch nachweisbaren Entwicklung darf man wohl annehmen, dass den allgemeinen Benennungen sinnlicher Eigenschaften oder Thätigkeiten die concreteren Ausdrucksformen der nämlichen Begriffe vorausgegangen seien: so der Bezeichnung des *thuns* die Wörter für *setzen*, *legen*, *schlagen*, der des *gehens* die des *laufens*, *springens*, *schleichens* u. s. w. Direct wird diese Entwicklung überdies durch den Wortschatz der Sprachen vieler Naturvölker bestätigt, in welchem jene allgemeinen Begriffe nicht selten ganz fehlen. So ist auch noch im Griechischen und Deutschen das Wort *Mensch* jünger als *Mann*: ἄνθρωπος aus ἀνήρ und ὤψ zusammengesetzt ist der, der das Gesicht eines Mannes hat, und *Mensch* ahd. *mannisco* ist eigentlich der, der einem Manne ähnlich ist[1]).

Auch dieses Ergebniss führt aber zu dem Schlusse, dass die Wörter und Begriffe für Eigenschaften und Zustände ursprünglich

[1]) Diese größere Ursprünglichkeit der concreten Gestaltungen der Begriffe gegenüber ihren abstracteren Formen ist treffend schon von G. Curtius, Griech. Etymologie,5 S. 97 ff., hervorgehoben worden. In ähnlichem Sinne äußern sich Steinthal, Einleitung in die Psychol. und Sprachw., S. 404 ff., Osthoff, Vom Suppletivwesen, S. 46 ff. u. A.

nur im Anschluss an Gegenstandsbegriffe gebildet werden konnten. Denn wenn man auch möglicher Weise von abstracteren Begriffen wie *gut*, *schön*, *wahr*, oder *hoffen*, *glauben*, *sein* annehmen könnte, sie bedürften einer sie tragenden Gegenstandsvorstellung überhaupt nicht, bei den concreteren wie *schwarz*, *weiß*, *rauh*, *glatt* oder *laufen*, *klettern*, *schwimmen* und ähnlichen ist das undenkbar. Ja bei ihnen bedarf offenbar der Eigenschafts- und Zustandsbegriff nicht nur des Gegenstandes, um entstehen zu können, sondern er kann desselben auch dauernd nicht entrathen: wir vermögen uns die Eigenschaft roth nur als die eines rothen Gegenstandes, die Thätigkeit des Laufens nur als die eines laufenden Menschen, Thieres u. s. w. vorzustellen. Seine dauernden Spuren hat dieses Verhältniss in jener Abhängigkeitsbeziehung der Wörter im Satze zurückgelassen, nach der das Substantiv als »Nomen regens« die Form des ihm zugeordneten Adjectivs wie Verbums bestimmt. In einer Sprache, in der gesonderte Wörter für Eigenschafts- und Zustandsbegriffe überhaupt noch nicht entstanden sind, wie in der frühesten Sprache des Kindes und annähernd in gewissen einfachsten Sprachformen der Naturvölker, werden daher auch nur die Gegenstandsbegriffe deutlich geschieden; der übrige Gedankeninhalt bildet hier offenbar noch eine unbestimmtere Umgebung, die mit dem Gegenstand in eine begrifflich unzerlegbare Gesammtvorstellung zusammenfließt[1]). Erst in dem Augenblick, wo sich Eigenschafts- und Zustandsbegriffe entwickelt haben, ändert sich dies: nun wird jene wechselnde Umgebung auch begrifflich geschieden. Von dem Gegenstand lösen sich seine Eigenschaften und Zustände, nicht um getrennt von ihm vorgestellt zu werden, was unmöglich ist, sondern um in einer Reihe von Gesammtvorstellungen, in denen die nämlichen Gegenstände vorkommen, als die wechselnderen Bestimmungen derselben erfasst zu werden. So bildet sich um einen und denselben Gegenstand $S$ eine Gruppe von Gesammtvorstellungen $G_1$, $G_2$, $G_3$, . . ., in denen verschiedene Eigenschafts- oder Zustandsbegriffe $A_1$, $A_2$, $A_3$, . . . zu $S$ in Beziehung treten. Aus den so bereits in einzelne Bestandtheile sich sondernden Gesammtvorstellungen $G_1(S \frown A_1)$, $G_2(S \frown A_2)$, $G_3(S \frown A_3)$ . . . entspringen dann jene neuen Begriffsformen unmittelbar durch die Gliederung der Gesammtvorstellungen. Aus $G_1$, $G_2$, $G_3$, . . . scheiden sich die Sätze

[1]) Vgl. Cap. VII, S. 303 ff.

$\widehat{SA}_1$, $\widehat{SA}_2$, $\widehat{SA}_3$, ... aus; und während die Gegenstandsbegriffe, zwar noch nicht in klarer begrifflicher Sonderung, was eben die Unterscheidung von den andern Begriffskategorien voraussetzen würde, wohl aber als Mittelpunkte einer durch wechselnde Gefühlsfärbung charakterisirten Vorstellungseinheit vor der Entstehung der Grundfunction des discursiven Denkens, des Satzes möglich sind, ist die Bildung der Attribut- und Prädicatbegriffe ohne die Gliederung der Gesammtvorstellungen undenkbar. Der mit dieser Gliederung gegebene Uebergang des fragmentarischen in das discursive Denken (S. 410) ist darum als der Geburtsmoment der Eigenschafts- und Zustandsbegriffe, und in diesem Sinne des Ursprungs der Begriffe überhaupt anzusehen.

Nun sind es aber auch bei den Eigenschaften und Zuständen, wie dies die Zeugnisse der Sprache beweisen, gewisse d o m i n i r e n d e Elemente der Vorstellungen, welche die Wortassociation bestimmen. Demnach lässt sich, wenn wir die Symbole $\mathfrak{d}$, $n$ u. s. w. wieder in dem obigen Sinne anwenden, als das Substrat eines Eigenschafts- oder Zustandsbegriffs eine Reihe annehmen von der Form:

$$\mathfrak{d}(A_1 . X_1) \quad \mathfrak{d}(A_2 . X_2) \quad \mathfrak{d}(A_3 . X_3) \quad \mathfrak{d}(A_4 . X_4) \ldots$$

Auch hier kann der dominirende Bestandtheil sowohl zu den constanten wie zu den variabeln Elementen gehören, ja er kann in einzelnen Gliedern ein constantes, in andern ein variables Element sein. Der nächste Effect dieser Reihenassociation ist aber ein doppelter: erstens wird eine Gegenstandsvorstellung $\mathfrak{d}(A . X)$, die zugleich zwischen den verschiedenen Gliedern wechseln kann, als s t e l l v e r t r e t e n d e appercipirt; zweitens wird das dominirende Merkmal $\mathfrak{d}$ intensiver in der Apperception gehoben. Die erste dieser Wirkungen lässt sich aus der fortwährend vorhandenen Möglichkeit, von einer Gegenstandsvorstellung $(A_1 . X_1)$ auf irgend eine andere ihr associirte $(A_2 . X_2)$ überzugleiten, leicht begreifen. Dies verursacht jene unbestimmt fluctuirende Beschaffenheit der Vorstellungen, die wir bei diesen Begriffsformen beobachten. Der zweite Erfolg, die stärkere Hebung von $\mathfrak{d}$, wird durch die gleiche Bedingung herbeigeführt, indem bei allem Wechsel der sonstigen Associationselemente das die Association vermittelnde $\mathfrak{d}$ relativ constant bleibt. Zugleich hat jedoch $\mathfrak{d}$ wieder die Eigenschaft, dass es immer nur gebunden an bestimmte andere Elemente gegenständlicher Vorstellungen vorkommt, also für

sich isolirt niemals vorgestellt werden kann. Associirt sich nun weiterhin mit δ ein Wort *n*, so bleibt dieses ausschließlich dem Elemente δ selbst associirt, während die Gebilde $(A_1 . X_1)$, $(A_2 . X_2)$ u. s. w. mit ihm immer nur in vorübergehende Verbindungen treten.

Diese Erscheinungen bieten aber außerdem insofern wichtige Unterschiede, als der Umstand, ob δ zu den relativ constanten oder zu den variabeln Elementen der Gebilde $(A . X)$ gehört, in diesem Fall einen wesentlichen Einfluss auf den Begriff und das ihn bezeichnende Wort ausübt. Gehört δ zu den relativ constanten Elementen $A$, so ist es das, was wir eine Eigenschaft der Gegenstände der Reihe nennen. Gehört es zu den variabeln $X$, so entspricht es dem, was wir als einen Zustand unterscheiden. Demnach erhält das zugehörige *n* im ersten Fall eine Eigenschafts-, im zweiten eine Zustandsbedeutung. Dabei ist übrigens zu beachten, dass es sich bei der Entstehung des Eigenschaftsbegriffs wieder nur um eine relative Constanz von δ handelt, da die Bildung des Begriffs und des ihm entsprechenden Wortes durch das zeitweise Fehlen von δ in einer Gruppe $A$ ebenso wenig gehindert wird wie durch den Umstand, dass δ in den einzelnen $A$ in verschiedenen qualitativen oder intensiven Abstufungen vorkommt. So lange diese nicht so erheblich wechseln, dass sie die von einer Vorstellung auf die andere ausgeübte Assimilationswirkung stören, so ist die relative Constanz von δ gewahrt. Anderseits bleibt bei der Zugehörigkeit von δ zur Reihe der variabeln Elemente $X$ immer die Bedingung bestehen, dass die einzelnen δ innerhalb der verschiedenen Glieder $X_1$, $X_2$, $X_3$ . . . zwar als zusammengehörige, dennoch aber als hinreichend verschiedene Variationen einer und derselben Vorstellung erscheinen, sodass ihre Verschiedenheit stets ebenso deutlich bleibt wie ihre wechselseitige Beziehung. Psychologisch findet dieses Verhältniss darin seinen Ausdruck, dass, wenn δ zu den constanten Gruppen $A$ gehört, unmittelbar die einzelnen Vorstellungen $(A . X)$ sich wechselseitig assimiliren, während dagegen, wenn δ den variabeln Gruppen $X$ zufällt, wegen der viel größeren Verschiedenheit derselben nur eine successive Association möglich ist. So kommt es, dass sich im ersten Fall die ganze Verbindung $n\delta(A . X)$ immer noch als eine verhältnissmäßig stabile Vorstellung fixiren kann, wogegen im zweiten ein Wechsel der Vorstellungen entsteht, in welchem δ selbst innerhalb

gewisser Grenzen variirt und nur $n$ relativ fest bleibt, Unterschiede, die in der bestimmteren Natur namentlich der concreten Eigenschaftsbegriffe gegenüber den unbestimmteren Zustandsbegriffen sich ausprägen.

Von der Bildung der Gegenstandsbegriffe unterscheiden sich hiernach diese auf Reihenbildung beruhenden Begriffsentwicklungen in allen Fällen wesentlich dadurch, dass wegen des Wechsels aller übrigen Bestandtheile der Gruppen $(A \,.\, X)$ die dominirenden Elemente, die ursprünglich die Reihen zusammenhalten, eine weit größere Bedeutung gewinnen und zum Theil auch nach dem Hinzutritt der Wortbezeichnung $n$ noch bewahren. Ganz besonders gilt dies für die erste Form der Reihenbildung, wo $\delta$ den constanten Bestandtheilen $A$ angehört: also für die Bildung der Eigenschaftsbegriffe. Hat sich ein Gegenstandsbegriff nach dem einfachen Schema $\delta n (A \,.\, X)$ gebildet, so pflegt, wie schon bemerkt, $\delta$, nachdem es sich mit $n$ associirt hat, sehr bald wieder mit der ganzen Complexion $(A \,.\, X)$ zu verschmelzen. Es verliert also seinen dominirenden Charakter, und allmählich wird an seiner Stelle $n$ dominirender Bestandtheil, wobei jedoch mit $n$ immer der ganze Elementencomplex $(A \,.\, X)$ fest associirt ist. Dagegen bringen es jene Reihenbildungen, aus denen die Eigenschaftsbegriffe entspringen, nothwendig mit sich, dass $\delta$ mit $n$ verbunden bleibt und nicht unter den übrigen Elementen verschwindet, daher nun die Complication $n\delta$ als der dominirende Bestandtheil beharrt, an den sich dann eben jene fluctuirende Vorstellungsreihe anschließt. So stellen wir uns bei dem Begriff *Himmel* zunächst das Wort, dann aber auch das Bild des Himmels selbst vor, an das der ursprünglich dominirende Bestandtheil zuweilen noch deutlich geknüpft sein wird, nicht selten aber auch ganz verschwunden sein mag: ersteres z. B. wenn *hohl* (*caelum*), letzteres wenn *Heim* (der Götter) das dominirende Element gewesen sein sollte. In allen Fällen ist aber dieses Element selbst nicht mehr an das Wort $n$, sondern an das ganze begleitende Bild $(A \,.\, X)$ gebunden. Bei dem Begriff *blau* dagegen denken wir stets gleichzeitig an das Wort und an die blaue Farbe; und diese ist dann außerdem immer noch an irgend eine zusammengesetzte, freilich äußerst unbestimmte und fließende Gegenstandsvorstellung, z. B. an den blauen Himmel oder an irgend eine sonstige blaue Fläche, gebunden.

Die Entstehungsweise der Complicationen in den zwei Fällen, wo ẟ der constanten Gruppe $A$ oder der variabeln $X$ angehört, bringt es nun ferner mit sich, dass dort, bei den Eigenschaftsbegriffen, die Verbindung $n$ẟ fester bleibt als hier, bei den Zustandsbegriffen. Bei diesen nimmt nämlich ẟ wegen der Zugehörigkeit zu $X$ an der Fluctuation der Gruppen $(A . X)$ selbst Theil, nur dass die Variationen von ẟ in den einzelnen $X_1$, $X_2$, $X_3$ ... gering genug bleiben, um jene successive Association der Vorstellungen $(A . X)$, welche allein durch die Elemente ẟ zu Stande kommt, nicht zu zerstören. Darum sind nach einer leicht zu bestätigenden psychologischen Beobachtung die Vorstellungen sinnlicher Gegenstände die festesten. Schwankender sind schon die Eigenschaftsvorstellungen. Doch kann hier immer noch durch eine beharrliche Association mit irgend einem zugehörigen Gegenstand aus der Reihe $(A . X)$ eine willkürliche Fixirung zu Stande kommen. Am unbestimmtesten sind die Zustandsvorstellungen, weil bei ihnen nicht bloß die Gruppe $(A . X)$, sondern das ursprünglich herrschende Element ẟ selbst fluctuirt, daher es denn auch in diesem Fall, ähnlich wie bei der Gegenstandsvorstellung, leicht völlig verschwimmt, wobei freilich bei der letzteren die Complexion $(A . X)$ selbst eine gewisse sinnliche Festigkeit hat, was bei den Verbalbegriffen nicht der Fall ist. So eignen sich diese am allermeisten dazu, dem Wort $n$ die ausschließlich dominirende Stellung zu lassen. Unter allen sinnlichen Vorstellungen sind deshalb die Zustandsvorstellungen den abstracten Begriffen am nächsten verwandt: sie liegen gewissermaßen auf der Schwelle zu ihnen[1]).

Angesichts der Zeugnisse, die uns die Sprache für die genetischen Beziehungen der Wörter verschiedener Begriffskategorien bewahrt hat, würde es aber offenbar nicht zulässig sein, dieser Abhängigkeit aller Begriffe von der Vorstellung sinnlicher Gegenstände die Deutung zu geben, dass sich die Wortkategorien fortwährend in der entsprechenden Reihenfolge entwickeln müssten. Vielmehr macht es gerade die Rolle, die bei der Entstehung aller Begriffe den herrschenden Elementen zukommt, von vornherein wahrscheinlich, dass,

[1]) Diese überwiegende Bedeutung der Wortbestandtheile für die Zustandsvorstellungen findet auch in den früher Cap. V, S. 504 berührten Erscheinungen bei der Abnahme des Wortgedächtnisses ihren Ausdruck.

sobald einmal überhaupt Begriffe der verschiedenen Kategorien existiren, je nach der Stufe des Denkens bald mehr die Gegenstände selbst in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, bald die mannigfachen Beziehungen derselben und ihre Veränderungen für die Ausbildung des Denkens und der Sprache bestimmend sind. Von dem Punkte an, wo verschiedene Begriffsformen neben einander entstanden sind, muss namentlich die Stellung, die das dominirende Element zu dem ganzen Inhalt $(A \,.\, X)$ einnimmt, dafür maßgebend werden, ob der Name eines Gegenstandes der Bezeichnung von Eigenschaften und Zuständen den Ursprung gibt, oder ob umgekehrt diese auf jenen übertragen, oder auch Wörter verschiedener Kategorie unabhängig von einander gebildet werden. Da die Bildung des Elementes $n$ ein an die Apperception des herrschenden Vorstellungsbestandtheiles sich anschließender, aber immerhin secundärer Vorgang ist, so ist es klar, dass auch die entscheidende Verbindung $n\delta$ in verschiedenen Momenten erfolgen kann: entweder unmittelbar nachdem sich ein Gegenstandsbegriff $(A \,.\, X)$ gebildet hat, oder erst nachdem eine Reihenbildung $\delta(A_1 \,.\, X_1)$, $\delta(A_2 \,.\, X_2)$, $\delta(A_3 \,.\, X_3)$ .. entstanden ist, wobei dann wiederum die Bedingungen für $n$ verschieden sind, je nachdem $\delta$ zu den relativ constanten oder zu den variabeln Elementen gehört. Endlich kann, falls die Verbindung $n\delta$ aus einer solchen Reihenbildung hervorgeht, $n$ entweder als unmittelbarer lautlicher Ausdruck des zu ihm gehörigen $\delta$, oder erst auf Grund einer Association mit einer bereits vorhandenen Gegenstandsvorstellung $n\delta(A \,.\, X)$ mit dem gleichen dominirenden Element, oder es kann auf Grund einer andern, parallel gehenden Reihenbildung mit gleichem $\delta$ entstehen. Ganz dieser wechselvollen Möglichkeit entspricht es, dass wir schon bei den einfachsten Begriffen anscheinend primäre wie abgeleitete Benennungen vorfinden. Um so bezeichnender ist es für die psychologische Abhängigkeit der verschiedenen Vorstellungsformen, dass gerade da, wo die Bildung von Eigenschafts- oder Zustandsbenennungen verhältnissmäßig neueren Ursprungs ist, eine Anlehnung an die Namen von Gegenständen besonders häufig vorkommt. Man denke z. B. an Farbenbezeichnungen wie *violett*, *orange*, *purpur*, oder an gewisse moralische und ästhetische Eigenschaftswörter, wie *teuflisch*, *ehrsam*, *grausam*, *freudig*, *leidvoll* u. s. w., ferner an Verba, wie *tagen*, *nächtigen*, *köpfen*, *enthaupten*, *knospen*, *zahnen* u. dergl. Man

empfindet bei diesen Ableitungen im Grunde nur deutlicher das bei allen Begriffen obwaltende Verhältniss der Abhängigkeit der Begriffe von vorgestellten Gegenständen.

### 5. Bildung abstracter Begriffe.

Die Entstehung der Eigenschaftsbegriffe ist der erste, die der Zustandsbegriffe ein zweiter Schritt auf dem Wege der Entwicklung abstracter Begriffe. Die Eigenschaft ist abstracter als der Gegenstand, weil die concrete Vorstellung, an die sie jedesmal gebunden wird, unbestimmt bleibt. Der Zustand ist wieder abstracter als die Eigenschaft, weil bei ihm sowohl der Gegenstand selbst, wie die Summe der ihm in einem gegebenen Augenblick zukommenden Eigenschaften nur durch die Beziehung zu seinem Verhalten in andern Momenten bestimmt ist.

In der That pflegt daher die Logik schon die Bildung des Eigenschaftsbegriffs als eine »Abstraction« von den übrigen Eigenschaften, die Bildung des Zustandsbegriffs als eine solche von den gesammten übrigen Eigenschaften und Zuständen des Gegenstandes zu betrachten. Auch ist dagegen vom logischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Wohl aber beruht es auf einer Vermengung der Thatsachen mit unserer logischen Interpretation derselben, wenn ein solches Abstrahiren und Isoliren für eine Schilderung der psychologischen Natur der Begriffsbildung angesehen wird. Dies ergibt sich schon daraus, dass jene Abstraction zwar logisch gefordert, und dass diese Forderung für bestimmte Zwecke des logischen und wissenschaftlichen Denkens als erfüllt angenommen werden kann, dass sie aber in unserem Bewusstsein niemals erfüllbar ist. Nun hat es die Psychologie nur mit den in der Erfahrung gegebenen Thatsachen dieses Bewusstseins zu thun, nicht mit logischen Postulaten. Aufgabe der Psychologie kann es darum nur sein, über den Thatbestand Rechenschaft zu geben, der diesen an und für sich in der Erfahrung niemals erfüllbaren Forderungen zu Grunde liegt. Hierbei sind, als die beiden Hauptstufen solcher Begriffspostulate, die Gattungs- und die Beziehungsbegriffe zu unterscheiden.

*Gattungsbegriffe* entstehen offenbar dann, wenn sich der nämliche psychische Vorgang, der zur Bildung von Eigenschaftsbegriffen und ihren Benennungen geführt hat, *auf die ursprünglichen concreten Gegenstandsbegriffe selbst überträgt.* Jeder concrete Gegenstandsbegriff entspricht nämlich zunächst einem *einzelnen* sinnlichen Gegenstand, der, wie oben bemerkt, in der Apperception die Form $\delta(A . X)$ annimmt, d. h. aus einer unbestimmten Menge constanter und variabler Elemente besteht, über die sich *ein* Element durch bevorzugte Apperception als das dominirende erhebt. Sobald ein solches Gebilde entweder in Theilvorstellungen zerlegt oder selbst als Theil einer zusammengesetzteren Gesammtvorstellung gedacht wird, so übernimmt es damit die Function eines *Begriffs*: es bildet einen einheitlichen Gedankeninhalt, der zu andern, ähnlichen Inhalten in eine Beziehung gesetzt ist, die sich, wenn sie in der Sprache zum Ausdruck kommt, zu einem *Satze* gestaltet. Dieser sprachliche Ausdruck ist aber daran gebunden, dass sich mit dem dominirenden Element $\delta$ ein ihm entsprechendes Lautgebilde $n$ verbindet. Denn nun erst ist der Festhaltung des Begriffs das fortwährende Wandern und Fließen der Vorstellungselemente nicht mehr hinderlich, und wenn in Folge dieser Vorgänge $\delta$ unter den übrigen Elementen der Vorstellung $(A . X)$ wieder verschwindet, so kann nun $n$ als das allein dominirende erhalten bleiben: damit ist der Punkt erreicht, wo die ursprüngliche Beziehung zwischen Laut und Bedeutung erlischt, und wo um so mehr das *Wort* in Folge der Veränderungen, welche die Verbindung $(A . X)$ erfährt, dem Bedeutungswandel zugänglich wird. Auf diesen sind aber, gerade so wie auf die ursprüngliche Wortbildung und Wortbedeutung, die jeweils dominirenden Elemente von Einfluss. Indem das Gesetz der Enge der Apperception fortwirkt, können solche Elemente, auch nachdem sich das Wort als der feste Punkt der Begriffsbildung ausgeschieden hat, niemals ganz verschwinden, sondern sie werden nur in der Complication $n\delta$ relativ variablere Bestandtheile, die daher nun dem unveränderlich bleibenden Worte $n$ gegenüber wesentlich den Bedeutungswandel dieses letzteren vermitteln helfen. Dieser spielt sich so als ein Vorgang ab, bei welchem nach einander die Complexe $n\delta_1$, $n\delta_2$, $n\delta_3$ ... mit Vorstellungen $(A_1 . X_1)$, $(A_2 . X_2)$, $(A_3 . X_3)$ ... verbunden sind. Ein solcher Process liegt schon jenen

Reihenbildungen zu Grunde, aus denen die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe hervorgehen. Indem hier die Elemente $\delta$ eine selbständigere Stellung in der Complexion der Merkmale eines Gegenstandes gewinnen, wirkt dies nun auf die Gegenstandsvorstellung selber zurück. Die nächste und einfachste Wirkung geht dabei von jenen Associationen aus, die sich zwischen einer Reihe verschiedener Gegenstandsvorstellungen mit annähernd constantem $\delta$ bilden. Wie eine solche Reihe das Substrat des Eigenschaftsbegriffs, so ist sie daher gleichzeitig das des Gattungsbegriffs. Der Unterschied beider besteht nur darin, dass bei dem ersteren $\delta$ als ein relativ constanter dominirender Bestandtheil im Vordergrund des Bewusstseins bleibt, indess die sämmtlichen andern, die gegenständliche Vorstellung zusammensetzenden Elemente $(A . X)$ in einem fortwährenden Flusse begriffen sind. Wird dagegen die Reihe $n\delta(A_1 . X_1)$ $n\delta(A_2 . X_2)$ $n\delta(A_3 . X_3)$ ... zum Substrat eines Gattungsbegriffs, so sind die Complexionen $(A . X)$ von festerer Beschaffenheit, während das Element $\delta$ fließender ist und daher leichter durch das Wort $n$ abgelöst werden kann. Dieser Unterschied ist selbst wieder dadurch bedingt, dass die Reihenbildungen $(A_1 . X_1)$ $(A_2 . X_2)$ $(A_3 . X_3)$ $(A_4 . X_4)$ ... in beiden Fällen ein wesentlich abweichendes Verhältniss der einzelnen Glieder darbieten. Die Eigenschaftsbegriffe gehen nämlich aus Reihen hervor, die sehr disparate, eventuell nur durch das dominirende Element $\delta$ associativ verbundene Glieder enthalten. Die Gattungsbegriffe schließen dagegen lauter Glieder ein, die außer $\delta$ noch zahlreiche andere Elemente gemein haben. Dies ist zugleich der Grund, weshalb im ersten Falle $\delta$ fortan viel fester an $n$ gebunden bleibt, während es bei der Bildung der Gattungsbegriffe sehr leicht in die Verbindung der übrigen dunkleren Elemente $(A . X)$ zurücktritt. Bei den Gattungsbegriffen steht daher viel häufiger das Wort allein als deutlich erkennbarer Vorstellungsinhalt im Bewusstsein, als bei den Eigenschaftsbegriffen. Die Wörter *roth*, *grün* u. s. w. kann ich nicht aussprechen, ohne die Farbe als eine unbestimmt gestaltete farbige Fläche mitzuempfinden. Bei Wörtern wie *Mensch*, *Thier*, *Baum*, *Stein* u. dergl. fehlt zwar nicht ganz die begleitende Einzelvorstellung, diese ist aber äußerst flüchtig und unbestimmt.

Aehnlich wie den Eigenschafts- die Gattungsbegriffe, so stehen nun in ihrer psychologischen Genese den Zustands- die Beziehungs-

begriffe nahe. Besteht die wesentliche psychologische Eigenthümlichkeit der Zustandsbegriffe darin, dass sie aus Vorstellungsreihen hervorgehen, deren dominirende Elemente den variabeln Bestandtheilen $X$ der Glieder $(A \,.\, X)$ zugehören, so ist die Grundlage eines Beziehungsbegriffes dann gegeben, wenn zunächst je zwei verschiedene dominirende Elemente einer Gegenstandsvorstellung $(A \,.\, X)$ in den Verbindungen $\delta_1(A \,.\, X)$ und $\delta_2(A \,.\, X)$ vorgestellt werden, also wegen der Verschiedenheit der Elemente $\delta$ als zwei Vorstellungen auftreten. Werden diese beiden Vorstellungen wegen der im allgemeinen bestehenden Uebereinstimmung der gegenständlichen Elemente $(A \,.\, X)$ mit einem einzigen Lautgebilde $n$ verbunden, so ist dieses demnach weder dem Gegenstand noch einem Zustand desselben, sondern zwei Zuständen associirt, die als verschiedene des nämlichen Gegenstandes nicht zusammen vorkommen können. In dieser Verbindung, die wir symbolisch durch das Schema $n\,\delta_1/\delta_2(A.X)$ darstellen können, kommt demnach in den herrschenden Elementen ein Verhältniss von Vorstellungen zum Ausdruck, während die zu Grunde liegende Vorstellung selbst gleichwohl als eine Einheit aufgefasst wird. Nun ist das Verhältniss zweier dominirender Elemente, die nicht gleichzeitig Elemente derselben Vorstellung sein können, nur successiv vorstellbar. Das mit beiden zeitlich getrennten Vorstellungacten verbundene $n$ dagegen kann trotzdem in einem Acte gedacht werden. Demnach hat hier das Wort $n$ im höchsten Maße die Tendenz, an Stelle der schon wegen der Verschiedenheit der Elemente $\delta_1$, $\delta_2$ unbestimmt fluctuirenden Vorstellungen $(A \,.\, X)$ allein zum herrschenden zu werden.

Die einfachsten Formen solcher Beziehungsbegriffe, die zugleich Ausgangspunkte aller verwickelteren und allgemeineren dieser Art sind, begegnen uns in der Form concreter Beziehungsbegriffe. Diese entstehen in jeder der drei Kategorien, ebenso wie im Gebiet der allgemeinen Beziehungsformen: als Gegenstandsbegriffe z. B. in *Vater* und *Mutter*, *Vater* und *Sohn*, *Bruder* und *Schwester*, *Berg* und *Thal*, *Land* und *Meer* u. s. w.; als Eigenschaftsbegriffe in *groß* und *klein*, *hoch* und *tief*, *schnell* und *langsam;* als Zustandsbegriffe in *gehen* und *stehen*, *thun* und *leiden*, *lieben* und *hassen;* endlich als allgemeine Beziehungsformen in *auf* und *ab*, *her* und *hin*, *mit* und *ohne* u. a. Indem sich nun weiterhin mit den so entstandenen Bildungen andere,

namentlich Gattungsbegriffe verschiedener Stufen, durchkreuzen, gewinnen die Formen der Beziehungsbegriffe selbst immer allgemeinere Bedeutungen. Zugleich unterstützt hier wieder die Verdunkelung der ursprünglich herrschenden Elemente die Entstehung von Gebilden, die nur noch an dem bezeichnenden Wort ihr unmittelbar vorstellbares Substrat haben. Die allgemeinen Beziehungsbegriffe sind daher die im eminenten Sinne abstracten Begriffe, insofern wir psychologisch unter den letzteren nur solche verstehen können, denen irgend eine repräsentative Vorstellung von adäquater Beschaffenheit nicht mehr entspricht. Abstracte Begriffe in diesem Sinne sind demnach Begriffe, deren wesentliches Vorstellungssubstrat nur noch in dem Worte besteht.

Der geschilderte Uebergang zu abstracteren Begriffsformen ist nun zugleich mit einer stetigen Verschiebung der Kategorien in dem Sinne verbunden, dass die Begriffe mehr und mehr die Form der Gegenstandsbegriffe annehmen. Während die concreten Beziehungsbegriffe, mit denen diese Entwicklung beginnt, zu einem großen Theil Eigenschaften und Zustände bedeuten, entwickeln sich so die abstractesten Begriffe dieser Art zu correlaten Gegenstandsbegriffen, die, als reine Denkobjecte, ihre begriffliche Bedeutung erst durch die mannigfachen Beziehungen des Denkens empfangen, die das sie vertretende Wortsymbol in uns anregt. Hierher gehören Begriffe wie *Grund* und *Folge*, *Ursache* und *Wirkung*, *Mittel* und *Zweck*, *Substanz* und *Accidenz*, *Sein* und *Nichtsein*, *Wesen* und *Erscheinung*, *Tugend* und *Laster* und andere mehr. Der weite Abstand, der diese abstracten Beziehungsbegriffe von der concreten Wirklichkeit trennt, gibt sich nicht bloß daran zu erkennen, dass bei ihnen das Wort als alleinige repräsentative Vorstellung zurückbleibt, sondern besonders auch daran, dass sie bei ihrer Anwendung auf die Thatsachen der Wirklichkeit immer in eine Menge concreterer Begriffe zerfallen, so dass sie diesen gegenüber logisch die Rolle zusammenfassender und abkürzender Symbole übernehmen. Die fortschreitende Umwandlung der andern Begriffsformen in solche abstracte Gegenstandsbegriffe führt zugleich für das wissenschaftliche Denken den wichtigen Erfolg mit sich, dass nunmehr alle allgemeingültigen Aussagen die Form von »Relationsurtheilen« annehmen können, deren beide Hauptbegriffe, Subject und Prädicat, eben weil

sie von gleicher Kategorie sind, stets in ein exactes Verhältniss zu einander gebracht werden können[1]).

Die Sprache begleitet diese Entwicklung der Denkfunctionen mit Vorgängen correlativen wie selbständigen Bedeutungswandels, unter denen der erstere namentlich die kategoriale Verschiebung der Begriffe, der zweite die besondere Entwicklung der einzelnen Begriffsinhalte vermittelt. Während unter den drei ursprünglichen Kategorien die der Gegenstände das früheste, concreteste Denken repräsentirt, entfernen sich die Eigenschafts- und noch mehr die Zustandsbegriffe schon von der unmittelbaren Wirklichkeit, und bei der Bildung der Gattungsbegriffe nimmt diese Abweichung immer mehr zu, um endlich bei den wiederum der Classe der Gegenstandsbegriffe angehörenden abstracten Beziehungsausdrücken ihre äußerste Grenze zu erreichen. Im Gebiet dieser secundären Begriffsbildung ist daher, im Gegensatze zur primären, der Gegenstandsbegriff stets abstracter als der aus dem gleichen Wortstamm gebildete Eigenschafts- oder Zustandsbegriff. So sind die *Bläue*, die *Größe*, das *Gute* oder die *Güte*, die *Stärke*, die *Härte* u. s. w. abstracter als *blau*, *groß*, *gut*, *stark*, *hart*. Die Umwandlung in den Gegenstandsbegriff hindert uns, die Eigenschaft an ein concretes Object gebunden zu denken, was bei den zugehörigen Eigenschaftswörtern ohne weiteres geschehen kann. Ebenso sind das *Leben*, das *Wissen*, die *Bewegung*, der *Lauf* u. a. abstracter als *leben*, *wissen*, *bewegen*, *laufen*. Wenn wir das eine Mal vom *Lauf* der Ereignisse reden, das andere Mal die Ereignisse *laufen* lassen, so berührt uns darum die letztere Redeweise sinnlich anschaulicher. Eine weitere Erhebung in die Region des Abstracten tritt dann nicht selten noch dadurch ein, dass gewisse in ihrer ursprünglichen Form sinnliche oder dem Sinnlichen näherstehende Wörter mit Beziehungsformen, z. B. mit präfigirten Elementen, verschmelzen, wie im lateinischen mit *con-*, *ab-*, *in-*, *ex-*, im deutschen mit *be-*, *er-*, *ver-*, *ge-* u. s. w. Wenngleich diese Elemente ursprünglich selbst eine concrete räumliche Bedeutung besaßen, so haben sie doch diese in der lebendigen Sprache durchweg verloren. Dass das *be-* in *begreifen* ein *umgreifen* (*be* zu *umbe*), das *er-* in *erwägen* ein *auswägen* (*er-* aus *ur-* 'aus'), das

[1]) Ueber diese logische Bedeutung der kategorialen Verwandlung der Begriffe vgl. Logik,[2] I, S. 127, 193 ff.

*ge-* in *Gewissen* ein *Mitwissen* (*ge-* urverwandt mit lat. *con-*) bezeichnen solle, ist völlig unserem Bewusstsein entschwunden. Aber dieses Verblassen der sinnlichen Bedeutung hat nun auf das Wort selbst herübergewirkt. Das Präfix, das nur noch eine unbestimmte Modification des Sinnes ausdrückte, hat das Wort, zu dem es hinzutrat, überhaupt aus seiner sinnlichen Sphäre weiter entfernt, — im Gegensatze zu der ursprünglichen Wirkung, die, so lange das Präfix selbst seine concrete Bedeutung bewahrt hatte, nur in einer Verstärkung dieses sinnlichen Eindrucks bestehen konnte. So lange *begreifen* noch als *umgreifen* verstanden wurde, bot es ein lebendigeres Bild als das unbestimmtere *greifen*. Jetzt ist umgekehrt *begreifen* abstracter geworden als *greifen*, und *Begriff* in Folge des Ueberganges in den secundären Gegenstandsbegriff abermals abstracter als *begreifen*. So ist auch der *Verlauf* abstracter als der *Lauf*, das *Betragen* als das *Tragen*, die *Gewohnheit* als das *Wohnen*, das *erwägen* als das *wägen*, das *verstehen* als das *stehen*, das *vorstellen* als das *stellen* u. s. w.

Wichtiger als diese correlativen Begriffsänderungen sind jedoch für das Studium der Processe, aus denen sich die Entwicklung der Begriffe zusammensetzt, die Erscheinungen des selbständigen Bedeutungswandels. Bei den correlativen Veränderungen, in deren Gebiet die kategoriale Verschiebung der Begriffe gehört, stehen Wortänderung und Begriffsänderung in Wechselwirkung: der Wechsel des Begriffs verändert das Wort, und die Umbildung des Wortes modificirt den Begriff. Der selbständige Bedeutungswandel dagegen besteht nur noch in solchen Umwandlungen des begrifflichen Inhaltes, die durch die Eigenschaften des Inhaltes selbst und die auf ihn einwirkenden Einflüsse verursacht werden. Unter diesen Veränderungen sind die des regulären Bedeutungswandels die hauptsächlichsten Hülfsprocesse der allgemeinen Begriffsentwicklung, während der singuläre mehr in einzelnen Fällen und für besondere Begriffsgebiete ergänzend eingreift.

## IV. Regulärer Bedeutungswandel.

### 1. Begriff und Hauptformen des regulären Bedeutungswandels.

Als das wesentliche Kriterium des regulären Bedeutungswandels wurde oben (S. 429) dieses hervorgehoben, dass er alle jene Veränderungen der Wortbedeutungen in sich schließe, welche durch die innerhalb einer Sprachgemeinschaft allgemeingültig auftretenden allmählichen Veränderungen der Apperception erfolgen. Hierin liegt eingeschlossen, dass die einzelnen Vorgänge in diesem Falle nicht auf individuelle Willkür zurückzuführen sind, und dass sie im allgemeinen einen stetigen Verlauf zeigen. Dabei bleibt freilich zu beachten, dass individuelle und generelle Einflüsse auch hier nicht als absolut disparate Ursachen einander gegenüberstehen, sondern dass das Generelle immer nur eine Wirkung bezeichnet, die unter den gegebenen Bedingungen in unbestimmt vielen Individuen hervortreten kann. Aehnlich ist die Stetigkeit des Verlaufs nicht in jenem mathematischen Sinne zu nehmen, in welchem stetige und discrete Größen qualitativ unvergleichbar bleiben; sondern die stetige Veränderung bezeichnet eigentlich nur eine solche, bei der jeder neue Zustand mit dem zunächst vorausgegangenen durch eine unmittelbar erkennbare Bedeutungsverwandtschaft zusammenhängt, so dass während einer Reihe regulärer Bedeutungsänderungen eine innere Beziehung zwischen den aus einem Grundbegriff erwachsenen abgeleiteten Bedeutungen besteht. Die wirklichen Veränderungen sind darum auch hier unstetige Vorgänge, und der ganze Verlauf gewinnt nur dadurch einen stetigen Charakter, dass bei jedem Eintritt eines neuen, das Ganze der Bedeutung verändernden Momentes die continuirliche Verbindung des Begriffs mit den vorangegangenen Stufen seiner Entwicklung erhalten bleibt.

Die einzelnen Apperceptionsacte, die einen solchen aus der allmählichen Differenzirung und Spaltung eines Begriffs bestehenden regulären Bedeutungswandel zusammensetzen, sind nun stets an bestimmte Associationen gebunden. Zugleich sind sie aber von den allgemeinsten Eigenschaften der Apperception selbst bestimmt, vor allen von denjenigen, die wir oben als die Einheit und die Enge derselben bezeichnet haben (S. 466). Diese Verhältnisse bringen es mit sich, dass der reguläre Bedeutungswandel in formaler Beziehung an jene

Constitution der Begriffe gebunden ist, die in dem Hervortreten dominirender Bestandtheile, in der Sonderung relativ constanter und variabler Elemente sowie in den Beziehungen derselben zu einander sich ausspricht (S. 468 ff.). Für die materiale Beschaffenheit der Erscheinungen dagegen sind naturgemäß die Associationsprocesse entscheidend, durch die nicht nur die mannigfachen Verbindungen der Elemente entstehen, auf denen die Constitution eines Begriffs beruht, sondern die auch durch den Wechsel ihrer Bedingungen Veränderungen dieser Elemente herbeiführen. Hier nun besteht das entscheidende Merkmal des regulären Bedeutungswandels darin, dass zwar auch bei ihm, wie bei allen zusammengesetzteren psychischen Entwicklungen, die successive Association verschiedentlich in den Verlauf der Processe eingreifen kann, dass aber die wesentliche Rolle den simultanen Associationen zukommt: der Assimilation, die zwischen Eindrucks- und Erinnerungselementen des gleichen Sinnesgebietes sich abspielt, und der Complication, die in einer Association von Empfindungselementen verschiedener Sinnesgebiete besteht.

Als Grundformen des regulären Bedeutungswandels ergeben sich demnach zunächst zwei, die wir als »Bedeutungswandel durch assimilirende Apperception« und als »Bedeutungswandel durch simultane Complicationen« oder, um uns kürzerer Ausdrücke zu bedienen, als assimilativen und complicativen Bedeutungswandel unterscheiden können. Neben jenen auf gewisse Grundformen der Association zurückgehenden Hauptbedingungen machen sich aber vielfach noch Nebenbedingungen geltend. Dahin gehören in erster Linie Gefühlswirkungen, die durch die Richtung, die sie der Association geben, den Bedeutungswandel bestimmen. Sodann hat auf den Verlauf der Processe die Verdichtung der Bedeutungen nicht selten einen maßgebenden Einfluss. Im Gegensatze zu der Gefühlswirkung, die dem Stadium der Associationsbildung selbst angehört, ist diese Verdichtung ein Ergebniss, das oft wiederholten Wortassociationen gleicher Richtung nachfolgt. Es äußert sich darin, dass ein Wort durch andere Wörter, die oft mit ihm associirt waren, in seiner Bedeutung verändert wird. Wir können diesen Vorgang eine associative Verdichtung nennen, weil bei ihm ein ursprünglich gegebener Begriff Nebenbegriffe, die mit ihm oft associirt wurden, allmählich unter seine eigenen Elemente aufnimmt.

## 2. Assimilativer Bedeutungswandel.

Die assimilative Form des Bedeutungswandels ist diejenige, die durch die allgemeinen Bedingungen der Apperception überall zunächst nahe gelegt wird. Bei der Apperception eines Gegenstandes werden, wie die Vorgänge der Sinneswahrnehmung, des sinnlichen Erkennens und Wiedererkennens auf Schritt und Tritt zeigen, stets Elemente reproducirt, die aus früher erlebten Wahrnehmungen als Anlagen in uns bereit liegen, und zwischen denen und dem neu appercipirten Eindruck eine wechselseitige Assimilation stattfindet. Als Resultat ergibt sich so, dass die neu appercipirte Vorstellung aus directen und reproductiven Elementen zusammengesetzt ist, die auf das innigste mit einander verschmelzen, und dass die neue Wahrnehmung auf eine frühere oder auf eine Reihe früherer Vorstellungen unter Betheiligung eines bestimmten qualitativ eigenthümlichen Gefühlseffectes, des »Bekanntheitsgefühls«, bezogen wird. Spielen sich nun diese Vorgänge bei jenen Vorstellungsgebilden ab, die in dem oben (S. 470) erörterten Sinne als Repräsentanten von Begriffen in unserem Bewusstsein vorkommen und die allgemeine Eigenschaft der Begriffscomplexe zeigen, mit einer Wortvorstellung von dominirendem Werthe verbunden zu sein, so geht der geschilderte Assimilationsprocess von selbst in das Grundphänomen des assimilativen Bedeutungswandels über. Aus der Mischung neuer und reproductiver Elemente von übereinstimmender und verschiedener Qualität associiren sich die übereinstimmenden mit der Wortvorstellung. Indem aber der gesammte übrige Inhalt auf diesen einen Bestandtheil bezogen und daher als das aufgefasst wird, was das constant bleibende Wort bedeutet, erscheint im Wechsel der Assimilationen der Bedeutungsinhalt des Wortes als ein veränderliches Vorstellungsgebilde. Soll diese Veränderung zu einem eigentlichen Bedeutungswandel werden, so ist nur noch erforderlich, dass neben den übereinstimmenden auch die abweichenden Elemente der Vorstellungen deutlich genug hervortreten, ein Ereigniss, das in den bei den Assimilationen der Sinneswahrnehmung vorkommenden Erscheinungen, die zwischen »Wiedererkennung« und »Erinnerung« mitten inne stehen, sein einfaches Vorbild hat[1]).

[1]) Ueber den allgemeinen Charakter der Wiedererkennungs- und Erinnerungsvorgänge vgl. Grundriss der Psychologie,3 S. 281 ff.

Die allgemeine Bedingung des assimilativen Bedeutungswandels besteht hiernach darin, dass bei der Apperception eines Vorstellungsinhaltes übereinstimmende Elemente eines andern von gleicher Begriffskategorie eine assimilirende Wirkung auf die neue Vorstellung ausüben, worauf sich dann an diese assimilativ wirkenden Elemente das mit ihnen fest associirte Wort anschließt. Betrachtet man den Vorgang unter dem Gesichtspunkt der veränderten Anwendung des associirten Wortes, so erscheint er daher als Bedeutungswandel; betrachtet man ihn unter dem Gesichtspunkt der Veränderung der übrigen Vorstellungsinhalte, so erscheint er als Begriffsübertragung. Hierbei sind zugleich zwei Hauptfälle möglich, deren Verhältniss am einfachsten ersichtlich wird, wenn wir uns wieder symbolischer Ausdrücke für die Constitution der Begriffe bedienen. Nur sollen der Einfachheit wegen für den allgemeinen Inhalt eines Begriffs statt der oben (S. 470) gebrauchten zusammengesetzten Ausdrücke $(A \,.\, X)$, $(A_1 \,.\, X_1)$ ... einfache Buchstabensymbole $A$, $A_1$, $B$, $B_1$ u. s. w. verwendet werden. Doch muss man sich bei diesen stets erinnern, dass die so bezeichneten Vorstellungen veränderliche Vorgänge, nicht bleibende Objecte sind, und dass sie sich stets aus relativ constanten und aus variabeln Bestandtheilen zusammensetzen, wie das der früher gebrauchte Ausdruck $(A \,.\, X)$ andeutet. Damit nun die Complexion $n\delta A$, in der wie oben $\delta$ das dominirende Merkmal und $n$ die Wortvorstellung bezeichnet, einen Bedeutungswandel erfahre, muss $n$ constant bleiben, während sich $\delta A$ verändert. Dabei ist als Bedingung dieser Veränderung nur die festzuhalten, dass irgend welche Elemente zugleich unverändert bleiben. Diese Bedingung kann aber in doppelter Weise erfüllt sein: entweder, und dies ist der einfachste Fall, kann $\delta$ constant bleiben, während die übrige Vorstellung $A$ wechselt; oder es können irgend welche von den in $A$ enthaltenen Elementen constant bleiben, während sich die andern, und mit ihnen auch das dominirende $\delta$, verändern. Diese beiden Hauptfälle können wir demnach als assimilativen Bedeutungswandel mit constant bleibender und als solchen mit wechselnder dominirender Vorstellung bezeichnen.

a. Bedeutungswandel mit constanter dominirender Vorstellung.

Hier lässt sich die Constitution der beiden Begriffe, die als die Glieder eines einfachen Bedeutungswandels vorkommen, ausdrücken durch die Formeln

$$n\delta A \;—\; n\delta A_1,$$

wobei die complexen Werthe $A$ und $A_1$ irgend welche Vorstellungselemente mit einander gemein haben können und außerdem die Verbindungsweise der Elemente variiren kann. Es ist klar, dass die psychologischen Bedingungen zu dieser Form des Bedeutungswandels die einfachsten sind. Ist doch das Wort $n$ ursprünglich stets als ein adäquater Ausdruck des dominirenden Merkmals $\delta$ entstanden. Mag daher irgend ein anderer Vorstellungscomplex noch so abweichend von dem ursprünglichen sein: so lange ihm nur das nämliche $\delta$ zukommt, wird das gleiche Wort $n$ als angemessen dem Begriff aufgefasst werden. Dies gilt auch noch dann, wenn jene erste dominirende Vorstellung, die das Wort entstehen ließ, verschwunden und eine andere für sie eingetreten ist. Was ursprünglich durch die natürliche Verbindung zwischen Laut und Bedeutung bewirkt worden war, das leistet eben nun die Association zwischen Wort und Vorstellung; und in dieser Verbindung ist es wieder irgend ein, möglicher Weise höchst secundärer, dominirender Bestandtheil, an den das Wort fester als an die übrigen gebunden ist, und der nach dem oben gegebenen Schema die Uebertragung von einem Begriff auf einen andern mit dem gleichen dominirenden Element vermittelt.

Der Einfachheit der psychischen Vorgänge, die diesem Bedeutungswandel zu Grunde liegen, entspricht es, dass die Begriffsübertragungen, die er erzeugt, in der Regel von der Anschauung nahe liegenden, immer gegenwärtigen Objecten ausgehen, um auf entferntere, später entstandene überzugehen. So sind es in erster Linie die Theile des eigenen Leibes, deren Namen auf äußere Natur- oder Kunstgegenstände von ähnlicher Form oder Lage übertragen werden. Wir reden vom *Fuß* eines Berges oder Thurmes, von den *Armen* eines Flusses, vom *Hals* einer Flasche, von den *Füßen* und *Beinen* der Tische, Stühle und anderer Geräthe, oder in Zusammensetzungen von einem *Mohnkopf*, *Krautkopf*, *Brückenkopf*, *Kehlkopf*, von der *Mündung* einer Kanone, eines Flusses, von einer *Ader* im Gestein, von der

*Zunge* der Wage u. s. w. Das *sitzen*, *liegen*, *stehen*, *gehen*, ursprünglich Lage- und Zustandsbestimmungen des menschlichen und thierischen Körpers, sind in allen Sprachen auf beliebige Objecte übertragen worden: der Wagen *geht*, der Fluss *läuft*, eine Stadt *liegt*, die Blätter und Früchte *sitzen* auf Zweigen. Ebenso gehen die Namen, die wir Gegenständen beilegen, auf andere von ähnlicher Form über: der *Hut* auf den *Fingerhut* und das *Zündhütchen*, das *Horn* des Ochsen auf das ihm ähnlich gewundene Blasinstrument, der *Himmel* in Wörtern wie *Thronhimmel*, *Himmelbett* auf andere gewölbte Bedeckungen über dem Haupte und in manchen Sprachen auf die gewölbte Gestalt des menschlichen Gaumens (οὐρανίσκος, ital. *cielo della bocca*), oder die Association mit dem Gewölbe eines Palastes wirkt im gleichen Sinne (franz. *palais* = 'palais de la bouche')[1]).

Man wendet auf die Erscheinungen eine ihnen selbst völlig fern liegende Betrachtungsweise an, wenn man in diesen Uebertragungen »Metaphern« erblickt. Der einzige Punkt, in welchem eine Uebereinstimmung mit der wirklichen Metapher gesucht werden könnte, ist der, dass die eine Bedeutung früher war als die andere. Im übrigen erscheinen aber bei diesem assimilativen Bedeutungswandel die ursprüngliche und die übertragene Bedeutung beide als unmittelbar kennzeichnende, so dass die Uebertragung an sich ebenso gut in der umgekehrten Richtung hätte stattfinden können. So bildet der Thronhimmel oder der Gaumen im Munde gerade so gut eine gewölbte Decke wie der wirkliche Himmel, die Füße und Beine eines Tisches tragen diesen ebenso, wie der Mensch von seinen Füßen und Beinen getragen wird. Da ferner die Benennung überall aus der Apperception eines solchen dominirenden Merkmals hervorgeht, so haben wir gar keinen Grund anzunehmen, dass hier irgend ein Act der Vergleichung übereinstimmender und widerstreitender Merkmale im Spiele sei, wie die willkürliche Uebertragung ihn voraussetzen würde. Vielmehr hat offenbar die an dem neuen Gegenstand hervortretende

---

[1]) Diez, Etymol. Wörterb.,5 S. 653. Dabei handelt es sich aber im letzteren Fall wahrscheinlich nicht, wie bei dem Griechischen, dem Italienischen und dem noch in andern romanischen Sprachen dem Himmel entlehnten Wort um eine einfache assimilative Uebertragung, sondern es hat wohl auch noch die Lautassociation mit lat. *palatum*, auf das jedoch *palais* lautgesetzlich nicht zurückgeführt werden kann, eingewirkt.

Eigenschaft unmittelbar eine Assimilation ausgelöst, durch die sich der Gegenstand mit der dominirenden Eigenschaft und in Folge dessen auch mit dem an diese gebundenen Namen eines andern bereits geläufigen Gegenstandes associirte. Für das Bewusstsein desjenigen, der zum ersten Mal einem todten äußeren Object Beine und Füße zusprach, waren diese Theile wirkliche Beine und Füße, natürlich verschieden von denen des Menschen und der Thiere, aber im wesentlichen doch nicht verschiedener, als es die gleichen Theile bei verschiedenen lebenden Geschöpfen auch sind: das herrschende Merkmal wurde von ihm als das gleiche appercipirt. Ebenso bestand in dem Bewusstsein dessen, der zum ersten Mal den Wagen gehen, den Fluss laufen und den Baum stehen ließ, zwischen den so benannten Zuständen dieser Objecte und den entsprechenden von Menschen und Thieren kein Unterschied. Hierin verrathen sich eben diese Erscheinungen als Assimilationswirkungen, die von den dominirenden Begriffselementen ausgehen, und bei denen diese selbst unverändert bleiben, während die übrigen Begriffsinhalte wechseln.

### b. Bedeutungswandel mit wechselnder dominirender Vorstellung.

Verwickeltere und zugleich mannigfaltigere Erscheinungen bietet die zweite Hauptform des assimilativen Bedeutungswandels. Da hier die dominirenden Elemente vor und nach demselben verschiedene sind, so können die beiden zusammengehörigen Begriffe, der ursprüngliche und der, auf den die gleiche Benennung übertragen wurde, nach Analogie der oben angewandten Symbole allgemein ausgedrückt werden durch die Formeln:

$$n\mathfrak{d}A \;—\; n\mathfrak{d}_1 A_1 .$$

Eine unumgängliche Bedingung der assimilativen Wechselwirkung zwischen diesen beiden Gebilden besteht nun darin, dass irgend welche Elemente den Vorstellungen $A$ und $A_1$ gemeinsam angehören, eine Bedingung, die bei der vorigen Form nicht erfüllt sein musste. Damit der wirkliche Zusammenhang der beiden Begriffsformeln ersichtlich sei, ist darum hier jenen nothwendig vorhandenen gemeinsamen Elementen ein besonderer symbolischer Ausdruck zu geben. Bezeichnen wir sie mit $\mathfrak{e}$, so kann aber dieses $\mathfrak{e}$ selbst wieder

einfach oder zusammengesetzt sein, und es kann sowohl zu den constanteren wie zu den variableren Elementen von $A$ und $A_1$ gehören. Allgemein können wir also die beiden Glieder des Bedeutungswandels durch die Formeln ausdrücken:

$$n\delta\varepsilon A \quad — \quad n\delta_1\varepsilon A_1 \,.$$

Nun ist aber stets vorauszusetzen, dass im Moment der eintretenden Bedeutungsänderung der gleichzeitig zu den Verbindungen $A$ und $A_1$ gehörende Bestandtheil $\varepsilon$ dominirte, und dass er erst, nachdem die Veränderung erfolgt ist, seine Stellung wieder verlor. Statt der beiden obigen Formeln, die das Verhältniss der Begriffe nach vollendetem Process angeben, werden also, wenn wir die dominirenden Elemente durch Voranstellung der entsprechenden Symbole ausdrücken, für den Ablauf des Vorgangs die beiden folgenden anzu nehmen sein:

$$n\varepsilon\delta A \quad — \quad n\varepsilon\delta_1 A_1 \,.$$

Sie entsprechen wieder ganz und gar denen, die wir als Ausdruck der einfachsten Form des assimilativen Bedeutungswandels mit constant bleibender dominirender Vorstellung kennen lernten, und sie gehen unmittelbar in diese über, wenn wir auch hier die im Augenblick der Bedeutungsänderung dominirende Vorstellung mit $\delta$ bezeichnen und den vorhin $\delta$ genannten Bestandtheil, da er sich in dem angenommenen Zustand noch nicht über die sonstigen Elemente von $A$ und $A_1$ erhebt, unbezeichnet lassen. Mit andern Worten: der wirkliche Vorgang des assimilativen Bedeutungswandels ist in beiden Fällen der nämliche, und die endgültige Form unterscheidet sich von der dem Moment des Wechsels entsprechenden nur dadurch, dass sich nach geschehener Assimilation die herrschende Vorstellung verändert hat, wie die Umformung von $n\varepsilon\delta_1 A_1$ in $n\delta_1\varepsilon A_1$ andeutet. Die letztere Formel hat jedoch in diesem Fall des Fließens der dominirenden Vorstellungen natürlich wiederum nicht unter allen Umständen eine dauernde Geltung, sondern es kann geschehen, dass die dominirenden Elemente später in Folge der weiteren Umwandlungen der Begriffe ganz verschwinden. Dann erscheint die Umwandlung als eine totale oder mindestens als eine solche, bei der die etwa noch vorhandenen gemeinsamen Elemente von nebensächlichem Werthe sind.

Zeigen uns diese Erörterungen, dass die Eigenthümlichkeiten dieser Form nicht in dem eigentlichen Process der Bedeutungsänderung selbst, sondern in dem ihm folgenden weiteren Wandel der Begriffe ihren Grund haben, so ist nun dadurch freilich nicht ausgeschlossen, dass diese consecutiven Vorgänge durch die Bedingungen der Begriffsentwicklung bereits vorbereitet werden. Unter diesen Bedingungen spielen namentlich diejenigen eine Rolle, die auf ein allmähliches Schwinden der ursprünglich dominirenden Elemente gerichtet sind. Sie sind es, die dem ganzen Process sein Gepräge geben, und die zugleich in vielen Fällen ein völliges Erlöschen der ursprünglichen Bedeutung bewirken.

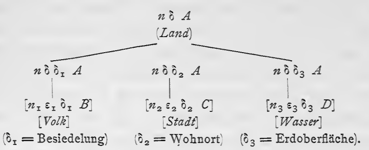
Die angedeuteten Verhältnisse bringen es mit sich, dass der assimilative Bedeutungswandel mit wechselnden dominirenden Vorstellungen eine weit größere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bietet als die vorige, einfachere Form, die nach allem, was oben über die Wichtigkeit der consecutiven Vorgänge bemerkt wurde, offenbar zugleich als die ursprüngliche anzusehen ist. Die Untersuchung der Erscheinungen wird demnach auch hauptsächlich auf die Bedingungen zurückgehen müssen, unter denen jene consecutiven Vorgänge, welche die einfachere in die verwickeltere Form überführen, zu Stande kommen. Wir können diese Bedingungen in solche der rein associativen Veränderung und in solche der Wahrnehmung oder, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, in innere und äußere unterscheiden. Da in den Fällen, wo die Wahrnehmungsbedingungen von entscheidendem Einflusse sind, immer auch associative Momente mitwirken, so sind hier die durch rein associative Factoren verursachten Erscheinungen wieder die einfacheren.

### α. Wechsel der dominirenden Merkmale durch Associationseinflüsse.

Der einfachste Fall solcher associativer Veränderungen ist dann gegeben, wenn sich das dominirende Merkmal eines Begriffs durch die momentanen Associationen verändert, in denen sich der Begriff in einem gegebenen Gedankenzusammenhang befindet. Der eintretende Bedeutungswandel ist dann in der Regel von geringem Umfang, da lediglich der Wechsel der Association die Spaltung in mehrere

Begriffsnuancen hervorbringt. Darum gibt dieser einfachste Fall ganz besonders zur Bildung von Begriffsverzweigungen Anlass, bei denen man sich, um bei dem Bilde zu bleiben, die Richtung eines jeden Begriffszweiges durch einen Nachbarbegriff bestimmt denken kann, der die associative Beziehung vermittelt. So bedeutet *Land*, ohne bestimmte Nebenbeziehungen gedacht, irgend ein Stück der Erdoberfläche mit der zugehörigen der Vegetation dienenden Erdschicht. In den Verbindungen *Land* und *Meer*, *Land* und *Wasser*, *Land* und *Stadt*, *Land* und *Volk* nimmt aber dieser Begriff jedesmal eine andere Färbung an, die durch die Beziehung zu dem gegenüberstehenden Begriff bestimmt ist. Diese Wirkung kann vorhanden sein, auch wenn der Relationsbegriff selbst nicht ausgesprochen wird, falls nur der Vorstellungszusammenhang auf ihn hinweist. Man kann dann annehmen, jener nicht ausgesprochene Begriff stehe im dunkeln Hintergrund des Bewusstseins und übe auf den Hauptbegriff eine Art inducirender Wirkung aus. Aehnliche Wirkungen durch Begriffsrelationen bieten sich noch in folgenden andern Beispielen. *Kunst*, dem Zusammenhang mit dem Verbum *können* entsprechend, bedeutet zunächst allgemein eine irgendwie erworbene Fähigkeit oder Fertigkeit. In den Verbindungen *Kunst* und *Natur*, *Kunst* und *Wissenschaft*, *Kunst* und *Handwerk*, *Kunst* und *Pfuscherei* oder in Gedankenverbindungen, die ihnen äquivalent sind, verändert sich aber der Begriff von Fall zu Fall. Aehnliche Wandlungen erfährt der *Staat* in den Beziehungen *Staat* und *Gesellschaft*, *Staat* und *Volk*, *Staat* und *Kirche*, der *Staat* und der *Einzelne*, *Staats-* und *Weltbürgerthum*, das *Recht* in *Recht* und *Sitte*, *Recht* und *Unrecht*, *Recht* und *Billigkeit*, der *Glaube* in *Glaube* und *Unglaube*, *Glauben* und *Wissen*, *Glauben* und *Meinen*, *Glaube* und *Aberglaube* u. s. w. Streng genommen fehlen nun solche Wirkungen niemals: jedes Wort nimmt im einzelnen Fall eine bestimmte Färbung an, die ihm durch seine Umgebung angewiesen wird. Zugleich zeigen uns aber diese Erscheinungen den Bedeutungswandel gewissermaßen in seinem Entstehungsmoment. Denn indem hier die Associationswirkungen von Fall zu Fall wechseln, ist die Bedeutungsänderung noch eine labile, die sich stets um eine und dieselbe Grundbedeutung bewegt. Suchen wir diesen Grenzfall symbolisch auszudrücken, so lässt sich bei ihm der dominirende Bestandtheil in einen constant bleibenden Factor $\delta$ und in associativ

veränderliche Factoren $\delta_1$, $\delta_2$, $\delta_3$ ... sondern, während die Vorstellung *A* bei der geringen Variation des Begriffs als annähernd constant in dem ganzen durch das gleiche Wort zusammengehaltenen Begriffscontinuum anzusehen ist. Hiernach lassen sich diese Erscheinungen unter Zugrundelegung des oben angeführten Beispieles 'Land', wenn wir die associativ einwirkenden Correlatbegriffe durch Einschließung in eckige Klammern andeuten, folgendermaßen schematisiren:




Eingreifender sind die Veränderungen der Bedeutung, wenn die Wirkung, die der jedesmalige Zusammenhang der Vorstellungen ausübt, nicht bloß das dominirende Merkmal, sondern mit ihm den ganzen den Begriff bildenden Vorstellungscomplex *A* verändert. In diesem Fall erscheint der Vorgang als die Uebertragung eines Wortes von dem ihm ursprünglich eigenen auf einen völlig neuen Begriff. Sie kann aber nur dadurch geschehen, dass unter den dominirenden Bestandtheilen, zu denen stets auch die Wortbezeichnung gehört, noch andere übereinstimmende Elemente vorkommen, durch die dann die Wortassociation vermittelt wird. Im Moment des Bedeutungswandels sind also hier gewisse dominirende Elemente beiden Begriffen gemeinsam, während andere variiren, so dass wir die beiden Merkmalgruppen wieder wie oben in ihren die Uebertragung vermittelnden Gliedern durch binäre Symbole $\delta\delta_1$, $\delta\delta_2$ ... ausdrücken können:

$$n \delta \delta_1 A \;-\!-\; n \delta \delta_2 A_1 .$$

Man sieht ohne weiteres, dass diese Formel zwischen der früher (S. 491) für den Bedeutungswandel mit constant bleibender dominirender Vorstellung und der für den einfachsten Fall einer Variation derselben aufgestellten (S. 493) die Mitte hält. Mit jener theilt sie die Veränderung der Vorstellung *A*, mit dieser die partielle Variation der dominirenden Elemente. Für das Verständniss des psychologischen

Vorganges in diesem Fall sind aber die durchsichtigeren Associationsbedingungen des vorigen von wegweisender Bedeutung. Auch hier wird der Uebergang offenbar durch allgemeine Associationsbedingungen verursacht, wobei jedenfalls wieder die Vorstellungen, die in wiederholten Verbindungen mit dem Begriff vorkommen, die Hauptrolle spielen. Nur ist, im Unterschied von dem vorigen Fall, die associirte Vorstellungsgruppe, die dem Begriff seine neue Bedeutung gibt, minder fest begrenzt, wodurch es leicht geschehen kann, dass sie überhaupt ganz aus dem Bewusstsein verschwindet. Darum lässt sich dieser Begriffswandel im allgemeinen nicht, wie oben, durch die Beziehung auf eine leicht zu associirende Correlatvorstellung unmittelbar verfolgen, sondern wir können in der Regel auf die associativen Nebenbeziehungen, die den Uebergang bewirkt haben, nur aus dem Erfolg zurückschließen. Man wird also auch hier irgend welche im Hintergrund stehende Beziehungsvorstellungen hinzuzudenken haben. Aber statt einer einzigen bestimmten und daher leicht reproducirbaren wird eine ganze Reihe solcher von der Form $[n_1 \mathfrak{e}_1 \mathfrak{d}_1 B]$, $[n_2 \mathfrak{e}_2 \mathfrak{d}_2 C]$ . . . . an einem bestimmten Bedeutungswandel betheiligt sein, so dass sich nur die allgemeine Richtung der die Wortübertragung vermittelnden Associationswirkungen angeben lässt.

Am klarsten sind diese Associationen dann zu durchschauen, wenn die ursprüngliche Bedeutung neben der neuen erhalten bleibt — ein Fall, der ja auch in seinem Effect den Erscheinungen directer associativer Färbungen der Bedeutung am nächsten steht, nur dass es sich eben nicht mehr bloß um unerheblichere Nuancen des Begriffs, sondern um einen wirklichen Begriffswechsel handelt. Immerhin kann bei diesem schon die Erhaltung der ersten Bedeutung als ein Symptom des noch lebendig gebliebenen associativen Zusammenhangs betrachtet werden. So bezeichnet die *Feder* zunächst nur die Vogelfeder. Das Wort geht dann aber durch eine nahe liegende Association auf die Flugwerkzeuge aller möglichen andern Thiere, wie der Insekten, Schmetterlinge, Fledermäuse, über. Von da wird es durch eine etwas abweichend gerichtete Association in der älteren Sprache auf andere Körperanhänge, wie Haare, Schuppen, übertragen. Nachdem diese Seitenentwicklung wieder verschwunden ist, hat sich durch die Verwendung der Feder zum Schreiben der Begriff der *Schreibfeder* entwickelt, der durch die Uebertragung auf ähnliche Hülfsmittel

aus anderm Material, in der *Stahlfeder*, *Goldfeder*, *Bleifeder*, auf Objecte, die mit der Feder des Vogels gar nichts mehr zu thun haben, überging. Endlich hat noch nach einer weiteren Richtung hin die Vorstellung der durch die Schwungkraft der Feder bewirkten Bewegung die Uebertragung auf Vorrichtungen, die durch ihre elastische Spannung eine Bewegung bewirken oder einen Druck ausüben können, hervorgerufen: so in Bezeichnungen wie *Uhrfeder*, *Sprungfeder*, *Spiralfeder*, eine Anwendung, nach der nun die elastische Reaction solcher Hülfsmittel selbst *Federkraft* genannt wird. Bei dieser letzten Bedeutungsentwicklung ist sichtlich der associative Zwischenvorgang wieder von complicirterer Beschaffenheit. Die Endglieder der Association, die Schwungkraft der Vogelfeder und die Federkraft einer Spiral- oder ähnlichen Feder, werden hier durch ein Mittelglied, die Vorstellung der gegen einen Widerstand anstrebenden Bewegung, verbunden, das mit beiden nur noch eine entfernte Verwandtschaft hat. Gerade in solchen Fällen pflegt es aber an Hülfsassociationen nicht zu fehlen: als eine solche wird man hier die elastische Eigenschaft der Feder selbst ansehen können, vermöge deren sie nach Druck und Biegung wieder in ihre vorige Lage zurückkehrt[1]). Eine ähnliche Differenzirung hat das Wort *Korn* erfahren. Ursprünglich bezeichnet es das *Getreidekorn*. Von da geht es durch eine Association, bei der sich sowohl die äußere Form wie die Beziehungen der Entstehung und Verwendung zu einer Collectivwirkung verbinden, auf sonstige Frucht- und Samenkörner über. Eine anders gerichtete Association bewirkt die Uebertragung von dem Getreidekorn auf die ganze Pflanze, die es trägt, wo es nun bald für jede beliebige, bald nur für eine bestimmte Getreideart verwendet wird. Doch weist in dem letzteren Fall der Umstand, dass durchweg die am meisten angebaute und als Brotfrucht benutzte vorzugsweise den Namen *Korn* führt, auf den Zusammenhang mit jener allgemeineren Verwendung hin. Denn dieser Uebergang findet sich überall

---

[1]) Für die verwickeltere und darum mehr dem Singulären sich nähernde Beschaffenheit des Bedeutungswandels im letzteren Fall ist es charakteristisch, dass andere neuere Sprachen diese Entwicklung nicht mitgemacht, sondern für den Begriff der 'Federkraft' andere Bezeichnungen geschaffen haben, wie franz. *ressort*, engl. *spring*, die unmittelbar den Begriff der Bewegung enthalten.

wieder, als eine nothwendige Folge des die repräsentativen Begriffsvorstellungen beherrschenden Associationsgesetzes, dass bei dem Denken eines Begriffs die geläufigste Einzelvorstellung dessen Stellvertreterin zu sein pflegt. Dazu kommt noch eine dritte Richtung der Bedeutungsentwicklung, die von der Form des Getreidekorns ausgeht und demnach zunächst auf alles, was eine ähnliche Größe und Form hat, das Wort überträgt. So reden wir von einem *Sandkorn*, *Salzkorn*, *Hagelkorn*; und von hier aus geht es auf besondere, durch die nämliche Form ausgezeichnete Gegenstände oder Theile von Gegenständen über: so auf die gröbere oder feinere Structur eines Körpers oder Gewebes in den Ausdrücken *grobes* und *feines Korn*, und auf das 'Korn' am Gewehrlauf, das zum Zielen dient. Eine vierte Associationsrichtung geht aus der in alter Zeit üblichen Verwendung des Getreidekorns als kleinster Gewichtseinheit hervor. In der Form des *Grans* (*granum*) hat sie sich in den Apothekergewichten, allerdings zurückgeführt auf eine mit der Wage bestimmte conventionelle Gewichtsgröße, noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Eine Abzweigung dieser Gewichtsbedeutung hat endlich eine Art selbständiger Entwicklung in der Münzkunde erfahren. Bezeichnete hier ursprünglich das *Korn der Münze* im Sinne dieser Gewichtsbedeutung das mit Getreidekörnern bestimmte Gewicht derselben, so änderte sich dies, sobald durch die Legirung der Münzen der Werth bei gleichem Gewicht erhebliche Veränderungen erfuhr: das *Korn* wurde nun gebraucht, um das Gewicht des in der Münze enthaltenen Edelmetalls und dann, indem die Vorstellung der absoluten Gewichtsgröße zurücktrat, allgemein den Feingehalt einer Münze, d. h. das Gewichtsverhältniss des edeln Metalls zu den unedleren Beimengungen, auszudrücken. Jeder einzelne Schritt dieser Bedeutungsentwicklungen entspricht, wie man leicht sieht, der oben aufgestellten allgemeinen Formel, insofern der Uebergang jedesmal durch eine Modification des herrschenden Merkmals herbeigeführt wird, bei der doch stets eine gewisse Grundbedeutung erhalten bleibt. Der Grad der Veränderung kann aber dabei ein äußerst verschiedener sein, je nachdem in den beiden Gliedern eines einfachen Bedeutungswandels $n\mathfrak{d}\mathfrak{d}_1 A$ — $n\mathfrak{d}\mathfrak{d}_2 A_1$ vorzugsweise die Elemente $A$ oder die dominirenden Merkmale $\mathfrak{d}\mathfrak{d}_1$ an der Veränderung betheiligt sind. Der erste Fall liegt z. B. bei der Uebertragung des Begriffs Korn auf das Getreide, Frucht samt

Halm, vor: hier hat sich die ganze Vorstellung stark verändert, indess die Merkmale $\delta\delta_1$, da das Getreide immer noch als die korntragende Pflanze gedacht wird, nahezu dieselben geblieben sind. Aehnlich verhält es sich bei dem Uebergang in 'Samenkorn, Salzkorn' u. dergl., wogegen sich bei der Bedeutung 'Feingehalt' (einer Münze) neben $A$ auch $\delta\delta_1$ wesentlich veränderte, so dass nun auf den ersten Blick eine Beziehung zwischen der primären und der secundären Bedeutung überhaupt nicht mehr besteht. Hierbei zeigt es sich aber, dass der Bedeutungswandel in solchem Fall immer durch Zwischenstufen vermittelt wird, bei denen die dominirenden Merkmale noch irgend welche beiden Begriffen gemeinsame Factoren bewahrt haben: eine solche Zwischenstufe ist eben im gegenwärtigen Fall das Korn als Gewichtseinheit[1]). Damit führt dieses Beispiel zugleich zu einer weiteren Gruppe von Erscheinungen über.

Denken wir uns, in dem zuletzt angeführten Beispiel 'Korn' = 'Feingehalt' wäre die ursprüngliche Bedeutung samt den ihr näher liegenden Begriffsentwicklungen aus dem Sprachgebrauch verschwunden, so würde dieser Ausdruck zunächst als eine unverständliche und völlig willkürliche Bezeichnung erscheinen. Dies ereignet sich nun in der That sehr häufig, besonders wenn die frühere Bedeutung durch irgend ein anderes Wort ersetzt wird. In den einfachsten dieser Fälle ist der Zusammenhang der zur Herrschaft gelangten Bedeutung mit der ursprünglichen trotzdem zu erkennen, weil die dominirenden Merkmale immer noch bestimmte Elemente gemein haben: hier gilt daher die oben gebrauchte Formel $[n\delta\delta_1 A] - n\delta\delta_2 A_1$, mit der durch die Umklammerung des ersten Gliedes

---

[1]) Mit dem Bedeutungswandel des Wortes *Korn* hängt derjenige von *Kern* nahe zusammen. Beide Wörter sind, wie es scheint, Ablautvariationen eines und desselben ursprünglichen Wortes gewesen (vgl. *Brett* und *Bord* u. a.). Das romanische und englische *grana*, *grain* geht in seinem Bedeutungswandel dem deutschen *Korn* ziemlich parallel, jedoch mit einigen Variationen: so findet sich, vielleicht in Folge eines ähnlichen Uebergangs wie bei dem Feingehalt der Münze, engl. *grain* auch in der Bedeutung 'echte Farbe', ital. *grana* sogar in der von 'scharlachroth', wie man annimmt vom Kern der Scharlachbeere (Diez,5 S. 171, Ed. Müller, Etymol. Wörterbuch der engl. Sprache,2 I, S. 536). Von denjenigen Bedeutungsentwicklungen des Wortes *Korn*, die einem andern Gebiete, den sogenannten metaphorischen Bedeutungen, angehören, ist hier abgesehen worden: sie ordnen sich später (in Nr. V) zu besprechenden Begriffsübergängen unter.

angedeuteten Modification, dass dieses die Urbedeutung repräsentirende Glied im Bewusstsein erloschen ist. Bewegt sich aber der Vorgang durch mehrere Glieder, und verschwinden auch die vermittelnden Bedeutungen, so können Anfang und Ende einer solchen Reihe scheinbar einander völlig ferne liegen, ein Resultat, das namentlich dann auffällt, wenn nur das Zwischenglied, nicht auch die ursprüngliche Bedeutung verdunkelt ist. Die Hauptfälle dieses den Wörtern scheinbar neue Bedeutungen verleihenden assimilativen Bedeutungswandels lassen sich in den drei folgenden Formeln festhalten, wobei wir jedesmal einen verschwundenen oder verdunkelten Begriff durch eine eckige Klammer kennzeichnen und uns übrigens bei dem durch Zwischenglieder vermittelten Wechsel auf die Annahme eines einzigen solchen Gliedes beschränken wollen:

$$[n \delta \delta_1 A] - n \delta \delta_2 A_1,$$
$$[n \delta \delta_1 A - n \delta \delta_2 A_1] - n \delta \delta_2 \delta_3 A_2,$$
$$n \delta \delta_1 A - [n \delta \delta_2 A_1] - n \delta \delta_2 \delta_3 A_2.$$

Der ersten dieser drei Formeln entsprechen Erscheinungen eines einfachen Bedeutungswandels, bei denen die ursprüngliche Bedeutung bald noch in Andeutungen erhalten, bald völlig geschwunden ist. So ist *Kopf* ein altes Lehnwort aus lat. *cupa* Tonne mit der Urbedeutung eines 'hohlen Trinkgefäßes'. Mittelst der dominirenden Vorstellung des Hohlen ist es auf die 'Hirnschale' und damit durch Assimilation weiterer sich hier anschließender Elemente in den jetzigen Begriff übergegangen. Wir können demnach hier einen durch ein einziges Zwischenglied vermittelten Begriffswandel *Schale — Schädel — Kopf* annehmen. Die ursprüngliche Bedeutung ist noch in Zusammensetzungen wie 'Tassenkopf', 'Pfeifenkopf' erhalten geblieben. Genau dem deutschen *Kopf* entspricht das franz. *tête*, aus lat. *testa* Gefäß. Nur sind hier die Spuren des Ursprungs noch vollständiger erloschen. Doch hat sich im Volksdialekt eine Art Ersatz für die verloren gegangene Beziehung des Schädels zur Schale in *boule* (eigentl. Blase) gebildet[1]). Die weiteren Entwicklungen gehen dann bei *Kopf* wie *tête* nur noch von der neu gewonnenen Bedeutung aus, und sie bewegen sich, so weit sie nicht den unten zu erörternden

[1]) Darmesteter, La vie des mots, p. 164.

complicativen Vorgängen zufallen, sämmtlich in den Formen des einfachen assimilativen Bedeutungswandels mittelst constant bleibender dominirender Merkmale: so in dem 'Kopf des Berges', dem 'Kopf des Heeres', dem 'Kopf der Note', dem 'Kehlkopf', dem 'Brückenkopf' u. s. w.

Leicht können bei dieser Form des Bedeutungswandels auch Verzweigungen der Begriffe entstehen, indem an Stelle des Zwischenglieds der obigen Formeln mehrere, einander parallel laufende Zwischenglieder vorkommen, in denen die Elemente des dominirenden Merkmals zum Theil variiren. Verschwinden dann alle früheren Bedeutungen mit Ausnahme der letzten, so erscheinen diese als Differenzirungen eines verloren gegangenen Grundbegriffs. So hat lat. *articulus* von *artus* Gelenk (also eigentl. 'kleines Gelenk') in dem ital. *artiglio* die Bedeutung 'Kralle', in dem franz. *orteil* die der 'Zehe' und dann auf einer weiteren Stufe vorzugsweise derjenigen Zehe, die am häufigsten genannt wird, der 'großen Zehe'. Eine unabhängig davon entstandene Bedeutung ist die des *Artikels*, eines einzelnen kleinen Theils einer Rede, woraus wieder die des 'grammatischen Artikels' (als des kleinsten Redetheils) und die einer kleineren schriftlichen Ausarbeitung, z. B. eines 'Zeitungsartikels', hervorgegangen ist. Nicht selten treten dabei freilich auch, wie schon in diesem Beispiel, Abweichungen der Lautform hinzu; namentlich ergeben sich solche von selbst, wenn die Aufnahme des Wortes aus einer fremden Sprache oder aus einer älteren Sprachform zu verschiedenen Zeiten geschieht. So ist aus lat. *hospitalis* gastlich von *hospes* Gastfreund das *Hospital*, franz. *hôpital*, anderseits aber auch das *Hôtel*, letzteres urspr. nur im Sinne von 'Gasthaus', dann in der neueren Sprache in der allgemeineren eines großen öffentlichen Hauses und endlich sogar in der eines größeren Privathauses hervorgegangen. Hier weisen zunächst *Hospital* und *Hôtel* auf Zwischenglieder mit variirendem dominirendem Merkmal hin: von dem einstigen *hospitalis* ist beiden die 'Aufnahme Obdach Suchender' gemeinsam, bei dem Hospital ist aber das besondere Moment des Hülfsbedürftigen, bei Hôtel das des zugereisten Fremden hinzugekommen. In der That dienten die Pflegehäuser des Mittelalters nicht selten beiden Zwecken zugleich, sodass die Differenzirung der Begriffe durch die der Sache selbst nahe gelegt war. Die letzte Entwicklung des Wortes endlich

hat nur das äußerlich anhängende Merkmal des großen öffentlichen Gebäudes, zuletzt sogar nur noch das des großen Gebäudes zurückbehalten.

Erheblicher noch kann sich bei sonst gleicher Beschaffenheit der Uebergänge der Wechsel dann gestalten, wenn solche an die dominirenden Merkmale herantretende Nebenvorstellungen nicht bloß Differenzirungen des Begriffs verursachen, sondern wenn sie selbst zu dominirenden Merkmalen werden, hinter denen die bisherigen zurücktreten. Natürlich sind aber zwischen diesen und den vorangegangenen Fällen die verschiedensten Zwischenstufen möglich, da es sich hier doch eigentlich nur um Gradunterschiede der elementaren Verschiebungsvorgänge handelt. So bedeutet *Reim* (ahd. und mhd. *rîm*) ursprünglich eine 'Reihe', ohne besondere Beziehung auf metrische Anwendung. Dann geht es, vielleicht unter gleichzeitiger Mitwirkung der äußeren Association zum lateinischen *versus rhythmicus*, in die Bedeutung 'Vers' über, und schließlich gewinnt es, während diese durch das Fremdwort *Vers* ersetzt wird, seinen heutigen Sinn, bei welchem demnach das ursprünglich dominirende Merkmal nur noch in einer schwachen Association anklingt, insofern der Reim am Ende der Verszeile zu stehen pflegt. Das franz. *repaire* bedeutet, als Verbalsubstantiv zu *repairier* = *repatriare*, im afr. 'Rückkehr', namentlich 'Rückkehr in die Heimath'. Von da geht es in die Bedeutung 'Zufluchtsort' und schließlich aus dieser in die andere 'Höhle' oder 'Nest' über. Auch hier kann die Beziehung zwischen der 'Heimkehr' und der 'Höhle' als Zufluchtsstätte für Räuber und wilde Thiere nur durch zwischenliegende Associationen vermittelt sein, welche die frühere Vorstellung fast völlig verdrängt haben. *Genesen* bedeutet ursprünglich 'glücklich davonkommen'; es kann daher ebenso gut für die Ueberstehung irgend einer andern Gefahr wie für die einer Krankheit gebraucht werden; dann geht es zunächst in glückliches Ueberstehen der Krankheit, und endlich in das 'Gesundwerden' über, das die Folge dieses Ueberstehens ist, u. s. w. Ebenso lassen sich hierher viele adverbiale Bildungen bringen, die durch ihre wechselnden Verbindungen in der Rede zu besonders starken Veränderungen des Sinnes disponirt sind. So ist *ungefähr* oder *ohngefähr*, wie es bis ins 18. Jahrhundert hieß, eigentlich 'ohne Gefahr', das heißt, da

'Gefahr' ursprünglich Nachstellung mit feindlicher Absicht ist, 'ohne Feindseligkeit'. Indem sich mit dieser Vorstellung die andere einer Annäherung, die gewagt werden kann, associirt, wird der Begriff der 'Annäherung überhaupt' der dominirende, und dieser erfährt dann durch die wechselnde Verbindung mit den mannigfaltigsten Verbalbegriffen eine Unbestimmtheit, die ihn zur limitirenden Partikel macht. *Kaum* bedeutet, analog dem lat. *aegre*, eigentlich 'schwach', 'gebrechlich'; damit verbindet sich die Vorstellung des Unzulänglichen, als eine Association der Eigenschaft mit ihrer Wirkung, und wie vorhin erlangt dann dieser Begriff durch den großen Wechsel der mit ihm verbundenen sonstigen Begriffe wieder jene Unbestimmtheit, die seine abstracte Verwendung erleichtert. In dasselbe Gebiet gehören Partikeln wie *fast*, *gar*, *sehr*, *nach* u. a. *Fast* ist urspr. identisch mit 'fest', also nahe verwandt mit 'stark'. Vorstellungen wie die der festen Verfolgung des Feindes mögen hier die der räumlichen Nähe und durch diese dann allmählich, wiederum durch starken Wechsel der adhärirenden Begriffe begünstigt, die des 'Annähernden überhaupt' hervorgerufen haben. *Nach* ist urspr. *nahe:* die durch die umgebenden Begriffe bewirkten wechselnden Associationen haben dann diese Grundbedeutung in verschiedener Weise räumlich und zeitlich differenzirt, so dass sie räumlich die dominirende Vorstellung der Richtung wohin, zeitlich die des späteren Eintritts erhielt. *Sehr* ist eigentlich 'schmerzlich' (zu ahd. *sêr* Schmerz). Auch hier darf man annehmen, dass zunächst die Association des Schmerzes mit dem starken Eindruck, der ihn verursacht, den Begriff 'schmerzlich' in 'stark', 'gewaltig', übergeführt hat, worauf dann abermals die wechselnden Associationen mit Eigenschafts- und Verbalbegriffen die immer abstracter werdende Verwendung des Wortes begünstigten, so dass es schließlich zu einem unbestimmten Ausdrucksmittel der Steigerung überhaupt wurde.

#### β. Wechsel der dominirenden Merkmale durch äußere Wahrnehmungseinflüsse.

Ist es in diesen letzten Fällen der starke Wechsel der Associationen, der das Wort immer weiter von seiner ursprünglichen Stelle

rückt, so bildet nun die zweite Grundform des assimilativen Bedeutungswandels, die Veränderung der äußeren Apperceptionsbedingungen, hierzu eine noch augenfälligere Veranlassung. Sie ist daher auch diejenige, bei der Anfangs- und Endglied des Vorgangs am weitesten von einander abzustehen pflegen. Zu den »äußeren Bedingungen« haben wir aber alles zu zählen was dem Menschen in der ihn umgebenden Welt als Gegenstand seiner Apperception entgegentritt. Mit den Veränderungen der Naturumgebung durch den Wechsel der Wohnplätze stehen also hier die Veränderungen der von dem Menschen selbst geschaffenen Cultur auf gleicher Linie. Dass solche Veränderungen meistens eingreifender und, wo es die Umstände mit sich bringen, schneller einen Wandel der Begriffe herbeiführen können, als es bei gleich bleibenden äußeren Verhältnissen durch die wechselnden Verbindungen der Vorstellungen geschieht, ist einleuchtend. Da aber außerdem bei solchen Veränderungen sehr häufig die früheren Gegenstände der Apperception verschwinden und neue auftreten, oder da, wie namentlich bei den Erzeugnissen der Cultur, jene in diese sich umwandeln, so ist hier viel häufiger als in den vorigen Fällen der Bedeutungswandel mit einem völligen Erlöschen der einstigen Bedeutungen verbunden. Auch kann es, sobald derselbe verschiedene Stufen durchläuft, geschehen, dass die ursprüngliche und die endgültige Bedeutung gänzlich verschiedene Begriffe sind, indem selbst aus den dominirenden Merkmalen alle gemeinsamen Elemente verschwinden. In diesem Fall lässt sich daher, wenn wir uns wieder, wie oben, auf die Annahme eines einzigen Uebergangsgliedes beschränken, der ganze Bedeutungswandel darstellen durch die Formel:

$$n \mathfrak{d} \mathfrak{d}_1 A - n \mathfrak{d}_1 \mathfrak{d}_2 A_1 - n \mathfrak{d}_2 \mathfrak{d}_3 A_2 .$$

Dies würde der Ausdruck für den möglichst vollständigen Ablauf eines solchen Vorgangs mit dem Effect eines totalen Bedeutungswandels sein. Doch bildet dieser gänzliche Verlust der gemeinsamen Elemente immerhin auch hier nur einen Grenzfall, zwischen dem und einem bloß partiellen Wechsel alle möglichen Uebergänge vorkommen können.

Im allgemeinen sind es culturgeschichtliche Vorgänge, die dem von außen veranlassten Bedeutungswandel zu Grunde liegen.

Doch vollziehen sich diese oft so verborgen und allmählich, dass sie nicht selten erst aus den Erfolgen des Bedeutungswandels selbst zu erschließen sind. So haben die romanischen Sprachen aus dem mittellat. *adripare* an das Ufer treiben ein Zeitwort *arrivare*, franz. *arriver* 'ankommen' gebildet. Dieser Bedeutungswandel war natürlich nur möglich, indem ursprüngliche Küstenbewohner, für die jede Ankunft aus größerer Ferne eine Ankunft zu Schiff ist, allmählich zu Binnenbewohnern wurden, die nun jenen von der See mitgebrachten Ausdruck fortan gebrauchten. Aehnlich verhält es sich mit *équiper*, afr. *esquiper*, it. *schifo*, das, von ahd. *skif* (Schiff), urspr. 'einschiffen', 'sich zur Fahrt rüsten', endlich überhaupt 'ausrüsten' bedeutet. *Arracher* entreißen entstammt dem lat. *exradicare* 'mit der Wurzel ausreißen': es deutet auf eine Cultur hin, in der die Rodung der Wälder noch eine hervorragende Form der Beschäftigung bildete; *mener*, ital. *menare* führen weist auf lat. *minare* zurück, das als Activum zu *minari* drohen die Bedeutung 'Vieh antreiben' hat. *Foresta*, *forêt* Wald, wovon auch das deutsche *Forst* entlehnt ist, entstammt wahrscheinlich dem Adverbium *foris*, *foras* außerhalb, sodass *forest*, *forast* ursprünglich 'das was außerhalb ist', d. h. was nicht betreten werden darf, die dem Wildbann unterworfene Flur bedeutet. In allen diesen Beispielen setzen die Urbedeutungen Lebensverhältnisse voraus, die durch ihr Verschwinden das ihnen entnommene Wort in wesentlich veränderter Bedeutung zurückließen. Kam dann hinzu, dass der so modificirte Begriff die Wirkungen neu eintretender Verhältnisse in sich aufnahm, so musste dadurch die Bedeutung noch mehr von ihrem Ursprungspunkte entfernt werden.

In der That lässt sich das Nebeneinander dieser beiden Einflüsse, des Verschwindens früherer Vorstellungselemente und der Entstehung neuer, namentlich in den Fällen nachweisen, bei denen wir den Bedeutungwandel auf bestimmtere geschichtliche Bedingungen zurückführen können. So beruht der Wechsel gewisser Verwandtschaftsbezeichnungen sichtlich auf Veränderungen in dem Leben und den Rechtsverhältnissen der Familie, die in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. In dieser Zeit bezeichnet der *Schwager* nur den Bruder der Frau, der *Oheim* den Bruder der Mutter (*avunculus*), im Gegensatze zum Vatersbruder oder *Vetter* (*patruus*). So lange unter der

Nachwirkung des alten Mutterrechts der Bruder der Mutter als der natürliche Beschützer ihrer Söhne galt, hatten diese Unterscheidungen ihre Bedeutung: diese schwand jedoch, als jenes Schutzverhältniss hinfällig wurde. In dem Maße, als die Sitte die Verwandten beider Ehegatten in gleiche Ferne rückte, ging daher der Unterschied der Begriffe verloren: *Schwager* und *Oheim* wurden auf das entsprechende Verwandtschaftsglied beider Seiten ausgedehnt, der *Vetter* aber ging — darin blieb eine Nachwirkung der entfernteren Stellung des Vaterbruders erhalten — auf entferntere männliche Verwandte überhaupt über. Andere Verwandtschaftsbezeichnungen haben an diesem durch den Wechsel in den Verhältnissen der Familienglieder veranlassten Bedeutungswandel nur indirect und insofern theilgenommen, als die eintretende Lockerung der Beziehungen Uebergänge begünstigte. Solche sind noch in verhältnissmäßig neuer Zeit eingetreten, indem z. B. *Neffe* und *Nichte* erst im Laufe der letzten Jahrhunderte endgültig ihre heutige Bedeutung gewannen, während früher der Neffe, ebenso wie das verwandte lateinische Wort *nepos*, den *Enkel* bedeutete. Aehnlich ist *Braut* ursprünglich die Schwiegertochter, dann die junge Frau, die Neuvermählte in der Familie, und von da an nimmt endlich das Wort seinen heutigen, von der Familienzugehörigkeit überhaupt unabhängigen Sinn an. Auch hier beruht aber offenbar der Bedeutungswandel nicht auf einem unbegreiflichen Trieb nach »Verallgemeinerung«, sondern er ist eine nothwendige Wirkung der allmählichen Lockerung der Familienbande selbst. In der That ist daher auch ein solcher Wandel bei den nächsten Verwandtschaftsgraden, bei Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, nicht erfolgt.

Aehnlicher Art sind die mannigfachen Bedeutungsänderungen, die in den Bezeichnungen von Sitten, Rechtseinrichtungen, politischen Institutionen, gesellschaftlichen Verbänden und von den mannigfachsten anderen der Veränderung durch culturgeschichtliche Einflüsse unterworfenen Gegenständen und Zuständen eingetreten sind. Hier steht der Bedeutungswandel mitten inne zwischen zwei andern Vorgängen, die mit ihm an der Erneuerung des Begriffsvorrathes der Sprache thätig sind, zwischen dem Absterben von Wörtern, welches das völlige Schwinden der zugehörigen Objecte begleitet, und der Neubildung, welche da Ersatz schafft, wo jene

Continuität mit der Vergangenheit, die der Bedeutungswandel fordert, nicht mehr besteht. Die Veränderung der Begriffe ist aber auch da, wo ein Bedeutungswandel vorliegt, nicht selten ein so gewaltiger, dass Anfangs- und Endbedeutung außer allem Zusammenhang zu stehen scheinen: so bei den früher erwähnten Aemter- und Würdenbezeichnungen *Marschall*, *Connétable*, *Comte*, *Herzog* u. s. w. (S. 440). In Folge des Abstandes der Endglieder nähern sich zugleich diese Erscheinungen äußerlich denen des singulären Bedeutungswandels. Doch trennt sie von diesen der Umstand, dass hier immer noch der Wechsel der Bedeutungen ein allmählicher ist und auf langsam sich vollziehenden Veränderungen der Apperceptionsbedingungen beruht.

### 3. Complicativer Bedeutungswandel.

Unter Complicationen verstehen wir allgemein Verbindungen zwischen Vorstellungen oder Vorstellungsbestandtheilen verschiedener Sinnesgebiete. Es liegt in der Natur solcher Verbindungen, dass sie von loserer Beschaffenheit sind als die Assimilationen, da bei ihnen die disparaten Sinnesinhalte, wie sehr sie auch auf einander einwirken mögen, doch immer unterscheidbar bleiben, sodass ein Zusammenfließen von Elementen verschiedenen Ursprungs, wie es bei den Assimilationen fortwährend stattfindet, von vornherein ausgeschlossen ist. Deutlich verräth sich dies namentlich darin, dass, wenn von zwei Bestandtheilen einer Complication der eine einem directen Sinneseindruck, der andere einer Erinnerungsvorstellung angehört, dieser niemals mit jenem zu einem scheinbar einheitlichen Wahrnehmungsinhalt verschmelzen kann. Erweckt z. B. ein Gesichtseindruck, wie der Anblick einer gefahrdrohenden Waffe oder der eines musikalischen Instrumentes, reproductive Tast- oder Gehörsempfindungen, so werden diese nie als wirklich stattfindende aufgefasst. Nur die an sie gebundenen Gefühle bestimmen den äußeren Eindruck in der Regel so unmittelbar, dass wir sie auf das Wahrnehmungsbild selbst, nicht bloß auf die complicativ verbundenen Erinnerungselemente zu beziehen pflegen. Dieser loseren Beschaffenheit der Complicationen entspricht es, dass sie nicht nur als simultane, sondern auch als successive Verbindungen

vorkommen können, indem die einem bestimmten Sinnesgebiet angehörige Vorstellung nicht selten erst nach einer merklichen Zeit oder sogar erst, wenn sie selbst wieder im Verschwinden begriffen ist, eine mit ihr complicirte Erinnerungsvorstellung wachruft.

Da der complicative Bedeutungswandel als die Uebertragung eines Wortes von einer bestimmten Vorstellung auf eine zweite erscheint, die einem völlig andern Vorstellungsgebiet angehört, so werden auch diese Erscheinungen meist zu den »Metaphern der Sprache« gerechnet und von den eigentlichen Metaphern höchstens insofern unterschieden, als man sie »verblasste Metaphern« nennt. Man sieht also in ihnen ursprüngliche Metaphern, bei denen schließlich durch den häufigen Gebrauch das Bewusstsein der metaphorischen Bedeutung abhanden gekommen sei. Dass es solche »verblasste« Metaphern gibt, daran lässt sich nun allerdings nicht zweifeln; auf die Thatsachen, die hierher gehören, werden wir unten zurückkommen (Nr. V). Ebenso gewiss ist es aber, dass zahlreiche Erscheinungen, die man in der Regel hierher rechnet, in Wahrheit mit Metaphern gar nichts zu thun haben, sondern Bedeutungsänderungen sind, die unmittelbar aus den natürlichen Complicationen der Vorstellungen hervorgehen, sodass sie in keinem Stadium ihrer Entwicklung als wirkliche Metaphern aufgefasst werden.

Die einfachsten Bedingungen bietet der complicative Bedeutungswandel in dem Falle dar, wo die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes schon als Complication die Vorstellung enthält, die für den späteren Begriff bestimmend ist. Wir können diesen Fall einen Bedeutungswandel durch *primäre Complicationen* nennen. Ihm stehen solche Erscheinungen gegenüber, wo der Wechsel der Begriffe durch später erst eintretende, zu der ursprünglichen Wortbedeutung in Folge weiterer Associationen hinzukommende Complicationen vermittelt wird. Dieser Fall kann als Bedeutungswandel durch *secundäre Complicationen* bezeichnet werden. Symbolisch können wir demnach den *primären complicativen Bedeutungswandel* durch die Formel darstellen:

$$n\mathfrak{d}A(\mathfrak{e}B) - n\mathfrak{d}\mathfrak{e}(A\,.\,B) - n\mathfrak{e}B\,.$$

Dagegen wird der *secundäre* durch die folgende ausgedrückt werden können:

$$n\mathfrak{d}A - n\mathfrak{d}\mathfrak{e}(A\,.\,B) - n\mathfrak{e}B\,.$$

In beiden Fällen bezeichnet $\delta A$ die ursprüngliche Vorstellung, und $\varepsilon B$ irgend einen von ihr mehr oder minder entfernt liegenden Begriff, auf den das Wort schließlich übertragen wird. Mittelglied und Endglied sind demnach beidemal durchaus dieselben, aber das Anfangsglied unterscheidet sich wesentlich. Bei der primären Complication ist das Endglied, wenngleich mehr zurücktretend, in dem Anfangsglied bereits enthalten. Bei der secundären sind Ausgangs- und Endpunkt toto genere verschieden: der Sprung ist also hier weit größer als dort. Deshalb kann es aber auch leichter geschehen, dass beide Bedeutungen noch unabhängig neben einander erhalten bleiben. Denn sie sind so verschieden, dass die Gleichheit des Wortes, ebenso wie bei der zufälligen Lautgleichheit stammesfremder Wörter, unbeachtet bleiben kann, da der richtige Sinn jeweils durch die sonstigen Verbindungen der Vorstellungen bestimmt wird.

#### a. Bedeutungswandel durch primäre Complicationen.

Er lässt sich wieder in verschiedene Gruppen von Erscheinungen zerlegen, die sich weniger durch die bei ihnen stattfindenden psychischen Processe als durch die Formen psychischer Gebilde unterscheiden, auf die sich die Processe beziehen. Mit Rücksicht hierauf kann man als erste und einfachste Form der Uebertragung die durch die Complicationen der einfachen Empfindungen und der an sie gebundenen sinnlichen Gefühle vermittelte Uebertragung eines eine Empfindung ausdrückenden Wortes von einem Sinnesgebiet auf ein anderes betrachten. So ist *hell* zusammenhängend mit *hallen* (ahd. *hellan*) urspr. 'hell tönend'. In dieser Bedeutung ist es aber in der neueren Sprache selten geworden; dafür wird es hier in der Regel für Lichteindrücke gebraucht. Umgekehrt ist *dumpf*, verwandt mit *Dampf*, urspr. etwa gleichbedeutend mit 'dunstig', bezeichnet also einen Lichteindruck. Gegenwärtig wird es, außer für beklemmende Gemeinempfindungen, am häufigsten für Klänge gebraucht. *Scharf* und *stechend* sind zunächst Tastempfindungen, die selbst schon durch einen complicativen Bedeutungswandel, den wir unten näher kennen lernen werden, von dem äußeren Gegenstand, der die Empfindung hervorruft, auf diese selbst

übergegangen sind. Vom Tastsinn wurden sie dann weiterhin auf den Geruchs- und Geschmackssinn, und wurde das Wort *scharf* (in Ausdrücken wie 'scharfe Töne', 'scharfe Dissonanzen') auch auf den Gehörssinn übertragen. Eben dahin gehören das griech. ὀξύ spitz und βαρύ schwer, lat. *acutum* und *grave*, in der Anwendung auf Töne. Die Temperaturempfindungen werden endlich in den *warmen* und *kalten* Farben der Maler auf die Lichtempfindungen angewandt, und in den Ausdrücken *Farbenton* und *Klangfarbe* ist die Qualitätsbezeichnung im ersten Fall vom Ton auf die Farbe, im zweiten von der Farbe auf den Ton übergegangen. Handelt es sich auch in diesen letzteren Fällen um spät entstandene, erst der technischen und wissenschaftlichen Terminologie angehörende Benennungen, so sind diese doch offenbar nach den nämlichen natürlichen Associationen gebildet, wie die allgemeineren, der vorwissenschaftlichen Stufe zufallenden Uebertragungen. Die Bedingungen zu solchen liegen aber überall darin, dass gewisse an sich disparate Sinnesqualitäten übereinstimmende Gefühle wachrufen, so dass in Folge der außerdem stattfindenden engen Gebundenheit des Gefühlstones an die Empfindung die Sinneseindrücke selber als verwandte empfunden werden, daher nun auch weiterhin das einen bestimmten Sinneseindruck bezeichnende Wort für den gefühlsverwandten Eindruck eines andern Sinnesgebiets als ein adäquater Ausdruck erscheint. Die dominirenden Elemente $\delta$ und $\varepsilon$ der obigen Formeln bedeuten also hier verwandte Gefühle, die eben deshalb die Uebertragung auf ein anderes Sinnesgebiet unwillkürlich und unbemerkt, durch die Macht der bei jedem Sinneseindruck in gleicher Weise sich wiederholenden Associationen, bewirken können.

An diesen ersten reiht sich als ein zweiter Fall die durch Complicationen von Empfindungen mit bestimmten Vorstellungen vermittelte Uebertragung der Bezeichnungen äußerer Gegenstände oder Zustände auf Empfindungen. Diese sehr verbreitete Uebertragung beruht darauf, dass es keine Empfindung gibt, die nicht auf irgend welche äußere Objecte bezogen würde, sei es nun dass sie unmittelbar als Eigenschaft eines Gegenstandes aufgefasst, sei es dass sie mit objectiven Vorgängen associirt wird, die der Thätigkeit der Sinne bei der Empfindung und darum der

Empfindung selbst verwandt erscheinen. Hierher gehört eine Reihe von Bedeutungsänderungen, die aus einer sehr frühen Zeit sprachlicher Entwicklung stammen. Sie lassen sich nichts desto weniger insofern dem Bedeutungswandel zuzählen, als es die sprachlichen Zusammenhänge wahrscheinlich machen, dass es in der Geschichte der Sprache eine Zeit gab, in der subjective Zustände als solche überhaupt noch nicht benannt, und dass daher, als dies zuerst geschah, irgendwie mit ihnen associirte objective Vorstellungen auf sie übertragen wurden. Auch wird diese Annahme durch psychologische Erwägungen und durch sprachliche Erscheinungen, die sich fortwährend unter unsern Augen ereignen, unterstützt. Es ist nämlich schwer zu begreifen, wie eine von der Beziehung auf äußere Gegenstände unabhängige Benennung subjectiver Zustände jemals entstehen sollte, da es solche unabhängige subjective Zustände überhaupt nicht gibt. Die Farben blau oder roth oder einen Ton nehmen wir noch jetzt nicht als reine Empfindungen, sondern als Eigenschaften oder Thätigkeiten von Gegenständen außer uns wahr. So untrennbar aber bei solchen Wahrnehmungen von Anfang an Subject und Object zusammengehören, so tritt doch in der natürlichen Entwicklung unserer Vorstellungen das Subject zunächst ganz hinter den Objecten zurück. Farben und Töne, Tast-, Geruchs- und Geschmacksqualitäten sind für uns Bestandtheile der Außenwelt, und für das naive, nicht reflectirende Bewusstsein bleiben sie es eigentlich immer. Nicht bloß die ursprüngliche Benennung der Empfindungen bleibt daher unberührt von unserer Selbstbesinnung, sondern auch die willkürlichen Unterscheidungen, deren Entstehung noch der geschichtlichen Nachweisung zugänglich ist, haben sich niemals anders als in Anlehnung an äußere Objecte entwickelt. So benennen wir Geruchs- und Geschmacksempfindungen nach den riechenden und schmeckenden Stoffen. Die Farbenbezeichnungen, zu denen die neuere Optik und Farbentechnik gegriffen haben, um die altüberlieferten Farbennamen zu ergänzen, wurden, so weit sie nicht ganz willkürlich nach Personen- oder Ortsnamen gebildet sind (wie *bismarckbraun*, *schweinfurtergrün* u. dergl.), gefärbten Gegenständen entnommen: wie *orange*, *cyanblau*, *indigoblau*, *violett*, *purpur*. Alles spricht daher dafür, dass auch die alten Farbennamen *roth*, *grün*, *gelb*, *blau*, *schwarz*, *weiß*, *grau* den nämlichen Ursprung haben,

wenngleich ein sicherer Nachweis bei ihrem hohen Alter selten möglich ist. Doch ist z. B. das griechische μέλας 'schwarz' mit dem sanskr. *málas*, das die wahrscheinliche Urbedeutung 'schmutzig' bewahrt hat, sowie mit lat. *malus* 'schlecht' verwandt, wobei das letztere demnach, gemäß dem Princip, dass sinnliche Bedeutungen den abstracteren vorausgegangen sind, ebenfalls auf 'besudelt, beschmutzt' hinweist. Aehnlich lässt sich das deutsche *schwarz* oder gemeingermanische *swartaz* mit lat. *sordes* Schmutz in Zusammenhang bringen. In den semitischen Sprachen scheint die Benennung des Schwarzen von der Vorstellung des Brennens ausgegangen zu sein, wobei man wohl an die schwarz gebrannte Kohle oder an den schwarzen Rauch, der vom Feuer aufsteigt, zu denken hat: so im hebr. *chamam* glühen und *chum* schwarz. Aehnlich stellt man *braun* ahd. *brûn* mit *brennen* ahd. *brinnan*, das zugleich 'glühen, leuchten' bedeutet, zusammen. Bei den Farben roth, gelb, grün, blau, auch bei grau und weiß bleibt jedoch der Ursprung der Namen unsicher[1]). Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass hier die Farben selbst, natürlich nur als Benennungen von farbigen Objecten, nicht von Empfindungen, die ursprünglichen Bedeutungen abgegeben haben[2]). Dagegen scheint es, dass die Bezeichnung des allgemeinen Begriffs Farbe, die, gemäß dem Bildungsgesetz der Begriffe, späteren Ursprungs als die Benennung der Einzelfarben ist, überall von den Vorstellungen des

[1]) Nach O. Weise (Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen, in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen, II, 1878, S. 273 ff.) sollen alle Farbenbenennungen im Indogermanischen auf die drei Grundbedeutungen des 'Brennens', des 'Verhüllens' und des 'Beschmutztseins' zurückgehen. Diese Untersuchung ist aber leider von zwei bedenklichen Voraussetzungen beeinflusst: von der abstracten Wurzeltheorie auf der einen, und von Lazarus Geigers Annahme einer directen Abhängigkeit der Farbenbenennungen von der physiologischen Entwicklung des »Farbensinns« auf der andern Seite, wobei W. die letztere Annahme sogar so weit ausdehnt, dass er der Menschheit ursprünglich nur die Unterscheidung von Licht und Dunkel zuschreibt. Dann seien die Farben in der Reihenfolge ihrer Wellenlängen gefolgt, also Roth voran, Blau zuletzt, wegen des »größeren Gehaltes der langen Wellen an lebendiger Kraft«!

[2]) So führt man *weiſs*, gemeingerm. *hwita*, auf eine idg. Wurzel *kwid* glänzen zurück, die aber ebenso gut 'weiß sein' bedeutet haben könnte; *roth* auf idg. *rudh* 'roth sein'; *fulvus*, *helvus*, χλωρός, *gelb*, ir. *gel* sind alles urverwandte Wörter, die zugleich mit *(h)olus*, *Galle*, *Gold*, *glühen* zusammenzuhängen scheinen, dabei aber in den verschiedenen Sprachen zwischen den Bedeutungen gelb, gelbgrün und weiß variiren. *Grün* weist auf eine germ. Wz. *grô* hin, die ebenso gut auf den Begriff des 'wachsens' wie auf den des 'grün seins' bezogen werden kann.

'bedeckens, verbergens' und ähnl. ausging. So lässt sich *color* mit *celare*, *occulere*, χρῶμα mit χρώς Haut, sanskr. *várṇas* Farbe mit *var* bedecken in Verbindung bringen[1]). Sind auf solche Weise die Licht- und Farbenqualitäten im allgemeinen von den Objecten der Außenwelt, sei es direct, durch die Beziehung auf irgend einen farbigen Gegenstand, sei es indirect, durch die Beziehung auf einen den Lichteindruck hervorbringenden Vorgang, auf die Empfindungen selbst übertragen worden, so erklärt sich daraus nun auch leicht, dass einzelne Farbenbenennungen früher auftreten als andere, und dass in einer Zeit, der eine feinere Unterscheidung der Eigenschaften der Objecte noch ferne liegt, meist die Farbennamen vieldeutig sind, womit zusammenhängt, dass sie in verwandten Sprachen nicht immer die gleiche Bedeutung bewahren[2]).

Die nämlichen Erscheinungen bieten sich uns bei den andern Sinnesqualitäten. In der Regel sind es äußere Vorstellungen, die, mit der Entstehung der Empfindungen in Beziehung stehend, auf diese übertragen wurden; nur in einigen wenigen Fällen, namentlich solchen, in denen die Empfindung einen besonderen Gefühlswerth besitzt, ist sie selbst, aber offenbar wieder nur als objective Eigenschaft äußerer Gegenstände, benannt worden. So stehen sich im Griech. λεπτός zart und das Verbum λέπω schäle, ψυχρός kalt und ψύχω blase, πάγος Frost und πήγνυμι mache fest, im Lat. *tenuis*, *tener* zart und *teneo* mit der Urbedeutung 'strecke, dehne' gegenüber. Das deutsche *weich* hängt mit *weichen* zusammen, heißt also eigentlich wohl 'weichend, nachgebend'; ähnlich scheint das Verhältniss *glatt* zu *gleiten*. *Hart* entspricht einem vorgermanischen **kortús*, das lautlich dem griech. κρατύς 'stark, standhaft' nahe steht. Bei *Schmerz* findet sich in dem engl. *smart* 'scharf' noch der Hinweis auf eine

---

[1]) Curtius, Griechische Etymologie,5 S. 114.

[2]) Dass es unmöglich ist, aus der Entwicklung der Farbennamen auf die Entwicklung des »Farbensinns« oder auch aus dem höheren Alter mancher unter ihnen, wie roth, gelb, blau, grün, auf die Einfachheit der entsprechenden Empfindungen schließen zu wollen (S. 514 Fußnote 1), versteht sich danach von selbst. Ein solcher Schluss würde nur zulässig sein, wenn die Farbenbezeichnungen aus der Reflexion über unsere subjectiven Empfindungen entstanden wären, was natürlich psychologisch absurd ist. Die einzig mögliche Annahme bleibt vielmehr die, dass die frühesten Farbennamen solchen Gegenständen angehörten, die am häufigsten oder mit dem intensivsten Gefühlseindruck wahrgenommen wurden. (Vgl. Grundriss der Psychologie,3 S. 74 ff.)

Urbedeutung, die wohl in dem lat. *mordere* beißen erhalten ist. Aus dem Gebiet des Geschmackssinnes stellen sich diesen Beispielen die Ausdrücke für *sauer* und *bitter* zur Seite. *Sauer* ahd. *sûr*, gr. ξυρός hängt mit ξύω kratze zusammen, ähnlich lat. *acer*, *acerbus* mit *acus*, *ocris* Spitze, Bergspitze, *bitter* ahd. *bittar* mit *beißen*, got. *beitan*. Die Wörter für *salzig* sind endlich durchgängig von dem seit uralter Zeit den meisten Völkern bekannten Salz selbst genommen (*Salz*, ἅλς, *sal*). Nur *süß* ἡδύς, *suavis*, sanskr. *svâdú* scheint eine ursprüngliche Geschmacksbezeichnung zu sein, was wohl mit dem starken Gefühlston dieser Empfindung zusammenhängt; denn es ist jedenfalls wahrscheinlicher, Wörter wie ἡδονή Lust, ἥδομαι freue mich aus dem Lustgefühl des süßen Geschmacks, als diesen aus der Freude abzuleiten. Zu einer andern Wortsippe gehören *dulcis* und γλυκύς; auch bei ihnen ist aber wohl 'süß' die Grundbedeutung. Uebrigens schwanken die Bedeutungen der Geschmacksbezeichnungen, ähnlich wie die der Farben, nicht selten innerhalb verwandter Sprachen, was wiederum aus der Beziehung auf äußere Gegenstände begreiflich ist. So ist lit. *súras* (sauer) das Salzige und *saldus* (salzig) das Süße.

Mehr als in irgend einem andern Sinnesgebiete hat schließlich in dem des Gehörsinnes eine directe Benennung der Klang- und Geräuschformen selbst, natürlich wieder in ihrer Beziehung auf äußere Gegenstände und Vorgänge, stattgefunden: das bezeugt die große Zahl onomatopoetischer Wortbildungen, die, mögen sie zum Theil auch spät entstandene Neubildungen sein, jedenfalls den starken Einfluss beweisen, den in diesem Fall die Empfindung fortwährend ausübt[1]). Anders steht es aber auch hier mit den allgemeineren, von der besonderen Beschaffenheit der Empfindung unabhängigen Bezeichnungen. Der Ton, griech. τόνος oder lat. tonus, führt auf τείνω spanne, also auf die Spannung der Saiten zurück. Ebenso sind die Unterschiede der Tonhöhe theils objectiven Eindrücken auf den Tastsinn entlehnt, wie griech. ὀξύ und βαρύ, lat. *acutum* und *grave*, theils Gegensätzen räumlicher Richtung, wie *hoch* und *tief*, wo möglicher Weise auch das Auf- und Absteigen des Kehlkopfes eine mitwirkende Rolle gespielt haben könnte. Bei Ausdrücken wie *spitz* und *schwer*, *scharf* und *schneidend* u. a. findet eine doppelte Complication

[1]) Vgl. Cap. III, S. 316 ff.

statt: zuerst eine solche zwischen Gehörs- und Tastsinn — in diesem Zusammenhang ist dieser Uebertragungen schon oben (S. 511) gedacht worden — und sodann eine solche der Tastempfindung mit dem äußeren Eindruck.

Die nämlichen Einflüsse der Association unserer Empfindungen mit äußeren Objecten erstrecken sich nun auch auf die Benennungen der Sinnesthätigkeiten: des Tastens, Schmeckens, Riechens, Hörens, Sehens. So ist *berühren* eigentlich 'umrühren'; *fühlen* ahd. *fuolen* hängt mit ahd. *folma* lat. *palma* griech. παλάμη Hand zusammen, bedeutet also 'mit der Hand berühren'[1]). *Sapio* schmecke hat außer *sapor* Geschmack auch *sapa* Most, *sapo* Seife, *sebum* Talg als verwandte Wörter neben sich, die sämmtlich leichtflüssige Gegenstände bezeichnen. Das deutsche *schmecken*, das einer eigenen germanischen Wortsippe angehört, hat einen wesentlich andern, darum aber nicht minder vom Object zum Eindruck herüberführenden Bedeutungswandel zurückgelegt: es fällt zuerst in seiner Bedeutung nahe zusammen mit *riechen* in intransitivem Sinne, urspr. 'rauchen', 'einen Geruch ausströmen'. Beide, 'schmecken' und 'riechen' gehen dann in den transitiven Begriff über: einen Gegenstand 'beriechen', in welchem Sinne auch 'schmecken' noch gegenwärtig dialektisch vorkommt. Diese schwankende Bedeutung, die bei den engen physiologischen Beziehungen beider Sinnesorgane begreiflich ist, weicht dann allmählich bei dem letzteren Wort der Einschränkung auf den Geschmackssinn, wo nun von Anfang an die intransitive und die transitive Bedeutung neben einander bestehen bleiben. Im Griechischen und Lateinischen entsteht der subjective Begriff sogar erst durch eine Wortzusammensetzung, die an den objectiven sich anlehnt: griech. ὄζειν, lat. *olere* einen Geruch ausströmen — ὀσφραίνεσθαι, *olfacere* oder *olfactare* riechen im transitiven Sinne. Auf eine ähnliche enge Association zwischen objectivem Vorgang und subjectiver Function weisen die Bezeichnungen des Hörens und Sehens hin. Bei dem Hören tritt aber die Association mit dem Sinnesorgan besonders hervor, was immerhin eine relativ frühe Aufmerksamkeit auf den subjectiven Vorgang der Empfindung erschließen lässt, und die Beziehung

---

[1]) Unser *tasten* ist erst in verhältnissmäßig später Zeit aus ital. *tastare* (franz. *tâter*) assimilirt. (Vgl. Diez, Etymol. Wörterb.,5 S. 318.)

auf den schallerzeugenden Vorgang tritt mehr zurück. So hängt ebensowohl das deutsche *hören* mit *Ohr* wie lat. *audire* mit *auris*, griech. ἀκούω mit οὖς zusammen. Es ist daher wahrscheinlich, dass sich hier der Verbalbegriff erst an den im Substantiv ausgedrückten Gegenstandsbegriff angelehnt hat, wofür die Thatsache spricht, dass die Wortbildung des Substantivs die einfachere ist. Davon unterscheiden sich die Ausdrücke für das Sehen schon durch ihre größere Mannigfaltigkeit, wobei namentlich die einzelnen Temporalformen auf ganz verschiedene Wortstämme zurückgehen, so dass das Sehen mit noch einigen anderen Verbalbegriffen (‘schlagen, gehen, sagen, sein’) an den früher (S. 13) erwähnten »Suppletiverscheinungen« theilnimmt. So griech. ὁράω, fut. ὄψομαι, perf. ὄπωπα, aor. εἶδον, wo ὁράω mit *verēri*, *wahren* (wahrnehmen), ὄψομαι mit ὄψις, *oculus*, *Auge*, εἶδον, ἰδεῖν mit *vidēre* zusammenstimmt. Schon in der Fülle der Bezeichnungen verräth sich hier eine von objectiven Bedingungen abhängige wechselnde Begriffsfärbung, die zugleich an die Temporalbedeutung geknüpft ist: so enthält ὁράω (wahrnehmen) mehr den Begriff eines dauernden, ἰδεῖν (mit der Grundbedeutung ‘ausfindig machen’) den eines momentanen Vorgangs, während ὄψομαι, ὄπωπα, gerade so wie ἀκούω, einfach auf das thätige Organ hinweist [1]).

Nahe verwandt den Complicationen der Empfindungen und Sinneswahrnehmungen mit äußeren Vorstellungen ist eine dritte Reihe von Erscheinungen: die Uebertragung von Benennungen

[1]) Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogerm. Spr., S. 12 f. Delbrück, Vergl. Syntax, II, S. 256 ff. Schon Fritz Bechtel (Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmung in den indogermanischen Sprachen, 1879, Vorwort S. IX) stellt den Satz auf: »Die Wahrnehmungen durch die fünf Sinne werden, falls ihre Bezeichnung nicht Verengung ist der Bezeichnung für die Wahrnehmung, allgemein sprachlich in der Weise zum Ausdruck gebracht, dass von der Perception als solcher völlig abgesehen und statt ihrer die Thätigkeit genannt wird, auf welche die Perception erfolgt, oder welche Gegenstand der Perception ist«. Obgleich die von Bechtel aufgestellten einzelnen Etymologien wahrscheinlich zu einem großen Theile nicht mehr aufrecht zu halten sind und die Anwendung des Begriffs einer »Restriction der Bedeutung«, wie früher (S. 443) gezeigt, gegründeten Bedenken begegnet, so wird im ganzen der Satz als zutreffend, wenn auch, angesichts der oben erwähnten besonderen Fälle (wie ἡδύς süß) nicht als absolut allgemeingültig anzuerkennen sein.

äußerer Eindrücke auf subjective Gemüthszustände und auf die psychischen Kräfte, von denen diese abhängig gedacht werden. Hier ist in vielen Fällen die ursprüngliche, objective Bedeutung neben der späteren subjectiven stehen geblieben: so kann *angustia* sowohl die räumliche Enge wie das Gefühl der Noth, *tremor* die zitternde Bewegung wie die Furcht, *Schmerz* den sinnlichen wie den psychischen Schmerz bedeuten. Wir reden ferner von *heißer* Begierde, von *bitterem* Aerger, von einer *kühlen* Aufnahme, Ausdrücke, die Temperatur- und Geschmackseindrücke bezeichnen. In andern Fällen ist aber die ursprüngliche Bedeutung ganz geschwunden: so bei der *Angst*, die zwar im Laut noch an die räumliche *Enge* anklingt, selbst aber diesen Sinn längst verloren hat; in *Grimm* und in *Gram*, die mit griech. χρεμέθω lat. *fremo* wahrscheinlich urverwandt sind, also selbst wohl einst die gleiche äußere Bedeutung des Knirschens mit den Zähnen besaßen; oder in *craindre* fürchten, das auf *tremere* zittern, in *détresse* Besorgniss, das auf *destrictio* Verstrickung, *penser* denken, das auf *pensare* abwägen, in *devis*, *diviso* Entwurf, Wunsch, das auf *dividere* theilen, unterscheiden zurückgeht, u. s. w. Offenbar ist die Bildung solcher Uebertragungen ein in der Sprache fortwährend dauernder Process, so dass uns überall neben Producten eines uralten Bedeutungswandels, dessen Spuren fast völlig erloschen sind, andere begegnen, die bis in die neueste Zeit herabreichen, und bei denen daher die sinnlichen Bedeutungen noch bemerkbar sind. So stehen sich im Deutschen in verwandtem Sinne Wörter wie *überlegen*, *erwägen*, denen die Vorstellungen des Legens und Wägens unmittelbar anhaften, und das uralte *denken* gegenüber, bei dem wir bis auf die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zurückgreifen müssen, um etwa in alat. *tongere* eine verwandte Wortbildung anzutreffen, die auf ein 'stellen', 'legen' hinweist *(tangere)*. Der Uebergang selbst ist hierbei wohl immer ein allmählicher, indem Zwischenstadien durchlaufen werden, in denen die Bedeutung eine doppelte oder in der Mitte liegende war: so ist *versutus* sowohl 'drehbar' wie 'verschlagen', und in *versare*, *vertere* u. s. w. sind der sinnlichen Vorstellung näher liegende Angehörige der gleichen Wortsippe erhalten geblieben. So bildet ferner bei dem Uebergang des Begriffs *divisio* Theilung in die an die romanischen Wörter *diviso*, *devis* gebundenen Begriffe Entwurf, Wunsch der dem lat.

*dividere* zuweilen zukommende Begriff des 'unterscheidens' eine Uebergangsstufe.

Alle diese und zahlreiche ähnliche Bedeutungsübertragungen führen, so verschieden ihr Alter sein mag, doch insofern auf Complicationen zurück, als bei ihnen mit Sicherheit angenommen werden kann, dass es einmal eine Zeit gab, wo der äußere Eindruck, auf den die ursprüngliche Bedeutung hinweist, und der psychische Vorgang oder Zustand, den die abgeleitete ausdrückt, mit einander verbunden, also eigentlich Bestandtheile eines und desselben sinnlich-geistigen Ganzen gewesen sind. Am sichersten ist das natürlich bei den Benennungen von Gemüthsbewegungen nachzuweisen, die fortwährend von sinnlichen Empfindungen und Gefühlen begleitet werden, und wo daher jene primäre Complication eigentlich immer bestehen bleibt, wenn auch die in sie eingehenden objectiven Vorstellungselemente aus den dominirenden des Begriffs verschwinden. So begleiten den Kummer, die Angst wirklich Empfindungen und Gefühle, wie sie der Druck einer Last, die physische Bedrängniss durch den Gegner im Kampfe begleiten. Gemüthsbewegungen aus rein inneren Motiven treten aber beim Naturmenschen zurück gegen diejenigen, die er in seinem Zusammenleben mit Anderen und im Conflict mit äußern Naturmächten erlebt; daher sich die hier entstehenden Vorstellungen fest mit den Gemüthsbewegungen als solchen associiren. Die fortwirkende Macht dieser Associationen bedingt es denn auch, dass gerade bei den Bezeichnungen der Gemüthsbewegungen die Neigung besteht, neue, noch sinnlich lebendige Ausdrücke zu schaffen, wenn die früheren in ihrer ursprünglichen Bedeutung verblasst sind. So treten neben die alten, rein psychisch gewandelten Wörter, wie *Gram*, *Kummer*, *Angst*, *Sorge*, *Furcht* u. a., neue, wie *Beklemmung*, *Drangsal*, *Bestürzung*, *Erbitterung*. Aus denselben Ursachen bleiben Wortverbindungen, wie *scharfe Worte*, ein *hartes Gemüth*, *schwerer Kummer*, *lastende Sorge*, *nagende Reue*, *bitterer Aerger* fortwährend in ihrer halb sinnlichen, halb psychischen Bedeutung bestehen. Bei den Bezeichnungen der mehr intellectuell gearteten Geistesthätigkeiten verhält es sich, so weit sie nicht erst secundären Complicationen ihren Ursprung verdanken, nicht anders, um so mehr da sie, besonders beim Naturmenschen, nicht minder von Affecten begleitet sind, so dass es überhaupt nicht sowohl der

Charakter der psychischen Vorgänge als der ihrer Verbindungen und Beziehungen ist, der die einzelnen scheidet. Auch das Denken übt der Naturmensch nicht als eine rein innere Thätigkeit, sondern er begleitet es mit Ausdrucksbewegungen, in denen er die Entwürfe, die ihn beschäftigen, sinnlich anschaulich vor sich hinstellt. Das Holz, das er zum Bau schichten, die Genossen, die er zum Kampfe führen will, ordnet er in Geberden, ehe noch der Augenblick der That gekommen ist: er 'überlegt' wirklich und in der sinnlichen Bedeutung des Wortes die Sache, die ihn beschäftigt. Diese Vorstellungen des Hin- und Herwendens, des Abwägens und die mit ihnen verbundenen Gefühle associiren sich auch dann noch mit den Vorstellungen, wenn diese nicht mehr nach außen treten. Sie übertragen sich aber weiterhin auf andere ähnliche Formen des Vorstellungswechsels, da der Vorgang des Denkens eben dadurch sich auszeichnet, dass er immer wieder auf gewisse Ausgangspunkte zurückgeht, die Objecte bald in diese, bald in jene Beziehungen bringt und so in der inneren Anschauung eigentlich das nämliche Bild der tastenden, den äußeren Stoff ordnenden Bewegung erzeugt, das bei der wirklichen oder in Geberden vorausgenommenen Ausführung eines Entwurfes thatsächlich entsteht. Ist aber zwischen der Ordnung der Erinnerungsbilder und der wirklichen Gegenstände bei planmäßigem äußerem Handeln schließlich kein anderer wesentlicher Unterschied als der einer größeren oder geringeren Lebendigkeit der Vorstellungen und der Thätigkeitsgefühle, so entspricht es nur der allgemeinen Entwicklung der Begriffe, dass auch die Bezeichnungen des äußeren Handelns auf das Gebiet des inneren hinüberwandern, und dass, wenn in Folge dieses Uebergangs mit der Lebendigkeit der Vorstellungen die ursprünglichen Bedeutungen abgeblasst sind, aus der nie ganz versiegenden Quelle jener Wechselbeziehungen neue Ausdrücke von ähnlicher sinnlicher Lebendigkeit wieder entstehen. Dadurch gehen dann aber solche aus dem natürlichen Drang der Association zwischen dem inneren Vorgang und seinem äußeren Vorbild hervorgegangene Wortbildungen ohne scharfe Grenze in den Bedeutungswandel durch secundäre Complicationen über, während sie sich zugleich mit willkürlich erfundenen bildlichen Bezeichnungen, die auf Associatonen singulärer Art beruhen und von Anfang an die Spuren individuellen Ursprungs an sich tragen, nahe berühren.

b. Bedeutungswandel durch secundäre Complicationen.

Die Erscheinungen, die hierher gehören, schließen sich am nächsten an die Bezeichnungen der Gemüthszustände an. Denn es sind die intellectuellen Vorgänge und ihre Erzeugnisse sowie die allgemeinen Geistesfähigkeiten, die sich zumeist als Producte eines solchen complicativen Bedeutungswandels zweiter Stufe darstellen. Dieser Unterschied in der Entwicklung ihrer sprachlichen Bezeichnungen von denen der Gefühle und Affecte hängt einerseits damit zusammen, dass sie zumeist späteren Ursprungs sind, anderseits aber auch damit, dass bei den Gefühlen und Affecten die begleitenden sinnlichen Empfindungen, die bei der Entstehung der Complication wirksam waren, eigentlich fortwährend erhalten bleiben. Beides verhält sich bei den intellectuellen Vorgängen des *Begreifens*, *Verstehens*, *Wahrnehmens*, *Vorstellens* u. s. w. wesentlich anders. Sie sind überhaupt späteren, in ihren ausgebildeten Formen meist sogar erst wissenschaftlichen Ursprungs, da sich das allgemeine Denken bei ihnen noch lange mit der unmittelbaren Zurückführung auf die körperlich gedachten Substrate der seelischen Vorgänge, den Geist, die Seele, die ψυχή, oder auf besondere körperliche Träger der intellectuellen Processe, wie den Kopf, bei Homer das Zwerchfell (φρένες), beschränkt. Ebenso treten die begleitenden Gefühle, wenn sie auch nicht ganz fehlen, mehr zurück, so dass sie bei dem Vorgang der Namengebung keine Rolle spielen. Dazu kommt, dass namentlich die genauere Unterscheidung der Begriffe hier immer erst eine Sache wissenschaftlicher Reflexion ist, so dass zahlreiche Ausdrücke dieses Gebietes überhaupt nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch eindringen. In unsern neueren Sprachen sind darum die meisten dieser Bezeichnungen entweder Lehnwörter oder Uebersetzungen aus den beiden classischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen[1]). Wie die deutschen Wörter meist den lateinischen, so waren diese selbst wieder den griechischen nachgebildet. Schließlich sind es daher, wie schon einer der erfindungsreichsten der römischen Sprachschöpfer, Cicero, bemerkt hat, vornehmlich die griechischen Philosophen gewesen, die das wissenschaftliche Denken mit dem

---

[1]) Vgl Cap. V, S. 573 ff.

größten Theil des Begriffs- wie des Wortvorraths versahen, über den es noch heute verfügt. Angesichts dieser hier überall eingreifenden erfinderischen Thätigkeit Einzelner könnte man fragen, ob es sich nicht dabei schon um Erscheinungen des singulären Bedeutungswandels handle. Gleichwohl stehen dieser Auffassung zwei Thatsachen im Wege, die es unzweifelhaft machen, dass selbst die eigentliche Erfindung in diesem Falle einem natürlichen Trieb der Begriffsentwicklung gefolgt ist. Erstens sind alle diese Wortbildungen, so unabhängig sie auch zweifellos in vielen Fällen eingetreten sind, doch von einer übereinstimmenden Gesetzmäßigkeit beherrscht, die überdies in ihrem Grundcharakter der Entwicklung des Bedeutungswandels durch primäre Complicationen durchaus conform ist. Zweitens beobachten wir in allen diesen Fällen, dass das Wort nach geschehener Uebertragung unmittelbar als ein angemessener Ausdruck der neuen Bedeutung empfunden wird, wodurch zugleich sehr bald die ursprüngliche sinnliche Bedeutung gänzlich zurücktritt. Der Uebergang von der sinnlichen zur geistigen Bedeutung gleicht daher auch darin den sonstigen Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels, dass er in dem allgemeinen Denken mindestens gewisser Kreise einer Sprachgemeinschaft zureichend vorbereitet ist, um eventuell von mehreren Individuen unabhängig vollzogen zu werden.

Die Erscheinungen des Bedeutungswandels durch secundäre Complicationen unterscheiden sich nun aber von denen durch primäre regelmäßig dadurch, dass die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nichts, auch nicht einmal irgend ein sicher nachweisbares Gefühlselement, von der späteren Bedeutung in sich enthält, und dass ebenso hinwiederum die endgültige Bedeutung die Merkmale der ursprünglichen entweder ganz verloren oder höchstens schattenhafte, erst der psychologischen Analyse erkennbare Reste derselben bewahrt hat. (Vgl. das Schema S. 518.) Dennoch ist auch hier ein Zwischenzustand vorauszusetzen, wo der Begriff sinnlich und geistig zugleich gewesen sein muss. In der That geht dies schon daraus hervor, dass die meist dem psychologischen, logischen und ethischen Gebiet angehörigen Begriffe, um die es sich hier handelt, zunächst aus Anlass psychischer Vorgänge entstehen, die sich äußeren Sinnesobjecten gegenüber bethätigen. So ist das *Vorstellen* auch im psychologischen Sinne zunächst ein Vorgang, bei dem versucht wird, ein ursprünglich wirklich

gegenüberstehendes Object in der Erinnerung gegenüberstehend zu denken; das *Begreifen* ist eine Thätigkeit, die durch eine äußere Handlung, durch das Ergreifen und Sammeln der Objecte, die man zu einem Ganzen zusammenfassen möchte, erleichtert wird, und bei der man daher, auch wenn diese äußere Thätigkeit nicht mehr erforderlich ist, immer noch an ein Ergreifen und Zusammenlegen von Vorstellungen, die sich auf getrennt wahrgenommene Objecte beziehen, denkt, u. s. w. Demnach stimmen alle Erscheinungen dieses Bedeutungswandels darin überein, dass die Urbedeutungen äußere Handlungen sind, namentlich solche, die wir mit unsern Händen und Armen ausführen, und dass dagegen die daraus entwickelten secundären Bedeutungen auf geistige Vorgänge gehen, aus denen die Anschauung der äußern Handlung gänzlich verschwunden ist, sei es, weil die bezeichnete Thätigkeit überhaupt nicht mehr als eine sinnliche, sei es, weil sie wenigstens nicht als eine »Handlung« im buchstäblichen Sinne, als ein Thun unserer Hände, vorgestellt wird. So sind wir uns bei Wörtern wie *begreifen*, *vorstellen*, *verstehen*, *wahrnehmen*, *auffassen*, *erinnern* u. s. w., oder bei den analogen lateinischen, wie *concipere*, *percipere*, *repraesentare*, *recordari*, *definire*, *praesumere* u. a., sobald sie in einem Gedankenzusammenhang vorkommen, der ihnen die übliche psychologische Bedeutung anweist, des Zusammenhanges mit dem *stehen*, *stellen*, *nehmen*, *fassen*, *greifen* oder der sinnlichen Vorstellungen des *Innern* (im Gegensatze zum Aeußeren), des *Herzens* als eines inneren Organs (bei *erinnern* und *recordari*) u. dergl. so wenig mehr bewusst, wie bei manchen dem gleichen Begriffsgebiet angehörenden Wörtern älteren Ursprungs, wie *denken*, *wissen* u. s. w., die von der äußeren sinnlichen Vorstellung schon um deswillen weiter abliegen, weil sich die ursprünglichen Bedeutungen nicht mehr in den in ihnen noch deutlich aufzufindenden Stammwörtern erhalten haben[1]).

---

[1]) In seinem Buch »Ueber das Leben der Wörter« bemerkt A. Darmesteter, die Dunkelheit (obscurité), die man der deutschen Philosophie vorwerfe, habe nach seiner Ansicht eine ihrer hauptsächlichsten Ursachen in der »valeur trop métaphorique de son langage«. »Man vergleiche nur«, fährt er fort, »so pittoreske und sinnliche Wörter wie Anschauung, Empfindung, Vorstellung, Begriff, mit den so abstracten Wörtern unserer (der französischen) Sprache wie *intuition*, *perception*, *représentation*, *idée* etc. Hier bedeuten die Ausdrücke reine Abstractionen, dort überraschen den

Wesentlich erleichtert wird dieser Bedeutungswandel mittelst secundärer Complicationen, ähnlich wie andere Uebergänge concreter in abstractere Bedeutungen, durch Partikeln, die das nach seinem Begriff veränderte Wort auch äußerlich umwandeln, und die so die ohnehin bestehende Neigung unterstützen, ein Wort, das je nach der Verschiedenheit der Associationsbedingungen seine Bedeutung ändert, jedesmal auch als ein anderes aufzufassen. So haben in *begreifen*, *verstehen*, *enthalten*, *gestehen* die Präfixe *be-*, *ver-*, *ent-*, *ge-* u. s. w. im lebendigen Sprachgebrauch nur noch die Function, diese Begriffe von den sinnlichen des *greifens*, *stehens*, *haltens* u. s. w., aus denen sie entstanden sind, zu unterscheiden, und ähnlich verhält es sich mit den analogen lateinischen *per-*, *de-*, *re-*, *prae-* u. dergl.

c. Verhältniss des complicativen Bedeutungswandels zur Metapher.

Ueberblickt man alle Erscheinungen des complicativen Bedeutungswandels, die des primären wie des secundären, so erhellt aus ihrer Entstehungsweise, dass es in keiner Weise gerechtfertigt ist, sie, wie es so oft geschieht, zusammen mit allen andern sprachlichen Erscheinungen, denen wir von unserem Standpunkt der Betrachtung aus eine bildliche Bedeutung zuschreiben können, unter dem Gesamtnamen der Metaphern zusammenzufassen. Denn soll dieser Begriff überhaupt noch eine bestimmte Bedeutung bewahren, so werden

---

Leser metaphorische Ausdrücke durch sinnliche Bilder. Hier braucht man nur zu verstehen, dort muss man erst übersetzen, — und zwar übersetzen nach den eigenen Eingebungen seiner Einbildungskraft«. (La vie des mots, p. 71.) Des Verfassers Urtheil über die deutsche Philosophie mag seine Richtigkeit haben; ich lasse das dahingestellt. Aber für den Zustand der Sprachpsychologie scheint es mir äußerst bezeichnend zu sein, dass der Autor, der ausführliche Untersuchungen über die »Actions et conditions psychologiques« in der Sprache anstellt, dem Gedanken nicht näher getreten ist, einem Leser, der, weil ihm die französische Sprache wenig geläufig ist, bei jedem Wort an seine etymologische Herkunft denkt, könnten Wörter wie *intuition*, *perception*, *représentation* genau so sinnlich und metaphorisch vorkommen, wie einem französischen Linguisten Wörter wie *Begriff*, *Empfindung*, *Vorstellung* u. s. w. A. Darmesteter begeht den gewöhnlichen Fehler der Psychologen, die keine Psychologen sind: er ist überzeugt, dass sein eigener Standpunkt der Betrachtung für jeden andern Menschen auch gelte. Demgemäß betrachtet er die deutschen Wörter vom Standtpunkte des Etymologen, dem die deutsche Sprache von Hause aus fremd ist; die französischen von dem des Franzosen, der bei ihrem Gebrauch an keine Etymologie denkt.

zwei Erfordernisse festzuhalten sein: erstens muss eine wirkliche Uebertragung einer Vorstellung oder einer Verbindung von Vorstellungen auf ein anderes Begriffsgebiet vorliegen; und zweitens muss mindestens im Moment der Entstehung das Bewusstsein des Actes der Uebertragung vorhanden, diese selbst muss also eine willkürliche, zum Zweck der stärkeren sinnlichen Gefühlsbetonung eines Begriffs geschaffene sein. Trifft das letztere nicht zu, sondern gesellt sich von selbst, durch ihre natürlichen Beziehungen, die eine Vorstellung zur andern, so handelt es sich um keine Metapher, sondern um eine unwillkürliche Association, und zwar gewöhnlich, da die Verbindung zwischen Vorstellungen verschiedener Sinnesgebiete stattzufinden pflegt, um eine Complication. Dabei muss nun allerdings beachtet werden, dass die Bedingungen, die der ursprünglichen Entstehung einer Metapher zu Grunde liegen, nicht fortdauernd bestehen bleiben, sondern dass die anfangs willkürliche Uebertragung in eine feste Association übergehen kann. Es gibt daher lebendige und verblasste Metaphern. Auch die letzteren wird man aber hinsichtlich ihrer Entstehungsweise den eigentlichen Metaphern zuzählen dürfen, um so mehr, da nach dem Princip der Mechanisirung eingeübter psychischer Vorgänge alle Metaphern allmählich verblassen, wenn sie häufig gebraucht werden. Dagegen kann von keiner Metapher die Rede sein, wenn jene oben hervorgehobenen beiden Bedingungen nicht einmal für den Entstehungsmoment einer bestimmten Bedeutungsänderung gelten, wenn also entweder überhaupt keine Uebertragung stattfand, oder wenn der Process sich als eine nur aus den allgemeinen Associationsbedingungen entspringende natürliche Complication darstellt.

In der That ist dies nun für die beiden Formen des complicativen Bedeutungswandels in verschiedenem Grade der Fall. Bei den primären Complicationen existirt überhaupt keine Uebertragung: was später als übertragene Bedeutung erscheinen kann, das ist in Wahrheit schon ein ursprünglicher Bestandtheil der ganzen Vorstellung, der nur erst in den Vordergrund tritt, sobald der anfänglich dominirende verschwindet. Eine Complexion $A\,B$ geht, wenn wir den einfachsten symbolischen Ausdruck für diesen oben (S. 510) eingehender analysirten Vorgang wählen, zuerst in $BA$ und dann in $B$ über. Etwas anders verhält es sich bei den secundären

Complicationen. Indem sich hier die zuerst vorhandene Vorstellung *A* durch einen Zwischenzustand *À B* in *B* umwandelt, lässt sich der Process äußerlich betrachtet in der That als eine Uebertragung auffassen. Aber auch in diesem Fall ist bei den ursprünglicheren Erscheinungen dieser Art keine Spur davon zu entdecken, dass das, was wir bei unserer sprachlichen Analyse des Wortes als Bild empfinden, anfänglich als ein Bild gedacht worden sei. Die Association des Begriffs mit den im Wort ausgedrückten äußeren Vorstellungen ist vielmehr eine so naheliegende, dass man annehmen darf, sie sei von Anfang an schon eine natürliche Association des seelischen Vorgangs mit begleitenden sinnlichen Anschauungen gewesen. Einem sinnlichen Denken erscheint die *Vorstellung* als ein wirkliches Nachaußenstellen des Gedachten, das *Begreifen* als ein wirkliches Umgreifen der Objecte. Die Auffassung aller dieser Erscheinungen als Metaphern beruht daher wiederum nur auf dem psychologischen Irrthum, dass man den Standpunkt sprachwissenschaftlicher Analyse auf die sprachlichen Vorgänge selbst überträgt. Sicherlich gibt es in der Sprache zahlreiche wirkliche Metaphern. (Vergl. Nr. V.) Dennoch ist der oft citirte Ausspruch Jean Pauls: »die Sprache ist ein Wörterbuch vergilbter Metaphern« in dieser Allgemeinheit psychologisch betrachtet nicht zutreffend, weil bei ihm die Erscheinungen primärer und secundärer Complication vorzugsweise gemeint sind, und weil er aus jenem populären Vorurtheil entspringt, unsere auf dem Wege logischer Vergleichung gewonnene Auffassung psychischer Erscheinungen sei die Entstehungsweise der Erscheinungen selbst. Ist aber auch die Sprache von Hause aus keine Sammlung von Metaphern, weil in ihr ursprünglich alles wirklich geschaut und unmittelbar gefühlt ist, so liegt doch in jenen natürlichen Complicationen, die allen willkürlichen und künstlichen Uebertragungen vorausgehen, der Ausgangspunkt für die Entstehung der eigentlichen Metaphern, und zugleich der Erklärungsgrund für den Eindruck, den die gut erfundene Metapher auf uns hervorbringt, und für die unmittelbare Verständlichkeit, die sie besitzt. Diese Eigenschaften würden unbegreiflich sein, wenn sie nicht an jene ursprünglichen Gesetze der Vorstellungsverbindungen anknüpften, die in dem complicativen Bedeutungswandel hervortreten. Dadurch wird es aber auch verständlich, dass die Grenzen zwischen diesen Erscheinungen, die hier

mit den Grenzen zwischen regulärem und singulärem Bedeutungswandel zusammenfallen, nicht in jedem einzelnen Fall mit Sicherheit festzustellen sind.

### 4. Gefühlswirkungen beim Bedeutungswandel.

Dass die Gefühlselemente der psychischen Gebilde einen hervorragenden Einfluss auf den Bedeutungswandel der Wörter ausüben können, ist eine Thatsache, die uns bei den verschiedensten der oben erörterten Erscheinungen begegnet ist. So lange sich jedoch, wie in den bisher betrachteten Fällen, der Einfluss der Gefühlselemente lediglich den übrigen assimilativen und complicativen Wirkungen einordnete, lag in dieser Betheiligung der Gefühle, die ja nur ihrem engen Zusammenhang mit allen andern Elementen des psychischen Geschehens entspricht, kein Motiv zur Bildung einer besonderen Gruppe von Bedeutungsänderungen. Dies ist nun anders bei einer Reihe von Vorgängen, die sich ausschließlich aus gewissen Eigenschaften der Gefühlsprocesse verstehen lassen, während die sonst noch mitwirkenden Momente nur eine indirecte Bedeutung besitzen.

Die Erscheinungen dieses Gebietes führen einerseits auf die Association verwandter Gefühle, anderseits auf Associationen zwischen den Objecten, die Gefühle erregen, und subjectiven Zuständen, in welche die nämlichen Gefühle eingehen, zurück. Dabei können zugleich die Associationen der Gefühle mit den Objecten eine doppelte, gewissermaßen eine centripetale und eine centrifugale Richtung haben, indem entweder die objective Vorstellung ein ihr entsprechendes Gefühl, oder indem umgekehrt ein subjectiv erzeugtes Gefühl andere Vorstellungen von gleichem Gefühlscharakter hervorruft. Hiernach lassen sich die diesen Associationen entsprechenden Erscheinungen in drei Gruppen sondern: 1) in Vorgänge reiner Gefühlsassociation: ein Wort wird von einem Begriff auf einen andern übertragen, dem ein verwandter Gefühlston beiwohnt, ohne dass im übrigen die Begriffe selbst Vorstellungsbeziehungen, die eine solche Uebertragung verständlich machen würden, darbieten; 2) in Vorgänge der Association eines objectiven Eindrucks mit einem Gemüthszustand: ein Wort wird von einem objectiven Begriff auf einen subjectiven Gemüthszustand übertragen; 3) in Vorgänge von umgekehrter Richtung: ein

Wort, das zunächst einen subjectiven Gemüthszustand ausdrückt, geht auf einen objectiven Begriff über. Wenden wir analoge symbolische Bezeichnungen wie früher an, und bezeichnen wir speciell die den Associationsvorgang vermittelnden Gefühlselemente mit $\gamma$, so lassen sich demnach in diesen drei Fällen Anfangs- und Endzustand der Wortcomplication durch folgende Formeln verdeutlichen:

$$1)\ n\gamma\delta(A) \ — \ n\gamma\delta_1(B),$$
$$2)\ n\delta\delta_1(A) \ — \ n\gamma\delta_1(B),$$
$$3)\ n\gamma\delta(A) \ — \ n\delta\delta_1(B).$$

In diesen Formeln repräsentiren wieder $\delta$, $\delta_1$ Vorstellungselemente von dominirender Bedeutung. Ebenso bezeichnen $A$ und $B$ irgend welche zusammengesetzte Bewusstseinsinhalte aus relativ constanten und aus variabeln Bestandtheilen, gleichgültig ob ihnen Vorstellungs- und Gefühlselemente gemeinsam sind oder nicht, so dass also die verschiedene Bezeichnung wiederum nur auf das Ganze dieser Inhalte gehen soll. Bei jeder der durch die obigen Formeln repräsentirten Arten des Bedeutungswandels wird nun zwischen den beiden Endgliedern, ähnlich wie in allen früheren Fällen, mindestens *ein* Zwischenglied anzunehmen sein, dem etwa die Form

$$n\gamma\delta\delta_1(A.B)$$

gegeben werden kann, einen Zustand andeutend, in welchem wesentliche Bestandtheile des End- und des Anfangsgliedes zusammen ein Vorstellungsganzes gebildet haben.

Der Bedeutungswandel durch Gefühlsassociationen schließt sich in allen diesen Gestaltungen eng an den complicativen Bedeutungswandel an, besonders an diejenigen Formen desselben, als deren Factoren Gefühle oder aus Gefühlen zusammengesetzte Gemüthsbewegungen auftreten (S. 519). Seinen besonderen Charakter empfängt er jedoch dadurch, dass bei ihm die Gefühle nicht bloß in der allgemeinen Form complicativer Bestandtheile der Vorstellungen, sondern *durch die den Gefühlen specifisch zukommenden* und sie von den eigentlichen Vorstellungselementen wesentlich unterscheidenden Eigenschaften wirksam werden. Immerhin bringen es diese Verhältnisse mit sich, dass in viele Erscheinungen des complicativen Bedeutungswandels bereits solche Gefühlswirkungen

hineinreichen, wie dies auch manche der oben angeführten Beispiele erkennen lassen.

a. Reine Gefühlsassociationen.

Die erste der obigen Gruppen, die der reinen Gefühlsassociationen, umfasst Erscheinungen, bei denen ein Wort dadurch seine Bedeutung ändert, dass es auf eine Vorstellung übergeht, der ein analoger Gefühlsinhalt zukommt, und dass in Folge dessen die neue Vorstellung durch die vorher mit dem Wort associirte mehr oder minder stark modificirt wird. Anfangs- und Endglied haben also gleichen Gefühlscharakter, aber verschiedenen Gefühlswerth. Der Uebergang setzt ein Zwischenstadium voraus, in welchem die beiden Vorstellungen samt ihren Gefühlswerthen zu einer einzigen Complexion verbunden waren. So bezeichnet das Wort *elend* ursprünglich den der sich außer Landes befindet, den Verbannten, Heimathlosen (ahd. *eli-lenti*); dann geht es auf den Unglücklichen, von Noth oder Trübsal Bedrängten über. Schließlich wird es durch einen Bedeutungswandel, der bereits in die Erscheinungen der nächsten Gruppe hinüberreicht, zu einem nach Gesinnung oder Leistung erbärmlichen Menschen. So reden wir z. B. von einem 'elenden Betrüger', aber auch von einem 'elenden Dichter'. Einen analogen Bedeutungswandel zeigt das lat. *captivus* der Gefangene in seinen romanischen Ableitungen, ital. *cattivo*, franz. *chétif*. *Piètre*, von *pedestris* Fußgänger herstammend, ist in den Begriff 'armselig' übergegangen, der zunächst von Personen und dann auch von Sachen gebraucht wird. Ebenso ist *imbecillus* zuerst der körperlich, dann auch der geistig Schwache und endlich im franz. *imbécille* nur noch der letztere; ferner *simple* (*simplex* einfach, redlich, dann einfältig u. s. w. (siehe oben S. 446). Die Analogie dieser Bedeutungsentwicklungen zeigt deutlich, dass es sich hier um ein allgemeingültiges Gesetz der Gefühlsassociation handelt. Auch weist ein solcher Wechsel zwischen Gegensätzen an und für sich auf Gefühlsvorgänge hin, da er schon bei dem spontanen, von äußeren Einflüssen relativ unabhängigen Ablauf unserer Gemüthsbewegungen zu bemerken ist. Doch ereignet sich in diesem Fall der Uebergang ins Gegentheil immer zugleich auf Grund einer vorangegangenen Association verwandter Gefühle, wie sie bei Wörtern wie

*elend*, *chétif*, *imbécille* noch verhältnissmäßig unvermischt vorliegt. Schon bei *imbécille* hat aber das Mitleid mit dem körperlich Schwachen dem ähnlichen Gefühl für den geistig Schwachen Platz gemacht, und bei *simple*, *einfältig* hat sich der nämliche Uebergang unter der besonderen Bedingung vollzogen, dass die eigenthümliche Werthbetonung des Gefühls bei sonst gleich bleibendem Charakter eine andere geworden ist: das Einfache, Einfältige wird gerade innerhalb einer rohen Cultur von dem Klugen und Verschlagenen leicht als ein Zeichen geringerer Verstandesgaben betrachtet. So handelt es sich nur darum, welches von diesen beiden Werthgefühlen schließlich obsiegt. Da entspricht es nun der allgemeinen Richtung der Entwicklung der Gefühle, dass das zuerst an den äußeren Charakter der Handlungen gebundene allmählich auf deren geistige Vorbedingungen übergeht. Wie über die Schätzung der physischen Stärke und der Tapferkeit die der Klugheit die Oberhand gewinnt, so tritt auch die Offenheit und Einfachheit des Benehmens zurück hinter der alle Möglichkeiten des Ausgangs überlegenden Berechnung. Ist einmal der Ansatz zu dieser Umwandlung der Werthgefühle eingetreten, so verstärken sich diese nun unter der Wirkung des Contrastes: nicht nur der 'Einfache' wird zum 'Einfältigen', sondern auch der 'Schlichte' zum 'Schlechten'.

Einen besonderen zu dieser Classe reiner Gefühlsassociationen gehörenden Fall bilden endlich jene Erscheinungen, in denen ein Wort durch die bloße Aenderung der ihm anhaftenden Intensität oder Qualität des Gefühlstons seinen Begriff zu wechseln scheint. Wenn sonst im allgemeinen die Vergleichung solcher Bedeutungsänderungen, bei denen eine Wertherniedrigung stattfindet, mit der Werthabnahme abgegriffener Münzen ein unpassendes Bild ist, bei dem die wirklichen Ursachen der Vorgänge im Dunkeln bleiben, so kann hier, im Gebiet der Gefühlswirkungen, von einer Abnutzung durch den Gebrauch eher geredet werden. Sie entspricht in diesem Fall der allgemeinen Erfahrung, dass Gefühle durch häufige Wiederholung sich abschwächen. Aber mag dieses Moment mitbetheiligt sein, für sich allein reicht es schwerlich aus, einen Bedeutungswandel zu Stande zu bringen. Ein positiverer Grund zu einem solchen liegt dagegen sehr häufig in der wirklichen Gefühlssteigerung im Affect, die den Redenden zu einem Wort greifen lässt, das dem

auszudrückenden Gefühlswerth objectiv betrachtet nicht entspricht. War es nun aber auch subjectiv in dem Moment, wo es zuerst angewandt wurde, ein adäquater Ausdruck des gesteigerten Gefühls, so kann doch diese Werthung nicht andauern. Fixirt sich daher gleichwohl das im Affect gebrauchte Wort, so ist die Abnahme der ihm innewohnenden Gefühlsstärke die Folge. Auf Vorgänge dieser Art haben wir es wohl zurückzuführen, wenn unser als Steigerungsform verwendetes Adverbium *sehr* (ahd. *sêro* Adv. aus dem Adj. *sêr*) eigentlich 'schmerzlich' bedeutet, oder wenn provinziell dafür auch *arg* gebraucht wird, das sonst mit 'böse' nahe übereinstimmt. Aehnlich verhält es sich mit *kaum* ahd. *kûmo* urspr. 'schwach, gebrechlich', lat. *aegre*, von *aeger* krank, griech. μόλις kaum, das zu μῶλυς matt, träge, μωλύνω 'entkräfte' gehört; endlich mit *fast* gleich 'fest', *schon* gleich 'schön' u. a. (siehe oben S. 504 f.). Mit einer derartigen Veränderung der Gefühlsintensität ist dann zugleich eine gewisse Veränderung der Gefühlsqualität verbunden, weil schwächere Gefühle an sich indifferenter und daher einem Wechsel der Richtung leichter ausgesetzt sind. So erklärt es sich, dass *sehr*, *arg*, sobald erst einmal die Abschwächung des Gefühlstons bei ihnen eingetreten war, als bloße Steigerungsformen ebenso leicht mit guten wie mit schlimmen Eigenschaften verbunden werden konnten. Bei Wörtern, die sonst in der allgemeinen Sprache ihre Bedeutung beibehielten, ist eine ähnliche Abschwächung mit gelegentlicher Aenderung der Gefühlsrichtung unserer Studentensprache geläufig: *furchtbar*, *riesig*, *schauderhaft* und dergl. Ursprünglich Producte jugendlicher Affectsteigerung, haben diese Attribute durch gewohnheitsmäßigen Gebrauch ihren intensiven Gefühlswerth verloren. Die ähnliche Erscheinung findet sich in der Umgangssprache solcher Nationen, deren Temperament zu affectvoller Rede disponirt. So verbindet der Franzose mit *enchanté*, *désolé*, *consterné* u. a. meist nur noch entfernte Andeutungen der Gefühle, die durch diese Wörter eigentlich ausgedrückt werden, und der Italiener drückt seine Gefühle in Superlativen aus, wie *felicissimo*, *excellentissimo*, *bello bellissimo*, die zu der wirklichen Gefühlsstärke in keinem Verhältnisse stehen.

In das gleiche Gebiet gehört noch eine andere, allgemein verbreitete Erscheinung, bei der zugleich das oben erwähnte scheinbare Ueberspringen der Gefühlsqualität in ihr Gegentheil besonders

auffallend wiederkehrt: der Uebergang von Schimpfwörtern in Kosewörter. Dabei bleiben zwar die ursprünglichen Bedeutungen in ihrer allgemeinen Richtung erkennbar, sie verblassen aber in ihrer besonderen Begriffsfärbung. So sind Wörter wie *Luder*, *Schelm*, *Racker*, *Aas*, ebenso die mannigfaltigsten Thierbezeichnungen, *Vieh*, *Kalb*, *Katze*, *Maus*, die letzteren in der Regel in Diminutivformen, scherzhaft gebrauchte Kosewörter geworden, während die meisten zugleich als Schimpfwörter gebraucht werden. Bei vielen, wie bei *Aas* und bei den Thierbezeichnungen, ist die ursprüngliche, der Verwendung zum Schimpfwort vorausgehende und sie motivirende Bedeutung erhalten geblieben; bei andern, wie *Luder* und *Schelm*, die einst mit *Aas* nahe zusammenfielen, sowie bei *Racker*, das eigentlich mit *Schinder* identisch ist, hat sich nur noch die beschimpfende und die gelegentlich sie ablösende kosende Bedeutung erhalten. Zuweilen sind wohl specielle Associationen wirksam, so bei dem *Kätzchen* das weiche Anschmiegen der Hauskatze, bei dem *Mäuschen* die Kleinheit und rasche Beweglichkeit. In sehr vielen Fällen, namentlich bei den ihrer einstigen Bedeutung gänzlich entkleideten Schimpfwörtern, kann davon natürlich nicht die Rede sein: es muss also, abgesehen von solchen besonderen Associationen, dem Schimpfwort an sich ein Gefühlston anhaften, der es zum Uebergang vom Hass zur Liebe geneigt macht. Hier wird zunächst an die Gefühlsstärke als solche, abgesehen von der qualitativen Gefühlsfärbung, zu denken sein. Wie uns schon in den Benennungen der Affecte durch die Sprache überall die Thatsache entgegentritt, dass für die unlustvollen Affecte reichere und intensivere Bezeichnungen zu Gebote stehen als für die Lustaffecte, so verbindet sich auch in der affectvollen Rede mit dem Gebrauch gesteigerter Ausdrucksformen der Uebergang auf die negative Gefühlsseite, die lediglich um ihrer größeren Intensität willen im positiven Sinne verwendet wird. So redet man in dieser Affectsprache von *furchtbarem Glück*, von *schrecklicher Freude* u. dergl., ohne dass bei solchem Uebergreifen irgend eine bewusste Absicht mitwirkt. Es ist lediglich der Drang, das Gefühl so stark wie möglich auszudrücken, der dieses Resultat herbeiführt. Es beruht, gerade so wie jene reichere Bezeichnung der Unlustaffecte, auf der Eigenschaft unseres Gefühlslebens, dass die Unlustaffecte größere Intensitätsgrade erreichen können. Wo ein

sehr starker Lustaffect ausgedrückt werden soll, da schiebt sich daher leicht von selbst eine Bezeichnung unter, die eigentlich dem Unlustgebiet angehört. Auch darin folgt übrigens die Sprache nur dem Verlauf der natürlichen Vorgänge, bei denen, wenn die höchsten Grade einer freudigen Ueberraschung erreicht werden, schon in Folge der begleitenden physischen Wirkungen der plötzliche Uebergang auf die Unlustseite nicht ausbleibt. So gehört denn auch jene Umwandlung der Schimpfwörter in Kosenamen zu den Erscheinungen, bei denen der Trieb nach einer starken Bethätigung des Affects den Ausdruck der entgegengesetzten Gefühlsqualität hervorruft. Das Contrastgefühl, das durch die letztere erweckt wird, sowie die zu paradoxem Ausdruck neigende Stimmung scherzhafter Ironie können dann außerdem mitwirkende Factoren sein.

b. Gefühlsassociationen in objectiv-subjectiver Richtung.

Beispiele dieser Art des Bedeutungswandels finden sich auf allen Sprachgebieten in großer Zahl. So ist *Gunst*, zusammenhängend mit dem Verbum *gönnen*, ursprünglich *Gewährung*, *Erlaubniss:* so noch in Redewendungen wie 'mit Gunst', 'eine Gunst erweisen'; die vorwaltende Bedeutung ist aber die subjective der 'günstigen Gesinnung' geworden. *Tadel* ist in seiner mit 'Fehler' zusammentreffenden Urbedeutung noch in 'tadellos' erkennbar geblieben; sonst ist es zuerst in den Begriff einer durch die Fehler Anderer erregten subjectiven Stimmung und dann weiterhin, indem eine der unten zu besprechenden umgekehrten Gefühlsübertragungen vom Subject zum Objecte hinzutrat, in den Begriff der Aeußerung einer missfälligen Gesinnung übergegangen. *Rath*, urspr. was jemand an Mitteln vorräthig hat, hat sich in Zusammensetzungen wie 'Vorrath, Hausrath, Unrath' in dieser objectiven Bedeutung erhalten; wahrscheinlich durch Vermittelung von Redeformen, in denen sich der objective mit einem entsprechenden subjectiven Gemüthszustande verband, wie 'zu Rathe halten', 'Rath schaffen', ist es in den im wesentlichen mit dem lat. *consilium* zusammenfallenden Begriff übergegangen. Eine analoge Umwandlung hat lat. *merces* Lohn in den romanischen Sprachen erfahren, indem es in ital. *mercè*, franz. *merci* zuerst in die Bedeutung 'Gnade', dann in die von 'Dank' überging: der Begriff 'Gnade'

bildet hier offenbar das associative Mittelglied, er bezeichnet ein Gefühl, das, die Spendung des Lohnes begleitend, als Motiv der Handlung wirken kann; in 'Dank' ist das Gefühl des Lohnempfängers an die Stelle getreten. Ferner gehört hierher der Uebergang des mittellat. *sunnia* gesetzliches Hinderniss in *sogna*, fr. *soin* Sorge, von *doubler* verdoppeln in die altfr. Bedeutung 'betrügen', von *ressentiment* Erinnerung in 'Vergeltung', 'Groll', 'Rachegefühl', von *suffisant* genügend in 'anmaßend'. Im letzteren Fall ist der objective Erfolg zuerst auf einen Handelnden, der mit seinem eigenen Erfolg zufrieden ist, und dann auf den, der überall diesen eigenen Erfolg zur Schau stellt, übergegangen.

c. Gefühlsassociationen in subjectiv-objectiver Richtung.

In diese dritte Gruppe von Gefühlsassociationen gehört der Uebergang von *Laster* urspr. 'Tadel', 'Schmähung', wie noch das Zeitwort *lästern* erkennen lässt; es hat sich jetzt in die objective Eigenschaft umgewandelt, die Tadel verdient, im Gegensatz zu dem Wort *Tadel* selbst (siehe oben). *Sicher* ist eigentlich 'sorglos' ahd. *sihhûri*; schon frühe ist es aber, wahrscheinlich durch die Zwischenbedeutung 'ohne Schuld und Strafe', in seinen heute geltenden objectiven Sinn übergegangen. Die nämliche Wandlung hat lat. *securus* in dem franz. *sûr* erfahren. Aehnlich leitet sich *danger* Gefahr aus mittellat. *damnarium* Beschädigung, *tromper* betrügen aus *triumphare* über Jemanden frohlocken; *periculum*, zuerst 'Wagniss', wird objectiv zur 'Gefahr' u. s. w.

Die psychologischen Grundlagen aller dieser unter dem Einfluss von Gefühlsassociationen entstehenden Formen des Bedeutungswandels sind, wie ihre Vergleichung ohne weiteres erkennen lässt, übereinstimmender Art. Die besonderen Richtungen der Associationswirkung sind von untergeordneter Bedeutung. Es zeigt sich in ihnen nur die Vielseitigkeit der Gefühlsassociationen überhaupt. Sie gibt sich besonders auch dadurch zu erkennen, dass, wie oben an einigen Beispielen gezeigt, ein Bedeutungswandel mit seiner einen Hälfte der einen, mit seiner andern einer andern Gruppe angehören kann. Gegenüber den sonstigen Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels

zeichnen sich überdies die Gefühlswirkungen durch die außerordentlich starken Begriffsänderungen aus, die nicht selten bis an den Uebergang der Urbedeutung in ihr Gegentheil heranreichen können, eine Erscheinung, die in den allgemeinen Eigenschaften der Gefühle ihre Erklärung findet, eben darum aber auch für die Gefühlswirkungen als solche von symptomatischem Werth ist.

### 5. Associative Verdichtungen der Bedeutung.

Als eine Verdichtung der Begriffe kann es bezeichnet werden, wenn an ein bestimmtes Wort durch Association ein ihm ursprünglich fremder Begriff sich anlehnt, und dann allmählich fest mit ihm associirt, so dass der hinzugetretene Begriff von dem Wort absorbirt wird und dessen einstige Bedeutung mehr oder minder erheblich verändert. Solcher Verdichtungen der Bedeutung lassen sich im allgemeinen zwei Arten unterscheiden. Die erste beruht auf der Association des Wortes mit andern Wörtern, mit denen es häufig in den Zusammenhang der Rede eingeht; die zweite auf einer Association des dem Wort anhaftenden Begriffs mit irgend einer durch ihre Häufigkeit begünstigten Anwendung desselben. In beiden Fällen handelt es sich also um Wirkungen oft wiederholter Association, durch welche die sonst in der Regel nur als Begleiterscheinungen anderer Formen des Bedeutungswandels vorkommenden Verdichtungen so verstärkt werden, dass sie als die vorwiegenden Ursachen der eintretenden Begriffsübertragung erscheinen. Dabei scheiden sich dann die Associationen, aus denen diese Verdichtungen entspringen, von selbst nach den beiden Bedingungen, die überhaupt für die begrifflichen Umwandlungen eines Wortes bestimmend sein können. Im einen Fall bestehen diese Bedingungen in den äußeren Associationswirkungen, denen das Wort von gewissen constanteren syntaktischen Verbindungen her unterworfen ist; im zweiten Fall bestehen sie in den inneren Associationswirkungen, welche aus der Beziehung der Wortbedeutung selbst zu ihren regelmäßigen oder häufigsten Anwendungen entspringen. Demnach können wir die Erscheinungen der ersten Art als Begriffsverdichtungen durch syntaktische Associationen, die der zweiten als solche durch Verwendungsassociationen des Wortes bezeichnen. Bei

den ersteren lässt sich, wenn wir den einfachsten Fall einer syntaktischen Wechselwirkung zwischen zwei Wörtern $n$ und $n_1$ zu Grunde legen und die zu beiden gehörigen Begriffe mit $A$ und $A_1$ bezeichnen, der eintretende Begriffswandel darstellen durch die Formel:

$$nA - nn_1(A \,.\, A_1) - n(A \,.\, A_1) - nA_1$$

Dabei kann der Process entweder bei dem dritten Glied aufhören, wo die Bedeutungsänderung bloß eine partielle ist, oder bis zum vierten, d. h. zu einer völligen Verdrängung des ursprünglichen Begriffs, fortschreiten. Hiernach reiht sich der Vorgang im allgemeinen dem assimilativen Bedeutungswandel an. Das Eigenartige gegenüber anderen Formen des letzteren besteht aber darin, dass die Wortvorstellungen selbst die dominirenden Bestandtheile sind, die den ganzen Vorgang vermitteln. Die zweite Form lässt sich durch das folgende Schema verdeutlichen:

$$nA - n(A \,.\, A_1) - nA_1 \,.$$

Eine Vorstellung $A$, die mit $n$ benannt wird, verbindet sich mit einer zweiten $A_1$; dadurch wird $n$ zunächst auf die Verbindung beider Begriffe und dann eventuell, wenn der ursprüngliche Begriff verschwindet, auf den neuen Begriff $A_1$ übertragen. Auch in diesem Fall ist also die Wortvorstellung selbst der dominirende Bestandtheil. Zugleich ist aber der äußere Verlauf einfacher, da keine andern Wortvorstellungen außer $n$ an ihm betheiligt sind. Demnach schließt sich dieser Vorgang der Begriffsverdichtung durch Verwendungsassociationen dem assimilativen Bedeutungswandel mit constant bleibender dominirender Vorstellung, der Vorgang der syntaktischen Begriffsverdichtung dagegen dem mit veränderlicher dominirender Vorstellung an (S. 490).

a. Begriffsverdichtungen durch syntaktische Associationen.

In vielen Fällen besteht diese Art der Begriffsverdichtung in dem einfachen Uebergang einer attributiven Bestimmung auf den Hauptbegriff, dem jene begrifflich verbunden bleibt, obgleich ihre Wortbezeichnung aus dem regelmäßigen Gebrauch verschwunden ist. So ist unser heutiger Begriff der *Universität* aus der *universitas litterarum* hervorgegangen; *capitale* ist in den romanischen Sprachen

die *citta capitale* oder *ville capitale*, die Hauptstadt. Der *fluctus navium* wird zur *Flotte* ital. *flotta*, die *axilla brachii*, die kleine Achse des Arms, zur *Achsel*, die *bonne domestique* zur *Bonne* u. s. w. Wie das Attribut, so kann sich aber auch die oft wiederholte Association mit ganzen Satzfügungen in einem bestimmten Wort verdichten. So verdankt ital. *oste*, altfr. *ost* Heer wahrscheinlich dem *ire in hostem* 'gegen den Feind gehen' seine Begriffsfärbung. Erscheinungen dieser Art, die man wegen der dabei stattfindenden Contactwirkungen der Wörter als »Contagion« bezeichnet hat[1]), sind am auffallendsten dann, wenn durch sie ein Wort überhaupt oder in gewissen oft wiederkehrenden Verbindungen scheinbar in das Gegentheil seiner ursprünglichen Bedeutung übergeht, wie dies besonders bei gewissen Ausdrücken der Verneinung stattfindet: so franz. *pas* (von *passus* Schritt), *point* (*punctum* Punkt), *rien* (*rem* Sache), *aucun* (*aliquem unum*), *jamais* (*jam magis*), *personne* (*persona*). Bei manchen dieser Wörter, wie bei *pas*, *point*, *personne*, ist neben der negativen noch die ursprüngliche, positive Bedeutung erhalten geblieben, bei andern, wie *rien*, *jamais*, ist sie völlig verdrängt. Der Uebergang in die Negation erklärt sich hier unmittelbar aus der Associationswirkung oft wiederkehrender syntaktischer Verbindungen, wie z. B. *je ne vois point* (wörtl. 'ich sehe keinen Punkt'), *je ne sais rien* ('ich weiß keine Sache'), *il n'y a personne* ('es gibt keine Person') u. s. w. Je häufiger solche Verbindungen vorkamen, um so leichter konnte die Negation zu dem Wort associirt werden, so dass nun in solchen Verbindungen *pas* und *point* 'nicht', *rien* 'nichts', *personne* 'niemand' bedeutet. Bot sich, wie bei *rien*, für die positive Seite ein neues geeignetes Wort, wie *chose*, so blieb schließlich nur noch der negative Begriff zurück. Aehnlich bedeutet engl. *but* (altengl. *butan*) urspr. 'außer', wird dann aber sehr häufig im Sinne von 'nur' (*no but* = 'nicht außer') gebraucht. Ebenso ist das deutsche *weder* (ahd. *wëdar*) eigentlich 'jeder von beiden'. In der Verbindung *weder-noch*, in der es sich allein erhalten hat, bedeutet es aber 'keiner von beiden' (mhd. *newëder*). Dass gerade die Function der Verneinung so leicht dieser Wirkung syntaktischer Associationen unterliegt, erklärt sich

[1]) Michel Bréal, Essai de sémantique, p. 221. A. Darmesteter, La vie des mots,[2] p. 124.

daraus, dass ein anschauliches Denken selten die abstracte Verneinung allein anwendet, sondern sie auf irgend einen Gegenstand oder eine Person (*rien* = *rem*, *personne*) oder, wenn es sich um einen verstärkten Ausdruck der Verneinung handelt, auf den kleinsten Gegenstand (*point*), auf die kleinste Raumstrecke (*pas*) bezieht. Besonders diese Bezeichnungen der allgemeinsten Gegenstände des Denkens, der Sache, der Person, des Punktes, des Schrittes, werden daher von frühe an bald mit bald ohne Verneinung gebraucht (eine Sache — keine Sache, eine Person — keine Person u. s. w.).

Die Betrachtung der psychischen Vorgänge, auf die diese syntaktischen Associationswirkungen zurückführen, zeigt, dass dieselben in mancher Beziehung von den sonstigen Erscheinungen des Bedeutungswandels abweichen. Die Bedeutung von *pas* 'nein' hat sich aus der andern von *pas* 'Schritt' nicht durch eine Differenzirung des Begriffs entwickelt, die in diesem selbst schon vorbereitet war, sondern die hinzugedachte Verneinung ist zunächst von dem Worte selbst ganz unabhängig gewesen und hat sich dann erst durch eine bloße äußere Berührungsassociation mit ihm verbunden. Darin stimmt aber auch dieser Bedeutungswandel mit den sonstigen Erscheinungen überein, dass die neue Bedeutung die ursprüngliche gänzlich verdrängen kann; ja für diesen Vorgang der Verdrängung sind die syntaktischen Wirkungen besonders augenfällige Belege, weil, wie der doppelte Gebrauch von Wörtern wie *pas*, *point*, *personne* zeigt, ein solches Erlöschen auf einzelne syntaktische Verbindungen beschränkt bleiben kann, während in andern das Wort seine alte Bedeutung bewahrt, so dass es nun wegen der gänzlichen Heterogeneität beider Begriffe in seinem doppelten Gebrauch zwei Wörtern äquivalent wird. Mag man auch bei *personne* im Sinne von Niemand wegen der nahen Beziehung der Begriffe *jemand* und *niemand* noch an die Bedeutung *Person* denken, bei der gewöhnlichen verneinenden Anwendung von *pas* und *point* liegt der Gedanke an *Schritt* und *Punkt* völlig ferne. Der Redende empfindet hier die Wörter ganz so, als wenn sie nur durch zufälligen Gleichklang mit einander übereinstimmten. Dies rührt eben daher, dass die neue Bedeutung nur durch eine äußere Association auf das Wort übergegangen ist. Dass übrigens alle diese Erscheinungen in eine falsche Beleuchtung gerückt werden, wenn man sie der rhetorischen Form der

»Synekdoche« oder »Ellipse« unterordnet[1]), braucht kaum noch bemerkt zu werden. Man hat bei dieser rhetorischen Bezeichnung eben nur den äußeren Effect, nicht den psychologischen Vorgang selbst im Auge. Dieser besteht aber, weit entfernt eine willkürliche oder aus »Bequemlichkeit« vorgenommene Unterdrückung gewisser Bestandtheile des Gedankens zu sein, im Gegentheil darin, dass sich die Begriffsinhalte der verbundenen Wörter so innig associiren, dass sie nur noch einen Begriff bilden, worauf sich dann dieser auf ein einzelnes Wort zurückzieht, in welchem sich daher die Begriffsinhalte der ganzen Verbindung oder, wenn es sich um eine Begriffsspaltung handelt, mehrerer Verbindungen des gleichen Wortes verdichtet haben.

b. Begriffsverdichtungen durch Verwendungsassociationen.

Aehnliche associative Verdichtungen können sich nun ereignen, wenn die Association als ein mehr innerlicher Process an die wechselnden Verwendungen eines einzelnen Wortes sich anschließt. In der Regel wird aber hier die Verdichtung dann erst augenfällig, wenn die der ursprünglichen Association zu Grunde liegenden Bedingungen andere geworden sind, während die Wirkung der Verdichtung fortdauert. So ist *Gift* eigentlich 'Gabe', und in den Zusammensetzungen *Mitgift*, *Brautgift* hat sich diese Bedeutung noch unverändert erhalten. Das Wort selbst hat aber wahrscheinlich durch die häufige Anwendung auf die aus dem Giftschrank der Apotheke dargereichten Gaben seine associative Beziehung gewonnen. Einen ähnlichen Wandel zeigen franz. *poison* von lat. *potio* Trank, *viande* Fleisch aus lat. *vivendum* Lebensmittel, franz. *oie*, *oca* (urspr. *auca*) Gans aus *avica*, einer Ableitung von *avis* Vogel, *aumaille*, von *animal* Thier, gewöhnlich für das Rind, oder provinziell für andere Hausthiere, wie Schweine, Stuten, gebraucht. Auch diese Erscheinungen beruhen natürlich nicht auf einem seltsamen Trieb nach »Verengerung der Bedeutungen«, auf den sie die logische Interpretation gelegentlich zurückführt, sondern auf dem allgemeinen Associationsgesetz, dass ein Wort um so geläufiger zu sein pflegt, je größer die

[1]) Darmesteter, La vie des mots, p. 54. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 235.

Zahl der Objecte ist, auf die es angewandt wird, und dass hinwiederum mit einem Wort die Vorstellungen der geläufigsten Objecte seiner Gattung am häufigsten associirt werden. *Thier* ist im allgemeinen Sprachgebrauch geläufiger als *Pferd*, und dem Reiter associirt sich mit dem allgemeinen Wort sofort diese besondere Vorstellung. Da übrigens der Satz, dass die Wörter von allgemeinerer Bedeutung zugleich die geläufigeren sind, keineswegs für alle Classen von Gegenständen und nicht für alle Perioden der Sprachentwicklung gilt, so ist auch die associative Verdichtung durchaus nicht überall eine Einschränkung der Bedeutung, sondern ihr Effect richtet sich jeweils nach den besonderen Bedingungen, die der Häufigkeit des Wortgebrauchs einerseits und der Entstehung speciell gerichteter Associationen anderseits zu Grunde liegen. Diese Verhältnisse bringen es auch mit sich, dass die Associationen, die einem Wort eine bestimmte Bedeutung verleihen, häufig nicht zu festen Bestandtheilen des Wortes selbst geworden sind, sondern sich demselben nur in bestimmten Vorstellungsverbindungen anheften. So haben Wörter wie *Druck*, *Band*, *Stich* neben den besonderen, aus der Verdichtung einer hinzugedachten Wortvorstellung entstandenen Begriffen wie 'Buchdruck', 'Band eines Buches', 'Kupfer-' oder 'Stahlstich' u. a. ihre ursprünglichen Bedeutungen beibehalten. Hierdurch nähern sich diese Erscheinungen zugleich jenen Associationen, bei denen der ganze Gedankenzusammenhang, in den ein Wort eintritt, auf seine Bedeutung zurückwirkt (S. 497). So gehen überhaupt die Vorgänge der associativen Verdichtung in die mannigfaltigsten andern Erscheinungen des Bedeutungswandels als mitwirkende Factoren ein, und in diesem Sinne sind sie ähnlich als Nebenformen des assimilativen, wie die Gefühlswirkungen als solche des complicativen Bedeutungswandels zu betrachten.

## V. Singulärer Bedeutungswandel.

### 1. Begriff und Hauptformen des singulären Bedeutungswandels.

Der singuläre Bedeutungswandel umfasst nach der früher (S. 428 ff.) für ihn gegebenen Begriffsbestimmung alle diejenigen Erscheinungen des Wechsels der Wortbedeutungen, die aus individuellen, an specielle

Raum- und Zeitbedingungen gebundenen Motiven hervorgehen. Auf den ersten Blick erscheint er daher oft als ein launenhafter, unter keine allgemeine Gesetzmäßigkeit zu ordnender Vorgang. Wenn wir uns aber die besonderen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen er erfolgt ist, so erweist sich dieser Vorgang in der Regel gerade so gut motivirt wie irgend eine Erscheinung des regulären Bedeutungswandels; und als der einzige Unterschied bleibt der zurück, dass die Ursachen, die ihn bestimmen, einem in dieser Combination nur einmal vorhanden gewesenen Zusammenfluss von Bedingungen ihren Ursprung verdanken. Zuweilen lässt sich dieser singuläre Ursprung direct dadurch nachweisen, dass er auf einen bestimmten Urheber zurückzuverfolgen ist; in vielen andern Fällen kann er nur aus dem ganzen Charakter des Vorgangs erschlossen werden. Wo nun aber singuläre Motive aufgezeigt werden können, da erweisen sich als die wirksamen Factoren stets wieder bestimmte Associationen. Letztere unterscheiden sich nur dadurch von den bei dem regulären Bedeutungswandel betheiligten, dass sie nicht aus den innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft allgemeingültigen Bedingungen der Apperception, sondern aus individuell beschränkten hervorgehen. Dieser Unterschied führt dann noch den weiteren mit sich, dass der Verlauf als ein sprunghafter Uebergang zwischen den associirten Vorstellungen erscheint, und dass daher die Association selbst in der Regel als eine successive, nicht, wie durchweg bei dem regulären Bedeutungswandel, als eine simultane anzusehen ist.

Die diesem Gebiet zugehörigen Erscheinungen lassen sich in drei Classen sondern. Eine erste besteht in der Namengebung nach singulären Associationen. Jede solche Namengebung ist gleichzeitig Wortschöpfung und Bedeutungswandel; letzteres insofern, als sich das neue Wort durch irgend eine Laut- und Begriffsassociation an bereits bekannte Wörter anlehnt. Eine zweite Form ist die singuläre Namenübertragung; die dritte und wichtigste die sprachliche Metapher. Wie die beiden ersteren Formen an den assimilativen, so schließt sich diese in ihrer psychologischen Bildung an den complicativen Bedeutungswandel an. Aber sie entsteht nicht, wie die regulären Formen des letzteren, auf dem Wege stetiger und allgemeingültiger Veränderungen der Apperception, sondern sie ist ein willkürlicher Act, der den Charakter eines in dieser besonderen

Beschaffenheit aller Wahrscheinlichkeit nach einmaligen Vorgangs an sich trägt. In ihrem Ursprung ist diese Uebertragung eine wirkliche Metapher; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen rhetorischen oder dichterischen Metapher nur dadurch, dass sie zu einem geläufigen Sprachgut geworden ist. Diese Eigenschaft verdankt sie aber dem Umstande, dass sie jenen natürlichen Complicationen, die in dem regulären Bedeutungswandel ungesucht entstehen, immerhin noch verwandt genug ist, um mit ihnen von der Sprache aufgenommen zu werden.

### 2. Namengebung nach singulären Associationen.

In der Geschichte der Cultur ist es kein seltenes Ereigniss, dass ein neuer, bisher unentdeckt oder unbeachtet gebliebener Gegenstand zur Erfindung eines Namens nöthigt. In der Regel fesselt ein solcher Gegenstand zunächst die Aufmerksamkeit eines beschränkten Kreises, in dem daher auch zuerst das Bedürfniss ihn zu benennen empfunden wird. Meist trägt dann dieser Name das Gepräge willkürlicher Erfindung unmittelbar an sich. Aber als das bestimmende Motiv erweist sich stets, falls nicht geflissentlich jede Beziehung auf irgend eine denkbare Bedeutung vermieden sein sollte, eine nahe liegende, bisweilen sogar zwingende Association, die in diesem Falle zugleich deutlich in der Form der successiven auftritt. Denn es kann stets vorausgesetzt werden, dass der Gegenstand, der den Namen hergab, und derjenige, auf den er überging, während einer gewissen Zeit in einer Verbindung standen, die dem Verhältniss einer Sinneswahrnehmung zu dem durch sie associativ erweckten, aber selbständig bleibenden Erinnerungsbilde gleicht. Bezeichnen wir im Gegensatze zu der oben (S. 510) für die simultane Verschmelzung zweier Vorstellungen oder Vorstellungsbestandtheile $A$ und $B$ gebrauchten Formel $(A . B)$ die successive Association der nämlichen Vorstellungen mit $A^{\frown}B$, die Wortvorstellung wieder durch $n$, so lässt sich demnach die bei der singulären Namengebung stattfindende Wortübertragung ausdrücken durch die Formel:

$$A - A^{\frown}nB - nA,$$

d. h. der Begriff $A$ erhält durch eine Erinnerungsassociation mit $B$ den dem letzteren eigenen Namen $n$. Dabei bleibt übrigens das

Wort *n* in der Regel nicht unverändert, sondern seine Uebertragung auf den neuen Begriff wird durch grammatische Umbildungen erleichtert, wodurch diese Erscheinung zugleich in das Gebiet des correlativen Bedeutungswandels hinüberspielt.

Die erste und am häufigsten vorkommende Association solcher Art ist die des Gegenstandes mit dem Ort seines Vorkommens, seiner Auffindung oder Herstellung. So trägt der *Magnet* von der thessalischen Landschaft Magnesia, das *Kupfer*, aes cyprium, von der Insel Cypern seinen Namen. Auch zahlreiche Benennungen neueren Ursprungs, wie *Berlinerblau*, *Schweinfurtergrün* u. a., gehören hierher. Nicht minder die früher (S. 430) erwähnte Benennung der *Münzstätte*, *moneta*, nach dem Tempel der Juno moneta, des *Heiden*, *paganus*, *païen*, nach dem Leben auf der Heide und in den Dörfern. Noch näher liegt es, Gegenstände, die selbst singulärer Art sind, nach solchen Beziehungen zu benennen. Zahlreiche Namen der Erdkunde (*Albert-*, *Victoriasee*, *Bismarckarchipel* u. dergl.), der systematischen Naturgeschichte, die Gesetzesbezeichnungen des römischen Rechts (*lex Cornelia*, *lex Julia* u. s. w.), die Benennungen theoretischer Gesetzesformulirungen nach ihren Entdeckern (*Ohm'sches*, *Ampère'sches*, *Grimm'sches Gesetz* u. s. w.) gehören hierher.

Eine zweite Gruppe beruht auf der Association der Erscheinung, die benannt wird, mit einem einzelnen Gegenstand, an dem sie wahrgenommen wurde. So ist die *Elektricität* nach dem Bernstein, *electrum*, ἤλεκτρον, genannt, und die ältere Physik pflegte die beiden Arten derselben nach ihrer Erzeugungsweise bei den Versuchen über Reibungselektricität als die *Harz-* und die *Glaselektricität* zu bezeichnen. Unsere *Brille*, die noch im 14. Jahrh. *der bril* heißt, trägt von dem *Beryll*, dem durchsichtigen Edelstein, der vermuthlich zuerst zur Correction der Fehler weitsichtiger Augen zugeschliffen wurde, ihren Namen u. s. w.

Eine dritte Gruppe umfasst Associationen nach Aehnlichkeiten: ein Gegenstand wird nach einem andern benannt, dem er irgendwie, namentlich in der äußeren Gestalt, gleicht. Je gesuchter, zufälliger in diesem Fall die Aehnlichkeit ist, um so wahrscheinlicher wird man annehmen können, dass die Benennung ursprünglich individuell entstand. So bezeichnet die französische Sprache die Brille mit *les lunettes* von *luna* Mond, wörtlich also 'die Möndchen', das

einzelne Augenglas oder Fernrohr auch als *la lunette*. Auf einen ähnlich singulären Ursprung ist wohl der Gebrauch des Wortes *poulet* 'Hühnchen' für einen Liebesbrief zurückzuführen, der von einer in einer gewissen Zeit üblichen Form dieser Briefe hergenommen sein soll. Ferner gehören hierher zahlreiche Ausdrücke, wie der *Kelch*, die *Krone*, die *Kätzchen* der Blüthen, die *Nähte* der *Knochen*, die *Beeren* und *Läppchen* der Drüsen u. s. w., die aus der wissenschaftlichen Kunstsprache zum Theil in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind. Bezeichnend für den singulären Ursprung ist bei diesen Ausdrücken ihre verhältnissmäßig späte Entstehung. So findet sich das Wort *Kelch* (calix) für den 'Blüthenkelch' erst seit dem 17. Jahrhundert. Zugleich ist hier eine Lautassociation mit dem griech. Wort κάλυξ (Blumenhülle) nicht unwahrscheinlich[1]) Wenn man nun auch diese Benennungen zuweilen als »Metaphern« betrachtet, so entspricht das offenbar wiederum nicht dem thatsächlichen psychologischen Vorgang. Von dem einfachen assimilativen Bedeutungswandel nach einem übereinstimmenden dominirenden Merkmal scheidet diese Uebertragungen in der Regel nur die aus den sonstigen Bedingungen sich ergebende Wahrscheinlichkeit, dass die zu Grunde liegende Association ursprünglich ein individueller Vorgang gewesen sei. Darum wird aber auch in diesen auf eine Aehnlichkeitsassociation zurückgehenden Fällen nicht selten die Entscheidung zweifelhaft sein. Wenn z. B. der Hecht franz. *brochet* genannt wird, was ursprünglich einen 'kleinen Spieß' (altfr. *broche*) bedeutet, oder die Ente *canard* 'ein kleines Schiff' (altfr. *cane*), so sind hier die Aehnlichkeiten der Form jedenfalls größer als die zwischen einem Liebesbrief und einem Hühnchen; demnach wird aber auch die Frage der individuellen oder generellen Entstehung in der Regel eine offene bleiben.

Deutlicher ist der singuläre Ursprung im allgemeinen bei einer vierten Gruppe von Namengebungen, bei den völlig willkürlichen. Sie zerfällt wieder in die Bildung willkürlicher Ableitungen und in die willkürlichen Wortschöpfungen. Die abgeleiteten Benennungen gehen von bestimmten Wörtern des allgemeinen Sprachschatzes der eigenen oder einer fremden Sprache aus: dahin gehört ursprünglich die große Mehrzahl der Begriffswörter

---

[1]) Hildebrand, Grimms Wörterb. V, S. 507.

unserer wissenschaftlichen Terminologie, wie *Bewusstsein*, *Gewissen*, *Gemüthsbewegungen*, *Beweggrund*, *Gegenstand*, *Bezeichnung*, *Gewissheit*, *Erkenntniss* und viele andere, Wörter, von denen die meisten freie Uebersetzungen aus dem Lateinischen sind[1]); ferner gewisse künstliche Wortbildungen, die ihr fremdes Gewand beibehalten haben, wie *Idealismus*, *Realismus*, *Materialismus*, *Empirismus*, *Nationalismus*, *Nihilismus*, *Egoismus*, *Altruismus* u. s. w. Am augenfälligsten ist natürlich der singuläre Ursprung schließlich da, wo der Name überhaupt ein willkürliches Lautgebilde ist, wie bei den *Or-*, *Ant-*, *Mäl-* und *Omwesen* der Krause'schen Philosophie, dem jetzt wieder verschollenen Reichenbach'schen *Od*, der *Volapük* genannten Universalsprache und anderen schrullenhaften Namenerfindungen mehr. Ein merkwürdiges Beispiel solch willkürlicher Wortschöpfung ist das Wort *Gas*. Es ist um das Jahr 1600 von dem Arzt und Mystiker Baptista van Helmont, wie er selbst sagt »paradoxi licentia«, erfunden worden. Seine völlige Reception ist aber erst im 19. Jahrhundert erfolgt; noch im 18. war der Name »Luftarten« der gewöhnlichere. In diesen Fällen ist zugleich im allgemeinen die Grenze erreicht, wo eine Association noch nachgewiesen werden kann. Dass dennoch irgend eine Lautassociation stattgefunden habe, ist freilich auch hier wahrscheinlich. (Vgl. unten Nr. VI, 1.)

### 3. Singuläre Namenübertragungen.

Der singulären Namengebung kann als ein Vorgang zweiter Stufe die Uebertragung des Namens von dem Gegenstand, dem er ursprünglich zukam, auf einen andern folgen. Eine solche geschieht entweder auf dem Wege des gewöhnlichen, auf allgemeingültigen Associationsmotiven beruhenden Bedeutungswandels: dann mündet der Vorgang in eine reguläre Bedeutungsentwicklung ein. So werden wir die Benennung *Candidatus* für den Bewerber um eine Ehrenstelle in Rom als eine ursprünglich singuläre Benennung auffassen dürfen, da solche Sitten wie die, mit weißer Toga (toga candida) vor versammeltem Volke zu erscheinen, zunächst aus der Verbreitung einer einzelnen Handlung zu entstehen pflegen. Die

[1]) Vgl. Cap. V, S. 574 ff. und oben S. 522 f.

sodann eingetretenen und bis in die neueste Zeit herabreichenden weiteren Entwicklungen dieser Bedeutung, durch die das Wort zunächst auf Bewerber um Stellen überhaupt, endlich sogar auf solche überging, die nur eine mehr oder minder entfernte Aussicht haben, sich dereinst einmal bewerben zu können — diese Veränderungen fallen durchaus in das Gebiet des gewöhnlichen assimilativen Bedeutungswandels. Ebenso, wenn der Name *moneta* vom Tempel dieses Namens auf andere Münzstätten außerhalb Roms, und dann sogar auf das geprägte Geldstück überging, so entsprach die erste dieser Uebertragungen einem regulären assimilativen, die zweite einem ebensolchen complicativen Bedeutungswandel. Gegenüber diesen Beispielen zeigen solche Fälle, wo beide Acte, die ursprüngliche Namengebung wie die darauf folgende Uebertragung, singulärer Art sind, eine mit der Häufung der associativen Uebergänge rasch zunehmende Entfernung von der Anfangsbedeutung. So beruht, wenn eine gewisse Geschwulstform der Lippen und anderer Theile des Angesichts *lupus* oder *lupa* (Wolf, Wölfin) genannt wurde, dies auf einem singulären Bedeutungswandel; als solcher lässt er sich wohl verstehen, wenn wir ihn zugleich als eine Art Metapher nehmen (vgl. unten 4), da er die um sich fressende Natur dieses Geschwürs charakterisirt. Wenn dann aber der Name *lupa* wegen der runden Gestalt des Geschwürs in *loupe*, *Lupe* das 'Vergrößerungsglas' übergegangen ist, so fehlt hier zwischen Anfang und Ende anscheinend jede Beziehung: wäre das Mittelglied verloren gegangen, so könnte man glauben, beide Wörter seien ganz unabhängig von einander entstanden und nur durch eine zufällige Lautähnlichkeit verbunden. An diesem Beispiel lässt sich zugleich deutlich die allgemeine Gesetzmäßigkeit solcher Namenübertragungen erkennen. Bedienen wir uns wieder der ähnlichen Symbole wie oben (S. 502 ff.), so ist der Vorgang auf die Formel zurückzuführen:

$$nA - A^{\frown}B - nB,$$

d. h. das einen Begriff $A$ bezeichnende Wort $n$ wird in Folge einer singulären Erinnerungsassociation zwischen $A$ und $B$ auf den Begriff $B$ übertragen, wobei dieser je nach seinen Associationsbeziehungen entweder gewisse Eigenschaften mit $A$ gemein haben oder aber auch nur durch äußere, unter Umständen ganz zufällige Verbindungen an ihn erinnern kann.

Beispiele ähnlicher Uebergänge bieten besonders auch gewisse aus der Wissenschaft in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangene Ausdrücke, wie *Realismus*, *Egoismus*, *Nihilismus* u. a. Das Wort *realista* wurde zuerst im Ausgang des Mittelalters gebraucht, um jene platonisirende Richtung der scholastischen Philosophie zu bezeichnen, deren Anschauungen man unter dem Stichwort »universalia sunt realia« zusammenfasste[1]). Als dann später das Interesse an den scholastischen Streitfragen und zum Theil auch die Erinnerung an sie zurücktrat, wurde das Wort wieder aufgegriffen, um mit ihm den Gegensatz zu dem *Idealismus* zu kennzeichnen, wobei man sich wohl nur noch der Urbedeutung des Wortes *realis* erinnerte. *Realismus* hieß nun seit Kant jede Anschauung, die den Gegenständen der Sinne oder der Materie Wirklichkeit zugesteht[2]). Der Begriff hatte sich also nahezu in sein Gegentheil umgewandelt. Von sehr modernem Ursprung ist das in seiner jetzigen moralischen Bedeutung in allen modernen Cultursprachen eingebürgerte Wort *Egoismus*. Es kommt zuerst in der Schule des »Port Royal«, dem Hauptsitz der französischen Cartesianer und Jansenisten um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts vor, wo es wohl zunächst von einem einzelnen Philosophen erfunden wurde. Unter einem »Egoisten« verstand man aber hier, was heute zuweilen »Solipsist« genannt wird. In der gleichen Bedeutung braucht es noch Christian Wolff[3]). Indessen hat sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts noch eine andere Bedeutung entwickelt, bei der man zweifelhaft lassen muss, ob sie in Erinnerung an das bereits vorhandene Wort oder selbständig entstand: der *égoiste* wird zur Lustspielfigur des

---

[1]) Nach Prantl (Gesch. der Logik, IV, S. 292) ist das Wort *realista*, im Gegensatze zu *nominalista* oder *terminista*, zuerst von dem später als Gegner Luthers bekannt gewordenen Mazolinus de Prieria in seinem 1496 erschienenen Compendium Dialecticae angewandt worden.

[2]) Kant, Kritik der reinen Vernunft, 1. Aufl. Kritik des vierten Paralogism. Ausg. von Rosenkranz, S. 297. Wolff bedient sich noch des Gegensatzes »Idealist« und »Materialist«. (Vern. Gedanken von Gott, der Welt etc. Vorrede zur 2. Aufl. von 1721.)

[3]) Girard, Synonymes françaises, I, p. 402. Wolff, Vernünft. Gedanken von Gott, der Welt etc. Vorrede von 1721. Hier stellt Wolff die 'Egoisten' den 'Pluralisten' gegenüber; jene halten sich für das einzige wirkliche Wesen, diese nehmen mehrere Wesen an. Beide zusammen bilden die Unterarten des 'Idealisten'.

Renommisten. Der Name wird ihm beigelegt, weil er nur von sich selber redet[1]). Die weitere Entwicklung ist jedoch aus dem philosophischen Begriff entstanden, indem man auf diesen die geläufige Unterscheidung des Theoretischen und Praktischen anwandte. Dem theoretischen Egoisten, der nur sich selbst für gewiss hält, stellte man den praktischen gegenüber, der nur für sich selbst handelt. In der Moralphilosophie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann so der *Egoism* zuerst andere Wörter wie 'Eigennutz', 'amour-propre' zu verdrängen, um dann allmählich alleinherrschend zu werden[2]). Einen ähnlichen sprunghaften Wechsel hat das Wort *Nihilismus* erfahren. Es ist, wie es scheint, zuerst von dem Philosophen F. H. Jacobi gebraucht worden, und zwar wiederum in theoretischer Bedeutung, um den nämlichen Begriff des 'Solipsismus' auszudrücken, den Wolff mit 'Egoismus' wiedergegeben hatte. Es hat zunächst wenig Verbreitung gefunden. In neuerer Zeit hat ihm dann wohl zuerst Turgenjew seine jetzige Bedeutung gegeben, in der es eine Gesinnung und praktische Bethätigung bezeichnet, die auf die Vernichtung alles Bestehenden gerichtet ist[3]). Wenn man bedenkt, dass ein Mann wie Berkeley successiv ein Egoist, Nihilist und Idealist genannt werden konnte, so kennzeichnet dies hinreichend den ungeheuren Begriffswechsel, der bei solchen willkürlichen Uebertragungen möglich ist. Uebrigens ist es bei dem letzten Beispiel noch wahrscheinlicher als bei den vorangegangenen, dass bei der Feststellung der späteren Bedeutung eine Erinnerung an die frühere überhaupt nicht vorhanden war, sondern jedesmal eine Neubildung aus dem nämlichen Wort *nihil* vorliegt. Ein Zug, den diese mit vielen

---

1) In dieser Bedeutung erscheint das Wort zum ersten Mal zugleich mit dem Zeitwort *égoiser*, von sich selber reden, im Wörterbuch der franz. Akademie von 1762.

2) Noch Kant (Anthropologie, 1. Theil, § 2) stellt, wie Wolff, den 'Egoisten' dem 'Pluralisten' gegenüber. Abgesehen von dem theoretischen oder metaphysischen Egoismus unterscheidet er aber noch als Charaktereigenschaften des Menschen drei Arten von Egoism: den logischen, der seinem eigenen Urtheil, den ästhetischen, der seinem eigenen Geschmack, und den moralischen, der seinem eigenen Interesse folgt.

3) A. Darmesteter (Mots nouveaux dans la langue française, p. 213) nimmt an, die Wörter *Nihilist* und *Nihilismus* seien von Mercier geschaffen worden, in dessen »Néologie ou Vocabulaire des mots nouveaux« (Paris 1801, 2 vols.) zahlreiche eigene Worterfindungen enthalten sind. Es ist in der That wahrscheinlich, dass Mercier ebenso wenig wie später Turgenjew den älteren Gebrauch des gleichen Wortes gekannt hat.

andern Fällen wissenschaftlichen Ursprungs gemein haben, besteht aber darin, dass der theoretische Begriff älter ist als der praktische. Auch Ausdrücke wie *Idealismus*, *Realismus*, *Materialismus* sind ursprünglich zur Bezeichnung gewisser metaphysischer Doctrinen verwendet worden. Im allgemeinen Sprachgebrauch nennt man dagegen einen 'Realisten' den, der in seinen Plänen und Handlungen mit den realen Verhältnissen rechnet, einen 'Idealisten' den, der praktisch nach Idealen strebt u. s. w. Dieser allgemeine Zug des Bedeutungswandels rührt eben daher, dass die theoretischen Begriffe fortan auf die Wissenschaft beschränkt bleiben, während der allgemeine Sprachschatz einer immer wachsenden Menge praktischer Bezeichnungen für Charaktere und Lebensrichtungen bedarf, die von der fortschreitenden Cultur ihre eigenthümliche Färbung empfangen. So ergänzt sich der Wortvorrath der Volkssprache aus den willkürlichen Neuschöpfungen der Wissenschaft, indem er nach dem Vorbild einzelner Schriftsteller, die auch hier wieder den Bedeutungswandel einleiten, die von der Wissenschaft geprägten Begriffe nach dem praktischen Bedürfnisse umprägt.

Eine besondere Gruppe bilden schließlich diejenigen Namenübertragungen, bei denen der Name eines einzelnen Gegenstandes zur Bezeichnung einer größeren Gruppe verwandter Gegenstände gebraucht wird. Diese Erscheinung ist durch eine Association veranlasst, zu welcher namentlich der Eindruck einer Persönlichkeit oder eines Ereignisses von sehr hervortretender Eigenthümlichkeit und starker Affectwirkung herausfordert. Sie hat das Gepräge eines singulären Ursprungs, weil der Eindruck, von dem sie ausgeht, keine allgemeingültige Bedeutung hat, und weil die speciellen Motive der Association auf individuellen Bedingungen beruhen. Doch lässt sich in diesem Fall der Eintritt des Bedeutungswandels kaum jemals auf einen bestimmten Urheber zurückführen. Er gleicht hierin etwa der Entstehung des Sprichworts, das sich trotz der unverkennbaren Merkmale individueller Erfindung doch fast immer der Nachweisung seines Ursprungs entzieht. In der That haben viele dieser Namenübertragungen den Charakter sprichwörtlicher Redeformen angenommen. Hierher gehört das bekannte *homerische Gelächter*, das sich auf das laute Lachen der homerischen Götter in der Götterversammlung bezieht; ferner Ausdrücke wie eine *Don*

*Quixottiade*, eine *Eulenspiegelei*, ein *faustisches Streben;* endlich gewisse Figuren der alten und der neueren Komödie, wie der *Hanswurst* und der *Tartüffe*. Ein anderes Beispiel dieser Art ist das Wort *chauvinisme*, das einer Lustspielfigur mit Namen *Chauvin* entstammt, die in einem Stück um das Jahr 1830 als eine Art »miles gloriosus« vorkam[1]). Hier hat sich dann noch ein weiterer, seinem Charakter nach regulärer Bedeutungswandel angeschlossen: aus einem Ausdruck für das Benehmen eines renommistischen Soldaten ist es ein solcher für den übertriebenen nationalen Ehrgeiz überhaupt geworden, — eine Veränderung, die sichtlich unter dem Einfluss der neueren national-politischen Bewegungen entstand.

## 4. Aufgenommene und einverleibte Metaphern.

### a. Allgemeiner Begriff der Metapher.

Nicht selten hat man in weitem Umfange die »Metapher«, wenn nicht als einen Erklärungsgrund, so doch als den generellen Begriff, dem die meisten Erscheinungen von Bedeutungswandel unterzuordnen seien, herangezogen. Schon in den bisherigen Erörterungen ist mannigfach Anlass gewesen, diese Ansicht zurückzuweisen, deren Ursprung übrigens angesichts der schwankenden und unbestimmten Natur des aus der alten Rhetorik vererbten Begriffs der Metapher begreiflich genug ist. Versteht man nämlich unter ihr, wie es ja der Etymologie und der ursprünglichen Anwendung des Wortes bei Aristoteles entsprechen würde, jede mögliche Begriffsübertragung, so ist es selbstverständlich, dass auch jeder mögliche Bedeutungswandel eine Metapher genannt werden kann. Würde nun aber auch das Wort als solches dieser Verallgemeinerung nicht im Wege stehen, so hat doch die thatsächlich eingetretene Einschränkung der Bedeutung ihre guten Gründe, wobei es freilich auch hier wieder vom

---

[1]) Ueber diesen Ursprung bestehen übrigens noch widerstreitende Annahmen. Wahrscheinlich ist das Stück, in dem zum ersten Mal die Figur des Chauvin auftritt, wie der anonyme Verfasser eines Artikels der Beilage der Allg. Zeitung aus München nachweist, »La cocarde tricolore« von Théodore und Hippolyte Cognard. Andere Ableitungen, die aber nur hinsichtlich des historischen Ursprungs des Namens, nicht seiner psychologischen Entstehung abweichen, sind ebenda angeführt und zumeist mit guten Gründen widerlegt. (Allg. Zeitung, 29. Mai 1882, Nr. 149.)

Uebel ist, dass man theils nur äußerliche, theils rein logische Merkmale der Definition eines solchen engeren Begriffs der Metapher zu Grunde zu legen pflegt. So ist es offenbar eine rein äußerliche Begriffsbestimmung, wenn man sie eine »abgekürzte Vergleichung« nennt; und es ist ein leerer logischer Schematismus, wenn, in regelrechter Durchführung der Dichotomie aller Objecte des Denkens in lebende und leblose, herkömmlicher Weise die vier Formen der Ersetzung des Leblosen durch Lebloses und durch Lebendes, sowie des Lebenden durch Lebendes und durch Lebloses als die Grundformen der Metapher unterschieden werden[1]).

Eine Begrenzung des Gebiets der Metapher nach psychologischen Kriterien kann man zunächst dadurch zu gewinnen suchen, dass man von den sprachlichen Vorgängen ausgeht, die unmittelbar an

---

[1]) Einen Fortschritt hat die Behandlung der Metaphern in dieser Beziehung in den Darstellungen der Rhetorik seit Quintilian kaum gemacht. Seine Sätze kehren meist nur mit reicherer Sammlung von Beispielen bei neueren Autoren wieder. Vgl. Quintiliani Instit. orator. VIII, 6. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. 1873. S. 395. Brinkmann, Die Metaphern, I, 1878, S. 29. Als Beleg für die Aeußerlichkeit der oben erwähnten logischen Viertheilnng kann das auch von neueren Bearbeitern des Gegenstandes nachgeschriebene Beispiel Quintilians für die »Ersetzung des Leblosen durch Lebloses« dienen: *Classique immittit habenas* ('er lässt der Flotte die Zügel schießen'). Die Zügel sind freilich ebenso gut wie die Flotte ein lebloser Gegenstand, und so passt ja das Bild unter das Schema. Dass aber die Zügel hier nur einen Sinn haben, wenn man die Vorstellung des Pferdes hinzunimmt, das wird dabei als eine gleichgültige Sache angesehen. Nach dem gleichen Schema würde der Ausdruck *er lässt seinem Zorn die Zügel schießen*, da der Zorn doch wohl als etwas lebendiges anzusehen ist, unter die Kategorie der Ersetzung des Lebenden dnrch Lebloses fallen, u. s. w. Dass eine Eintheilung der Metaphern nach beliebigen grammatischen Wortclassen nngefähr ebenso viel Werth hätte, ist einleuchtend. Mit Recht hat daher E. Elster die psychologische Unzulänglichkeit der alten Metapherntheorien hervorgehoben und die Nothwendigkeit einer strengeren Unterscheidung der Metapher von andern verwandten Formen der ästhetischen Apperception, besonders von der »beseelenden« oder »personificirenden« betont. (Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft, I, 1897, S. 375.) Wenn Elster hierbei die Metapher in ihrer poetischen und rhetorischen Anwendung als einen Vorgang definirt, bei dem der Mensch »zn Vorstellungen, die in sein Bewusstsein treten, andere Vorstellungen aus dem Schatz seiner Erfahrnng in Parallele setzt«, so ist dies, wie ich glanbe, als allgemeinste Definition zntreffend. Für die vorliegende Untersnchnng, die es nicht mit der Metapher als Kunstform, sondern mit ihrem Verhältniss zu den Vorgängen des Bedeutungswandels sowie mit der Reception durch die Sprache zn thun hat, ist es aber unerlässlich, einige mit der Metapherbildnng znsammenhängende psychologische Momente noch etwas bestimmter hervorzuheben.

sie angrenzen. Solche Nachbargebiete bilden hier einerseits die Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels, anderseits die poetischen Gleichnisse und Bilder. Die Formen des assimilativen und complicativen Bedeutungswandels beruhen meist auf simultanen Associationen, die sich mit einer für das Bewusstsein des Sprechenden zwingenden Nothwendigkeit einstellen, so dass von diesem selbst der Bedeutungswandel nicht im mindesten als eine Uebertragung aufgefasst wird. Wenn wir von den 'Füßen' eines Tisches sprechen, den Kummer eine 'Last', die Noth 'bitter', eine Arbeit 'hart', eine Sorge 'schwer' nennen, so empfinden wir alle diese Wörter nicht als Uebertragungen, sondern als adäquate Ausdrücke für die Gegenstände und Seelenzustände selbst; und es liegt kein Grund vor anzunehmen, dass dies anders gewesen sei, als jene Benennungen zuerst entstanden. Auch hier wurden die Füße des Tisches als wirkliche Füße betrachtet, die den schon vorher so benannten Theilen der menschlichen und thierischen Gestalt entsprächen; der Kummer wurde wirklich als eine Last gefühlt u. s. w. Hier von einer Metapher zu reden würde die Grenzen der Anwendung dieses Begriffs völlig verwischen. Dagegen ist es klar, dass alle jene Wörter in dem Augenblick zu gewöhnlichen Metaphern werden, wo wir nachträglich vom Standpunkt des reflectirenden Beobachters aus die späteren und die früheren Bedeutungen eines Wortes vergleichen. Sie würden also wirkliche Metaphern sein, wenn diese Betrachtungsweise des reflectirenden Beobachters es gewesen wäre, die den Bedeutungswandel bewirkte. Ihre Auffassung als Metaphern beruht demnach auf der nämlichen Verwechslung der Vorgänge selbst mit unserer logischen Reflexion, die so oft auch in anderer Beziehung die Psychologie des Bedeutungswandels getrübt hat.

Ist der reguläre Bedeutungswandel noch keine Metapher, weil bei ihm von Anfang an das Bewusstsein einer Uebertragung mangelt, so ist umgekehrt das Gleichniss keine Metapher mehr, weil es nicht nur eine Uebertragung, sondern neben dieser auch noch die ursprüngliche Vorstellung enthält, die übertragen wird. Wenn wir einen Menschen *hart wie Stahl*, *edel wie Gold* nennen, wenn das Sprichwort von Jemanden, der die Gelegenheit verpasst hat, sagt, er habe sich *zwischen zwei Stühle gesetzt*, so gehen diese Vergleichungen über die Metapher hinaus, weil sie entweder die

ursprüngliche und die übertragene Vorstellung in der Rede selbst neben einander stellen, oder weil, wie in der Regel bei sprichwörtlichen Bildern, die ursprüngliche Vorstellung in der Thatsache, die zur Anwendung des Sprichwortes herausfordert, unmittelbar gegeben ist, oder weil endlich, wie bei der Allegorie, der Begriff, der versinnlicht werden soll, durch einen größeren Zusammenhang von Vergleichsvorstellungen wachgerufen wird. Wo dies nicht zutrifft, da hört das Gleichniss auf ein Gleichniss zu sein: das Sprichwort wird sinnlos, die Allegorie unverständlich.

Aus dem Verhältniss zu diesen nach unten und oben an sie angrenzenden Redeformen ergibt sich nun auch die Stellung der Metapher selbst. Sie hat, ebenso wie das einzelne irgendwie durch den Bedeutungswandel veränderte Wort und wie das Gleichniss, nicht in dem metaphorisch verwendeten Ausdruck allein, sondern in der ganzen Rede, in die dieser eingeht, zunächst also in einer Gesammtvorstellung ihren eigentlichen Sitz, und sie kann daher nur aus dem Verhältniss des einzelnen Ausdrucks zu dieser Gesammtvorstellung näher bestimmt werden. Das Wort, das sich durch einen regulären Bedeutungswandel verändert hat, erweckt nur die Vorstellung der umgewandelten Bedeutung: alle Bestandtheile der Gesammtvorstellung sind also in diesem Fall in ihrer actuellen Bedeutung gleichartig, und die Gesammtvorstellung selbst erscheint homogen. Umgekehrt verhält es sich mit dem Gleichnisse. Dieses stellt entweder zwei innerhalb eines umfassenderen Ganzen enthaltene Theile, oder es stellt zwei selbständige Gesammtvorstellungen einander gegenüber, die irgend welche Eigenschaften, sei es nach der Vorstellungs-, sei es nach der Gefühlsseite, gemein haben. Der Effect der Verbindung ist eine Verstärkung des Eindrucks. Am augenfälligsten ist diese da, wo die ursprüngliche Vorstellung begrifflicher und die Vergleichsvorstellung sinnlicher Art ist, wenn also die Vergleichung zum Bilde wird. Aber auch wenn beide Vorstellungen auf gleicher Stufe stehen, führt das Gleichniss schon in Folge der Wiederholung der gleichen Vorstellung in abgeänderter Form die Verstärkung des Eindrucks mit sich; und diese wird durch den häufigeren Gebrauch nicht wesentlich abgeschwächt, weil die Vergleichsvorstellung stets als eine von der ursprünglichen verschiedene und doch ihr verwandte empfunden wird. Hiervon unterscheidet sich nun die Metapher

dadurch, dass sie niemals eine selbständige Vorstellung ist, die mit einer andern ebenso selbständigen verglichen oder auch einer andern direct ausgesprochenen oder stillschweigend hinzugedachten gleichgesetzt wird, sondern dass sie zu einer gegebenen, in der Rede durch einen Satz auszudrückenden Gesammtvorstellung als ein von dem Ganzen abhängiger Bestandtheil gehört, so dass sich syntaktisch der metaphorische Bestandtheil den übrigen Theilen vollkommen gleichartig einfügt. Aber sein Vorstellungs- wie Gefühlswerth ist ein abweichender, weil in ihm statt eines der übrigen Gesammtvorstellung sich eingliedernden Theils ein heterogener auftritt, der erst durch Association mit der zu dem Ganzen gehörenden eigentlichen Vorstellung diese wachruft.

Leicht lassen sich diese Verhältnisse des regulären Bedeutungswandels, des Gleichnisses und der eigentlichen Metapher symbolisch verdeutlichen, wenn wir die Bestandtheile einer durch einen Satz auszudrückenden Gesammtvorstellung, sofern sie unter sich homogen sind, durch die ersten Buchstaben des Alphabets $A$, $B$, $C$, . ., die etwa mit ihnen in Verbindung tretenden ungleichartigen aber mit $M$, $N$, $O$, . . . bezeichnen. Die ganze Gesammtvorstellung wird dann nach ihrem sprachlichen Ausdruck in ihrem nach dem Gesetz der Zweigliederung geordneten Aufbau durch die Formel $\overset{\frown}{A\,B}$ oder, falls sie verwickelter ist, eventuell durch eine zusammengesetztere, wie $\overset{\frown}{A\,(\overset{\frown}{a_1\,b_1})\,B\,(\overset{\frown}{a_2\,b_2})}$ u. dergl., ausgedrückt werden können. Die Formeln werden nun ausschließlich aus diesen Symbolen $A$, $B$, $a_1$, $b_1$, . . . bestehen, so lange es sich um Gesammtvorstellungen handelt, die für das Bewusstsein des Redenden von Anfang an homogen sind, gleichgültig ob ein einzelner Theil vorher einen Bedeutungswandel durchgemacht hat oder nicht. Umgekehrt verhält es sich bei dem Gleichniss. Besteht es in einer einfachen Vergleichung zweier Vorstellungen, so ist die Gesammtvorstellung selbst eine Gleichung von der Form $\overset{\frown}{A = M}$, der als homogene Satzform die einfache Selbstidentität $\overset{\frown}{A = A}$ entsprechen würde. Ist dagegen das Gleichniss zusammengesetzt, so enthält es eine Gleichheitsbeziehung zweier disparater Gesammtvorstellungen $\overset{\frown}{\overset{\frown}{A\,B} = \overset{\frown}{M\,N}}$, die, wenn man sie in ein homogenes Ganzes verwandelte, wieder eine Selbstidentität sein

würde: $\overparen{\overparen{A\,B} = \overparen{A\,B}}$. So inhaltsleer eine solche Wiederholung im Verhältniss zum wirklichen Gleichniss scheint, so ist sie doch in einer Beziehung vorbildlich für dieses: sie enthält eine *Verstärkung des Eindrucks*, die sich dann freilich in hohem Maße steigert, wenn die Wiederholung zugleich eine Uebertragung des Gedankens auf ein anderes Vorstellungsgebiet ist. Dem gegenüber bildet nun die Metapher einen Theil einer einzigen, in einem Satze zum Ausdruck kommenden Gesammtvorstellung, — darin den Producten des regulären Bedeutungswandels gleichend; den andern Theilen dieser Gesammtvorstellung ist sie aber nicht homogen, sondern sie ersetzt die zu dem Ganzen gehörige Vorstellung durch eine ihrem Vorstellungs- oder Gefühlswerthe nach analoge, die aber einer andern Gesammtvorstellung angehört, — hierin dem Gleichnisse verwandt. Demnach erhalten wir folgende Abstufungen:

| | |
|---|---|
| Homogene Gesammtvorstellungen: | $\overparen{AB}$, $\overparen{A(\overparen{a_1 b_1})B(\overparen{a_2 b_2})}$. |
| Gemischte Gesammtvorstellungen (Metaphern): | $\overparen{AM}$, $\overparen{A(\overparen{a_1 b_1})B(\overparen{m_1 n_1})}$. |
| Associationen disparater Gesammtvorstellungen (Vergleichungen und Gleichnisse): | $\overparen{A = M}$, $\overparen{A(\overparen{a_1 b_1}) = M(\overparen{m_1 n_1})}$. |

Hierbei sind in jeder Reihe an erster Stelle die einfachsten Formen möglicher Gesammtvorstellungen, an zweiter typische Beispiele einer zusammengesetzten Form angeführt, wobei übrigens diese letztere natürlich nach Zusammensetzung wie Aufbau und Vertheilung der homogenen und disparaten Glieder unendlich variiren kann.

Aus diesem Schema ersieht man sofort, dass der Ausdruck »verkürztes Gleichniss« der wahren Natur der Metapher nicht gerecht wird. Soll diese überhaupt einen bestimmten Begriff zwischen den an sie angrenzenden sprachlichen Formen decken, so kann sie nur als eine *Gesammtvorstellung* definirt werden, *in der disparate Theile gemischt sind*, und wobei zwar das Bewusstsein dieser disparaten Beschaffenheit besteht, zugleich aber *die durch die disparaten ersetzten homogenen Vorstellungen durch eine leicht bewegliche Association geweckt werden*. Da diese Association, unterstützt durch die sämmtlichen übrigen Theile der

Gesammtvorstellung, nahezu simultan mit dem Eindruck geschieht, so vollzieht sie sich im allgemeinen in der Form einer Assimilation: die metaphorische Vorstellung steht als die unmittelbar gegebene im Vordergrund des Bewusstseins; an sie ist aber die dem Vorstellungsganzen homogene nach ihrem Bedeutungs- wie Gefühlswerth fest gebunden, so dass sich der metaphorische Ausdruck ohne weiteres in den Zusammenhang einfügt und halb als fremdartig, durch die unmittelbar sich aufdrängenden disparaten Inhalte, halb als gleichartig, eben durch jene directe Bedeutungsassociation, empfunden wird. In dieser psychischen Doppelwirkung besteht gerade das qualitativ wie quantitativ Eigenartige, extensiv wie intensiv Gesteigerte der Metapherwirkung. Denn extensiv nimmt diese mehrere Seiten der Vorstellungs- und Gefühlswelt gleichzeitig in Anspruch; intensiv erzeugt sie eine Erhöhung des Eindrucks nach seinem Vorstellungs- wie Gefühlswerthe. Nicht bloß der psychologische Charakter der Metapher als solcher, sondern auch ihr genetisches Verhältniss wird daher in ein falsches Licht gerückt, wenn man sie ein »verkürztes Gleichniss« nennt. Jene Bezeichnung muss nämlich nothwendig die Meinung erwecken, das Gleichniss sei früher, die Metapher später. Etwa um Worte zu sparen, habe man das ursprünglich breiter angelegte Gleichniss zur bloßen Metapher verstümmelt. Man sieht wohl auch eine Bestätigung dieser Auffassung darin, dass das homerische Epos weit mehr ausgeführte Gleichnisse als eigentliche Metaphern enthält. Aber der homerische Stil ist in dieser Beziehung keineswegs der für die epische Poesie allgemeingültige: das deutsche und nordische Heldengedicht z. B. unterscheiden sich in dieser Beziehung wesentlich. Vielmehr ist jene Fülle der Gleichnisse offenbar das Product einer Kunstrichtung, die mit dem besonderen Charakter des griechischen Rhapsodenthums und mit der ganzen, durchaus nicht primitiven, sondern in dieser wie in mancher anderen Hinsicht fortgeschrittenen und geistig aufgeklärten Cultur der homerischen Zeit zusammenhängt. Das Natürliche und Ursprüngliche bleibt immer der unmittelbare, in sich homogene Ausdruck der Gedanken, der, wo die passende Wortvorstellung mangelt, in Folge der natürlichen Assimilationen und Complicationen Uebertragungen veranlasst, die an sich durchaus nicht als solche empfunden werden. Daran schließen sich dann in einzelnen Fällen kühnere Uebertragungen, die, unter

der Wirkung eines gehobenen Affectes entstehend, aus einem disparaten Vorstellungsganzen einen Bestandtheil herübernehmen, der nun als fremdartig und dabei dennoch als ein der Gesammtvorstellung entsprechender Ausdruck gefühlt wird. Auf die so zunächst aus einer vereinzelten glücklichen Association entspringende eigentliche Metapher folgt dann erst als dritte Stufe die willkürliche Gegenüberstellung der zwei durch diese metaphorische Association angeregten Gesammtvorstellungen im Gleichniss, eine ausgeführte Entwicklung dessen, was die Metapher gewissermaßen noch im Zustand der Involution enthalten hatte. Darum sind Metapher wie Gleichniss beide, mit den gewöhnlichen Uebertragungen des regulären Bedeutungswandels verglichen, singuläre Erscheinungen; aber das Gleichniss trägt doch noch in höherem Grade das Gepräge individueller Erfindung an sich. Zugleich bringen es diese Verhältnisse mit sich, dass zwischen Metapher und Gleichniss ebenso wie zwischen jener und dem regulären Bedeutungswandel nicht immer eine scharfe Grenze zu ziehen ist. Vielmehr finden sich zwischen beiden alle möglichen Uebergangsstufen, von dem einzelnen in eine sonst homogene Gesammtvorstellung eingedrungenen metaphorischen Worte an bis zu einem zusammengesetzten Ausdruck, in dem nur noch ein vereinzelter Begriff als Hinweisung auf die eigentlich gemeinte Vorstellung stehen geblieben ist, oder wo die Association mit der hinzugedachten Vorstellung so nahe liegt, dass sie sich ohne solche Hülfe von selbst vollzieht. So enthält das Sprichwort 'ein Jeder ist seines Glückes *Schmied*' nur ein einziges Metapherwort, das andere *viele Köche versalzen den Brei* ist ein vollständig ausgeführtes Bild; dennoch ist die psychische Wirkung dort und hier kaum eine wesentlich andere. Bei Goethe in den Venetianischen Epigrammen heißt es: *Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.* Hier ist abgesehen von dem Wort Leben eigentlich alles Gleichniss. Dennoch behält das Ganze schon um deswillen den Charakter der Metapher, weil zwei verschiedene Bilder, der Weg von der Wiege zum Sarg und die Gondelfahrt durch den Kanal, mit einander verknüpft sind, Bilder, deren innere Einheit nur darin besteht, dass sie verschieden gestaltete Gleichnisse des menschlichen Lebens sind. Hierin liegt daher überhaupt das Besondere der Metapher, das sie von dem eigentlichen

Gleichnisse unterscheidet. Dieses darf nicht »aus dem Bilde fallen«. Wo es das thut, da wird entweder der plötzliche Sprung in eine andere Gesammtvorstellung störend empfunden, — oder das Gleichniss geht eben in die Metapher über, wie bei dem angeführten Goethe'schen Epigramm, indem unter Mithülfe dieser Verbindung verschiedenartiger Bilder die ursprüngliche Gesammtvorstellung so mächtig wird, dass sie von selbst alle jene heterogenen Bestandtheile trägt. Darum ist es nun aber auch unrichtig, die Metapher eine »Veranschaulichung« zu nennen. Wie sie aus der affectvollen Rede entspringt, so besteht ihre Wirkung zunächst nur in der Verstärkung des Gefühlseindrucks. Unter den Mitteln, die diesen Erfolg herbeiführen, spielt die Uebertragung von Begriffen und begrifflichen Verhältnissen in sinnliche Anschauungen gelegentlich eine Rolle, und sie thut dies theils durch die jeder Metapher eigene Vervielfältigung der Vorstellungen theils durch die Gefühlsstärke der sinnlichen Anschauung. Aber da immerhin auch auf andere Weise der gesteigerte Affect sich äußern kann, so ist die Veranschaulichung nur ein Hülfsmittel unter andern. Dass sie selbst bei der bildlichen Metapher nicht die Hauptsache ist, geht schon aus jener der Metapher eigenen Vermengung verschiedener Bilder hervor, der erst da eine Grenze gesetzt ist, wo sich aus ihr das Gleichniss und die Allegorie als Kunstformen entwickeln. In dem Moment, wo das geschieht, hört aber auch die intensivere Gefühlswirkung der Metapher auf: im ausgeführten Gleichniss wird sie zu lehrhafter Ruhe ermäßigt, und Allegorien verdienen das ihnen so oft gespendete Prädicat »frostig« meist schon deshalb, weil sie durch das Nachsinnen über ihre Bedeutung, das sie fordern, an das Räthsel heranreichen. Dagegen wird in unzähligen poetisch äußerst stimmungsvollen Metaphern jene Wirkung durch Vorstellungen erreicht, die der Veranschaulichung überhaupt nicht dienen können, weil sie entweder selbst Ausdrücke von seelischen Zuständen sind, die der Anschauung widerstreben, oder weil die Verbindung der Bilder eine wirkliche Anschauung unmöglich macht. Wenn Lenau in den Versen 'Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen in ihrem Thal *versteinert ihre Träume*' die erratischen Felsen *versteinerte Träume* nennt, so wird hier durch die Vorstellung des Traumes die Anschauung des Gegenstandes nicht im geringsten lebendiger, wohl aber gewinnt der Eindruck einen durch

die Vorstellungen der Urwelt, der Nacht, des ernsten, einsamen Wanderers gesteigerten Gefühlston des Düstern und Unheimlichen, wie er durch die lebendigste äußere Anschauung nicht hervorzurufen wäre. Sollte ferner das Wort Mephistos an den Schüler *Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum* eine Veranschaulichung sein, so würde es seinen Zweck schlecht erreichen. Eine Theorie lässt sich überhaupt in keiner Farbe vorstellen, und dass 'grün' auf die Blätter, oder gar 'golden' etwa auf die Früchte zu beziehen sei, drängt sich kaum beim Hören des Verses unserer Vorstellung auf. Aber es genügt, wenn sich der unbestimmte fahle Gefühlston, der sich an die Empfindung Grau heftet, hier mit dem Begriff der Theorie verbindet, und wenn die frischen und erregenden Gefühle, die dem Grün und dem Golde beiwohnen, mit dem Gedanken eines thätigen Lebens verknüpft werden.

Diese Wirkung der Metapher, durch die Verbindung verschiedenartiger Vorstellungen Gefühle zu erregen und zu verstärken, kann nun naturgemäß auf ungemein vielgestaltige Weise erreicht werden, und ein Schema, das bloß die in der Sprache ausgedrückten Begriffe in gewisse Kategorien zu bringen sucht, ist daher für die Erkenntniss ihrer wahren Bedeutung werthlos. Diese Bedeutung beruht vielmehr auf Momenten, die, ganz außerhalb eines solchen Schemas liegend, in ihrer individuellen Färbung von Fall zu Fall andere werden. So hat mit der metaphorischen Wirkung des Satzes *er ließ der Flotte die Zügel schießen* die Begriffskategorie der beiden Wörter Flotte und Zügel nicht das geringste zu thun; aber diese Verbindung erweckt die Vorstellung eines mit gelöstem Zügel dahineilenden Rosses, und diese überträgt sich unwiderstehlich auf die dahineilenden Schiffe. Während das Schema hierin die Verbindung von Leblosem mit Leblosem sieht, wirkt also die Metapher selbst belebend auf alle in ihr enthaltenen Vorstellungen. Wenn ferner Heine die Stille der Nacht mit den Worten schildert *Horchend stehn die stummen Wälder, jedes Blatt ein grünes Ohr,* so beruht die Wirkung dieses Bildes wiederum nicht darauf, dass der grüne Wald wie ein lebendes Wesen gedacht wird, sondern die Stille der Natur kann für Empfindung und Gefühl nicht wirksamer als durch die Vorstellung des Horchens ausgedrückt werden. Die Natur ist für den Horchenden still; er hört, alles etwa vorhandene Geräusch nicht beachtend, nur nach dem

ersehnten Laute. Da sich solche Associationen schon an eine einzelne Vorstellung anschließen können, so bedarf es eben auch durchaus nicht nothwendig ausgeführter Bilder, um jene Wirkung hervorzubringen, sondern ein einzelnes Wort genügt, um eine ganze Reihe von Vorstellungen und Gefühlen in uns anklingen zu lassen. So wird in dem Vers *Sobald ich dein gedenke, dehnt sich mein Geist erobernd aus* (Goethe) durch das einzige Wort *erobernd* die viel gebrauchte und darum fast wirkungslos gewordene Metapher des sich ausdehnenden Geistes neu belebt, da das ungewöhnlichere Bild des siegreichen Eroberers, der in die Ferne zieht, in uns aufsteigt. Deshalb kann nun aber auch diese Wirkung der Metapher auf Vorstellungen beruhen, die selbst gar nicht direct durch die Worte ausgedrückt sind, sondern nur durch eine sich an sie anschließende Association erweckt werden. Wenn es in Schillers Siegesfest heißt *um das Ross des Reiters schweben, um das Schiff die Sorgen her*, so rufen diese Worte unausbleiblich das Bild der dunkeln, schwebenden Wolken hervor, obgleich von diesen gar nicht die Rede ist, sondern die Sorgen selbst als schwebende Wesen gedacht zu sein scheinen. Auch hier liegt eben wieder das Wirksame der Metapher in der unmittelbaren Verschmelzung der Vorstellungen: in Wahrheit werden die Sorgen selbst als schwarze Wolken gedacht, und diese Einheit steht um so lebendiger vor unserer Seele, weil sie schon im Ausdruck als eine unmittelbare erscheint, nicht, wie bei dem eigentlichen Gleichniss, in ihre Analogieglieder zerlegt wird.

### b. Metapherwörter in der Sprache.

Diejenigen Metaphern, die als die einfachsten am leichtesten von der Sprache aufgenommen werden, sind die *Metapherwörter*. So können wir solche Metaphern nennen, die aus einem einzigen Worte bestehen, das für sich allein den Sinn der Metapher vollständig enthält. Hierher gehört in erster Linie eine große Menge von Schimpfwörtern: so die Uebertragungen von Thiernamen auf den Menschen, wie *Esel*, *Rind*, *Schwein*, *Affe*, *Gans* u. s. w. Die Association ist hier zunächst durch die Eigenschaften der Thiere nahegelegt; aber diese sind doch keineswegs so eindeutiger Art, dass eine generelle Entstehung wahrscheinlich wäre. So kommt der *Esel* nicht bloß

in der Bedeutung 'dumm, einfältig', sondern auch in der von 'unverschämt, plump' u. dergl. vor. Generell ist nur die Neigung, überhaupt Thiernamen als Schimpfwörter zu gebrauchen, eine Neigung, die sich hauptsächlich aus der dienenden, ganz von der Willkür des Menschen abhängigen Stellung erklärt, die das Hausthier in dem menschlichen Leben einnimmt. So sind es denn auch neben dem *Hasen*, *Fuchs*, *Bären*, die hier als Jagdthiere eine gewisse Rolle spielen, ganz vorzugsweise die Hausthiere, die zu beschimpfenden Bezeichnungen herhalten müssen, ähnlich wie die Ausdrücke für dienende Stellungen des Menschen, *Knecht*, *Sclave*, zu Schimpfwörtern geworden sind. An die unverändert gebliebenen Thiernamen schließen sich dann solche Wörter an, die aus Thiernamen gebildet sind, um gewisse allgemeine Eigenschaften des Menschen zu kennzeichnen. Die romanischen Sprachen sind besonders reich an Metapherwörtern dieser Art, die man nicht sehr passend »radicale Metaphern« genannt hat, weil dabei ein Wort der eigenen oder einer fremden Sprache die Bedeutung einer »Wurzel« annehme, aus der das neue Wort abgeleitet sei[1]). Hierher gehört z. B. *capriccio*, *caprice* der wunderliche Einfall, die Laune, von lat. *capra* die Ziege, *oisonnerie* albernes Benehmen von *oison* Gänschen, *se prélasser* sich brüsten von *prélat* Prälat (gleichsam sich wie ein Prälat betragen), in derselben Bedeutung *se pavanner* von *pavo*, *paon* Pfau, span. *moscardon* ein zudringlicher Mensch von *moscarda* Bremse. Von einzelnen dieser Ausdrücke lässt sich wohl der individuelle Ursprung nachweisen: so scheint *se prélasser* von Montaigne gebildet zu sein. Eine andere Classe von Metapherwörtern gründet sich auf die Aehnlichkeit der Form oder anderer Eigenschaften. Wörter dieser Art schließen sich sehr nahe an den assimilativen Bedeutungswandel an; aber die Seltsamkeit der Vergleichung lässt doch einen individuellen Ursprung aus einer sinnreichen oder witzigen Vergleichung vermuthen. So ist der *Krahn*, die eigenthümliche Hebevorrichtung, wie sie zur

[1]) Brinkmann, Die Metaphern, S. 41 ff. Max Müller, von dem der Ausdruck herrührt, bringt übrigens alle die angeblichen Metaphern, die sich, wie wir oben sahen, auf einen regulären Bedeutungswandel zurückführen lassen, unter den nämlichen Begriff, wodurch natürlich die ganze Sprache zu einer Ansammlung »radicaler Metaphern« wird. (M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II, Neue Aufl. 1893, S. 430 ff.)

Hebung von Schiffsladungen dient, nach dem Vogel *Kranich* genannt, für den früher ebenfalls die kürzere Wortform im Gebrauch war. Als *Bock* bezeichnen wir nach einer entfernten Aehnlichkeit mit dem Thier ein einfaches Holzgestell zum Sägen des Holzes, zum Sitzen u. dergl.; bei dem *Sturmbock*, dem Belagerungswerkzeug früherer Zeiten, spielten wohl die Hörner des Bocks die Hauptrolle. Eine Malerstaffelei heißt engl. ein 'Esel', *easel*, franz. ein 'kleines Pferd', *chevalet;* span. *calabazada* ein Stoß mit dem Kopf ist aus *calabaza* Kürbiss gebildet, u. s. w. Noch mehr in die allgemeine Sprache eingedrungen sind Ausdrücke wie *moutons* Hämmel für die Schaumwellen des Meeres, und in derselben Bedeutung *chevaux blancs* eigentl. 'Schimmel', sowie unsere *Lämmer* für eine bekannte Wolkenformation. Verwickelter ist die Association bei dem Wort *Pupille* für das Sehloch in der Iris des Auges. Eigentlich ein kleines Mädchen (von *pupa* Mädchen) bedeutend, ist es wohl dem von der Hornhaut reflectirten Bildchen entnommen, das man gerade über der Pupille wegen des Contrastes mit dem dunkeln Augengrund besonders deutlich wahrnimmt. Auch ein anderes, zuweilen für die Pupille gebrauchtes Metapherwort, der *Augenstern*, dürfte auf die gleiche Erscheinung zurückgehen.

### c. Metaphorische Wortverbindungen und Redensarten.

An die Metapherwörter schließen sich zunächst diejenigen metaphorischen Wortverbindungen an, die als Bestandtheile in einen im übrigen von der Metapher unabhängigen Satz eingehen. Eine solche Verbindung ist, ähnlich wie das Metapherwort, Ausdruck eines einzelnen Begriffs; nur ist dieser von zusammengesetzter Beschaffenheit. Dabei kann entweder nur eine Metapher, oder es können solche verschiedener Herkunft in der Verbindung enthalten sein. Ausdrücke der ersten Art sind z. B. *die Perlen des Kummers*, *der Zahn der Zeit*, *der Schleier der Nacht*, *geflügelte Worte* und andere viel gebrauchte Metaphern, die gleichwohl noch ganz das Gepräge ursprünglich individueller Schöpfungen an sich tragen. Aehnlich verhält sich dies bei Verbindungen wie *eherne Bande*, *wächserne Nasen*, *goldene Früchte in silberner Schale* u. dergl., bei denen die Wirkung durch den übereinstimmenden metaphorischen Charakter,

den schon die einzelnen Wörter für sich besitzen, gehoben wird. Verbindungen disparater Metaphern kommen namentlich in dichterischen Aussprüchen vor, die in Folge der Popularität der Dichtungen, denen sie entstammen, eine allgemeinere Verbreitung finden können, wie: *sich blutige Lorbeern um die Schläfe winden* (Goethe), *sich gegen eine See von Plagen waffnen* (Shakespeare) u. a.

Diese Beispiele führen endlich zu den metaphorischen Redensarten, die aus einer ganzen in einem Satze ausgedrückten Gesammtvorstellung bestehen. Gerade hier findet sich eine Fülle von Ausdrücken, die sprichwörtlich geworden sind, so dass sich ihr individueller Ursprung gänzlich verwischt hat, wie: *einen Bock schießen*, *das Hasenpanier ergreifen*, *Eulen nach Athen tragen*, *offene Thüren einrennen*, *was die Spatzen von den Dächern pfeifen* u. s. w. Auch in diesem Falle muss man zwischen den psychischen Motiven der Metapher und ihrer Aeußerung unterscheiden. Jene Motive selbst sind allgemeine. Aber das Bild, in dem sie im einzelnen Fall zur Aeußerung kommen, ist singulär. Es zeigt mit andern Metaphern, die den nämlichen Gedanken wiedergeben, naturgemäß eine gewisse allgemeine Analogie, bleibt jedoch in seiner besonderen Ausführung individuell. Dies erhellt besonders deutlich bei Sprichwörtern, die einen und denselben Gedanken wiedergeben. So drückt z. B. den Begriff der Uebereinstimmung der Gesinnungen verhältnissmäßig mit der abstractesten Metapher das deutsche Sprichwort aus *ein Herz und eine Seele sein*, anschaulicher das französische *être deux têtes sous un bonnet* (zwei Köpfe unter einer Mütze), oder in verschiedenen Variationen das italienische *una anima in due corpi* (zwei Seelen in einem Körper), *due animelle in un nocciulo* (zwei Obstkerne in einem Stein), wobei noch das Wort *animelle* (eigentlich 'kleine Seele') eine Metapher in der Metapher ist, die auf das erste Sprichwort anspielt. In noch anderer Form kehrt derselbe Gedanke wieder in dem englischen *to be hand and glove* (Hand und Handschuh sein) oder in dem spanischen *ser uña y carne* (Nagel und Fleisch, nämlich am Finger, sein)[1].

[1]) Brinkmann, Die Metaphern, S. 137.

d. Umbildung und Verdunkelung aufgenommener Metaphern.

Da die Metapher in allen diesen Gestaltungen, als Metapherwort, als metaphorische Wortverbindung und als metaphorische Redensart, ursprünglich aus der affectvollen Rede entsteht, so bietet sie sich auch, sobald sie einmal in Aufnahme gekommen ist, wiederum der allgemeinen Sprache als ein wirksames Mittel dar, um energischer, als es in der gewöhnlichen Rede geschieht, einen Gedanken auszudrücken. Hierbei unterscheidet sich die Metapher auch dadurch von den oft nahe an sie angrenzenden Erscheinungen des assimilativen und complicativen Bedeutungswandels, dass diese in sehr vielen Fällen Wörter für völlig neue Begriffe schaffen, während die Metapher ihren singulären Ursprung darin bekundet, dass sie nur synonyme, aber durch ihre eigenthümliche Begriffsfärbung werthvolle Ausdrücke für andere, nicht metaphorische hervorbringt. So kann der in den oben angeführten Sprichwörtern ausgedrückte Begriff des *einig seins* selbst in einer und derselben Sprache in den mannigfaltigsten metaphorischen Redeweisen wiedergegeben werden, wie im Deutschen z. B. durch *ein Herz und eine Seele*, *zwei Herzen und ein Schlag*, *zwei Köpfe und ein Gedanke*, *zwei Köpfe unter einem Hut*. Durch alle diese Redeformen geht der nämliche Grundbegriff hindurch; aber er ist in jedem einzelnen Fall wieder durch das erweckte Bild eigenthümlich nuancirt, daher denn auch solche metaphorische Ausdrücke einem weiteren Bedeutungswandel ebenso energisch widerstehen wie die onomatopoetischen Wörter. Sind diese durch das erweckte Lautbild, so bleibt die Metapher durch das Vorstellungsbild an ihre Bedeutung gebunden.

Nicht immer ist freilich der ursprüngliche Vorstellungsinhalt einer Metapher fortan so deutlich erkennbar wie in den soeben angeführten Redeweisen. In andern Fällen kann er sich mehr verwischen, und dann ist natürlich auch ein Bedeutungswandel in einem gewissen Umfange nicht ausgeschlossen. Am leichtesten ereignet sich eine solche Verdunkelung bei den einfachen Metapherwörtern: so bei *caprice* Laune, *se pavanner* sich brüsten u. a., wogegen das seltener gebrauchte *se prélasser* schon wegen des vollkommeneren Anklangs an das Stammwort eher an das Bild des Prälaten geknüpft bleibt. In *Krahn* ist die Erinnerung an den *Kranich* schon deshalb erloschen,

weil nur das Metapherwort die alte Form beibehalten hat. Nicht bloß die Erhaltung der Wortform, sondern auch die Häufigkeit des Gebrauchs spielt aber bei diesem Verblassen eine Rolle: so bei Wörtern wie *chevalet* für eine Staffelei, *Bock* für eine Form von Sitzen u. a. Die nämliche Wirkung der Gewöhnung ist dann auch bei geläufigen Metapherverbindungen zu beobachten. So lassen uns Ausdrücke wie ‘eherne Bande, der Schleier der Nacht, der Zahn der Zeit’ kaum mehr an das Bild denken. Doch die leiseste Veränderung der eingeübten Association erweckt dieses sofort. So etwa wenn wir die *ehernen Bande* in *eiserne Ketten* oder in *diamantene Bande* (Shakespeare), den *Schleier der Nacht* in das *Grab der Finsterniss*, die *bleichen Schatten der Vergangenheit* in *der Vorwelt silberne Gestalten* (Goethe) umwandeln u. s. w. Die metaphorischen Redensarten verfallen diesem Schicksal des Verblassens ihrer Bedeutungen namentlich auch dann, wenn ihnen eine ungewöhnliche Association, etwa das Bild einer besonderen, nicht leicht sich wiederholenden Situation zu Grunde liegt, das daher aus dem Gedächtniss verschwinden kann, während das Sprichwort selbst erhalten bleibt. So ist uns der Sinn der viel gebrauchten Redensart *einen Bock schießen* für ‘einen Fehler machen’ heute gänzlich dunkel geworden, während wir andere Sentenzen, in denen ebenfalls der Bock eine Rolle spielt, wie *den Bock zum Gärtner setzen*, *den Bock melken*, ohne weiteres verstehen. Die Art der Anwendung und die Beziehung zu andern ähnlichen Metaphern lässt hier annehmen, dass unter dem ‘schießen’ nicht, woran wir zunächst denken, ein ‘erlegen’, sondern ein ‘losschießen’ gemeint ist, so dass die Redensart wohl von dem blinden Losstürmen eines wild gewordenen Bockes hergenommen sein könnte[1]). Kommt aber zu den allgemeinen Bedingungen des Schwundes der ursprünglichen Bedeutung noch die weitere, dass sich selbst der Sinn des die Metapher tragenden Hauptbegriffes verdunkelt, so wird dieselbe vollends zur stabilen Redeform, oder es wird ihr gar durch Association mit lautähnlichen Wörtern ein verkehrter Sinn untergeschoben. So bei jenen Wortassimilationen wie *sein Glück in die Schanze schlagen*, *Einem den Rang ablaufen* (Cap. V, S. 481, 483), oder

[1]) Grimm, Wörterb. II, S. 203. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 72 ff., wo noch weitere ähnliche Beispiele zu finden sind.

*Maulaffen feil halten* (von 'Mul apen halten', das Maul offen halten), *sein Schäfchen* für *sin schepken* (Schiffchen) *ins trockene bringen* u. a.

## VI. Ursachen und Gesetze des Bedeutungswandels.

### 1. Psychologische Bedingungen und Ursachen.

Die Erscheinungen des Bedeutungswandels sind von Bedingungen abhängig, deren Aufsuchung, wenn sie vollständig sein sollte, in jedem einzelnen Fall eine unvollziehbare Aufgabe sein würde. Denn theils führt dieselbe auf die unzähligen Einflüsse zurück, die in die geschichtliche Entwicklung der Sprache überhaupt eingreifen, — so im allgemeinen bei dem regulären Bedeutungswandel; theils muss sie vor gewissen individuellen Erzeugnissen Halt machen, die mit allen andern willkürlichen Schöpfungen das Schicksal theilen, dass wir über ihre Motive nur unvollkommen Rechenschaft geben können, — so durchweg bei dem singulären Bedeutungswandel. Diese Unabsehbarkeit der Bedingungen ist offenbar der Grund der verbreiteten Meinung, der Bedeutungswandel sei überhaupt ein Product von Laune und Zufall (S. 432). Man übersieht dabei, dass es selbst auf dem Gebiet der allgemeinsten und regelmäßigsten Naturerscheinungen keine einzige concrete Thatsache gibt, die man so wie sie ist in der bestimmten Zeit und unter der bestimmten Constellation äußerer Umstände vorauszusagen vermöchte. Wir müssen uns auch hier mit der Nachweisung der nothwendigen Entstehung aus den unmittelbar umgebenden und vorausgehenden Bedingungen begnügen. Insofern aber diese nächsten Bedingungen selbst wieder Naturerscheinungen sind, die den gleichen Charakter der Abhängigkeit von ihrer räumlichen und zeitlichen Umgebung an sich tragen, betrachten wir es als eine berechtigte logische Voraussetzung, dass es keine Erscheinung gebe, die nicht überhaupt in der ganzen Reihe ihrer Bedingungen eindeutig bestimmt wäre.

Der Uebertragung dieser Forderung auf die Vorgänge des Bedeutungswandels, wie auf das psychologische Gebiet überhaupt, kommen nun überall die Vorgänge selbst bestätigend entgegen. Für die meisten Thatsachen des psychischen Lebens, insbesondere für diejenigen, die einer zusammenhängenden geistigen Entwicklung

angehören, lassen sich irgend welche Motive nachweisen, die zwar nicht immer den erschöpfenden Grund eines Vorganges enthalten, aber doch deutlich genug darauf hinweisen, dass sie diesen enthalten würden, wenn wir nur die ihnen vorausgehenden Motive zureichend kennten. So ist das Wort *Gas* (S. 546) gewiss eine der willkürlichsten Worterfindungen, die jemals gemacht wurden. Doch der Erfinder selbst hat uns in diesem Fall auf die Associationen hingewiesen, die ihn zu dem Namen führten. Erstens meinte van Helmont in dem Gas eine Materie entdeckt zu haben, die dem *Chaos* der Alten am nächsten verwandt sei. Zweitens bezeichneten bei ihm die Wörter *Gas* und *Blas* zwei parallele Begriffe, wobei er unter dem nach dem Zeitwort 'blasen' gebildeten *Blas* die kalte Luft verstand, die von den Sternen ausgehe. Da *ch* und *g* im niederländischen lautlich mit einem aspirirten *gh* nahe zusammenfallen, so scheint so das Wort *Gas* eine vollständige Resultante aus den beiden Associationen zu *Chaos* und *Blas* zu sein. Nebenbei mag aber auch noch die weitere Association mit *Geist* bei der Aenderung des Anfangslautes mitgewirkt haben[1]). Hätte in diesem Fall der Erfinder des Namens nicht selbst auf diese Entstehungsursachen hingewiesen, so würde uns das Wort heute wahrscheinlich wie eine absolut willkürliche und zufällige Bildung vorkommen.

Gehen wir demnach von dem allgemeinen Grundsatze aus, dass die in ihrer Entstehung noch unerforschten Erscheinungen die Präsumtion einer analogen Gesetzmäßigkeit für sich haben, wie sie für die zureichend erforschten nachgewiesen ist, so legen nun diese letzteren eine Unterscheidung der maßgebenden Bedingungen in zwei Classen nahe: in die der allgemeinen Bedingungen eines Ereignisses, und in die seiner eigentlichen Ursachen. Hierbei wird der Begriff der Bedingungen als der allgemeinere betrachtet, der die Ursachen als nächste Bedingungen des Geschehens umfasst, aber weit über diese hinausreicht, indem er auf jede Thatsache angewandt werden kann, die, wenn man sie hinwegdenken würde, eine Veränderung oder eine gänzliche Aufhebung des Ereignisses mit sich

---

[1]) Kopp, Geschichte der Chemie, I, S. 121; III, S. 187. Die Association mit *Geist* liegt deshalb nahe, weil van Helmont selbst das Gas, unter dem er hauptsächlich die Kohlensäure versteht, gelegentlich *spiritus sylvestris* nennt.

führen würde. Da jede Bedingung ihrerseits wieder von ferneren Bedingungen abhängt, so ist der Umfang der Bedingungen im einzelnen Fall unendlich groß. Wo man irgend Anlass hat, über die nächsten Ursachen hinauszugehen, da kann es sich daher immer nur um solche Bedingungen handeln, die in directer Beziehung zu den Ursachen stehen. Diesem unbestimmten und bei der jedesmaligen Anwendung äußerst wechselnden Bereich der Bedingungen gegenüber ist dann der Begriff der Ursachen ein fest umgrenzter. Denn Ursachen nennen wir stets nur diejenigen Bedingungen, die, wenn man sie als gegeben voraussetzt, zur Erklärung des Ereignisses vollständig zureichen. So sind in dem oben angeführten Beispiel die drei Associationen mit dem *Chaos*, mit dem hypothetischen Stoffe *Blas* und mit dem *Geist* die zureichenden Ursachen des Namens *Gas*. Die eigenthümlichen Ideen, die den Alchemisten an das Chaos der Alten denken ließen, ferner die Entstehung der in seiner Zeit verbreiteten Vorstellungen von einem von den Sternen ausstrahlenden ätherischen Fluidum, sowie der Ursprung der Bezeichnung Geist für flüchtige Stoffe — all dies sind nicht Ursachen in dem engeren Sinne des Wortes, sondern Bedingungen, die, wenn man sie weiter verfolgen wollte, auf den ganzen Umfang mystischer Vorstellungen und mythologischer Ueberlebnisse und durch diese endlich auf den letzten, unabsehbaren Zusammenhang der Cultur dieser Zeit zurückführen würden. Nicht anders verhält es sich mit den Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels. Für die Geschichte des Wortes *pecunia* bei den Römern sind die zureichenden Ursachen darin gegeben, dass sich zuerst mit der Viehheerde die Vorstellung des Tauschmittels, und dass sich dann mit dieser die Begriffe anderer Tauschmittel, wie des Erzes, der edeln Metalle, nach einander associirten. Die Veränderungen der Cultur, der Uebergang der Natural- in die Geldwirthschaft und alle die sonstigen geschichtlichen Vorgänge, von denen diese Veränderungen abhingen, gehören dagegen dem weiteren Gebiet der Bedingungen an, die in letzter Instanz, wenn man sie erschöpfen will, die ganze römische Geschichte in sich schließen und mit dieser auf noch weitere vorgeschichtliche Völkerbewegungen und ihre Cultureinflüsse zurückgehen.

Ist demnach hier wie anderwärts die Interpretation auf die möglichst exacte Feststellung der Ursachen beschränkt, neben der nur

secundär und in summarischer Weise ein Hinweis auf die weiteren Bedingungen möglich ist, so besteht nun ferner die Methode dieser Interpretation, wie alle oben angeführten Beispiele lehren, ausschließlich in einem regressiven, niemals in einem progressiven Verfahren; das heißt: es können immer nur von gegebenen Erscheinungen aus deren Ursachen aufgesucht, es können aber nicht umgekehrt aus gegebenen Ursachen deren Wirkungen abgeleitet werden. In der That sind wir auf dieses regressive Verfahren auch bei Naturerscheinungen in der Regel da angewiesen, wo eine Erklärung der ohne unsere absichtliche Herbeiführung und ohne unser experimentelles Eingreifen entstehenden complexen Vorgänge gefordert wird. Nun handelt es sich aber bei der Bedeutungsentwicklung um Erscheinungen, deren Bedingungen wir niemals beherrschen, sondern die wir nur in den Formen untersuchen können, in denen sie sich uns bei ihrer natürlichen Entstehung darbieten. Hier ist also eine Interpretation überhaupt nur in regressiver Form möglich; und erst dadurch, dass wir eine solche in vielen Fällen und unter verschiedenen Verhältnissen ausführen, vermögen wir über die allgemeine Natur der Ursachen selbst Aufschluss zu gewinnen. Ein Hülfsverfahren deductiver Art, das diese Induction freilich überall begleiten muss, besteht aber darin, dass wir diese verwickelten mit andern einfacheren psychischen Vorgängen in Beziehung bringen, namentlich mit denen, die uns aus der experimentellen Analyse der Sinnesvorstellungen und ihres Verlaufs bekannt sind. Insofern jedoch durch die größere Verwickelung besondere Eigenthümlichkeiten der Wirkungen herbeigeführt werden, die nach bloßer Analogie mit bekannten einfacheren Thatsachen nicht vorauszusehen waren, bietet auch hier das Gebiet der sprachlichen Erscheinungen eine wichtige Ergänzung und Erweiterung der in der allgemeinen Psychologie gewonnenen Ergebnisse.

Als nächste Ursachen des Bedeutungswandels erweisen sich nun überall die elementaren Associationsprocesse, wie sie in ihren verschiedenen Gestaltungen, von der einfachen Sinneswahrnehmung an, durch die gewöhnlichen sinnlichen Erkennungs- und Wiedererkennungsvorgänge hindurch bis zu den Erinnerungsacten des individuellen Bewusstseins, in übereinstimmender Gesetzmäßigkeit verfolgt werden können. Als Bedingungen, unter denen diese Ursachen wirksam werden, bieten sich aber, wie bei den Vorgängen des

Einzelbewusstseins die Sinneseindrücke in ihren mannigfachen Verbindungen und Wiederholungen, so hier gewisse complexe äußere Einflüsse, die wir in vielen Fällen auf bestimmte geschichtliche Thatsachen, in andern nur ganz allgemein auf die zumeist von der Sprache selbst getragenen Einflüsse der geistigen Entwicklung beziehen können. Bilden auf diese Weise die Associationen diejenigen Ursachen des Bedeutungswandels, in die sich uns derselbe zerlegt, wenn wir bis auf seine letzten Elemente zurückgehen, so ist jedoch damit der ganze Umkreis seiner Ursachen keineswegs erschöpft. Vielmehr bleibt bei dieser Zerlegung diejenige Function unbeachtet, welche die zusammenhängende Wirkung der elementaren Associationen überhaupt erst möglich macht, indem sie diese zu bestimmten einheitlichen Erfolgen verknüpft. Diese Function ist die Apperception. Kein anderes Gebiet psychischer Vorgänge bietet eine so günstige Gelegenheit, um das Verhältniss dieser beiden fortwährend in einander eingreifenden psychischen Vorgänge, der associativen und der apperceptiven, zu analysiren, wie gerade die Sprache. Wie uns hier bereits die Betrachtung der syntaktischen Formen die Eigenartigkeit des äußeren Verlaufs der apperceptiven Processe deutlich in seinen eingreifenden Unterschieden von den Verlaufsformen der Associationen vor Augen führte, so liefert der Bedeutungswandel, insofern er zugleich Begriffsentwicklung ist, ein Bild der inneren Beziehungen, in denen Apperception und Association zu einander stehen.

### 2. Bedeutungswandel und Einheitsfunction der Apperception.

So lange wir die Bedeutungsentwicklung eines isolirt gedachten Wortes verfolgen, bietet sich kaum Gelegenheit, den Umkreis einfacher Associationen zu überschreiten, die sich als unmittelbare psychische Ursachen von Begriffsänderungen nachweisen lassen. Wäre die Sprache, ähnlich einem Wörterbuch, eine bloße Sammlung von Wörtern, so würde die Sache damit beendet sein. Aber da im allgemeinen das Wort ursprünglich nur als Bestandtheil des Satzes vorkommt, so kann man auch die wirkliche Begriffs- und Bedeutungsentwicklung nicht losgelöst denken von dem Zusammenhang der Rede, in den das einzelne Wort eingeht; und in jeder Bedeutungsänderung des letzteren spiegelt sich deshalb immer zugleich eine

Veränderung des Inhalts der Sätze, in denen es vorkommt. Auch erschließen wir in Wahrheit überall erst aus dem veränderten Gedankeninhalt dieser zusammengesetzten sprachlichen Formen die Bedeutungsänderungen der einzelnen Wörter.

In mannigfachen Erscheinungen ist uns dieser Einfluss des Gedankenzusammenhangs auf die Begriffsentwicklung des Wortes im Vorangegangenen entgegengetreten. So schon bei den Variationen der Bedeutung eines Wortes in Folge seiner wechselnden Beziehungen zu bestimmten, sei es direct ausgesprochenen, sei es stillschweigend hinzuzudenkenden Correlatbegriffen (S. 497); so ferner bei den dem Princip der Verdichtung der Vorstellungen unterzuordnenden Erscheinungen, bei denen das Wort durch seine Umgebung oder wenigstens nur unter Mitwirkung anderer, mit ihm verbundener Begriffe seine Bedeutung empfängt (S. 536 ff.). Den augenfälligsten Beleg für diese Beziehung bildet endlich die letzte und verwickeltste der oben betrachteten Formen des Bedeutungswandels, die der Metapher, bei welcher der durch die metaphorische Anwendung erzeugte Begriff immer erst im einzelnen Fall aus dem Zusammenhang des Gedankens entspringt (S. 558).

Die nämliche Wirkung des Ganzen auf das Einzelne begleitet aber jeden Bedeutungswandel. Besonders macht sie sich überall da geltend, wo mit diesem eine Verzweigung der Bedeutungen verbunden ist. Welcher der aus der Verzweigung hervorgegangenen Begriffe wirklich gemeint sei, das ergibt sich hier lediglich aus dem Ganzen des Satzes, wobei die sonstigen Bedeutungen, die das Wort in andern Gedankenverbindungen besitzt, meist weder dem Redenden noch dem Hörer zum Bewusstsein kommen. Gewisse Wortspiele verwerthen diese Thatsache, indem sie das nämliche Wort in wechselnden Verbindungen anwenden, um durch den Contrast der Bedeutungen zu wirken, wie z. B. 'Sag mir, warum dich keine *Zeitung* freut?' 'Ich liebe sie nicht, sie dienen der *Zeit*' (Goethe).

Entsprechend diesem Einflusse der Gesammtvorstellung auf den einzelnen Begriff lassen sich nun bei den sämmtlichen Formen des Bedeutungswandels die wirksamen psychischen Ursachen in die associativen Factoren, aus denen die besondere Form der Begriffsverschiebung abzuleiten ist, und in die apperceptive Gesammtwirkung zerlegen. Von seinen Gefühlseigenschaften abgesehen,

charakterisiren aber den Apperceptionsact zwei Eigenschaften, die sich beide darauf zurückführen lassen, dass, gegenüber den fortwährend in einem vielgestaltigen Neben- und Nacheinander elementarer Vorgänge bestehenden Associationen, die Apperception Einheitsfunction des Bewusstseins ist, das heißt dass, wie beschränkt oder umfassend der Inhalt des Appercipirten immerhin sein mag, sein Umfang formal streng begrenzt ist, indem in jedem gegebenen Moment nur eine Apperception vollzogen wird (S. 466). Diese formale Einheit der Apperception tritt jedoch nach Maßgabe der augenblicklichen Bedingungen in zwei verschiedenen Formen in die Erscheinung. Erstens ist sie synthetische Einheitsfunction, insofern in solchen Zeitmomenten des Denkens, wo irgend ein neuer Gedankeninhalt zur Auffassung kommt, dieser als eine Gesammtvorstellung ins Bewusstsein eintritt. Zweitens ist die Apperception analytische Einheitsfunction, indem in jenen Zeitmomenten, die dem Auftreten einer Gesammtvorstellung folgen, diese einer fortschreitenden Zerlegung unterworfen wird. Diese Zerlegung ist wieder in einer doppelten, einer anschaulichen und einer begrifflichen Form möglich. Die anschauliche ist die ursprünglichere: die der sogenannten »Phantasiethätigkeit«. Bei ihr wird das Ganze des Gedankens successiv in Einzelvorstellungen gesondert, die an sich sämmtlich selbständig vorgestellt werden können, aber fortwährend zu dem Ganzen der Gesammtvorstellung in Beziehung bleiben. Innerhalb der allgemeinen Entwicklung des Bewusstseins entspricht dieser Form die Stufe des gegenständlichen und attributiv verknüpfenden Denkens (S. 412). Die begriffliche Gliederung der Gesammtvorstellungen ist, wie besonders die Entwicklung der Sprache lehrt, aus der vorigen Form hervorgegangen: die Gesammtvorstellung wird bei ihr in begriffliche Bestandtheile zerlegt, die in so enge Beziehungen zu jener gesetzt sind, dass sie gar nicht mehr selbständig vorgestellt werden können, wie das Verhältniss der drei Hauptkategorien deutlich zeigt, unter denen die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe immer nur in Verbindung mit Gegenständen gedacht werden können, daher die letzteren auch hier die Träger der Gesammtvorstellungen bleiben. Bei dieser Form des sogenannten »verstandesmäßigen« oder logischen Denkens ist der Charakter der analytischen Einheitsfunction der Apperception am schärfsten ausgeprägt, und die im ersten Moment eines Denkactes

einheitlich gegebene Gesammtvorstellung wird in einen binär gegliederten Gedankenausdruck vorwiegend prädicativ gegliedert (S. 321).

Die apperceptive Einheitsfunction und die Associationen sind nun aber nicht bloß in einander eingreifende, sondern sie sind überhaupt nicht von einander zu scheidende Bewusstseinsvorgänge. Darum lässt sich auch nicht annehmen, dass es ein Bewusstsein gebe, dem nur die eine dieser Functionen und nicht auch die andere zukomme. Ein bloß apperceptives Denken würde eine »reine Intelligenz« sein, ein Etwas, das nur in den Abstractionen der Philosophie, nicht in der Wirklichkeit existirt. Auf der andern Seite ist es ebenso unmöglich, ein bloß aus Associationen bestehendes Bewusstsein vorauszusetzen. Jene Unterschiede der Vorstellungen, die wir ihre verschiedene Klarheit und Deutlichkeit nennen, können niemals fehlen: ohne sie würde sich überhaupt keine von der andern sondern, und es würde unbegreiflich sein, dass in einem gegebenen Moment jeweils ein bestimmtes Motiv für das Handeln eines Wesens bestimmend ist. Da auch die Thiere solche einheitliche Motive bei ihren Handlungen erkennen lassen, so müssen wir ihnen diese Einheitsfunction ebenfalls zuerkennen. Dabei ist es freilich wahrscheinlich, dass sie schon als synthetische Function namentlich bei den niederen Thieren nur äußerst unvollkommen entwickelt ist. Denn Spuren irgendwie zusammengesetzterer Gesammtvorstellungen fehlen hier. Noch weniger ist aber jedenfalls bei ihnen die analytische Einheitsfunction ausgebildet. Selbst bei unseren intelligenteren Hausthieren bemerken wir zwar die Fähigkeit, einen Eindruck vom andern zu unterscheiden und während einer kurzen Zeit festzuhalten. Es fehlt aber jenes dauerndere Beharren einer einzigen Gesammtvorstellung, die zu einer regelmäßigen Gliederung derselben erforderlich ist. Darum sind bei den Thieren zwar die momentanen Acte der Apperception, Erfassen durch die Aufmerksamkeit, Unterscheiden und Handeln nach bestimmten Motiven, zu beobachten. Der an die Gliederung der Gesammtvorstellungen gebundene Gedankenverlauf kann aber höchstens in Spuren bei ihnen vorkommen. Eben deshalb bilden apperceptiver und associativer Gedankenverlauf einen gewissen Gegensatz, und man kann z. B. sagen, dass dem Thier nur der letztere eigen sei, und dass er auch auf den primitiveren Stufen des menschlichen Denkens oder in gewissen Bewusstseinszuständen, wie im gesteigerten Affect,

im Traum oder bei der Ideenflucht der Irren, vorherrsche (S. 344). Aber dieser Gegensatz kann niemals in dem Sinne verstanden werden, als seien die apperceptive Einheitsfunction und die associative Verbindungsfunction des Bewusstseins überhaupt zu trennen. In der Form der synthetischen Einheitsfunction ist die erstere immer wirksam, und sie wird wiederum selbst durch die associativen Processe ermöglicht. Apperception und Association sind also überhaupt nicht von einander unabhängige psychische Vorgänge oder gar Aeußerungen sogenannter »Seelenvermögen«, sondern sie sind zusammengehörige Factoren des psychischen Geschehens, die wir beide berücksichtigen müssen, wenn wir die Bewusstseinsvorgänge ausreichend beschreiben wollen.

Diesem Zusammenhang entsprechend erweist sich nun bei jedem Bedeutungswandel die Apperception einer Gesammtvorstellung als die Vorbedingung, auf Grund deren erst bestimmte Associationen die Veränderungen und Uebertragungen der Begriffe hervorbringen können. So bildet z. B. bei der Uebertragung des Wortes *Fuß* vom Fuß eines Thieres auf den eines Tisches den Ausgangspunkt offenbar nicht der Fuß selbst, sondern das Ganze, in das sich diese Partialvorstellung eingliedert: das Thier auf der einen, der Tisch auf der andern Seite. Die Voraussetzung zu dem Uebergang von $n \delta A$ in $n \delta A_1$ (S. 491) ist also die Existenz zweier Gesammtvorstellungen $G_1 (\delta A \frown B)$ und $G_2 (\delta A_1 \frown C)$, aus denen die Begriffe $\delta A$ und $\delta A_1$ durch Zerlegung entstehen. Diese Zerlegung ist freilich nicht, wie bei den logischen Denkprocessen, eine Urtheilsgliederung, sondern sie erfolgt in der Form des anschaulichen Denkens, der sogenannten Phantasiethätigkeit. In der Natur des Processes begründet das aber nur den Unterschied, dass die Theile zunächst nicht logische Begriffe, sondern Partialvorstellungen sind, die dann nachträglich jederzeit in Begriffe übergehen können. Ebenso bei den verwickelteren Formen des assimilativen, sowie bei dem complicativen Bedeutungswandel, nur dass hier durch die Uebertragung auf ein anderes Sinnesgebiet oder von der Sinneswahrnehmung auf die intellectuellen Processe etwas veränderte Bedingungen eintreten. Ein Wort wie *begreifen*, *comprehendere* bezieht sich zunächst auf ein sinnliches Greifen, also einen rein äußeren Vorgang. Die Veränderung erfolgt, indem in die Gesammtvorstellung dieses Vorgangs neben dem Subject und dem

Object der Handlung auch noch die Vorstellung der geistigen Thätigkeit des Handelnden eintritt und, da sie in einer Reihe analoger Gesammtvorstellungen in übereinstimmender Weise wiederkehrt, allmählich zum dominirenden Bestandtheil wird. Besonders deutlich sind diese Einflüsse der Gesammtvorstellungen schließlich bei den durch Gefühlswirkungen vermittelten Erscheinungen (S. 528). Wenn sich der Begriff des *Lohnes* in den des *Dankes* (lat. *merces* in franz. *merci*), oder wenn sich das *Wagniss* in die *Gefahr* (*periculum*), der *Fehler* in den *Tadel* umwandelt u. s. w., so sind das Veränderungen, die uns der isolirt gedachte Begriff absolut nicht verständlich machen kann, die sich aber aus der ganzen Situation, das heißt eben aus der Gesammtvorstellung ohne weiteres erklären. In dieser sind die Belohnung und der für sie abgestattete Dank, das Wagniss und die Gefahr, der Fehler und der Tadel, der sich gegen ihn wendet, jedesmal als ein Ganzes gegeben, aus dem sich, indem er sich in seine Bestandtheile gliedert, die einzelnen Begriffe loslösen.

Nicht anders verhält es sich mit den Erscheinungen des singulären Bedeutungswandels. Da der Unterschied des Singulären und des Regulären hier nicht sowohl in der formalen Natur der Processe wie in der individuellen Beschaffenheit der Associationen liegt, die auf die besondere Uebertragung einwirken, so ist hinsichtlich jener allgemeinen Apperceptionsbedingungen überhaupt keine Grenze zwischen beiden Formen zu ziehen. Die Gliederungen der Gesammtvorstellungen, die auf der einen Seite den belasteten *Bock* und das gesattelte Pferdchen (*chevalet*), auf der andern den Sitz mit dem, was er trägt, und die Staffelei als Partialvorstellungen gewinnt (S. 563), sind ganz und gar denjenigen analog, die das Thier und den Tisch in ihre Theile zerlegt; jene sind nur seltsamer, ungewöhnlicher und eben darum ohne Zweifel von singulärer Entstehung. Aehnlich waren für van Helmont, als er das Wort *Gas* bildete, die Entstehung des Weltganzen aus dem Chaos und die Entstehung der chemischen Stoffe aus den Gasen verwandte Gesammtvorstellungen (S. 568).

### 3. Associative Elementarprocesse des Bedeutungswandels.

Indem bei allen Erscheinungen des Bedeutungswandels und der Begriffsentwicklung Gesammtvorstellungen, zu denen die sich wandelnden

Begriffe als einzelne Bestandtheile gehören, das ursprünglich gegebene sind, aus dem sich die Begriffe selbst und demnach auch ihre Veränderungen erst durch anschauliche Sonderung jener Inhalte bilden, bietet die hierbei wirksame Einheitsfunction der Apperception an sich ein gleichartiges Verhalten dar. In diesem Sinne kann man sie als die formale Vorbedingung aller einzelnen Begriffsveränderungen betrachten, deren materiale Ursachen die mit den Apperceptionsacten unlösbar verbundenen Associationen sind. Nach der besonderen Beschaffenheit dieser können daher auch allein die verschiedenen Gattungen und Arten des Bedeutungswandels, wie dies oben geschehen ist, unterschieden werden. Hierbei erweisen sich aber die Associationen selbst wieder in doppelter Beziehung als gleichartige Vorgänge. Erstens sind sie sämmtlich in Wirklichkeit Elementarprocesse, d. h. es gibt nirgends eine Association zwischen ganzen, zusammengesetzten Vorstellungen, sondern immer nur eine solche zwischen Elementen derselben. Zweitens bestehen alle Associationen aus zwei Elementarvorgängen: aus der Verbindung gleicher und aus der Verbindung sich berührender Elemente, d. h. solcher, die unmittelbar räumlich und zeitlich an einander grenzen. Alle wirklichen Associationen sind aus solchen elementaren Verbindungen zusammengesetzt, und sie können namentlich unter der Mitwirkung äußerer Eindrücke und mit Hülfe einer geeigneten experimentellen Variation der Umstände in einfacheren Fällen leicht theilweise wenigstens in sie zerlegt werden. Diese Zerlegung führt zu dem Resultat, dass im allgemeinen jede concrete Association aus beiden Elementarprocessen gemischt ist, wobei nur bald die eine bald die andere Form überwiegen kann, ein Unterschied, der dann, je nachdem unter den Elementarassociationen der zweiten Art wieder die räumliche oder zeitliche überwiegt, zu den drei traditionellen Formen der Aehnlichkeits-, der Raum- und der Zeitassociation geführt hat — eine Unterscheidung, bei der übrigens nur die Verbindungen der auf einander folgenden Vorstellungen beachtet, diejenigen Vorgänge also, die in erster Linie über die elementaren Processe Aufschluss geben, die simultanen Assimilationen und Complicationen, gänzlich vernachlässigt werden. Bei den simultanen Verbindungen tritt außerdem noch ein weiterer Process deutlich erkennbar hervor, der ebenfalls in jener schematischen Classification der complexen

Erscheinungen unbeachtet bleibt: die Verdrängung unvereinbarer Elemente. Sie ist namentlich bei solchen Assimilationen und Complicationen zu beobachten, bei denen sich gegebene Vorstellungselemente mit mehreren Reihen anderer zu associiren streben, die ganz verschiedenen Vorstellungen angehören. Hier kann es geschehen, dass sich abwechselnd Elemente der einen und der andern Reihe associiren, wodurch ein eigenthümliches Oscilliren der Vorstellungen erzeugt wird, das sogar auf die Elemente, die in dem directen Sinneseindruck gegeben sind, verdrängend zurückwirken kann. Auf diese Weise gestalten sich diese Verdrängungs- und Verbindungsvorgänge zu einem Process fortwährender Attractionen und Repulsionen, die einen unablässigen Wechsel der resultirenden Vorstellung bewirken können. Diese besonders bei der experimentellen Analyse mehrdeutiger optischer Bilder in überzeugender Weise hervortretenden Erscheinungen erklären zugleich jenes Fluctuiren der Vorstellungen, das uns vor allem die Erinnerungsbilder darbieten, das aber einer aufmerksamen Beobachtung auch bei dem Studium der äußeren Sinneswahrnehmungen nicht entgeht, da diese in Wirklichkeit stets Associationsproducte aus Elementen des Eindrucks und aus Erinnerungselementen sind[1]. Eine besondere Wirkung dieses Wechselspiels entgegengesetzter Kräfte, bei der die Attractionen das Uebergewicht behaupten, ist endlich die in vielen Fällen stattfindende Angleichung eines Vorstellungsgebildes an ein anderes oder an eine Mehrheit anderer, die aus früheren Eindrücken geläufig sind. Dabei ist diese Angleichung entweder eine einseitige oder eine wechselseitige: ersteres, wenn bei der assimilativen Wechselwirkung eine bestimmte Vorstellung in Folge stärkeren Eindrucks oder größerer Einübung dominirt; letzteres wenn beide Componenten annähernd im Gleichgewicht stehen. Belehrende Beispiele hierzu bilden neben vielen Erscheinungen im Gebiet der Sinneswahrnehmung namentlich auch die Laut- und Begriffsangleichungen im Gebiet der Sprache[2].

Natürlich lassen sich nun diese Attractions- und Repulsionswirkungen, die immer zusammen da sind, wenn wir von einem

---

[1] Vgl. hierzu die Abhandlung: Zur Theorie der räumlichen Gesichtswahrnehmungen, Phil. Stud. XIV, 1898, S. 32 ff.

[2] Vgl. Cap. IV, S. 447 ff.

Associationsvorgang sprechen, bei den complicirten Erscheinungen des Bedeutungswandels und der Begriffsentwicklung nicht in so einleuchtender Weise wie bei jenen einfacheren Phänomenen darthun. Handelt es sich doch hier überall um Vorgänge, die wir eigentlich niemals in ihrem unmittelbaren Ablauf verfolgen, sondern nur aus gewissen Niederschlägen, die sie in den Wortbedeutungen zurückgelassen haben, erschließen können. Aber es darf von vornherein als ausgeschlossen gelten, dass bei diesen zusammengesetzteren Erscheinungen andere Elementarprocesse wirksam sein könnten als diejenigen, die in den einfacheren seelischen Vorgängen nachzuweisen sind; und in der That zeigen die Erscheinungen der Bedeutungsentwicklung, namentlich wo sie in eine Stufenreihe successiver Begriffsübertragungen auseinandertreten, ein deutliches Zusammenwirken der nämlichen elementaren Bedingungen. Insbesondere das wechselnde Hervortreten verschiedener dominirender Bestandtheile, das bei allen verwickelteren Fällen des assimilativen und complicativen Bedeutungswandels zu beobachten ist, lässt sich, auf seine psychischen Componenten zurückgeführt, nicht anders deuten. Ja schon der einfache, durch ein bestimmtes dominirendes Merkmal vermittelte Uebergang eines Begriffs in einen andern ($n \delta A$ in $n \delta B$) ist nur zu verstehen, wenn man die relative Constanz des Merkmals $\delta$ als eine Wirkung auffasst, die durch die fortwährende Attraction und Angleichung übereinstimmender und die Ausscheidung ungleichartiger Elemente zu Stande kommt. Aus der ungeheuren Menge solch ungleichartiger Elemente erklärt es sich denn auch, dass bei diesen begrifflichen Assimilationen zwar der Eindruck der Uebereinstimmung der Merkmale bestimmt vorhanden ist, dass er aber doch immer nur in einer höchst fluctuirenden, zwischen den verschiedenen auf einander bezogenen Einzelbildern schwankenden Vorstellung besteht. Uebrigens zeigen diese Verhältnisse wiederum, wie eng hier die Processe der Apperception an associative Bedingungen geknüpft sind. Die Apperception des dominirenden Merkmals würde nicht stattfinden können, wenn nicht eben durch die associativen Attractions- und Repulsivwirkungen bestimmten Elementen ein Uebergewicht über andere gesichert wäre. Allerdings wird aber dadurch die Einheitsfunction der Apperception nur mit ihrem besonderen Inhalt erfüllt, die Function selbst ist durch diesen Inhalt noch nicht gegeben, sondern sie

bildet erst mit ihm zusammen den wirklichen Thatbestand des Geschehens.

### 4. Allgemeine Gesetze des Bedeutungswandels.

Als Gesetze des Bedeutungswandels lassen sich hiernach im Sinne der psychologischen Interpretation nur die allgemeinen Associationsgesetze selbst bezeichnen. Diese aber führen auf die drei Elementarprocesse zurück, aus denen im allgemeinen jeder concrete Associationsvorgang zusammengesetzt ist: die Gleichheitsverbindung, die räumlich-zeitliche Berührungsverbindung und die Verdrängung unvereinbarer Elemente. Hierbei ist es dann der verschiedene Grad der Betheiligung dieser elementaren Vorgänge, der die bei der psychologischen Analyse der Erscheinungen sich bietenden Grundformen des Bedeutungswandels scheidet. So treten bei der assimilativen Form desselben vorzugsweise die Attractionen und Angleichungen übereinstimmender Elemente hervor und ihnen gegenüber die Contiguitätswirkungen zurück. Dagegen spielen diese bei der complicativen Form die Hauptrolle, wie das bei der Betrachtung der einzelnen Beispiele primärer wie secundärer Complicationen sofort in die Augen fällt (S. 511 ff.). Jede Complication besteht eben an und für sich in einer Contiguitätswirkung: an die einem bestimmten Sinnesgebiet angehörige Vorstellung kann die eines andern immer nur in Gestalt eines räumlich-zeitlich zusammengehörigen Complexes gebunden sein. Eine Mittelstellung zwischen dem assimilativen und complicativen Bedeutungswandel nimmt in Bezug auf die betheiligten Elementarprocesse der unter dem vorherrschenden Einfluss der Gefühlswirkungen entstehende Begriffswechsel ein, indem hier die Erscheinungen durchweg zur einen Hälfte auf Gleichheits-, zur andern auf Berührungsassociationen zurückführen. In den früher für die verschiedenen Formen des regulären Bedeutungswandels verwendeten symbolischen Formeln finden diese Verhältnisse ihren deutlichsten Ausdruck. Wo die Gleichheitsassociationen vorwalten, da wird die Uebertragung durch constant bleibende dominirende Elemente vermittelt: $n\delta A$ geht in $n\delta A_1$, oder $n\delta\delta_1 A$ in $n\delta\delta_2 A_1$ oder endlich $n\delta\delta_1 A$ durch $n\delta\delta_2 A_1$ in $n\delta\delta_2\delta_3 A_2$ über u. s. w. (S. 491, 497, 502). Wo dagegen die Contiguitätswirkungen im Vordergrund stehen,

da vollzieht sich der Uebergang durch eine Verschiebung verschiedenartiger dominirender Elemente, bei der das zu Anfang herrschende zu Ende der Entwicklung völlig verschwunden ist: $n\delta\delta_1 A$ geht durch $n\delta\delta_2 A_1$ in $n\delta_2\delta_3 A_2$ oder $n\delta A$ durch $n\delta\varepsilon AB$ in $n\varepsilon B$ über (S. 506, 510). Mitten inne zwischen diesen beiden Reihen stehen die Formeln der Gefühlswirkungen: $n\gamma\delta A$ wandelt sich in $n\gamma\delta_1 B$ oder $n\delta\delta_1 A$ in $n\gamma\delta_1 B$ oder $n\gamma\delta A$ in $n\delta\delta_1 B$ (S. 529). Diese Formeln zeigen demnach entweder eine Constanz der dominirenden Gefühle und einen sprunghaften Wechsel der entsprechenden Vorstellungselemente: so die erste; oder umgekehrt eine stetige Veränderung der Vorstellungen und einen plötzlichen Hinzutritt neuer Gefühlselemente: so die zweite und dritte. Dort verbinden sich also Gleichheitswirkungen der Gefühle mit bloßen Berührungswirkungen der Vorstellungselemente, hier Gleichheitsassociationen der letzteren mit Berührungsassociationen der Gefühle.

Eine etwas andere Stellung nimmt der singuläre Bedeutungswandel ein. Geht man bis auf die letzten Elemente zurück, so bietet sich zwar, wie schon bemerkt, nirgends ein wesentlicher qualitativer Unterschied von dem regulären. Dort wie hier bilden Gesammtvorstellungen und ihre anschaulichen Zerlegungen im Bewusstsein den Hintergrund, von dem sich die associativen Elementarprocesse abheben, und diese selbst setzen sich wieder aus Gleichheits- und Berührungsverbindungen mit den an sie gebundenen Angleichungs- und Verdrängungsvorgängen zusammen. Dagegen ist die Art, wie sich die Processe combiniren, allerdings eine wesentlich abweichende. Je überraschender der Sprung ist, den ein Begriff macht, um so mehr lässt sich hier der Effect der Associationen nur als ein solcher verstehen, der gegen zahlreiche widerstrebende Elemente, und nicht selten erst auf Grund wiederholter anschaulicher oder begrifflicher Zerlegungen verschiedentlich modificirter Gesammtvorstellungen zu Stande kommt, so dass er vielfach eigentliche Urtheilsprocesse oder eine sogenannte »Reflexion« voraussetzt. Letzteres wird man namentlich in den Fällen der Entstehung oder der absichtlichen Begriffsveränderung wissenschaftlicher Termini sowie bei der Erfindung metaphorischer Wortverbindungen und Gleichnisse von verwickelter Beschaffenheit annehmen können; wogegen von dem Moment an, wo solche Ausdrücke in den allgemeinen Gebrauch übergehen, wieder

der Associationsmechanismus vorwaltet. Gerade der sprunghafte, auf die singuläre Natur hinweisende Charakter der Bedeutungsänderungen fordert nun aber auch für den ersten Eintritt derselben, dass sich die Wirkungen solch singulärer Associationen langsamer geltend machen, so dass sich in der Regel wohl der bei dem regulären Bedeutungswandel simultane Vorgang hier in einen successiven umwandelt — ein Unterschied, der auf dem Gebiete der gewöhnlichen sogenannten Gedächtnisserscheinungen dem entspricht, der zwischen der unmittelbaren Wiedererkennung eines früher wahrgenommenen Gegenstandes und einem durch irgend einen Eindruck ausgelösten Erinnerungsacte stattfindet. Wenn z. B. die über einem Thronsessel ausgespannte Bedeckung als *Himmel*, oder wenn die Gemüthsstimmung des Kummers als *Belastung* appercipirt wird, so haben wir allen Grund, diese Associationen als simultane, unmittelbar an den Eindruck gebundene anzusehen. Wenn aber die beiden Brillengläser mit zwei Monden (*lunettes*), oder wenn die *Lupe* mit einer Wolfsgeschwulst (*lupus*) verglichen wird, so sind diese Associationen so besonderer Art, dass an eine momentane und daher simultane Entstehung kaum zu denken ist. Dabei sind übrigens von den Hauptformen des singulären Bedeutungswandels die associativen Benennungen und Namenübertragungen den assimilativen, die aufgenommenen Metaphern den complicativen Vorgängen verwandt. In den oben (S. 543, 547) aufgestellten Formeln für die einfache associative Namengebung: $A — A^{-} n B — n A$, sowie für die durch singuläre Associationen vermittelte Namenübertragung: $n A — A^{-} B — n B$, und endlich für die der Metapher zu Grunde liegenden gemischten Gesammtvorstellungen (S. 556): $\widehat{A M}$ oder $\widehat{A (\widehat{a_1 b_1}) B (\widehat{m_1 n_1})}$ sind diese Beziehungen klar ausgedrückt. Das Eigenthümliche der Metapher in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Erscheinungen liegt namentlich darin, dass jene Beziehung zu einer Gesammtvorstellung, die sonst überall im Hintergrund der associativen Processe steht, hier unmittelbar selbst als die Bedingung der complicativen Associationen auftritt. Will man diese Verhältnisse symbolisch darstellen, so kann dies am einfachsten dadurch geschehen, dass man die der Gesammtvorstellung homogenen Bestandtheile, die durch disparate ersetzt sind, als associativ mit den letzteren verbunden in die Formeln aufnimmt, wobei nur durch die Einfügung dieser Hülfselemente in eine

eckige Klammer angedeutet werden mag, dass sie selbst durch die von ihnen angeregte Association im Bewusstsein verdunkelt worden sind, so dass sie nur noch in der unmittelbaren Verschmelzung mit ihren associativen Vertretungen wirksam werden. Die beiden Formeln für die einfachere und zusammengesetztere Metapher gestalten sich dann folgendermaßen:

$$\overset{\frown}{A[B]}\overline{\ }M \quad \text{und} \quad \overset{\frown}{A(\overset{\frown}{a_1 b_1})B}(\overset{\frown}{[c_1]\overline{\ }m_1[d_1]}\overline{\ }n_1).$$

Diese Formeln erscheinen als eine Art Umkehrung zu den oben (S. 575) bei den Symbolen des gewöhnlichen Bedeutungswandels eingeführten Ergänzungen. Dort musste zu dem einzelnen in der Formel ausgedrückten Associationsvorgang ein ihn einschließender apperceptiver Verbindungsprocess hinzugedacht werden; hier sind in den in der Metapherbildung hervortretenden umfassenderen Apperceptionsvorgang associative Theilvorgänge ergänzend hinzuzudenken.

Darin bestätigt es sich abermals, dass der Bedeutungswandel trotz seiner Vielgestaltigkeit einen in sich zusammenhängenden Kreis von Processen bildet. Auch stimmen diese darin überein, dass sie stets die Beziehung zur zusammenhängenden Rede voraussetzen. Hierin ist der Bedeutungswandel das Gegenbild nicht sowohl des Lautwandels, als der Vorgänge der Wortbildung und Satzfügung. Wie die aus diesen entstehende äußere Sprachform durchweg auf die Gesetze der apperceptiven Gliederung der Gesammtvorstellungen und der associativen Beziehungen der Gedankenelemente als die entsprechende »innere Sprachform« zurückführt, so ergibt sich der Bedeutungswandel als eine Wirkung der nämlichen psychischen Kräfte. In dem allgemeinen Bau der Sprache geben sich diese Kräfte in ihren äußeren Gesammtwirkungen zu erkennen. In Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung enthüllt sich unmittelbar ihre eigenste psychische Natur. Darum stehen nun auch diese beiden Seiten der Sprache, die grammatische Form und die genetischen Beziehungen der Begriffe und Wortbedeutungen, in engster Verbindung. Zugleich aber eröffnet sich hier ein weites Feld von Problemen für die specielle Völkerpsychologie, der es obliegt, diesem Zusammenhang der Begriffs- und Bedeutungsentwicklung mit der äußeren und inneren Sprachform auf den verschiedenen Sprachgebieten im einzelnen nachzugehen.

---

# Neuntes Capitel.

## Der Ursprung der Sprache.

### I. Allgemeine Standpunkte.

Das Problem des Ursprungs der Sprache bildete dereinst den wesentlichsten, wenn nicht den einzigen Inhalt dessen, was man Philosophie der Sprache zu nennen pflegte. Nicht mit den Erscheinungen und Gesetzen der wirklich existirenden, sondern mit der möglichen Entstehung von Sprache überhaupt hatte es dieses Gebiet metaphysischer Ueberlegungen zu thun. Nicht in der Sprache, sondern vor der Sprache lag seine Aufgabe.

Wesentlich anders steht die Psychologie dem Problem gegenüber. Ein Standpunkt außerhalb der Sprache, die Voraussetzung eines Zustandes, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern, was damit nothwendig gegeben wäre, auch aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehen musste, eine solche Voraussetzung ist für sie eine leere Fiction, mit der sich nichts anfangen lässt, weil sie die Bedingungen beseitigt, mittelst deren die Existenz der Sprache überhaupt zu begreifen ist. Kann die Sprachpsychologie nur innerhalb der Sprache ihren Standort wählen, indem sie die thatsächlichen Entwicklungsformen derselben psychologisch zu analysiren und zu interpretiren sucht, so gibt es aber für sie ein besonderes, von dieser Untersuchung abzuscheidendes Ursprungsproblem überhaupt nicht mehr. Vielmehr muss die Lösung dieses Problems, soweit sie sich überhaupt geben lässt, in den Ergebnissen über die Zusammenhänge und Ursachen der thatsächlichen Erscheinungen der Sprache ebenso enthalten sein, wie alles, was die Physiologie über den physischen Ursprung des Menschen auszusagen

weiß, in den Ergebnissen der physiologischen Entwicklungsgeschichte eingeschlossen ist. In diesem Sinne ist in den vorangegangenen Capiteln dieses Werkes, in jedem unter dem Gesichtspunkt der besonderen Erscheinungen, mit denen es sich beschäftigt, die Frage nach dem Ursprung der Sprache bereits so weit zu beantworten versucht worden, als dies auf Grund der behandelten Thatsachen und der zu Gebote stehenden psychologischen Hülfsmittel möglich schien. Diese Schlussbetrachtung könnte daher ganz unterbleiben, wenn es nicht nützlich schiene, erstens von den durch die psychologische Untersuchung gewonnenen Ergebnissen aus auf die im Verlauf der Geschichte hervorgetretenen philosophischen Hypothesen über das Ursprungsproblem einen kritischen Blick zu werfen, und zweitens jene wesentlichen Ergebnisse selbst, so weit sie dies allgemeine Problem berühren, noch einmal in wenigen Sätzen zusammenzufassen.

Alle die philosophischen Anschauungen, die über den Ursprung der Sprache hervorgetreten sind, lassen sich nun auf die Gegensätze zurückführen, in denen schon der Platonische Kratylos die verschiedenen Standpunkte zusammenfasst, die durch das Auftreten der Sophistik zum ersten Mal mit klarem Bewusstsein einander gegenübergetreten waren. Ob die Sprache φύσει oder θέσει, ob sie das Product natürlicher Entstehung und Entwicklung oder willkürlicher Satzung und Erfindung sei — das sind die beiden Pole, um die sich im Grunde bis zum heutigen Tag die Erörterungen bewegen. Dabei kann nun freilich jedem dieser Begriffe wieder ein verschiedener Inhalt gegeben werden. Durch »Satzung« kann man sich die Sprache entstanden denken: indem man sie als ein System conventioneller, willkürlich erfundener Zeichen ansieht; oder indem man an eine göttliche Satzung denkt, wo dann das Wunder der Sprache mit dem Wunder der Schöpfung zusammenfällt. Ebenso bleiben für eine natürliche Entstehung im allgemeinen zwei Wege offen: entweder kann die Anregung zur Sprache von objectiven, oder sie kann von subjectiven Ursachen ausgegangen sein. Im ersten Fall denkt man an äußere Schall- oder sonstige Sinneseindrücke, in deren Nachahmung sie entstanden sei; im zweiten denkt man an subjective Natur- oder Gefühlslaute, die der Mensch zuerst zufällig ausstieß, und die dann mit den Objecten, deren Wahrnehmung sie begleiteten, associirt wurden. So ergeben sich die vier Hypothesen vom künstlichen

und vom *göttlichen* Urprung, die der Entstehung aus *objectiven* und aus *subjectiven* Naturlauten, oder, wie wir sie kurz nennen wollen: die *Erfindungstheorie*, die *Wundertheorie*, die *Nachahmungstheorie* und die *Naturlauttheorie*. Diese vier Theorien kommen natürlich in verschiedenen, nach Zeitbedingungen und sonst herrschenden philosophischen Strömungen wechselnden Schattirungen vor. Auch fehlt es nicht an Combinationen derselben. Im ganzen aber sind sie die einzigen, welche die Sprachphilosophie hervorgebracht hat.

Statt der Gegenüberstellung der Begriffe φύσει und θέσει ist gelegentlich noch eine andere, *dreifache* Fragestellung als Eintheilungsgrund der Theorien gewählt worden. Geht man nämlich davon aus, dass Sprache und Vernunft eng an einander gebundene Merkmale der menschlichen Gattung sind, so lauten die drei möglichen Fragen: ist die Vernunft vor der Sprache? oder ist die Sprache vor der Vernunft? oder sind Vernunft und Sprache gleichzeitig? Dabei versteht man unter »Vernunft« diejenige geistige Entwicklung des Menschen, durch die er sich vom Thier unterscheidet. Obgleich dieser Begriff ein etwas unbestimmter ist, und daher auch die entsprechenden Antworten auf die drei Fragen der wünschenswerthen Präcision ermangeln, so erkennt man doch leicht, dass sie nur insofern nicht ganz auf die vier genannten philosophischen Theorien zurückführen, als die Annahme einer gleichzeitigen Entwicklung von Vernunft und Sprache das Wie dieser gleichzeitigen Entwicklung unbestimmt lässt. Ist nämlich die Vernunft vor der Sprache, so führt das zunächst zur Erfindungstheorie und, wenn man die Erfindung dadurch einer natürlichen Entstehung anzunähern sucht, dass die erfundenen Symbole den von ihnen bezeichneten Dingen adäquat sind, zur Nachahmungstheorie. Ist umgekehrt die Sprache früher als die Vernunft, so kann jene ursprünglich nur aus einer Summe vernunftloser Naturlaute bestanden haben, die dann gewissermaßen als ein das vernünftige Denken auslösender äußerer Reiz gewirkt haben müssten: diese Ansicht führt also unvermeidlich zu irgend einer Art von Naturlauttheorie. Unbestimmter ist dagegen der Standpunkt, wenn Vernunft und Sprache als an einander gebundene, gleichzeitige Thätigkeiten betrachtet werden. Im allgemeinen ist hier eine doppelte Stellung möglich: entweder sind beide ursprünglich dem Menschen eigene,

von Anfang an ihm fertig mitgegebene Güter; oder sie sind Erzeugnisse einer allmählichen Entwicklung, bei der mit der Lösung von einem dem Besitz von Sprache und Vernunft vorausgehenden thierischen Dasein der Mensch sich beide aneignete. Dabei müssen dann natürlich diese Entwicklungen fortwährend in einander eingreifen, also eigentlich nur eine einzige, zusammengehörige Entwicklung sein. Fasst man nun die Gleichzeitigkeit von Vernunft und Sprache in der ersten dieser Formen auf, so führt das zur Wundertheorie: beide sind göttliche Wiegengeschenke, über deren Herkunft nachzudenken unnütz ist, weil diese Herkunft mit dem Wunder der Schöpfung des Menschen selbst zusammenfällt. Der Standpunkt der Wundertheorie kann daher auch nur aufgegeben werden, wenn man den Menschen nicht als ein Geschöpf außerhalb der übrigen Schöpfung betrachtet, sondern als ein Wesen, das in ihr und mit ihr das geworden ist, was er ist. Dann sind aber Vernunft und Sprache, gerade so wie der Mensch selbst, Erzeugnisse einer Entwicklung, die niemals stille steht, und in der beide so eng an einander gebunden sind, dass Vernunft und Sprache getrennt zu denken etwa denselben Sinn haben würde, als wollte man Sinnesfunctionen und Muskelbewegungen als Theilgebiete des animalischen Lebens ansehen, die sich möglicher Weise unabhängig von einander ausbilden könnten. Für die Richtungen, in denen sich die philosophischen Speculationen über das Sprachproblem bewegen, ist es jedoch immerhin bezeichnend, dass gerade diese Auffassung, die jeder sei es von der Sprache selbst, sei es von der Psychologie herkommenden Betrachtungsweise als die nächste, beinahe selbstverständliche erscheinen sollte, eine verhältnissmäßig untergeordnete Rolle gespielt hat, so dass noch in einer nur wenige Jahrzehnte zurückliegenden Vergangenheit eine neue Theorie des Ursprungs der Sprache sich rühmen konnte, sie habe zum ersten Mal der alten Thesis, die Vernunft sei der Sprache vorausgegangen, mit Erfolg ihre Antithese gegenübergestellt, dass die Sprache *vor* der Vernunft sei.

## II. Kritische Uebersicht der vier Haupttheorien[1]).

### 1. Erfindungstheorie.

Die Erfindungstheorie, die in dem philosophischen Empirismus des 17. und 18. Jahrhunderts theils wirklich angenommen, theils ihrer Bequemlichkeit und praktischen Brauchbarkeit wegen als eine erlaubte Fiction angesehen wurde, ist heute so sehr in ihrer Unhaltbarkeit allseitig anerkannt, dass es kaum mehr nöthig wäre, über sie ein Wort zu verlieren, wenn sich nicht auch in diesem Fall die alte Erfahrung bestätigte, dass obsolet gewordene Anschauungen, zu denen sich officiell kein Mensch mehr bekennen will, im Stillen immer noch fortwirken. Die Erfindungstheorie als solche ist längst todt; aber in einer Menge einzelner Annahmen über diese und jene Erscheinungen der Sprache fristet sie fortwährend ihr Dasein. Als solche Rudimente der Erfindungstheorie darf man wohl das Streben nach »Bequemlichkeit«, das Streben nach »Erhaltung bedeutsamer Unterschiede« und so manche andere bald bloß zur Einzelerklärung verwendete, bald auch zur Höhe allgemeingültiger Principien erhobener »Tendenzen« im Gebiet der Laut- und Bedeutungsgeschichte zählen. (Vgl. Cap. IV, S. 531, Cap. VIII, S. 450.) Dazu kommt, dass in die Nachahmungs- und selbst in die Naturlauttheorie manchmal nicht unansehnliche Stücke der Erfindungstheorie hinüberreichen. Dies entspricht ganz dem genetischen Zusammenhang, nach welchem jene aus dem Bedürfniss nach einer natürlichen Interpretation entstandenen Hypothesen aus der Erfindungstheorie hervorgehen, sobald man die der letzteren eigene Annahme eines willkürlichen und conventionellen

---

[1]) Eine Darstellung der verschiedenen Hypothesen über den Ursprung der Sprache mit einer eingehenden Analyse der hauptsächlichsten Schriften über den Gegenstand, von Herder und Hamann an bis auf die neueste Zeit, findet der Leser in Steinthals Werk: Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens, 4. erweiterte Aufl. 1888. Der folgende Abriss soll nur eine kurze, auf die allgemeine Kennzeichnung des psychologischen Standpunktes vorbereitende Orientirung geben. Darum kann hier auch auf eine nähere Erörterung der nach der neuesten Auflage des Steinthal'schen Werkes erschienenen Arbeiten über den Gegenstand um so mehr verzichtet werden, da dieselben wesentlich neue Gesichtspunkte kaum enthalten. Bemerkenswerth ist nur, dass sie durchweg eine wiederum wachsende Hinneigung der allgemeinen Meinung zur Nachahmungstheorie bekunden.

Zeichensystems mit der andern vertauscht, dass vor allem solche Lautzeichen für die Dinge gewählt worden seien, die entweder irgend eine Verwandtschaft mit denselben erkennen ließen, oder die sich unter den vom Menschen selbst hervorgebrachten Naturlauten vorgefunden hätten. Die erste dieser Voraussetzungen führt aber zur Nachahmungs-, die zweite zur Naturlauttheorie.

## 2. Nachahmungstheorie.

Ihr Grundgedanke, dass die Sprache eine unmittelbare oder mittelbare Nachbildung der Wahrnehmungsinhalte in lautlicher Form sei, ist ein so naheliegender, dass diese Theorie nicht bloß die früheste, sondern wohl heute noch die verbreitetste ist. Schon die Stoiker, denen man die erste einigermaßen wissenschaftliche Ausbildung derselben zuschreiben darf, unterschieden jedoch die directe Lautnachahmung nach der Gleichheit der Laute (ὁμοιότης) von der bloßen Verwandtschaft des Lautes mit dem Gegenstand (ἀναλογία), woworunter sie namentlich eine Uebertragung anderer Sinneseindrücke in die Lautform verstanden. Dadurch war erst die Möglichkeit einer allgemeineren Anwendung des Nachahmungsprincips gegeben. Gleichwohl meinten schon die Stoiker, mit diesen beiden Principien der Gleichheit und der Analogie noch nicht für alle Fälle ausreichen zu können, und sie nahmen daher als ein drittes noch den Gegensatz (ἐναντίωσις) zu Hülfe, den sie nach Bedürfniss sogar zur bloßen Abweichung von der Norm (ἀνωμαλία) ermäßigten [1]). Unter diesen Kategorien ließ sich dann natürlich alles unterbringen. Thatsächlich war aber hiermit das Princip der Lautnachahmung auf einzelne Fälle eingeschränkt, während man für die übrigen die Unvereinbarkeit mit demselben eingestand.

Einen tieferen Inhalt hat erst Herder in seiner »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« von 1772 dem Begriff der Onomatopöie gegeben, indem er ihn einerseits völlig loslöste von der Idee der Erfindung, und anderseits den vagen Begriff der Analogie durch den Hinweis auf die übereinstimmenden Gefühlstöne der Sinneseindrücke

---

[1]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern,[2] I, S. 358 ff.

psychologisch zu deuten suchte[1]). In dieser Schrift Herders weht vielleicht mehr als in den meisten späteren Werken über den gleichen Gegenstand der Geist heutiger Psychologie, das Streben, das den wahren Psychologen kennzeichnet, sich selbst ganz zu versenken in die Vorstellungen und Gefühle des Handelnden, nicht diesem die eigenen Meinungen und Reflexionen unterzuschieben. Was Spätere im gleichen Sinne geleistet haben, das ist daher besten Falls doch nur eine nähere Ausführung der Gedanken Herders geblieben. So wenn Humboldt auf die »Symbolik der Laute« einen besonderen Werth legte, oder wenn Steinthal, um die unwillkürliche Entstehungsweise der ersten Sprachlaute noch mehr zu betonen, den Begriff des »Lautreflexes« einführte[2]).

Zwei Schwierigkeiten sind es, welche die Nachahmungstheorie trotz aller dieser Versuche, sie zu ergänzen und zu verbessern, nicht zu überwinden vermochte. Vom Standpunkt der empirischen Sprachforschung aus bleibt es ein Uebelstand, dass die Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung, auch wenn man den Begriff der Nachahmung so weit wie möglich fasst und den Gefühls- und Vorstellungsassociationen der verschiedenen Sinnesgebiete den weitesten Spielraum gönnt, doch schließlich nur einen kleinen Theil des wirklichen Wortvorraths der Sprache decken. Größer als diese ist aber die psychologische Schwierigkeit, die dem Begriff der Lautnachahmung anhaftet. Dieser schließt in sich, dass der Gegenstand oder Vorgang und der ihn bezeichnende Laut irgendwie, sei es absichtlich, sei es unwillkürlich und triebartig, mit einander in eine Beziehung gesetzt werden, entweder in eine unmittelbare, die den gehörten Schall durch einen ausgestoßenen Laut wiedergibt, oder in eine mittelbare, die den wahrgenommenen Eindruck in einem Lautsymbol darstellt. Nun findet aber eine solche Beziehung zwischen Laut und Eindruck überhaupt nicht statt; sondern der Laut selbst ist immer erst die Wirkung der Articulationsbewegungen. Der sprechende Mensch bringt diese hervor, und die sie begleitenden Empfindungen sind es, die, wenn

[1]) Herders sämtliche Werke, Ausgabe von B. Suphan, V, S. 1 ff.

[2]) W. von Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, § 10, Werke, VI, S. 80 ff. Steinthal, Ursprung der Sprache, S. 104 ff. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 366 ff. Ueber den Begriff des Reflexes in diesem Zusammenhang vgl. übrigens Thl. I, S. 319 ff.

er überhaupt seine Sprachbewegungen in eine Beziehung zu etwas Wahrgenommenem bringt, den Inhalt dieser Beziehung ausmachen müssen. Ihnen gegenüber sind die Laute selbst etwas secundäres, auf das weder die Aufmerksamkeit noch irgend ein unwillkürlicher Trieb bei der Ausstoßung der Laute direct gerichtet sein kann. Indem die Nachahmungstheorie den Sprachlaut als ein unmittelbares Erzeugniss betrachtet, zwischen dem und dem Eindruck, der ihn anregt, eine Beziehung der Aehnlichkeit gesucht werden müsse, haften ihr daher immer noch die Spuren der Erfindungstheorie an, aus der sie sich abgezweigt hat. Ist, wie auch von den Anhängern der Lautnachahmung zugestanden wird, der Sprachlaut kein willkürliches Erzeugniss, sondern ein Product natürlicher, durch die begleitenden Empfindungen und Gefühle vermittelter Affinität zwischen Gegenstand und Laut, so kann diese überhaupt nicht den Laut als solchen, sondern nur die Articulationsbewegungen angehen, aus denen als eine weitere Folge der Laut entspringt. Denn was der sprechende Mensch unmittelbar erzeugt, das sind eben jene Bewegungen der Athmungs-, Stimm- und Sprachorgane. Wenn irgend eine Anpassung zwischen der Sprache und dem was sie ausdrückt stattfindet, so kann diese also nicht darin bestehen, dass der Sprechende den Laut, sondern darin allein, dass er seine Bewegungen dem Eindruck, oder vielmehr den durch den Eindruck in ihm wachgerufenen Vorstellungen und Gefühlen anpasst. Damit wird dann aber sofort begreiflich, dass zwar in manchen Fällen eine Aehnlichkeit auch der weiteren Wirkungen dieser Bewegungen, der äußeren Sprachlaute, mit den Vorstellungen, auf die sie bezogen werden, eintreten kann, dass dies aber keineswegs überall stattfinden muss, wo trotzdem zwischen den Sprachbewegungen und dem was sie ausdrücken eine Beziehung nicht fehlt. So haben ja z. B. die Bezeichnungen der Zunge in den verschiedensten Sprachen, wie *lingua*, γλῶττα, *laschōn* u. s. w., nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Zunge selbst. Aber die Articulationen, die zur Hervorbringung aller dieser Wörter erforderlich sind, lassen gleichwohl eine Beziehung zwischen dem Gegenstand und seiner Benennung deutlich hervortreten (Cap. III, S. 324). Nun ist es einleuchtend, dass es auf diesem Wege nicht bloß möglich ist, alles das was die erweiterte Nachahmungstheorie theils als directe Nachahmung, theils als symbolische

oder analogische Verwendung der Sprachlaute betrachtet hat, einem und demselben Gesichtspunkte unterzuordnen, sondern dass sich diesem außerdem manche Erscheinungen fügen, die weder als directe noch als indirecte Nachahmungen zu deuten sind. Es ist aber auch klar, dass mit einem solchen Rückgang von den Sprachlauten auf die Sprachbewegungen der Boden der Nachahmungstheorie überhaupt verlassen ist. Denn die onomatopoetischen Bildungen der Sprache sind dann eben nur gewisse, in einzelnen Fällen und unter bestimmten Bedingungen eintretende Wirkungen einer Affinität zwischen den sprachlichen Ausdrucksbewegungen und den durch äußere Eindrücke oder reproductive Processe erweckten Gemüthsbewegungen. Ein Vorgang, der im eigentlichen Sinne als »Lautnachahmung« bezeichnet werden könnte, findet aber nicht statt. Vielmehr sind die sprachlichen Ausdrucksbewegungen nach ihren psychischen Motiven überhaupt keine Nachahmungen; und nach ihren Wirkungen stimmen sie nur in einzelnen, dazu günstigen Fällen mit den Wirkungen überein, die eine Lautnachahmung haben könnte, wenn eine solche als wirkliches Motiv der Sprachbildung möglich wäre.

### 3. Naturlauttheorie.

Die Anschauung, dass die Sprache aus Gefühlslauten hervorgegangen sei, die der Mensch beim Anblick der Gegenstände ausgestoßen habe, bildet in gewissem Sinne das Gegenstück zur Nachahmungstheorie. Wie in dem Streit, ob die Sprache durch Natur oder Satzung (φύσει oder θέσει) entstanden sei, die Nachahmungstheorie als die nächstliegende Deutung einer Entscheidung im ersten Sinne erscheinen musste, so gewann umgekehrt der Begriff der willkürlichen Satzung erst einen verständlichen Inhalt, wenn man den Ursprung des Wortes in einem zufällig oder unter einem nothwendigen Gefühlsimpuls ausgestoßenen Laute sah, der, beim Anblick eines Gegenstandes erzeugt, dann sich mit diesem fest associirt habe. Es ist im Alterthum die Epikureische Philosophie, die auch bei diesem Problem den Gegensatz gegen die onomatopoetische Lehre der Stoa vertritt, wobei sie sich allerdings, wenn die naturgemäße Entstehung energischer betont wird, der gegenüberstehenden Anschauung in diesem Fall wieder bis zur Berührung nähern kann. Wie die Sprache

entstanden sei, das zeigt uns, wie Lucrez ausführt, ihre Neuentstehung beim Kinde: dieses bringt einen Laut hervor und weist zugleich mit dem Finger auf das Object hin, um kundzugeben, was es mit dem Laute gemeint habe[1]). Es ist im wesentlichen der gleiche Gedanke, der im 18. Jahrhundert in Rousseaus Abhandlung »über den Ursprung der Sprachen« wiederkehrt, nur dass hier die enge Beziehung der Affecte zur Hervorbringung der ersten Sprachlaute und damit zugleich der Zusammenhang dieser mit den Interjectionen, die auf solche Weise eigentlich wie Ueberlebnisse der Ursprache erscheinen, stärker als bei dem alten Dichter betont wird[2]). Die Schrift Rousseaus bildet ein belehrendes Gegen- und Seitenstück zu der zehn Jahre älteren Jugendarbeit Herders. Beide zeigen deutlich, wie nahe die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie in ihren psychologischen Motivirungen an einander grenzen. Nur bleibt freilich der Unterschied, dass die erstere eine ursprüngliche Affinität zwischen dem Laut selbst und seiner Bedeutung annimmt, während der letzteren die Beziehung zwischen beiden an sich eine mehr zufällige bleibt, so dass erst durch das an die Ausstoßung des Lautes gebundene Gefühl und schließlich durch die gewohnheitsmäßige Association von Laut und Begriff die Beziehung sich herstellt.

Die Beobachtungsgrundlage, auf die sich die Naturlauttheorie stützen kann, ist, soweit sie in den wirklichen Interjectionen der Sprache besteht, natürlich eine noch viel unzulänglichere als diejenige, die der Nachahmungstheorie in den onomatopoetischen Bildungen zu Gebote steht. Da die primären Interjectionen nur in einer verschwindenden Anzahl von Fällen eine wortbildende Kraft bewährt haben (Cap. III, S. 308 f.), so muss daher die Naturlauttheorie in Wahrheit als Urbestandtheile der Sprache Gefühlslaute voraussetzen, die als solche nicht mehr vorhanden sind, sei es weil sie gewissermaßen bei der Bildung der Sprache aufgebraucht wurden, sei es weil sie überhaupt nur eine zufällige und vorübergehende Bedeutung besaßen, wie dies schon Lucrez annahm, der eben deshalb der Geberde, in richtiger Würdigung der Bedeutung, die sie beim Sprechenlernen des Kindes besitzt, eine wichtige Rolle auch bei der anfänglichen

---

[1]) T. Lucretii Cari de rerum natura, V, 1015.

[2]) Rousseau, Essai sur l'origine des langues, 1782, Oeuvres, II, p. 445.

Bildung der Sprache zuschrieb. Je nachdem man nun aber auf den Zusammenhang der ursprünglichen Naturlaute mit dem Gefühl und dadurch indirect mit der realen Bedeutung des Gegenstandes selbst, oder aber auf die Befestigung zunächst zufällig ausgestoßener Laute mehr Werth legt, ist die Naturlauttheorie wieder in zwei Gestaltungen möglich, von denen die erste im allgemeinen ihre ältere, die zweite ihre moderne Form ist. Wir können die erste als »interjectionale Theorie« im engeren Sinne des Wortes, die zweite als »Zufallstheorie« bezeichnen. Der Hauptvertreter der interjectionalen Theorie ist Rousseau, während sich Lucrez in mancher Beziehung schon modernen Anschauungen nähert. Die Zufallstheorie ist in den Schriften Lazarus Geigers uud Ludwig Noirés vertreten. Wenn auch diese Autoren selbst schwerlich anerkannt haben würden, dass ihre Ansichten als eine Species der Naturlauttheorie anzusehen seien, so wird man doch nach ihrem sachlichen Inhalte nicht umhin können, sie hierher zu stellen.

Die ältere Form oder die interjectionale Theorie geht, da die in der Sprache erhalten gebliebenen Interjectionen anerkanntermaßen nicht zureichen, um die Bedürfnisse der Sprachbildung zu decken, auf die articulirten Laute des Kindes vor der Entstehung der Sprache zurück. Diesen vorsprachlichen Zustand des Kindes betrachtet sie als das vollkommene Ebenbild des Naturzustandes. Wie das Kind, ehe es zu sprechen beginnt, bereits die mannigfaltigsten articulirten Laute und Lautcombinationen hervorbringt, so ist dies nach der Meinung Rousseaus auch von dem Urmenschen anzunehmen. Und wie von dem Kinde jene Laute zunächst völlig bedeutungslos gebraucht und dann erst, wenn der Trieb Objecte zu benennen erwacht, auf diese angewandt werden, so sei auch der Vorgang bei dem Urmenschen zu denken. In diesem Sinne sei daher die individuelle Entwicklung der Kindersprache ein fortwährend sich wiederholendes Abbild des Ursprungs der Sprache überhaupt. Dabei wird dann wiederum für die Zuordnung bestimmter articulirter Laute zu bestimmten Vorstellungen irgend eine durch das Gefühl vermittelte Affinität angenommen, wofür auch in den zahlreichen onomatopoetischen Wortbildungen der kindlichen Sprache eine Bestätigung gesehen wird. So macht sich denn hier die interjectionale Theorie erhebliche Bestandtheile der onomatopoetischen zu

eigen. Ihre beiden Voraussetzungen begegnen jedoch dem Einwand, dass sie die individuelle Entwicklung selbst offenbar in einem falschen Lichte erblickt, und dass darum auch der Analogieschluss von ihr auf den allgemeinen Ursprung der Sprache unhaltbar ist. Erstens verräth die eigenartige Beschaffenheit der vorsprachlichen Articulationen des Kindes deutlich den Einfluss der Vererbung. Jener Reichthum mannigfacher Lautbildungen, wie er beim Kinde der Ausbildung der Sprache vorausgeht, ist sichtlich kein individueller Erwerb, sondern er beruht auf einer angeborenen Organisation der Sprachwerkzeuge, die in dieser zur Erzeugung articulirter Laute besonders geeigneten Form aller Wahrscheinlichkeit nach aus der unter dem Einfluss der Sprache vor sich gegangenen generellen Entwicklung entsprungen ist. Man kann also die allgemeine aus der individuellen Entstehung der Sprache deshalb unmöglich erklären, weil diese selbst erst auf Grund des der menschlichen Gattung eigenen Besitzes der Sprache erklärlich wird. Nicht minder beruht die zweite, an die onomatopoetische Theorie sich anlehnende Annahme auf der, wie wir gesehen haben, unhaltbaren Vorstellung, die Sprache des Kindes sei ausschließlich von dem Kinde selbst geschaffen, während sie doch in allem dem, was den ursprünglich sinnlosen articulirten Lauten die Bedeutung von Sprachlauten gibt, von der Umgebung des Kindes herstammt, die sich bereits im Besitz der Sprache befindet[1]).

Aus der Bekämpfung der Nachahmungs- sowie der älteren Form der Naturlauttheorie ist die zweite Gestaltung der letzteren hervorgegangen, die, weil sie auf die rein zufällige und äußerliche Verbindung des Sprachlautes mit dem bezeichneten Gegenstand ein besonderes Gewicht legt, die Zufallstheorie genannt werden kann. Ihren Rückhalt findet sie an der nicht unberechtigten Abneigung der neueren Sprachwissenschaft gegen das besonders in der Anwendung des Princips der Onomatopöie sich manchmal allzu sehr hervordrängende Streben, überall symbolische Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung zu finden, und an der unleugbaren Thatsache, dass sicher nachweisbare Beziehungen solcher Art auf einen verhältnissmäßig engen Kreis von Erscheinungen beschränkt sind. Die

[1]) Vgl. Cap. III, S. 281.

Zufallstheorie ist daher geneigt, gerade diesen Mangel einer Verbindung zwischen Laut und Bedeutung zu betonen und die Anwendbarkeit der Onomatopöie sogar in solchen Fällen zu leugnen, wo die Erscheinungen unmittelbar für sie zu sprechen scheinen, indem sie diese für secundär entstandene erklärt, hervorgegangen aus Sprachwurzeln, die dereinst jeder Beziehung von Laut und Bedeutung entbehrt hätten[1]). So behauptet z. B. Max Müller, Wörter wie *Rabe* oder *donnern* seien an sich nicht onomatopoetisch, da *Rabe* ahd. *hraban* auf eine Wurzel *kru* oder *ku* rufen, *donnern* auf eine andere *tan* spannen zurückgehe, denen ein onomatopoetischer Charakter nicht zugeschrieben werden könne[2]). Der ursprüngliche Sprachlaut ist vielmehr nach Geiger ein Reflexschrei, der in Folge der Erregung durch irgend welche Sinneseindrücke, namentlich durch die für das menschliche Bewusstsein wirksamsten, die Gesichtsreize, ausgestoßen und dann vom Mitmenschen wiederholt worden sei. So erkläre es sich, dass »Wurzeln« verbaler Natur, welche Thätigkeiten, Vorgänge bezeichnen, das Material zur Bildung der Sprache vollständig enthalten, dass aber zwischen dem Lautwerth dieser Wurzeln und ihrer Bedeutung eine ursprüngliche Verbindung nicht aufgefunden werden könne. Diese Theorie Geigers ist von Ludwig Noiré weitergeführt worden, indem er die gemeinsame Entstehung der ersten Sprachlaute im wechselseitigen Zuruf der an einer Arbeit, wie z. B. an der gemeinsamen Bearbeitung des Bodens, betheiligten Menschen betonte und dadurch einerseits das Zusammentreffen von Erzeugen und Verstehen des Lautes, anderseits den verbalen Begriffscharakter der ursprünglichen Sprachwurzeln verständlicher zu machen suchte. Zu diesem in der Sprache selbst liegenden Hinweis trete noch hinzu, dass der Gesichtssinn beim Menschen der herrschende Sinn, und dass alle Entwicklung des menschlichen Denkens an den Besitz der Sprache geknüpft sei. Hieraus soll sich nach Noiré als zwingendes Resultat ergeben: der ursprüngliche Sprachlaut ist bei gemeinsamer Arbeit zunächst als unwillkürliche Reaction auf einen Gefühlsreiz entstanden, dann aber

---

[1]) Lazarus Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2 Bde. 1868—72. Zur Entwicklung der Menschheit. Vorträge. 1871.

[2]) Max Müller, Die Wissenschaft der Sprache. Neue Aufl. 1892, I, S. 474 ff. Geiger, a. a. O. I, S. 167 ff.

von den zu gleicher Thätigkeit vereinigten Genossen angeeignet worden[1]).

Dass diese Theorie im wesentlichen nichts anderes als eine Modification der Naturlauttheorie ist, leuchtet ein. Auch hier sind die ursprünglichen Sprachlaute Naturlaute, aus denen unter der Mithülfe der durch den Laut erweckten Vernunft die weitere Entwicklung der Sprache hervorgehen soll. Dass diese frühen Naturlaute nicht mit den heutigen Interjectionen der Sprache zusammenfallen, und dass daher in diesem Sinne für unsere heutige Auffassung die Beziehung zwischen Laut und Bedeutung eine zufällige ist, wird zwar besonders betont; doch hatte schon die ältere Form der interjectionalen Theorie, im Hinblick auf die Naturlaute des Kindes, dem Begriff eine weitere Bedeutung gegeben. Was die neue Gestaltung vor der älteren voraus hat, das ist aber der entschiedene Bruch mit der Meinung, die generelle Entwicklung der Sprache habe irgend etwas mit der individuellen des Kindes zu thun, die Erkenntniss also, dass jener Vorgang aus der Beschaffenheit der ausgebildeten Sprache sowie aus den besonderen Bedingungen des menschlichen Bewusstseins erklärt werden müsse. In dem Versuch, aus diesen beiden Erkenntnissquellen den Ursprung der Sprache abzuleiten, scheitert jedoch diese Theorie nicht minder wie die ältere. Denn sie macht nicht nur über die Ausgangspunkte der wirklichen Entwicklung unhaltbare Voraussetzungen, sondern sie verwickelt sich auch mit ihrer These von der nothwendigen Präexistenz der Sprache vor der Vernunft in unauflösliche Widersprüche, und durch die Vereinigung aller dieser Elemente kommt sie schließlich zu einer psychologisch unmöglichen Auffassung. Dass die »Wurzeln« nur Producte grammatischer Abstraction sind, die darum noch nicht entfernt als die geschichtlichen Anfangspunkte der Sprache gelten dürfen, haben wir früher gesehen; ebenso hat uns die vergleichende Betrachtung der Sprachformen gelehrt, dass, wenn überhaupt einem der Hauptbegriffe

---

[1]) Ludwig Noiré, Der Ursprung der Sprache. 1877. Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. 1885. Für die Theorien Geigers und Noirés ist auch Max Müller in seinen neueren Schriften eingetreten; vgl. besonders: Das Denken im Lichte der Sprache, 1888, S. 78, 256 ff. In seinen früheren Werken steht Müller mit vielen der ihm gleichzeitigen Sprachforscher auf den Boden der unten (4) zu besprechenden skeptisch-romantischen Form der »Wundertheorie«.

eine Priorität in der Sprache zukommt, dies die Kategorie der Gegenstands-, nicht die der verbalen Thätigkeitsbegriffe ist[1]). Wenn dann aber weiterhin aus dieser vermeintlich verbalen Natur ihrer Urbestandtheile geschlossen wird, die Sprache sei bei gemeinsamer Thätigkeit entstanden, während gleichzeitig der ursprüngliche Sprachlaut ein gänzlich vernunftloser Schrei gewesen, so sind das zwei Voraussetzungen, die genau so unvereinbar mit einander sind wie die der alten Erfindungstheorie, die Sprache habe sich gleichzeitig zum Zweck der Verständigung und auf dem Wege der Verständigung gebildet. Wie gemeinsame Arbeit, also, da jede Arbeit von bestimmten Zweckvorstellungen geleitet ist, eine Vereinigung zu gemeinsamen Zwecken möglich sein soll, ohne dass, wenn nicht die Sprache selbst, so doch irgend ein Aequivalent derselben, und, wenn nicht die Vernunft selbst, so irgend etwas das ihr in wesentlichen Eigenschaften bereits gleichkommt, vorher existirte, dies ist schlechterdings nicht zu begreifen. Wenn aber ein solcher der wirklichen Sprache und der wirklichen Vernunft sehr nahe kommender früherer Zustand vorausgesetzt werden muss, so ist auch offenbar alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass sich die wirkliche Sprache und Vernunft aus diesen Vorstufen, und nicht aus einem völlig Neuen, früher nicht Dagewesenen entwickelt haben. Bei allem dem operirt die Theorie überdies mit psychologisch unmöglichen Voraussetzungen. So ist die Annahme, der Mensch habe Thätigkeiten und Vorgänge früher genannt als Gegenstände, abgesehen von den Zeugnissen der individuellen und generellen Sprachentwicklung, auch psychologisch unhaltbar; und die andere, die Sprache sei früher als die Vernunft, ist mindestens ebenso unmöglich wie die umgekehrte, die Vernunft sei der Sprache vorausgegangen. Denn eine Function und die Werkzeuge ihrer Anwendung sind immer zugleich da, müssen also auch zugleich sich entwickeln. Jede dem entgegenstehende Voraussetzung, sowohl die der Erfindungs- wie die der Zufallstheorie, schließt daher eigentlich die Annahme einer übernatürlichen Entstehung in sich. Beide führen also direct zur Wundertheorie: die erste, indem sie genöthigt wird, eine übermenschliche Intelligenz anzunehmen, die für den Menschen die Sprache erfunden habe; die zweite, indem sie einen Zustand des

[1]) Vgl. besonders Cap. V, S. 554 und Cap. VI, S. 9 ff.

Urmenschen und der Ursprache voraussetzt, der von dem des wirklichen Menschen und der wirklichen Sprache derart abweicht, dass er ihm gegenüber transcendent wird. So offenbart jede dieser Theorien eine besondere Affinität zu einer der beiden Hauptformen, in denen die nunmehr als letzte zu betrachtende Wundertheorie vorkommt.

### 4. Wundertheorie.

Die Wundertheorie ist in ihrer offenkundigen Form, in der sie ausdrücklich den unerklärlichen Ursprung der Sprache behauptet, eigentlich keine Theorie, sondern der Verzicht auf eine solche. Indem aber selbst in diesem Fall eine nähere Motivirung des eingenommenen Standpunktes nicht zu fehlen pflegt, kann man doch auch hier von einer Art von Theorie reden. Jene Motivirung besteht nun zumeist in dem Hinweis darauf, dass die Function der Sprache mit der ganzen Natur des Menschen auf das engste zusammenhänge, und dass daher das Wunder der Schöpfung der Sprache begreifen dasselbe heiße, wie das Wunder der Schöpfung des Menschen selbst begreifen. So lange das Entwicklungsprincip in seiner Anwendung auf die organische Natur überhaupt und vor allem auf den Menschen noch nicht zur Herrschaft gelangt war, konnte dieser Standpunkt in der That nicht als ungerechtfertigt gelten. War der Mensch mit allen seinen Gattungs- und Rasseneigenschaften, wie es sich noch Naturforscher wie Cuvier und Agassiz vorstellten, mit einem Mal entstanden, so ließ sich die Annahme kaum abweisen, dass zu jenen ursprünglichen Eigenschaften auch die Sprache gehört habe. Hier bildete diese höchstens dann noch ein von dem sonstigen Wunder der Schöpfung abzulösendes Problem, wenn man etwa im Anschluss an die Sagen vom goldenen Zeitalter eine absteigende Entwicklung annahm. Dann verband sich die Wunder- mit der Erfindungstheorie, und die Hypothese, dass Götter oder Heroen der Vorzeit die Sprache geschaffen hätten, mochte sogar die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Erfindungstheorie bis zu einem gewissen Grade zu beseitigen scheinen. Solchen mythologisirenden Vorstellungen gegenüber war es immerhin ein Fortschritt, wenn Herder in seinen »Ideen« den engen Zusammenhang der Sprache

mit der gesammten körperlichen und geistigen Organisation des Menschen betonte, die, wie sie von der des Thieres verschieden sei, so auch ein nur ihm eigenes Ausdrucksmittel der Gedanken erfordere[1]). Damit hatte sich Herder freilich von dem in seiner Jugendschrift unternommenen Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache aus nachahmenden Lauten weit entfernt. Aber bei den Mängeln, die diesem Versuch nach dem Standpunkt der Psychologie seiner Zeit und ohne die Basis einer allgemeineren Anwendung des Entwicklungsgedankens anhaften mussten, war immerhin die Anschauung der »Ideen« die reifere und, im Lichte der allgemeinen wissenschaftlichen Gedanken der Zeit betrachtet, auch die richtigere, da die ältere Schrift die Sprache gewissermaßen als eine nachträgliche, zu der ganzen psychophysischen Organisation des Menschen hinzutretende Bildung betrachtete, was in dem späteren Werk mit gutem Grund als unzulässig bezeichnet war. Mit Rücksicht auf die für jene Zeit maßgebenden Anschauungen ist daher diese Darstellung in Herders Ideen überhaupt eine Form der transcendenten Theorie, welche vor der Herrschaft des Entwicklungsgedankens eigentlich von selbst gegeben war. So ist denn auch W. von Humboldt in der großen Einleitung zu seinem Hauptwerk principiell im wesentlichen auf diesem späteren Standpunkt Herders stehen geblieben. So sehr er directe und indirecte Onomatopöie, Lautmetaphern und Lautanalogien heranzieht, um Verbindungen zwischen Laut und Bedeutung aufzuzeigen: diese Momente bleiben ihm doch immer nur Hülfsmittel, um die concreten Eigenthümlichkeiten der Sprache zu deuten; er will damit nicht im entferntesten ihren Ursprung überhaupt erklären. Dieser fällt ihm vielmehr mit der Mittheilung der Vernunft an den Menschen zusammen, einem ursprünglichen Schöpfungswunder, das unserer Erkenntniss ebenso wenig zugänglich sei wie der Ursprung der Dinge überhaupt[2]).

Doch schon bei Humboldt bricht durch dieses mystische Dunkel, das die Anfänge der Sprache umfängt, gelegentlich der Entwicklungsgedanke siegreich hindurch. Weist doch in der That die Geschichte

---

[1]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, viertes Buch, III.

[2]) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, Werke VI, vgl. bes. die einleitenden Betrachtungen.

wie die vergleichende Betrachtung der Sprachen überall eindringlich auf diesen Gedanken hin, wie er denn auch, was man nicht vergessen sollte, in der Sprachwissenschaft und in andern historischen Gebieten, nicht ohne den Einfluss Hegel'scher Geschichtsphilosophie, lange schon Wurzel gefasst hatte, ehe er für die physische Seite des Menschen innerhalb der Naturwissenschaft zur Anerkennung gelangte. Damit wurde nun aber auch die Wundertheorie in ihrer alten Gestalt unhaltbar. Gleichwohl sah sich die Sprachwissenschaft begreiflicher Weise außer Stande, aus eigenen Mitteln, bloß auf Grund der sprachgeschichtlichen Thatsachen, die immer nur in eine verhältnissmäßig kurze Vergangenheit zurückreichen, zu einer gesicherten, mit Psychologie und allgemeiner Culturgeschichte vereinbaren Anschauung durchzudringen. So bildete sich denn zunächst ausschließlich in der Sprachwissenschaft, und dann von ihr aus allmählich in weitere Kreise vordringend, eine eigenthümliche Modification der Wundertheorie, die, von halb romantischem halb skeptischem Charakter, in dieser Vereinigung widersprechender Eigenschaften ein treues Bild des Widerstreits der Motive ist, unter dem sie entstanden war. Auf der einen Seite suchte nämlich die Sprachwissenschaft alle sich ins Transcendente versteigenden Vermuthungen von sich abzulehnen. Nicht selten blickte sie darum sogar mit einer gewissen Geringschätzung auf die älteren Bestrebungen herab, den Ursprung der Sprache erklären zu wollen. Auf der andern Seite aber sah man sich doch genöthigt, von irgend welchen Voraussetzungen über diejenigen Anfangszustände auszugehen, welche der thatsächlichen geschichtlichen Entwicklung der Sprache substituirt werden müssten. In diesen Voraussetzungen wirkten aber noch sehr merklich die romantischen Gedanken nach, die der Entstehung der neueren Sprachwissenschaft fördernd zur Seite gestanden hatten. So einigte man sich denn im wesentlichen auf das folgende Glaubensbekenntniss: Der Ursprung der Sprache selbst ist ein transcendentes Problem und geht jedenfalls die Sprachwissenschaft als solche nichts an; denn diese hat es mit dem geschichtlich Nachweisbaren zu thun, nicht mit dem was der geschichtlichen Erfahrung oder den aus dieser zu ziehenden Folgerungen vorausgeht. Das letzte was die Geschichte der Sprache als Ausgangspunkt aller Wortentwicklung nachzuweisen vermag, ist aber die Sprachwurzel. Die »Wurzeln«, diese letzten

bedeutsamen Bestandtheile der Sprache, sind demnach als ursprünglich gegeben, als Wörter einer Ursprache vorauszusetzen, aus denen allmählich durch Verbindung, Abschleifung, Verfall und Wiederzusammenfügung die Sprache in ihrem geschichtlichen Leben geworden ist. Das Problem des Ursprungs der Sprache reducirt sich daher auf die Nachweisung der den Wörtern zu Grunde liegenden Wurzeln und in der Erschließung der ihnen zukommenden Urbedeutungen. Die Frage dagegen, wie die Wurzeln selber entstanden seien, ist transcendent und kann niemals Gegenstand wissenschaftlicher Beantwortung sein.

Nun ist es, wenn wir uns des früher hervorgehobenen hypothetischen Charakters der Wurzeln und ihrer Urbedeutungen erinnern, augenfällig, dass diese Theorie in einen unauflösbaren Widerspruch mit sich selber geräth, indem sie mit Emphase die Beschränkung auf die Thatsachen betont, jeden Schritt über diese hinaus als transcendentes Speculiren verwirft, dabei aber gleichzeitig einen Anfangszustand voraussetzt, der nichts weniger als ein gegebener ist, und der nach allem, was wir über das wirkliche Leben der Sprache wissen, niemals und nirgends existirt hat. Die Wurzeln sind Producte der grammatischen Analyse, nicht Urwörter der wirklichen Sprache. Die ihnen beigelegten Bedeutungen sind Resultate logischer Abstraction, nicht ursprüngliche Begriffe; und das Culturbild, welches diese angeblichen Bedeutungen von dem Zustand des Menschen in der Zeit der hypothetischen Wurzelsprache gewähren, ist ein innerlich unmögliches, weil es die wirkliche Entwicklung, so weit wir sie aus der Erfahrung kennen, vollständig auf den Kopf stellt, indem es die Wurzeln selbst als die Producte einer Cultur deutet, die nur auf Grund einer lange vorausgehenden, ohne die Sprache gar nicht denkbaren Entwicklung möglich wäre[1]). Der eigentliche Grund dieser schreienden Widersprüche liegt aber schließlich darin, dass diese Theorie, die sich so ängstlich bemüht, die Grenze des Transcendenten zu vermeiden, selbst ganz und gar transcendent ist. Auch ist sie das nicht in dem relativ erlaubten Sinne, in welchem sich das jenseits der Erfahrung Vorausgesetzte an das empirisch Gegebene als ein ergänzendes und zu ihm harmonisches Schlussglied anfügt,

[1]) Vgl. Cap. VIII, S. 460 f.

sondern in jenem falschen Sinne phantastisch-romantischer Transscendenz, die zu dem empirisch Gegebenen ein Ueberempirisches nach dem Princip des Gegensatzes construirt, indem sie dasselbe gerade mit solchen Eigenschaften ausstattet, die den Thatsachen der Erfahrung nicht zukommen. Wie in der alten Geschichtsphilosophie den Kämpfen, der Noth und Drangsal der geschichtlichen Erlebnisse der Völker das goldene Zeitalter, so steht der wirklichen Sprache mit dem nie rastenden Fluss innerer und äußerer Entwicklung ihre Wurzelperiode als ein an sich entwicklungsloser und in seiner Art vollendeter Urzustand gegenüber. Die Geschichte der Sprache zerfällt danach in zwei Perioden: Zuerst kommt eine vorgeschichtliche, wurzelhafte Zeit, in welcher der Mensch nur in isolirten Wurzeln seine Gedanken äußerte, dabei aber, weil die Wurzel eine verbale Natur hat, nicht die Gegenstände als solche, sondern die aus ihnen abstrahirten Thätigkeitsbegriffe benannte. Hierauf folgt dann die geschichtliche Zeit, in der man das Gegentheil von allem dem beobachten kann, was von jener Urzeit der Sprache behauptet wird. Hierin bewährt sich diese ganze Auffassung als eine Spielart der Wundertheorie, die wir etwa nach den bei ihr vorherrschenden Motiven als die skeptisch-romantische Form derselben bezeichnen können, und deren am meisten charakteristisches inneres Merkmal wohl darin besteht, dass sie an psychologischer Unmöglichkeit höchstens noch an der Erfindungstheorie eine ebenbürtige Genossin hat, während die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie wenigstens bestrebt sind, von wirklichen Thatsachen der Erfahrung auszugehen.

## III. Allgemeine Ergebnisse der psychologischen Untersuchung.

### Entwicklungstheorie.

Soll man gegenüber diesen vier Haupttheorien, die einer psychologischen Analyse der sprachlichen Erscheinungen mehr oder minder ferne stehen, die Forderungen und Voraussetzungen, zu denen die psychologische Betrachtung führt, mit dem Namen einer Theorie belegen, so wird diese wohl am einfachsten Entwicklungstheorie genannt werden können. Denn obgleich auch in den bisher

erwähnten Auffassungen auf gewisse wirkliche oder vermeintliche Entwicklungsmomente Werth gelegt ist, so lässt sich doch von ihnen sämmtlich sagen, dass ihnen der Grundgedanke einer eigentlichen Entwicklungstheorie fremd ist. Dieser Grundgedanke wird auch hier darin bestehen müssen, dass nicht irgend eine mögliche oder gar beliebig fingirte Entwicklung angenommen wird, aus der man sich die Sprache entstanden denken könnte, sondern dass man einerseits die thatsächliche Entwicklung der Sprache, so weit sie uns in der Beobachtung der Veränderungen der vorhandenen Sprachen oder der Entstehung neuer Sprachformen aus älteren zugänglich ist, und anderseits diejenigen Eigenschaften des menschlichen Bewusstseins, die dasselbe auf seinen unmittelbar unserer Beobachtung zugänglichen Stufen darbietet, zur einzigen Grundlage der Betrachtung nimmt. Das thut, trotz allen Bestrebens gewissen uns in der Erfahrung entgegentretenden Erscheinungen ihr Recht zu sichern, doch in Wahrheit keine der erwähnten vier Theorien. Von der Erfindungs- und der Wundertheorie ist das von vornherein nicht zu erwarten: sie nehmen ja gewissermaßen grundsätzlich ihren Standpunkt außerhalb des wirklich gegebenen menschlichen Bewusstseins. Aber auch die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie halten sich nur an beschränkte Erscheinungen der Sprache selbst und bemühen sich, mittelst dieser eine *mögliche* Entstehung zu construiren, ohne zu fragen, ob diese Construction mit den thatsächlich vorliegenden psychologischen Bedingungen übereinstimmt. Würden sie dies thun, so müsste ja z. B. die Nachahmungstheorie ohne weiteres einsehen, dass ein Trieb, äußere Gegenstände oder Vorgänge durch *Laute* nachzuahmen, als ein ursprünglicher unmöglich anerkannt werden kann, weil Sprachlaute überhaupt keine primäre Function des Bewusstseins, sondern immer nur Wirkungen sein können, die bestimmten Bewegungsfunctionen zugeordnet sind, dass also die Theorie in diesem Sinn als Ursache voraussetzt, was vermöge der Natur des menschlichen Bewusstseins höchstens als Wirkung möglich ist. Der psychologisch unhaltbare Standpunkt der Naturlauttheorie wird ferner schlagend durch die Frage gekennzeichnet, in der sie in ihren neueren Versuchen selbst das Ursprungsproblem zusammenfasst: durch die Frage nämlich, ob die Vernunft vor der Sprache, oder ob umgekehrt die Sprache vor der Vernunft sei. Da menschliche Sprache

und menschliches Denken sich immer und überall gleichzeitig entwickeln, so ist diese Frage überhaupt falsch gestellt. Die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins schließt die Entwicklung von Ausdrucksbewegungen, Geberden, Sprache nothwendig in sich, und auf jeder dieser Stufen äußert sich das Vorstellen, Fühlen und Denken in der ihr genau adäquaten Form: diese Aeußerung gehört selbst zu der psychologischen Function, deren wahrnehmbares Merkmal sie ist, sie folgt ihr weder nach, noch geht sie ihr voraus. Von dem Augenblick an, wo die Sprache auftritt, ist sie daher ein objectives Maß für die in ihr sich äußernde Entwicklung des Denkens, aber sie ist dies nur deshalb, weil sie selbst ein integrirender Bestandtheil der Functionen des Denkens ist. Als ein Product der Entwicklung muss sie ferner, gerade so wie die ihr entsprechende Form des Denkens, in den vorangegangenen geistigen Entwicklungen bedingt, sie kann nicht mit einem Male und unvorbereitet entstanden sein. Eben deshalb ist aber auch die Grenze zwischen Sprache und sprachlosem Naturzustand keine absolute. Ein Beobachter, dem vergönnt gewesen wäre, die Entwicklung der Sprache Schritt für Schritt mit seiner eigenen Wahrnehmung zu verfolgen, würde niemals in die Lage gekommen sein zu sagen: hier, in diesem Augenblick beginnt die Sprache, und dort, in dem unmittelbar vorangegangenen war sie noch nicht da. Als eine Ausdrucksbewegung, was sie auf allen ihren Entwicklungsstufen bleibt, geht sie vollkommen continuirlich aus der Gesammtheit der Ausdrucksbewegungen hervor, die das animalische Leben überhaupt kennzeichnen. Daraus erklärt sich zugleich, dass es, wie schon im Eingang dieses Buches bemerkt wurde, außer dem allgemeinen Begriff der Ausdrucksbewegung kein specifisches Merkmal gibt, durch welches anders als in willkürlicher Weise die Sprache sicher abgegrenzt werden könnte[1]. Wo irgend ein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also ein Bewusstsein vorhanden ist, da finden sich auch Bewegungen, die diese Vorgänge nach außen kundgeben. Diese äußeren Merkmale des psychischen Lebens begleiten dasselbe von Stufe zu Stufe, und sie vervollkommnen sich natürlich mit dem Inhalt, dem sie zugeordnet sind. Nun besteht für uns allerdings zwischen dem Bewusstsein selbst der niedersten

[1] Vgl. Cap. I, S. 31 f.

Menschenrasse und dem des vollkommensten Thieres eine Kluft, die wir durch keine Beobachtung direct auszufüllen im Stande sind. Diese Kluft ist aber nicht derart, dass die im Menschen beginnenden Entwicklungen nicht bereits beim Thiere in mannigfachen Vorstufen vorbereitet wären. Was in dieser Beziehung von den psychischen Functionen überhaupt gilt, das gilt auch von den Ausdrucksbewegungen, die zu jenen als ihre natürlichen Complemente gehören, und die Sprache ist demnach nichts anderes als diejenige Gestaltung der Ausdrucksbewegungen, die der Entwicklungsstufe des menschlichen Bewusstseins adäquat ist. Dieses menschliche Bewusstsein lässt sich ohne Sprache gerade so wenig denken, wie sich Sprache ohne menschliches Bewusstsein denken lässt. Darum sind beide mit einander und durch einander geworden, und die Frage, ob die Vernunft oder die Sprache das frühere sei, hat ebenso wenig einen Sinn wie die berühmte Streitfrage, ob das Ei oder die Henne früher sei.

Das Problem des Ursprungs der Sprache kann demnach auch nur insofern erwogen werden, als man es auf die Frage einschränkt, wie die dem Menschen eigenen und seiner Bewusstseinsstufe adäquaten Ausdrucksbewegungen zu Sprachlauten und damit allmählich zu Symbolen der Gedankeninhalte geworden sind, die nur in gewissen Ausnahmefällen eine Beziehung zu ihrer Bedeutung erkennen lassen. Da sich die Sprache voraussichtlich aus den einfacheren Formen der Ausdrucksbewegungen entwickelt hat, die, insbesondere die der Sprache am nächsten stehenden Geberden, noch eine unmittelbare Beziehung zu ihrer Bedeutung erkennen lassen, so dürfen wir schließen, dass auch dem Sprachlaut eine solche Beziehung ursprünglich nirgends gefehlt habe. Aber dieser Schluss gestattet es noch nicht, diese Beziehung nun auch ohne weiteres, wie es die Nachahmungstheorie thut, als eine d i r e c t e anzusehen. Vielmehr ist von vornherein in doppeltem Sinne eine i n d i r e c t e Beziehung nicht bloß an sich möglich, sondern eigentlich allein möglich: erstens und hauptsächlich, weil der nächste Ausdruck des psychischen Vorgangs die Articulationsbewegung, nicht der Laut ist, dieser also immer erst indirect, durch die Affinität von Sprachbewegung und Laut, mit jenem in Beziehung steht; und zweitens, weil die Lautbewegung in der begleitenden pantomimischen und mimischen Bewegung eine so wirksame Unterstützung finden kann, dass der Laut ursprünglich in vielen

Fällen erst durch diese begleitenden Geberden möglicher Weise seine Bedeutung empfangen haben wird. Das Bedeutsame an der ursprünglichen Sprachäußerung ist demnach nicht der Laut selbst, sondern die Lautgeberde, die Bewegung der Articulationsorgane, die, ähnlich wie andere Geberdenbewegungen, theils als hinweisende theils als nachbildende vorkommt, und die, das Geberdenspiel der Hände und des übrigen Körpers begleitend, im Grunde nur als eine besondere Species der mimischen Bewegungen dem Gesammtausdruck der Gefühle und Vorstellungen sich einfügt (Thl. I, S. 326). Eine Folgeerscheinung der Lautgeberde ist dann erst der Sprachlaut, der nun vermöge der Beziehungen zwischen Articulationsbewegung und Lautbildung natürlich ebenfalls noch eine gewisse Verwandtschaft zu dem was er ausdrückt besitzen kann. Doch bleibt diese Verwandtschaft stets eine indirecte, entferntere. Er würde daher wohl um so weniger von vornherein als ein vollkommener Ausdruck seiner Bedeutung aufgefasst werden, als selbst die dieser näher stehende Lautgeberde doch nur einen Theil des mimischen und pantomimischen Gesammtausdrucks bildet, der die augenblickliche Bewusstseinslage Andern kundgibt, so dass sie voraussichtlieh erst auf diesem Hintergrund der allgemeinen Geberdensprache ursprünglich eine sichere Deutung empfangen wird. Dem entspricht durchaus die Rolle, die noch heute in der Sprache der Naturvölker wie in der Sprachentwicklung des Kindes der Geberde als Hülfsmittel der Sprache zukommt[1]). Hiernach dürfen wir annehmen, dass sich die Lautsprache ursprünglich mit und an der Geberdensprache entwickelt, und dass sie sich erst allmählich unter dem Einflusse dauernden Zusammenlebens von ihr gelöst und verselbständigt hat. Ist der ursprüngliche Sprachlaut eine Lautgeberde, die zu einem wesentlichen Theil erst durch die sonstigen mimischen und die pantomimischen Bewegungen, die sie begleiteten, ihre Bedeutung gewann, so wird es aber eine feste, an und für sich unzweideutige Beziehung zwischen Laut und Bedeutung niemals gegeben haben. Wohl wird zu jeder Zeit, wenn durch irgend einen neuen Eindruck eine neue Lautgeberde ausgelöst wurde, diese, ebenso wie andere Geberden, innerhalb des vorhandenen Anschauungskreises als Ausdruck bestimmter Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen

[1]) Vgl. Cap. II, S. 141, und Cap. III, S. 281, 291 f.

von dem Redenden wie von seiner Umgebung empfunden worden sein, ebenso wie dies bei gewissen onomatopoetischen Lautbildungen noch heute geschieht. Solche Neubildungen zeigen jedoch deutlich, wie den Ausgangspunkt dieser Vorgänge überall nicht die »Lautnachahmung«, sondern die Lautgeberde bildet. Seine eigenen Articulationsbewegungen passt der Sprechende dem Eindruck an, den der Gegenstand auf ihn macht. Mithelfend wirkt dabei meist noch jetzt das sonstige Geberdenspiel. Einmal entstanden bleibt dann die Bedeutung des Lautes bestehen, auch wenn die begleitende Geberde hinwegfällt, und selbst wenn Lautgeberde und Laut ihre ursprüngliche Affinität zu dem Gegenstand eingebüßt haben. Gerade dann macht sich aber auch nicht selten, wenn der Eindruck dazu anregt, der Trieb geltend, der Lautbewegung eine neue Affinität zu dem was sie ausdrückt zu geben: so entstehen die mannigfachen Erscheinungen der secundären Onomatopöie.

Nicht der Zufall ist also Urheber des Sprachlautes, sondern dieser ist durch die begleitenden mimischen und pantomimischen Bewegungen ursprünglich vollständig in seiner Beziehung zu dem was er bedeutet determinirt: durch die mimischen Bewegungen direct, da die Lautgeberde selbst nur eine besondere Form mimischer Bewegungen ist; durch die pantomimische Bewegung indirect, da in Bezug auf diese die Lautgeberde und der von ihr abhängige Sprachlaut eine Mitbewegung darstellt, welche von den übrigen Componenten der gesammten Ausdrucksbewegung abhängt. Ausstrecken der Arme veranlasst z. B. andere Mitbewegungen als Zurückziehen derselben, energischere Geberden sind von heftigeren Lautgeberden begleitet u. s. w. So entsteht der Sprachlaut ganz und gar als ein naturnothwendiges Ergebniss der bei seiner Bildung obwaltenden psychophysischen Bedingungen, die sich nur im einzelnen Fall, theils weil sie an sich nicht mehr aufzufinden sind, theils weil der Sprachlaut selbst fortwährenden Veränderungen nach Laut wie Bedeutung unterworfen ist, meist unserer Nachweisung entziehen. Als ein Product der momentan vorhandenen psychophysischen Bedingungen ist aber die Lautgeberde kein mechanischer Reflex, sondern eben nur die einfachste psychophysische Reaction in der Sphäre der Bewegungsvorgänge: eine Trieb- oder eindeutig bestimmte Willenshandlung. Indem sie von Anfang an nicht bloß physisch,

sondern vor allem auch psychisch motivirt ist, wird nun die ganze hieran sich anschließende Entwicklung der Sprache zu einer Kette von Processen, in denen sich die geistige Entwicklung des Menschen selbst, vor allem seiner Vorstellungen und Begriffe, in unmittelbarer Treue spiegelt. In allem was ihr Wesen ausmacht, in Wortbildung, Satzfügung und Bedeutungswandel, ist so die Sprache nicht bloß ein äußerer Abdruck der allgemeinen Bewusstseinsvorgänge, sondern deren nothwendige Theilerscheinung. In diesem Sinne haben daher die vorangegangenen Capitel die hauptsächlichsten sprachlichen Erscheinungen zu verstehen gesucht: als Functionen des menschlichen Bewusstseins, in denen die fundamentalen Gesetze der Entwicklung dieses Bewusstseins zum Ausdruck kommen.

## IV. Wanderungen und Wandlungen der Sprache.

Das Problem des Ursprungs der Sprache in seiner überlieferten Form steht unter zwei Voraussetzungen, die, psychologisch von vornherein unhaltbar, allmählich auch der tiefer eindringenden prähistorischen Sprachforschung nicht länger standhalten konnten. Nach der einen dieser Voraussetzungen sollte der Mensch mehr oder minder plötzlich in den Besitz der Sprache getreten sein; nach der andern sollte es eine bestimmte Urperiode der Sprache gegeben haben, eine »Wurzelperiode«, in der sie während einer unbestimmten Zeit existirt habe, und deren Uebergang in die Periode der Wortbildung der erste geschichtlich noch aufzufindende Ausgangspunkt ihrer weiteren Entwicklung gewesen sei. Aus dieser zweiten Voraussetzung ergab sich die Forderung, es müsse für jedes nach Laut- und Bedeutungswandel der Wörter zureichend durchforschte Sprachgebiet die Reconstruction einer Ursprache möglich sein, die jenen Anfang seiner Geschichte annähernd getreu wiedergebe. Die Verwandtschaft gewisser Gruppen zusammengehöriger Sprachen sowohl nach dem Vorrath an Wurzeln, auf die die Wortanalyse zurückführte, wie nach den Gesetzen der Wort- und in manchen Beziehungen auch der Satzbildung führte dann von selbst zu dem Schlusse, dass aus jeder auf solche Weise zu reconstruirenden Ursprache allmählich im Laufe der Zeit eine Menge von Töchter- und Enkelsprachen hervorgegangen sei, analog wie von einem Elternpaar Generationen von Kindern und Kindeskindern abstammen,

die in gewissen allgemeinen Charakterzügen ihren Ureltern gleichen, während doch jedes Glied wieder mit den ihm näher verwandten durch zahlreichere Merkmale verbunden ist.

Von diesen Voraussetzungen ist zunächst die erste, die der plötzlichen Entstehung der Sprache hinfällig geworden, weil sie mit allem, was wir sonst über die Entwicklung des Menschen wissen, im Widerspruch steht und daher in irgend einer Weise auf die Wundertheorie zurückführt. Damit wird aber zugleich die zweite unhaltbar, dass in der Entwicklung der Sprache ein plötzlicher Uebergang von einem wurzelhaften Urzustand zur Wortbildung stattgefunden habe, wie sie sich denn auch vom Standpunkt der sprachlichen Analyse aus als eine bloße Fiction erweist. Sind so die Grundlagen beseitigt, auf denen das Ursprungsproblem in seiner früheren Gestalt ruhte, so sind nun nothwendig die weiteren Folgerungen begründeten Zweifeln ausgesetzt. Wenn es eine Wurzelperiode niemals gegeben hat, wenn das Material, aus dem unsere heutigen Sprachen aufgebaut sind, samt der Form, die dieses Material besitzt, in einer langen Vorgeschichte allmählich geworden ist, wie soll es dann möglich sein, überhaupt irgend eine Sprachform wiederherzustellen, die als wirklich gesprochene Ursprache zu einer größeren Gruppe verwandter Idiome, also z. B. zu den indogermanischen oder den semitischen, anzusehen wäre? Gesetzt selbst, dass mehrere Wörter durch ihre Uebereinstimmung in verschiedenen Gliedern der indogermanischen Familie auf Wörter zurückweisen, die bereits einer indogermanischen Grundsprache angehört haben mögen, so folgt daraus noch durchaus nicht, dass sie in dieser Grundsprache auch zur selben Zeit neben einander existirt haben; und wenn zwei Sprachen der gleichen Familie ein bestimmtes Wort gemeinsam besitzen, so wird kaum mit voller Sicherheit zu entscheiden sein, ob es die eine von der andern entlehnt, oder ob es jede aus der gleichen Muttersprache überkommen habe. Mag sich auch diese Alternative mehr und mehr zu Gunsten der zweiten Annahme verschieben, wenn die Zahl der das Wort besitzenden Einzelsprachen zunimmt, so fließen doch der Natur der Sache nach diese Grenzen zwischen Vererbung und Entlehnung vielfach unsicher in einander. Entlehnungen aber, und zwar nicht bloß solche am Wortvorrath, sondern auch Einwirkungen auf die Laute, auf Wortbildung, Betonung und Satzfügung können

schließlich selbst zwischen Sprachen stattfinden, die überhaupt nicht auf eine und dieselbe Grundsprache zurückgehen, sondern bloß durch die geographische Nachbarschaft derer, die sie sprechen, in Wechselwirkung getreten sind. Solche Beziehungen scheinen in der That z. B. zwischen dem Finnischen und den nordeuropäischen Zweigen des Indogermanischen sowie zwischen den arischen Gliedern des letzteren und der turanischen Abtheilung der altaischen Sprachen stattgefunden zu haben. An der Hand der Vergleichung des Wortvorraths und einzelner grammatischer Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Hauptzweige der indogermanischen Familie hat ferner Johannes Schmidt nachgewiesen, dass zwar gewisse dieser Sprachen mehr Beziehungen zu einander besitzen als andere, dass aber auch zwischen den sonst entlegeneren ein gemeinsamer Besitz, der nur ihnen eigenthümlich ist, nicht ganz fehlt, und dass sichtlich die geographische Nachbarschaft der Sprachgebiete, falls sie für eine längere Zeit bestanden hat, ein wichtiger Factor solcher Verbindungen ist[1]). Damit kann natürlich die Thatsache nicht beseitigt werden, dass die indogermanischen Sprachen, ebenso wie in ihrer Weise die semitischen, eine Einheit bilden, deren Glieder unvergleichlich viel enger zusammenhängen als irgend welche sonst einander fremde Gebiete, zwischen denen gelegentlich Beziehungen aufzufinden sind; und ebenso wenig wird man in jenem Fall die Uebereinstimmungen auf bloße Berührungseinflüsse zurückführen können. Wohl aber wird unter diesen Umständen der Begriff einer »indogermanischen Ursprache« nur noch als ein hypothetischer Grenzbegriff zu betrachten sein, in dem die gemeinsamen Eigenschaften der ganzen Sprachfamilie nach Anleitung der für jeden dieser Zweige geltenden Lautgesetze auf ihre wahrscheinlichen gemeinsamen Ausgangspunkte zurückverfolgt sind. Dies schließt jedoch keineswegs die Annahme ein, dass eine Sprache, die alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, jemals wirklich existirt habe, da nicht nur die einzelnen auf diesem regressiven Wege gefundenen Elemente sehr verschiedenen Zeiten angehören können, sondern außer ihnen noch unbestimmt viele andere vorhanden gewesen sein

[1]) Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, 1872. Vgl. dazu außerdem die kritischen, für die relative Berechtigung der genealogischen Hypothese eintretenden Bemerkungen von A. Leskien, Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. 1876. Einleitung.

mögen, von denen keine Spuren zurückgeblieben sind. Vollends nach den späteren Bedeutungen der in unsern Sprachen erhalten gebliebenen Lautcomplexe auf die Bedeutung zurückzuschließen, die sie zu einer Zeit besaßen, da sie noch einer und derselben Sprache angehörten, ist nach allem, was wir über die Ursachen und Gesetze des Bedeutungswandels wissen, ein höchst unsicheres Unternehmen, da auf den Bedeutungswandel gerade jene concreten geschichtlichen Bedingungen, die man erst erschließen möchte, von entscheidendem Einflusse sind. Alle Annahmen über die primitive Cultur der hypothetischen Indogermanen sind darum wohl in das Gebiet der wissenschaftlichen Mythenbildungen zu verweisen; und nicht viel anders wird man über die mannigfachen Versuche denken können, die Urheimath dieser Völkerfamilie aufzufinden. Auch diese Versuche mögen bis zu einem gewissen Grad als Veranschaulichungen der aus bestimmten Thatsachen sich als wahrscheinlich ergebenden Beziehungen der indogermanischen Stämme zu einander und zu andern Völkerrassen dienen, — den Charakter wissenschaftlicher Ergebnisse werden sie schwerlich gewinnen können, da gerade die Momente, die allein für eine Ortsbestimmung mit einiger Sicherheit verwerthbar sein würden, die in der Sprache erhaltenen Anklänge an die einstige Naturumgebung, in Folge der Wirkungen des Bedeutungswandels entweder völlig verwischt oder so unbestimmt sind, dass sie eine eindeutige Folgerung nicht zulassen[1]).

Die Völkerpsychologie interessiren diese geographisch-ethnologischen Probleme nur insofern, als bei ihnen bestimmte Vorstellungen über die Wanderungen und Wandlungen der Sprache in Frage kommen. Hier führen aber alle die eben angedeuteten Erwägungen zu einem Resultat, das mit dem bei dem Problem der ursprünglichen Wortbildung bereits gewonnenen übereinstimmt. Die Entstehung jener älteren Sprachfamilien, deren hypothetische Ursprache für uns

---

[1]) Vgl. die kritische Uebersicht der Hypothesen über diesen Gegenstand bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte,[2] 1890, S. 111 ff., und dazu: Kossinna, Die ethnologische Stellung der Ostgermanen, Indogermanische Forschungen, herausgeg. von Brugmann und Streitberg, VII, 1897, S. 276 ff. A. Hedinger, Die Urheimath der Germanen, Neue Jahrbücher für klassisches Alterthum etc. von Ilberg und Richter, III, 1899, S. 568 ff. H. Hirt, ebend. S. 570. C. Nörrenberg, Globus, LXXVII, 1900, Nr. 23, 24.

jenseits aller nachweisbaren historischen Zusammenhänge liegt, werden wir uns im großen und ganzen nicht anders denken können, als wie die Entstehung der neueren Sprachgruppen aus ihren noch in selbständigen Litteraturdenkmälern erhaltenen älteren Formen[1]. Wie die heutigen romanischen Sprachen aus dem Lateinischen unter mehr oder minder starker Beeinflussung der Sprachen der Urbevölkerungen und der angrenzenden Volksstämme hervorgegangen sind, so wird wohl auch für die indogermanischen Idiome eine gemeinsame Grundsprache vorauszusetzen sein, die ihnen ihr übereinstimmendes Gepräge gab, nur dass hier freilich allem Anscheine nach die Abzweigung in eine Zeit fiel, in der die Sprache äußeren Einflüssen zugänglicher war, — und dass die Periode der Abzweigung der einzelnen möglicher Weise langsamer erfolgte als die mit den gewaltigen Völkerbewegungen im Anfang des Mittelalters zusammenfallende Entstehung der romanischen Nationen. Aber wie nun die gemeinsame Grundsprache des Romanischen, das Lateinische, selbst wieder in einer früheren Zeit aus irgend einem Dialekt einer älteren Sprachform unter dem Einfluss von Sprachmischungen und von inneren Wandlungen, unterstützt durch Wanderungen und Rassenmischungen, hervorging, so wird auch jene für uns nur noch in unbestimmten Umrissen erschließbare indogermanische Grundsprache ihrerseits nicht bloß ein Anfangs-, sondern selbst wiederum ein Endpunkt einer Entwicklung sein, deren wirkende Factoren wohl für alle Zeit der Nachweisung entzogen bleiben. So wird, auch von dieser Seite betrachtet, der Ursprung der Sprache ein ins unbegrenzte verlaufendes Problem. Dieser Ursprung ist eben kein einmaliger Vorgang, sondern eine Entwicklung, die das ganze Leben der Sprache umfasst und, wie sie heute noch nicht abgeschlossen ist, sondern in fortwährenden Neubildungen und Umbildungen andauert, so nach rückwärts nirgends ein Ende nimmt, sondern in die allgemeine Entwicklung des Menschen selbst ausmündet. Drei Bedingungen aber sind es, die in diese Entwicklung vor allem bestimmend eingreifen, und von denen je nach dem sonstigen Einfluss der Lebensschicksale bald die eine bald die andere in den Vordergrund tritt: die Ueberlieferung der von der vorausgegangenen Generation gesprochenen

[1]) Vgl. Cap. V, S. 626.

Sprache, die Mischung verschiedener Sprachen in ihrem Einfluss auf Lautbildung, Wortvorrath und syntaktische Eigenschaften, und endlich die allmählichen, sogenannten spontanen Aenderungen, denen die Sprache, wie alle Lebensfunctionen, unterworfen ist, und die wieder in naher Beziehung zu den allgemeinen Cultureinflüssen stehen. Alle diese Bedingungen so viel als möglich zu sondern und in ihren Wechselwirkungen zu verfolgen, ist die Aufgabe der Sprachgeschichte. Je mehr aber bei der Betrachtung dieser Vorgänge die erste jener Bedingungen, die Rückbeziehung auf eine gemeinsame Grundsprache, in ihrem natürlichen Verhältnisse zu den andern betrachtet wird, um so mehr stellt sich das genealogische Bild der Abstammung und einer der Blutsverwandtschaft der Glieder einer Familie analogen Beziehung der Theile einer Sprachengruppe zu einander als ein schiefes und im letzten Grunde eigentlich falsches Bild dar. Durch Tradition von der älteren auf die jüngere Generation, also nicht im geringsten durch einen Vorgang, welcher der Fortpflanzung der Individuen irgendwie ähnlich wäre, vererbt sich die Sprache. Diese Vererbung kann bald zwischen Individuen vor sich gehen, die auch physisch mit einander verwandt sind, bald kann sie in Folge von Völkerverschiebungen und Sprachmischungen Glieder anderer Abstammung ergreifen. Darum können Völker, die nicht oder wenig blutsverwandt sind, verwandte Sprachen reden, und umgekehrt können zwischen blutsverwandten Völkern erhebliche sprachliche Trennungen eintreten. Denn die Sprache ist kein lebendes Wesen, das von einem andern Wesen ähnlicher Art herstammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist eine lebendige Bethätigung des menschlichen Geistes, die sich, wie alle andern geistigen Functionen, mit den äußern und innern Bedingungen verändert, denen der Mensch unterworfen ist. Eben deshalb aber, weil sie nicht ein selbständiges Dasein außer dem Menschen führt, ist sie um so mehr ein treuer Abdruck des menschlichen Geistes selbst, und trägt in jeder ihrer besonderen Formen die Spuren der Natur- und Culturbedingungen an sich, denen der Mensch in seiner eigenen Lebensgeschichte und in der seiner Vorfahren unterworfen war.

---

# Berichtigungen und Nachträge[1]).

## Zu Theil I.

Cap. I. S. 80 ff. Gleichzeitig mit der Ausgabe des ersten Theils erschien: Die Mimik des Menschen auf Grund voluntarischer Psychologie von Henry Hughes, 1900, mit 119 Abbild. Das Werk ergänzt in seinem descriptiven Theil in mancher Beziehung die Beobachtungen Piderits, namentlich in der Analyse der Bewegungen der Mundmuskulatur und gewisser die mimischen Symptome begleitender pantomimischer Bewegungen. Theoretisch betont der Verf., dass in den bisherigen Erörterungen die Beziehung der Bewegungen zu den Sinneseindrücken allzu wenig beachtet worden sei, und er sucht durchweg die Erscheinungen aus den unmittelbaren psychophysischen Grundlagen der Gefühle und Triebe abzuleiten. — Ein reiches Material an Beobachtungen, das freilich mehr im künstlerischen als im psycho-physiologischen Interesse gesammelt, und das schon nach der Art seiner Entstehung nicht ganz einwandsfrei ist, enthalten Albert Borées Physiognomische Studien, 119 Autotypien nach Naturaufnahmen nebst einem kurzen erläuternden Text (Stuttgart 1899). Der Verf., der selbst Bühnenkünstler ist, hat bei den verschiedensten Affecten und Stimmungen den seinem eigenen Gesicht willkürlich gegebenen physiognomischen Ausdruck photographisch fixirt. Manche der so zu Stande gekommenen Bilder sind ziemlich treue Wiedergaben der natürlichen Affecte, andere sind zweifelhaft und noch andere in einzelnen Zügen verfehlt. Auch wird man, wie ich glaube, keine einzige dieser Autotypien betrachten können, ohne unmittelbar den Eindruck zu haben, dass der mimische Ausdruck ein willkürlicher, kein natürlicher ist. Dieser Eindruck beruht wohl darauf, dass der Künstler gewisse mimische Züge

---

[1]) Einen großen Theil der folgenden Berichtigungen verdanke ich der Güte meines verehrten Collegen K. Brugmann, der überdies den Schluss des zweiten Theils in den Correcturbogen gelesen und in dem Capitel über den Bedeutungswandel die in das indogermanistische Gebiet einschlagenden Beispiele geprüft und erforderlichen Falls berichtigt oder durch bessere ersetzt hat.

übertrieben, andere aber von mehr begleitendem Charakter, die gleichwohl für den Gesammtausdruck bedeutsam sind, vernachlässigt hat. Auf der Bühne wird ein solches Mienenspiel ja immer noch die beabsichtigte Wirkung thun, vielleicht ist hier sogar eine gewisse Uebertreibung der besonders hervortretenden Erscheinungen nothwendig. Die treue Darstellung der wirklichen Affectäußerung kommt aber doch dabei zu kurz. So fehlen z. B. bei der beobachtenden Physiognomie (Fig. 104) die senkrechten Stirnfalten gänzlich; in Folge dessen nimmt das Gesicht im Gegentheil den Ausdruck träumerischer Versunkenheit und Zerstreutheit an. Die Fig. 119 soll »Körperschmerz höheren Grades« ausdrücken, sie enthält aber nicht einmal alle für leichtere Grade des Schmerzes charakteristischen Züge und macht in Folge dessen einen unsicheren, vieldeutigen Eindruck. Beim höchsten Schmerz sind die Augen nicht geschlossen, sondern durch Emporziehen des oberen Augenlides weit geöffnet; ebenso ist der Mund über den fest zusammengepressten Zähnen nicht halb geschlossen, sondern geöffnet, während sich die gesammte mimische Muskulatur in krampfhafter Spannung befindet (vgl. oben Fig. 21, S. 108), u. s. w.

Cap. II. S. 146 und 230. Zu der im Text als Beispiel einer »erfundenen« Geberdensprache angeführten Zeichensprache der Cisterziensermönche könnten als eine weitere Abart auch die sogenannten »Kennzinken« der Gauner gestellt werden (*Zink* vielleicht volksetymologische Umbildung von *signum*). Sie nehmen freilich dadurch, dass sie, wie die Gaunersprache überhaupt (siehe oben Thl. I, S. 569) eine Geheimsprache ist, einen etwas abweichenden Charakter an. Zugleich hängen sie mit der früher weit verbreiteten, jetzt aber unter dem Einflusse der eingetretenen Beschränkungen des Vagabunden- und Gaunerwesens seltener gewordenen Bilderschrift der Gauner nahe zusammen. Vgl. hierüber Hanns Gross, Handbuch für Untersuchungsrichter,[3] 1899, S. 261, 275 ff., und des gleichen Verf.'s Abhandlung »die Gaunerzinken der Freistädter Handschrift«, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, II, 1899, S. 1 ff. Unter den Zeichen dieser Bilderschrift fordern namentlich die »allgemeinen Mittheilungszinken«, d. h. diejenigen, die zur Bezeichnung der gewöhnlichen Gegenstände und Erlebnisse dienen, zur Vergleichung mit andern Arten von Bilderschrift, z. B. mit derjenigen der Indianer, heraus. In der That herrschen manche Uebereinstimmungen, abgesehen davon, dass natürlich der besondere Gesichtskreis des Gauners sich geltend macht. So bezeichnet der Gauner, ähnlich wie der Nordamerikaner, die Nacht durch eine gewölbte Decke, die Freude oder ein

freudiges Ereigniss durch ein Herz. Zwei dachähnlich sich an einander lehnende schräge Linien, die dem Indianer ein Zelt oder Haus bedeuten, sind ihm Zeichen des Gefängnisses. Wird damit noch das gleiche Zeichen in umgekehrter Stellung combinirt, so ist dies das Symbol der Enthaftung. Eine große Rolle spielen überhaupt die symbolischen Zeichen: so bezeichnet eine aufrecht stehende gerade Linie standhaftes Leugnen, eine horizontale Linie dagegen Eingeständniss, u. s. w. (Archiv für Kriminalanthropol. II, S. 33 ff., dazu Taf. 20 ff.)

Cap. III. S. 325, Fußnote 2. Ob unter die Bezeichnungen für 'Essen' sanskr. *mâṁsa* gestellt werden darf, ist zweifelhaft, da der Grundbegriff des Wortes unsicher ist.

S. 337, Z. 5 v. o. lies *klu* hören sanskr. *çru* (statt *kru* und *cru*).

S. 337, Z. 7 v. o. lies *liquere* statt *liqui*.

Cap. IV. S. 427 Z. 17 v. o. ist *klimmen* aus *klimben* irrthümlich unter die Beispiele regressiver Assimilation gerathen, während es zur progressiven gehört.

S. 427 Z. 2 v. u. ff. sind die Beispiele **bhratôr* zu ind. *bhrâtar*, ahd. *pittar* zu *pittarâ* zu streichen, da der Uebergang von idg. *o* in ind. *a* dem regelmäßigen Lautwandel zufällt, und ebenso ahd. *bittirî* oder *pittirî* (nicht *pittarâ*) nicht hierher gehört. Als Beispiele progressiver Vocalassimilation aus indogermanischem Gebiet würden sich statt dessen etwa lat. *fulguris* aus **fulgoris* (vgl. *temporis*), ahd. *hōhona* aus *hōhana* 'von oben' (mit Angleichung des Vocals der zweiten Silbe an den der ersten) anführen lassen.

S. 429 Z. 9 und 10 v. o. lies **dhidhēti* in skr. *dadhāti*, *θριχός in τριχός.

S. 429 Z. 1 v. u. streiche lat. *esum* in *sum*.

S. 430 Z. 1 v. o. streiche πρόσθεν in πρόσθε und statt λέοντ in λέων lies *γέροντ (Vocativ) in γέρον.

Z. 7 v. o. lies καρτερός und κρατερός.

Z. 11 v. o. streiche *audībant* für *audiebant*.

Z. 14 v. o. streiche *absque* für *abque*.

S. 433 Z. 2 v. u. lies **dhidhēti* in *dadhāti*.

S. 479 Z. 16 v. u. *Leinwand* mhd. *linwât* gehört zu *wât* Gewand, Gewandstoff. Ob es mit *weten* binden zusammenhängt, ist, wie mir H. Paul mittheilt, zweifelhaft. Die dann folgende Ableitung von *unverfroren* aus ndd. *verfēren* 'erschrecken' ist nach demselben Gelehrten schwerlich richtig.

S. 484 Fußnote 1. Der hier angeführten Litteratur über Volksetymologie ist noch beizufügen: Otto Keller, Lateinische Volksetymologie und Verwandtes, 1891. Das Werk enthält namentlich in den volksetymologischen Umgestaltungen von Orts- und Personennamen sowie in den Angleichungen lateinischer und griechischer Lehnwörter zahlreiche culturhistorisch wie psychologisch interessante Beispiele.

Cap. V. S. 549 Fußnote 1 Z. 3 v. u. statt Unverwandtschaft lies Urverwandtschaft.

S. 579 Z. 4 v. u. und 580 Fußnote 1 Z. 5 v. u. ist *tutuli* zu streichen. Dafür setze *pupugi* (vorklassisch *pepugi*).

S. 583 Z. 1 v. u. ist *kaka* Hahn zu streichen und *kiki* Holzhäher (statt Pfau) zu lesen.

S. 586 Z. 7 v. o. Bei den hier aus indogermanischem Gebiet angeführten Verdoppelungsformen zur Bezeichnung einer Mehrheit von Gegenständen ist wahrscheinlich durchweg die Reduplication eine secundäre Erscheinung. Lat. *mamma* (fr. *mamelle*) ist aus **madmā* (zu *madeo*) entstanden, wobei *-mā* Suffix ist. Böhm. *cecek*, alban. *sisę̊* (nicht *sisa*), deutsch *Zitze* sind ebenfalls wahrscheinlich verbale Ableitungen, wie man annimmt mit dem Grundbegriff 'saugen'. Es scheint daher, dass die Reduplication zur Bezeichnung einer Zweiheit oder Mehrheit von Gegenständen auf indogermanischem Gebiet überhaupt als primäre Erscheinung nicht vorkommt, ein Ergebniss, durch welches, wie man sieht, die an das Schema S. 593 geknüpfte Bemerkung, die hier durch die linke und rechte Seite dargestellten Sonderentwicklungen gehörten im allgemeinen auch abgesonderten Sprachgebieten an, um so mehr an Geltung gewinnt.

S. 589 Z. 1 v. u. Die hier angeführten deutschen Intensivbildungen *schmücken* zu *schmiegen*, *bücken* zu *biegen*, *stecken* zu *stechen* u. a. werden gegenwärtig von der Mehrzahl der Germanisten als Producte einer Assimilation des n-Suffixes an den »Wurzelauslaut« angesehen, wodurch Stämme auf *pp*, *tt*, *kk* entstanden, ein Vorgang, der aber dann auch auf andere Stämme übertragen worden sei, um Intensiva und Iterativa zu bilden. So ist nhd. *plăcken* zu *plāgen* eine solche Intensivbildung, aber sehr neuen Ursprungs, da das Verbum *plāgen* selbst erst von dem Fremdwort *Plāge* abgeleitet ist. Vgl. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik,[2] II, 1899, S. 86 f., dazu Brugmann, Grundriss, I,[2] S. 817 f. und II, S. 978.

S. 603 Fußnote 1 lies Brugmann, Grundriss, II, S. 3 ff. (statt I).

## Zu Theil II.

Cap. VI. S. 17 Z. 11 v. u. ff. Zu den hier über die Begriffsclassen der Nomina in den Bantusprachen gemachten Angaben ist zu bemerken, dass die Zahl der wirklichen Classenpräfixe nach den Feststellungen von Bleek (in seiner Comparative Grammar of South African Languages, II, 1869) und C. Meinhof (Grundriss der Lautlehre der Bantusprachen, Abhandl. für die Kunde des Morgenlandes, XI, 2, 1899, S. 12 u. 200f.) ungefähr doppelt so groß ist als die Zahl der angegebenen Begriffsclassen. Dies hat darin seinen Grund, dass diese Determinationselemente nicht bloß unseren Stammbildungs-, sondern auch unseren Numerus- und zum Theil unseren Casussuffixen entsprechen. Die durch Präfixe der letzteren Art hervorgebrachten Unterscheidungen kann man dann als Unterabtheilungen der eigentlichen Begriffsclassen ansehen. Dabei besteht aber allerdings eine wesentliche Abweichung von den Suffixbildungen unserer Sprachen darin, dass jene beiden Arten von Classenpräfixen vollständig in einander fließen. So bezeichnet z. B. das Präfix *umu* den Sing. 'Mensch', *ava* 'Menschen' im Plur., *ama* 'Flüssigkeit' als Sing., *iki* 'Flüssigkeiten' Plur. Ein gegebenes Präfix ist also immer gleichzeitig Begriffs- und Numeruszeichen. Darin spricht sich offenbar aus, dass beiderlei Begriffsmodificationen hier überhaupt nicht bestimmt unterschieden werden. Hiermit steht nun auch vollkommen im Einklang, dass, wie mir der gründliche Kenner der Bantusprachen, Herr Pastor Meinhof, brieflich mittheilt, ein Pluralpräfix in der Bedeutung eines Collectivums vorkommen kann. Nach Analogie mit vielen andern sprachlichen Erscheinungen darf man wohl annehmen, dass hier das Collectivum der ältere Begriff sei, aus dem erst der Plural hervorging. Ein Menschenschwarm ist aber auch qualitativ etwas anderes als ein einzelner Mensch: er gehört in diesem Sinn in eine andere Begriffsclasse. Parallel damit geht die weitere Erscheinung, dass eine der Singularclassen (11 nach Bleek) gewissermaßen ein specifischer Singular, eine Classe der »Vereinzelung« ist, indem das betreffende Präfix bloß von solchen Einzelwesen gebraucht wird, die gewöhnlich im Plural vorkommen, wie Bienen, Stücke Brennholz, Grashalme u. dergl. Auch hier bildet eben der Singularbegriff eigentlich noch eine qualitative Begriffsclasse, und es ließe sich wohl denken, dass von solchen Fällen die Bildung des abstracteren Begriffs der Einzahl ausgegangen wäre. Noch ist, als ein für diese Begriffsübergänge besonders charakteristisches Beispiel bemerkenswerth, dass Thiere, wenn sie in der Fabel redend auftreten, das Classenpräfix des Menschen annehmen, und dass in manchen Sprachen der Bantugruppe dieser Uebergang

allgemein geworden, so dass dann auf diese Weise eine allgemeinere Classe der lebenden Wesen entstanden ist.

S. 31 Fußnote 1 Z. 3 v. u. lies aind. *viṁçati* statt *visati*.

S. 39 Fußnote 2 Z. 2 und 1 v. u. lies: Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra, 1889.

S. 132 Z. 19 v. o. lies *bharâ-mi* statt *bhara-mi*.

S. 169 Fußnote 1 Z. 17 v. o. lies: (idg. **ēs-mai* griech. ἧμαι 'ich sitze').

S. 211 Z. 10 v. u. lies *bâri* statt *bari*.

S. 212 Z. 16 v. o. Dass *quum* (*quom*) und *quam* Acc. masc. und fem. seien (Lindsay, Die lat. Sprache, S. 695 f.), wird mit guten Gründen bestritten. Nach H. Hirt sollen in Partikeln wie *tum*, *num*, *quom*, *dum* alte Instrumentale auf *-ōm* stecken (Indogerm. Forschungen von Brugmann und Streitberg, I, 1892, S. 26).

S. 292 Fußnote 1. Wie in der ἀπὸ κοινοῦ genannten Construction, so bieten namentlich auch noch in andern Satzfügungen unsere neueren Sprachen nicht selten namentlich in Dialekten und in der gewöhnlichen Rede Abweichungen vom regelmäßigen Satzbau, die innerhalb anderer Sprachformen als reguläre Erscheinungen vorkommen und hier meist als Symptome einer gewissen »Formlosigkeit« betrachtet werden. Dahin gehört z. B., dass ein Numerus- oder Casussuffix nicht mit dem Nomen, zu dem es logisch gehört, verbunden wird, sondern mit irgend einem Attribut, manchmal sogar mit einer an das Nomen sich anlehnenden Partikel. So entstehen Erscheinungen, analog denen, wie sie in Bezug auf die Uebertragung der Numerusbezeichnung auf S. 12 und 36 aus dem Polynesischen angeführt sind, aber auch sonst noch mannigfach vorkommen. So im Englischen *the man I saw yesterday's son* 'der Mann dessen Sohn ich gestern sah', ein Satz, in welchem sich Mangel des Relativpronomens und Verschiebung des Genitivsuffixes auf ein mit dem Nomen verbundenes Adverb neben einander vorfinden. (Vgl. O. Jespersen, Progress in Language, 1894, p. 308, wo noch einige ähnliche Beispiele angeführt sind.)

S. 424 Z. 12 v. o. ff. Eine sorgfältige und sehr reiche Sammlung solcher »Scheideformen« aus dem Gebiet der romanischen Sprachen bietet Carolina Michaëlis, Studien zur romanischen Wortschöpfung, 1876. Vgl. bes. das Verzeichniss S. 221 ff.

S. 432 Z. 14 v. o. Ich möchte nicht unterlassen, hier hervorzuheben, dass die Forderung nach einer exacteren Behandlung des Bedeutungswandels trotz der verbreiteten Vorstellungen von Zufall und Launenhaftigkeit auch schon von sprachwissenschaftlicher Seite erhoben worden ist.

So bemerkt Brugmann: »Es gibt nicht nur Gesetzmäßigkeiten im Lautwandel, sondern auch gewisse Regelmäßigkeiten in den Bedeutungsverschiebungen. Wie jene, so hat der Etymologe auch diese zu berücksichtigen. In unsern größeren Wörterbüchern liegt bereits ein reiches Material aufgespeichert, auf Grund dessen sich viele Gleichmäßigkeiten in der Geschichte der Bedeutung der Wörter constatiren lassen.« (Anzeiger für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde, herausgeg. von Streitberg, V, 1895, S. 17 f.) Brugmann gedenkt hierbei besonders der Artikel Rud. Hildebrands im Deutschen Wörterbuch.

S. 450 Fußnote 1. Als weitere Ausführungen der teleologischen Interpretation in ihrer besonderen Anwendung auf die »Scheideformen« könnten hier noch die allgemeinen Erörterungen von Carolina Michaëlis in ihren Studien zur romanischen Wortschöpfung, S. 13 ff., angeführt werden.

---

# Register.

(Bearbeitet von R. Müller.)

---

Die Seitenzahlen des zweiten Theils sind durch ein Sternchen bezeichnet.

---

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.